GOETHE-JAHRBUCH 2007

Band 124

Wallstein

Goethe-Jahrbuch 2007
Band 124

GOETHE-JAHRBUCH

Im Auftrag
des Vorstands der Goethe-Gesellschaft
herausgegeben
von
Werner Frick, Jochen Golz, Albert Meier
und Edith Zehm

EINHUNDERTVIERUNDZWANZIGSTER BAND
DER GESAMTFOLGE

2007

WALLSTEIN VERLAG

Redaktion: Dr. Petra Oberhauser

Mit 7 Abbildungen

Gedruckt mit Unterstützung
des Thüringer Kultusministeriums

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernsehsendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

© Wallstein Verlag, Göttingen
www. wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Sabon
Umschlag: Willy Löffelhardt
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen

ISBN (print) 978-3-8353-0245-7

ISBN (eBook, pdf) 987-3-8353-2197-7

ISSN: 0323-4207

Inhaltsverzeichnis

15 *Vorwort*

17 *Rede des Präsidenten der Goethe-Gesellschaft zur Eröffnung der 80. Hauptversammlung*
Dr. habil. Jochen Golz

23 *Grußwort des Ministerpräsidenten des Freistaates Thüringen*
Dieter Althaus

25 *Grußwort des Stadtkulturdirektors der Stadt Weimar*
Dr. Felix Leibrock

27 *Vorträge während der 80. Hauptversammlung*

27 Wolfgang Frühwald
»Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden […]?«. Bild und Erfahrung der Natur bei Goethe

38 Michael Mandelartz
Der »Bezug auf sich selbst«. Zum systematischen Zusammenhang von Literatur und Wissenschaft bei Goethe

48 Holger Helbig
Der »Bezug auf sich selbst«. Zu den erkenntnistheoretischen Implikationen von Goethes Naturbegriff

60 Michael Jaeger
Kontemplation und Kolonisation der Natur. Klassische Überlieferung und moderne Negation von Goethes Metamorphosedenken

74 Rüdiger Görner
Unter Zitronenblüten und Narren. Schwellen zwischen Natur und Gesellschaft in Goethes »Italienischer Reise«

85 Hee-Ju Kim
Ottilie muß sterben. Zum ›Ungleichnis‹ zwischen chemischer und menschlicher Natur in Goethes Roman »Die Wahlverwandtschaften«

96 Larissa Polubojarinova
Der Naturdiskurs in den »Wahlverwandtschaften«

105 Yoshito Takahashi
Goethes Farbenlehre und die Identitätsphilosophie

115 Manfred Wenzel
Natur – Kunst – Geschichte. Goethes Farbenlehre als universale Weltschau

126 Martin Basfeld
Die vier Elemente in Goethes Witterungslehre

133 Gernot Böhme
»Mir läuft ein Schauer übern ganzen Leib« – das Wetter, die Witterungslehre und die Sprache der Gefühle

142 Karl Richter
Natur und Naturwissenschaft in Goethes Alterslyrik

153 Giovanni Sampaolo
Raum-Ordnung und Zeit-Bewegung. Gespaltene Naturerkenntnis in »Wilhelm Meisters Wanderjahren«

161 Manfred Osten
Dr. Faust – ein Auslaufmodell der Evolution? Goethes Tragödie und die Verheißungen der Lebenswissenschaften

167 Christian Helmreich
Theorie und Geschichte der Naturwissenschaft bei Goethe und Alexander von Humboldt

178 *Abhandlungen*

178 Ehrhard Bahr
Unerschlossene Intertextualität: Macphersons »Ossian« und Goethes »Werther«

189 Alexander Košenina
Es »ist also keine dichterische Erfindung«: die Geschichte vom Bauernburschen in Goethes »Werther« und die Kriminalliteratur der Aufklärung

198 Klaus-Detlef Müller
Das Elend der Dichterexistenz: Goethes »Torquato Tasso«

215 Peter Philipp Riedl
»Wer darf ihn nennen?«. Betrachtungen zum Topos des Unsagbaren in Goethes »Faust«

228 *Dokumentationen und Miszellen*

228 Josef Mattausch
»Erfahrungen« am Goethe-Wörterbuch. Eine Entgegnung

232 Wolfgang Albrecht
Ein unbekanntes Notizblatt des Theaterleiters Goethe

236 Yvonne Pietsch
Goethes Besuch auf Schloß Schönhof im Tagebuch des vierzehnjährigen Grafen Eugen Carl Czernin

241 Matthew Bell
»Das Tagebuch« – eine neu entdeckte Quelle

243 *Rezensionen*

243 *Die Entstehung von Goethes Werken in Dokumenten. Hrsg. von Momme Mommsen unter Mitwirkung von Katharina Mommsen. Bd. I: Abaldemus – Byron. – Die Entstehung von Goethes Werken in Dokumenten. Hrsg. von Momme Mommsen unter Mitwirkung von Katharina Mommsen. Bd. II: Cäcilia – Dichtung und Wahrheit. – Die Entstehung von Goethes Werken in Dokumenten. Begründet von Momme Mommsen. Fortgeführt u. hrsg. von Katharina Mommsen. Redaktion Peter Ludwig. Bd. III: Diderot – Entoptische Farben*
Besprochen von Terence James Reed

245 *Johann Wolfgang Goethe: Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe. Im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar hrsg. von Jochen Golz unter Mitarbeit von Wolfgang Albrecht, Andreas Döhler und Edith Zehm. Bd. V,1: 1813-1816. Text. Hrsg. von Wolfgang Albrecht. Bd. V, 2: 1813-1816. Kommentar. Hrsg. von Wolfgang Albrecht*
Besprochen von Rüdiger Nutt-Kofoth

249 *Friedrich Bury: Briefe aus Italien an Goethe und Anna Amalia. Hrsg. von Martin Dönike*
Besprochen von Albert Meier

251 *Johann Wolfgang Goethe und Christian August Vulpius: Circe. Oper mit der Musik von Pasquale Anfossi. Übersetzung und Bearbeitung des italienischen Librettos für das Weimarer Theater. Mit einer Einführung hrsg. von Waltraud Maierhofer*
Besprochen von Dieter Martin

252 *Das Stammbuch der Marianne von Willemer. Hrsg. von Kurt Andreae*
Besprochen von Paul Kahl

253 *August von Goethe: »Wir waren sehr heiter«. Reisetagebuch 1819. Hrsg. von Gabriele Radecke*
Besprochen von Gesa von Essen

255 *Wolf von Engelhardt: Goethes Weltansichten. Auch eine Biographie*
Besprochen von Margrit Wyder

257 *Jean Lacoste: Goethe, la nostalgie de la lumière*
Besprochen von Michel Espagne

258 *Volker Neuhaus: »Andre verschlafen ihren Rausch, meiner steht auf dem Papiere«. Goethes Leben in seiner Lyrik*
Besprochen von Reiner Wild

260 *Gerhard Oberlin: Goethe, Schiller und das Unbewusste. Eine literaturpsychologische Studie*
Besprochen von Ortrud Gutjahr

263 *Thomas Tillmann: Hermeneutik und Bibelexegese beim jungen Goethe*
Besprochen von Christoph Reith

265 *Johannes Anderegg, Edith Anna Kunz (Hrsg.): Goethe und die Bibel*
Besprochen von Paul Kahl

267 *Karin Vorderstemann: »Ausgelitten hast du – ausgerungen …«. Lyrische Wertheriaden im 18. und 19. Jahrhundert*
Besprochen von Peter Philipp Riedl

269 *Bruce Duncan: Goethe's »Werther« and the Critics*
Besprochen von Dennis F. Mahoney

271 *Roberto Zapperi: Römische Spuren. Goethe und sein Italien*
Besprochen von Albert Meier

273 *René-Marc Pille: Le Théâtre de l'effroi. Faust et Wallenstein*
Besprochen von Gonthier-Louis Fink

275 *Alexander Nebrig: Dezenz der klassischen Form. Goethes Übersetzung von Diderots »Le neveu de Rameau«*
Besprochen von Ulrich Mölk

277 *Stefanie Haas: Text und Leben. Goethes Spiel mit inner- und außerliterarischer Wirklichkeit in »Dichtung und Wahrheit«*
Besprochen von Jürgen Lehmann

279 *Jutta Heinz: Narrative Kulturkonzepte. Wielands »Aristipp« und Goethes »Wilhelm Meisters Wanderjahre«*
Besprochen von Henriette Herwig

281 *Beate Agnes Schmidt: Musik in Goethes »Faust«. Dramaturgie, Rezeption und Aufführungspraxis*
Besprochen von Dieter Martin

283 *Birte Carolin Sebastian: Von Weimar nach Paris. Die Goethe-Rezeption in der Zeitschrift »Le Globe«*
Besprochen von Gerhard R. Kaiser

285 *Angus Nicholls: Goethe's Concept of the Daemonic. After the Ancients*
Besprochen von Theodore Ziolkowski

287 *Hans-Jörg Knobloch, Helmut Koopmann (Hrsg.): Goethe. Neue Ansichten – Neue Einsichten*
Besprochen von Claudius Sittig

289 *Volker C. Dörr: Weimarer Klassik*
Besprochen von Rolf-Peter Janz

291 *Volkmar Hansen: Haupt- und Nebenwege zu Goethe*
Besprochen von Helmut Koopmann

294 *Stefan Blechschmidt, Andrea Heinz (Hrsg.): Dilettantismus um 1800*
Besprochen von Christine Rühling

296 *Johannes Grave: Der »ideale Kunstkörper«. Johann Wolfgang Goethe als Sammler von Druckgraphiken und Zeichnungen*
Besprochen von Ernst Osterkamp

299 *Martin Dönike: Pathos, Ausdruck und Bewegung. Zur Ästhetik des Weimarer Klassizismus 1796-1806*
Besprochen von Sabine Schneider

302 *Walter Salmen: Goethe und der Tanz. Tänze – Bälle – Redouten – Ballette im Leben und Werk*
Besprochen von Lucia Ruprecht

303 *Chol Han: Ästhetik der Oberfläche. Die Medialitätskonzeption Goethes*
Besprochen von Volker Mergenthaler

305 *Evelyn K. Moore, Patricia Anne Simpson (Hrsg.): The Enlightened Eye. Goethe and Visual Culture*
Besprochen von Andreas Beyer

307 *Angela Maria Coretta Wendt: Eßgeschichten und Es(s)kapaden im Werk Goethes. Ein literarisches Menu der (Fr)Esser und Nichtesser*
Besprochen von Ulrike Landfester

310 *Goethe in Gesellschaft. Zur Geschichte einer literarischen Vereinigung vom Kaiserreich bis zum geteilten Deutschland. Hrsg. von Jochen Golz u. Justus H. Ulbricht*
Besprochen von Dirk Kemper

312 *Manfred Zittel: »Erste Lieb' und Freundschaft«. Goethes Leipziger Jahre*
Besprochen von Josef Mattausch

314 *Philipp Christoph Kayser (1755-1823). Komponist, Schriftsteller, Pädagoge – Jugendfreund Goethes. Hrsg. von Gabriele Busch-Salmen*
Besprochen von Cristina Urchueguía

316 *Leonie und Joachim Berger: Anna Amalia von Weimar. Eine Biographie*
Ursula Salentin: Anna Amalia. Wegbereiterin der Weimarer Klassik
Detlef Jena: Das Weimarer Quartett: Die Fürstinnen Anna Amalia, Louise, Maria Pawlowna, Sophie
Annette Seemann: Anna Amalia. Herzogin von Weimar
Besprochen von Heide Hollmer

318 *Ettore Ghibellino: Goethe und Anna Amalia. Eine verbotene Liebe?*
Besprochen von Albert Meier

320 *Ursula Naumann: »Geträumtes Glück«. Angelica Kauffmann und Goethe*
Besprochen von Waltraud Maierhofer

323 *Julia A. Schmidt-Funke: Karl August Böttiger. Weltmann und Gelehrter*
Besprochen von Gilbert Heß

325 *Rita Seifert: Goethe und Napoleon. Begegnungen und Gespräche*
Besprochen von Barbara Beßlich

328 *Dagmar von Gersdorff: Goethes späte Liebe. Die Geschichte der Ulrike von Levetzow*
Besprochen von Gabriele Radecke

328 *Sigrid Damm: Goethes letzte Reise*
Besprochen von Sabine Doering

331 *Der Landschafts- und Genremaler Franz Ludwig Catel (1788-1856). Publikation anläßlich der Ausstellung in der Casa di Goethe*
Besprochen von Thomas Weidner

332 *Brigitte Heise, Museen für Kunst und Kulturgeschichte Lübeck (Hrsg.): »Zum Sehen geboren«. Handzeichnungen der Goethezeit und des 19. Jahrhunderts. Die Sammlung Dräger/Stubbe*
Besprochen von Thomas Weidner

333 *Markus Wallenborn: Frauen. Dichten. Goethe. Die produktive Goethe-Rezeption bei Charlotte von Stein, Marianne von Willemer und Bettina von Arnim*
Besprochen von Romana Weiershausen

335 *Irmgard Egger: Italienische Reisen. Wahrnehmung und Literarisierung von Goethe bis Brinkmann*
Besprochen von Thorsten Fitzon

337 *John Michael Cooper: Mendelssohn, Goethe, and the Walpurgis Night. The Heathen Muse in European Culture, 1700-1850*
Besprochen von Hanna Stegbauer

339 *»Faustus«. From the German of Goethe. Translated by Samuel Taylor Coleridge, edited by Frederick Burwick and James C. McKusick*
Besprochen von Christoph Bode

341 *Alexander Reck: Friedrich Theodor Vischer. Parodien auf Goethes »Faust«*
Besprochen von Anke Detken

343 *Monika-Yvonne Elvira Stein: Im Mantel Goethes und Faust auf der Fährte. Wilhelm Raabes »Faust«- und Goethe-Rezeption in seinem Roman »Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge«*
Besprochen von Eberhard Rohse

345 *Christiane Schulz: Geschichtsschreibung der Seele. Goethe und das 6. Buch der »Brat'ja Karamazovy«*
Besprochen von Larissa Polubojarinova

347 *Katrin Scheffer, Norman Rinkenberger: Goethe und Hofmannsthal. Facetten analogischer Dichtkunst oder Wo versteckt man die Tiefe?*
Besprochen von Günter Schnitzler

349 *Irene Husar: »Dauer im Wechsel«. Lebenslinien*
Besprochen von Jochen Golz

350 *Klaus Schuhmann (Hrsg.): Goethe Parodien. Ein Almanach*
Besprochen von Rüdiger Zymner

352 *Essay-Wettbewerb der Goethe-Gesellschaft*

352 *Rede zur Auszeichnung der Preisträger des 1. Essay-Wettbewerbs der Goethe-Gesellschaft am 31. Mai 2007 im Deutschen Nationaltheater Weimar*
Prof. Dr. Werner Frick

356 *Die Preisträger des 1. Essay-Wettbewerbs der Goethe-Gesellschaft*

357 Petra Mayer
»Faust II«. Verloren in virtuellen Welten – eine Lektüre im 21. Jahrhundert

364 Berenike Schröder
»Das dritte Gebet des Dauphins«. Endlich allein: mit Goethe und Schiller in Berkeley

369 Christoph Reith
Für die Fremdheit der Weimarer Klassiker

373 Wieland Schmid
er ist immer schon da: 9 Goethe-erfahrungen

375 Mary Le Gierse
Wilhelm Meisters Austauschjahr

380 *Aus dem Leben der Goethe-Gesellschaft*

380 *In memoriam*

383 *Bericht über die 80. Hauptversammlung vom 30. Mai bis 2. Juni 2007: Goethe und die Natur*

386 *Tätigkeitsbericht des Präsidenten*

396 *Geschäftsbericht des Schatzmeisters für die Jahre 2005 und 2006*

400 *Bericht der Kassenprüfer für die Geschäftsjahre 2005 und 2006*

402 *Neufestsetzung der Mitgliedsbeiträge ab 1.1.2008*

403 *Vertrag zwischen der Goethe-Gesellschaft in Weimar und der Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen*

412 *Vorstand der Goethe-Gesellschaft (2007-2011)*

413 *Beirat der Goethe-Gesellschaft (2007-2011)*

414 *Ehrung mit der Goldenen Goethe-Medaille*

417 *Rede von Herrn Prof. Dr. Manfred Eigen beim Empfang der Goethe-Medaille*

419 *Verleihung der Ehrenmitgliedschaft*

427 *Bericht über das 4. Symposium junger Goetheforscher am 30. Mai 2007 in Weimar*

431 *Bericht über die Jahrestagung der deutschen Goethe-Gesellschaften vom 17. bis 20. Mai 2007 in Stuttgart*

433 *Bericht über den 3. internationalen Sommerkurs der Goethe-Gesellschaft vom 11. bis 25. August 2007*

435 *Veranstaltungen der Goethe-Gesellschaft im Jahr 2007*

437 *Stipendiatenprogramm im Jahr 2007*

438 *Dank für Zuwendungen im Jahr 2007*

441 *Dank für langjährige Mitgliedschaften in der Goethe-Gesellschaft*

442 *Tätigkeitsberichte der Ortsvereinigungen für das Jahr 2006*

465 *Aus dem Leben ausländischer Goethe-Gesellschaften*

465 *Bericht über das Podium zur Tätigkeit der Goethe-Gesellschaften im Ausland am 2. Juni 2007*

469 *Ausschreibungstext zur Vergabe von Goethe-Stipendien*

470 *Die Mitarbeiter dieses Bandes*

474 *Goethe-Bibliographie 2006 mit Namenregister*

522 *Liste der im Jahr 2007 eingegangenen Bücher*

525 *Abbildungsnachweis*

526 *Siglen-Verzeichnis*

528 *Manuskripthinweise*

Vorwort

Die Ernte, so lautete einst der Titel eines literarischen Jahrbuchs, und so könnte auch nahezu jedes unserer Jahrbücher überschrieben sein. Was diesmal in die Scheuern gebracht wird, ist vor allem der wissenschaftliche Ertrag der 80. Hauptversammlung, die, mit einem Festvortrag von Wolfgang Frühwald eröffnet, unter dem Thema *Goethe und die Natur* stand.

Das Thema war seiner historischen wie aktuellen Dimension wegen gewählt worden, und der Zustrom zu den Vorträgen und Diskussionsrunden zeigte, daß der Vorstand eine glückliche Wahl getroffen hatte. Da Goethe sich nicht nur in nahezu allen damals existierenden naturwissenschaftlichen Disziplinen erprobt, sondern sein Denken über die Natur auch in Poesie verwandelt hat, war das Rahmenthema nur in insgesamt 16 Arbeitsgruppen angemessen zu bewältigen, und dies in jeweils doppelter Perspektive. Germanisten, Kunstwissenschaftler, Philosophen, Wissenschaftshistoriker wie Naturwissenschaftler selbst waren eingeladen worden, das spezifische Thema einer Arbeitsgruppe im ›Wechsel der Töne‹ zu reflektieren.

Leicht ist zu ermessen, daß trotz strikter Limitierung der Manuskriptumfänge nicht alle gehaltenen Vorträge in ein Jahrbuch aufgenommen werden konnten. Die Herausgeber waren bestrebt, soweit möglich, jenen ›Wechsel der Töne‹ in einer Arbeitsgruppe nacheinander zu dokumentieren, so daß sich in diesem Jahrgang Beiträge finden, die dem Verhältnis von Literatur und Wissenschaft allgemein (Mandelartz/Helbig), den *Wahlverwandtschaften* (Kim/Polubojarinova), der Farbenlehre (Takahashi/Wenzel) und der Witterungslehre (Basfeld/Böhme) gewidmet sind. In einigen Fällen wird die zweite Stimme aus dem wissenschaftlichen Dialog erst im nächsten Jahrgang zu Wort kommen, im Ausnahmefall – hier sind die Beiträge von Karl Richter, Manfred Osten und Christian Helmreich zu nennen – wird (aus unterschiedlichen Gründen) auch nur eine Stimme zu vernehmen sein.

Eine (vorläufige) Begrenzung beim Abdruck der Arbeitsgruppenreferate auf etwa die Hälfte der vorliegenden war auch darum geboten, weil die bewährte Struktur des Jahrbuchs in seiner Einheit von Forschungsbilanz und Mitteilungen aus dem Leben der Gesellschaft beibehalten werden sollte. Im Abhandlungsteil spiegeln sich aktuelle Tendenzen der Goethe-Forschung, ob es sich um das Aufspüren intertextueller Bezüge im *Werther*-Roman oder dessen Situierung im Kontext der Kriminalliteratur handelt oder ob das Elend der Dichterexistenz im *Tasso* beispielhaft verhandelt wird. Gleichermaßen galt es, unter den Miszellen die Aussprache zum Goethe-Wörterbuch mit einem Beitrag des langjährigen Leiters der Berlin-Leipziger Arbeitsstelle fortzuführen und neue Quellenfunde vorzustellen, die unser Goethe-Bild ergänzen und bereichern.

Ungewöhnlich umfangreich ist dieses Mal der Rezensionsteil ausgefallen. Das spricht zunächst für Quantität und Qualität der gegenwärtigen Goethe-Forschung, die sich auf nahezu alle Bereiche erstreckt, Editionen und Quellendokumentationen genauso zum Inhalt hat wie monographische Darstellungen, thematische oder werkbezogene Einzeluntersuchungen sowie Beiträge zur Goethe-Rezeption. Diese Forschung möglichst umfassend zu dokumentieren liegt in der erklärten Absicht der Herausgeber, und dabei soll auch die landläufig als populär etikettierte, gleichwohl ungemein wirkungsträchtige Goethe-Literatur nicht ausgeschlossen sein. In Korrespondenz zum opulenten Rezensionsteil ist die jährliche Goethe-Bibliographie zu sehen, die insbesondere der internationalen Goethe-Forschung wertvolles Material zur Verfügung stellt.

Einen neuen Akzent hatte die Goethe-Gesellschaft im Jahr 2006 durch ihren ersten Essay-Wettbewerb für Studierende gesetzt. Unter 39 Teilnehmern hatte eine Jury des Vorstands erste, zweite und dritte Preisträger ermittelt; die Erst- und Zweitplazierten wurden während der festlichen Eröffnung der 80. Hauptversammlung ausgezeichnet, und zugleich waren sie zum 3. internationalen Sommerkurs der Goethe-Gesellschaft eingeladen. Essays der ersten und zweiten Preisträger, Texte von sympathischer Frische und Originalität, können im Jahrbuch nachgelesen werden. Der Beitrag von Mary Le Gierse läuft gewissermaßen außer Konkurrenz, doch schien er uns seiner Authentizität wegen mitteilenswert.

Sieht man den Essay-Wettbewerb im Zusammenhang mit den Berichten vom Symposium junger Goetheforscher, dessen wissenschaftliche Erträge im nächsten Jahrbuch erscheinen werden, und vom 3. internationalen Sommerkurs, so geben all diese Nachrichten zu verhaltenem Optimismus Anlaß: Goethe lebt – in der etablierten Goethe-Forschung, aber auch im Diskurs der Jungen. Beidem im Jahrbuch Raum zu geben war unser Wunsch.

Die Herausgeber

Rede des Präsidenten der Goethe-Gesellschaft zur Eröffnung der 80. Hauptversammlung

DR. HABIL. JOCHEN GOLZ

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident,
meine Damen und Herren Abgeordnete,
meine sehr verehrten Damen und Herren,
liebe Mitglieder und Freunde der Goethe-Gesellschaft,

im Namen des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft darf ich Sie alle zu unserer 80. Hauptversammlung herzlich begrüßen.

Für eine Tagung, die sich dem Thema *Goethe und die Natur* widmet, kann es kaum ein schöneres Präludium geben als jene Folge von Goethe-Vertonungen Franz Schuberts, die eben von Franziska Krötenheerdt, Sopran, und Jang-Hee Park, Klavier, beide Angehörige der Hochschule für Musik »Franz Liszt« in Weimar, zu Gehör gebracht wurden. Kann die Verbindung von Subjekt und Objekt, von Individuum und Natur innigeren Ausdruck finden als in Goethes Eingangszeilen aus dem Gedicht *Auf dem See*: »Und frische Nahrung, neues Blut / Saug' ich aus freier Welt« (WA I, 1, S. 78). Manch einer von ihnen wird freilich der ersten Fassung den Vorzug geben: »Ich saug an meiner Nabelschnur / Nun Nahrung aus der Welt« (MA 1.2, S. 543).

Vor zwei Jahren, als das Weimarer Liszt-Trio hier zum Auftakt spielte, konnte ich bereits den Bogen nach Korea schlagen, wo die Weimarer Hochschule in der Hauptstadt Seoul eine Außenstelle unterhält. Die Seoul und Weimar verbindende Lehre trägt reiche Früchte, wie der heutige Morgen erweist. Und erlauben Sie mir, auf Goethe bezogen, auch den Hinweis, daß die koreanische Goethe-Forschung mit dem musikalischen Niveau des Landes durchaus konkurrieren kann und wir in der dortigen Goethe-Gesellschaft einen sehr engagierten Partner besitzen.

Es ist mir stets eine besondere Ehre und Freude, den Ministerpräsidenten des Freistaates Thüringen, Herrn Dieter Althaus, zu unserer festlichen Eröffnung begrüßen und sein Grußwort als Zeichen einer besonderen Verbindung zu unserer Gesellschaft werten zu dürfen. Diese besondere Verbindung gründet nicht allein und auch nicht in erster Linie in dem Umstand, daß die Goethe-Gesellschaft seit 1885 ihren Sitz in Weimar hat, der Freistaat Thüringen also das Sitzland unserer Gesellschaft ist. Hier waltet eine gute Tradition, wie sie z. B. in dem vom früheren Ministerpräsidenten Dr. Bernhard Vogel gestifteten Goethe-Stipendium ihren Ausdruck findet, für das die Goethe-Gesellschaft dankenswerterweise ein Vorschlagsrecht besitzt. Zu den schönen Augenblicken zählen für mich die alljährlichen Begegnungen des Ministerpräsidenten mit ›seinen‹ Stipendiaten, weil sie in einer Atmosphäre vertrauensvoller Offenheit stattfinden, beide, Gastgeber und Gäste, voneinander Kenntnis nehmen, voneinander lernen können. Sehr dankbar waren wir Ihnen, Herr Ministerpräsident, als Sie am 26. Mai 2006 eine Konferenz ehe-

maliger Stipendiaten der Goethe-Gesellschaft anläßlich der Jahrestagung der deutschen Ortsvereinigungen mit einem Grußwort eröffneten – diese Konferenz war die richtige Antwort auf eine rechtsradikale Gewalttat in der Nacht zuvor in Weimar. Herr Dr. Wladimir Gilmanow aus Kaliningrad nannte Weimar damals seine »Hauptstadt der Hoffnung«. Wenn Sie, Herr Ministerpräsident, im Anschluß an diese Veranstaltung wiederum mit ehemaligen Stipendiaten zusammentreffen, wird diese Metapher, dessen bin ich gewiß, erneut ihre Leuchtkraft beweisen. Herzlich heiße ich alle unsere Stipendiaten, die ehemaligen wie die gegenwärtigen, in unserer Mitte willkommen. Ein herzlicher Willkommensgruß gilt auch den ausländischen Studenten und den sie begleitenden Wissenschaftlern, die aus 23 Ländern nach Weimar gekommen sind.

Mit besonderer Freude begrüße ich den diesjährigen Empfänger der Goethe-Medaille, Herrn Prof. Dr. Manfred Eigen aus Göttingen, Nobelpreisträger für Chemie des Jahres 1967 und ehemals Mitglied des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft, und seinen Laudator, Herrn Prof. Dr. Karl Richter aus Saarbrücken.

Mein herzlicher Gruß gilt gleichermaßen den Repräsentanten der Thüringer Staatskanzlei und des Thüringer Kultusministeriums. Von beiden Institutionen werden uns Interesse, Wertschätzung und Förderung zuteil. Dafür sei herzlich gedankt.

Aus zwingenden terminlichen Gründen haben sich der Staatsminister für Kultur und Medien, Herr Bernd Neumann, und Weimars Oberbürgermeister, Herr Stefan Wolf, entschuldigen müssen.

Die internationale Goethe-Gesellschaft ist, so hat mich Herr Staatsminister Neumann wissen lassen, ein Teil der deutschen Kulturgeschichte, ihrer Höhen und Tiefen – in guten wie in schlechten Zeiten. Wie kein anderer ist der Name Goethe-Gesellschaft weltweit ein Synonym für deutsche Kultur. Angesichts der Herausforderungen des 21. Jahrhunderts bleibt es eine wichtige Aufgabe der Gesellschaft, sich nicht nur mit dem Erbe Goethes, sondern – gewissermaßen im Spiegel seiner Persönlichkeit – auch mit den Herausforderungen der Zukunft zu beschäftigen. In diesem Zusammenhang sind die zahlreichen inländischen Ortsvereinigungen und ausländischen Goethe-Gesellschaften von besonderer Bedeutung und ebenso das Stipendiatenprogramm, das die Bundesregierung auch in Zukunft unterstützen wird.

Das Grußwort der Stadt Weimar wird Herr Stadtkulturdirektor Dr. Felix Leibrock an uns richten. Seien Sie mir herzlich willkommen!

Herzlich darf ich auch Stephan Märki, dem leider ebenfalls nicht anwesenden Intendanten des Deutschen Nationaltheaters Weimar, gewissermaßen als »Wirkung in die Ferne« danken, der sein Haus wiederum für unsere Eröffnung gastfreundlich zur Verfügung gestellt und auch die *Tasso*-Aufführung am heutigen Abend ermöglicht hat. Ich verbinde damit unsere guten Wünsche für das Deutsche Nationaltheater, einen kulturellen Leuchtturm Thüringens. Eine große Tradition gilt es an diesem Ort ungeschmälert fortzusetzen. Immerhin stand Goethe, unser Namensgeber, ein Vierteljahrhundert lang als Intendant einem Dreispartentheater in Weimar vor. Was damals an Theaterarbeit von hoher Qualität in allen Gattungen unter den kargen Verhältnissen des Herzogtums Sachsen-Weimar möglich war, sollte heute erst recht Bestand und Zukunft haben können!

Ihrer Tradition wie ihrem Wesen nach ist die Goethe-Gesellschaft international zu nennen; sie besitzt rund 3500 Mitglieder in 55 Staaten. *Inter nationes* könnte

auch sie auf ihr Banner schreiben. Von den weltweit existierenden 36 Goethe-Gesellschaften – alle Kontinente sind in diesem Ensemble vertreten – sind Repräsentanten von 18 Einzelgesellschaften nach Weimar gekommen. Sie alle darf ich von Herzen willkommen heißen.

Erst in der Zeit nach der deutschen Vereinigung konnte die Goethe-Gesellschaft unter ihrem damaligen Präsidenten und jetzigen Ehrenpräsidenten Prof. Dr. Werner Keller, den ich herzlich unter uns willkommen heiße, ihre Internationalität wirklich leben und gestalten. Seither erwies sich das von Werner Keller 1993 begründete Stipendiatenprogramm als ein glückliches Beispiel auswärtiger Kulturpolitik. Dem Auswärtigen Amt ist in diesem Jahr Dank zu sagen für eine namhafte Fördersumme, so daß wir Studenten und junge Wissenschaftler nach Weimar einladen konnten. In diesen Dank darf ich Mitglieder aus den deutschen Ortsvereinigungen einbeziehen, die durch ihre Spendenbereitschaft den Aufenthalt unserer Gäste reicher gemacht haben, indem sie deren Teilnahme am kulturellen Beiprogramm ermöglichen. Ebenso ist der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu danken für die Unterstützung von ausländischen Referenten und Diskussionsleitern in unserer wissenschaftlichen Konferenz.

Das *Symposium junger Goetheforscher* ist gestern in seine vierte Runde gegangen und hat wiederum starke Resonanz gefunden; um die Zukunft der Goethe-Forschung, hier spreche ich gewiß eine allgemeine Erfahrung aus, muß uns nicht bange sein. Gefördert hat diese Tagung, an der junge Wissenschaftler aus Deutschland, Italien und Ungarn teilnahmen, insbesondere die Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen, der für ihr Engagement herzlich gedankt sei.

Vielleicht sind die Studierenden, die im Anschluß an den Festvortrag auf die Bühne kommen werden, in nicht allzu ferner Zukunft unter den Referenten eines *Symposiums junger Goetheforscher* zu finden. Es sind die ersten und zweiten Preisträger in einem Essay-Wettbewerb, den die Goethe-Gesellschaft Ende 2006 ausgeschrieben hat und zu dem 39 Einsendungen eingegangen sind, darunter solche aus den USA, aus Indien und aus Armenien – ein weltweites Echo also auch hier. Die Auszeichnung selbst wird der Initiator des Wettbewerbs, unser Vorstandsmitglied Prof. Dr. Werner Frick aus Freiburg im Breisgau, vornehmen.

Goethe und die Natur lautet in diesem Jahr das Tagungsthema, und hoch sind die Erwartungen an den Festredner des heutigen Tages, sollte dieser doch gleichermaßen die Perspektiven des Natur- wie des Geisteswissenschaftlers zu handhaben wissen. Herr Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Frühwald, von Hause aus Literaturwissenschaftler, hat beide Perspektiven in seiner eigentlichen Profession wie in hohen Ehrenämtern zu vereinigen gewußt. Auf großer Vertrauensbasis zum Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft gewählt und mit Traumergebnissen im Amt bestätigt, gegenwärtig als Präsident der Alexander von Humboldt-Stiftung Gebieter über ein weltweit vernetztes Förderprogramm exzellenter junger Wissenschaftler aller Disziplinen, schien er uns für die hier und heute zu gewältigende »Forderung des Tages« geradezu prädestiniert. Herzlich willkommen, lieber Herr Frühwald!

»Die Natur«, so formulierte Goethe am 9. März 1787 in seinen Aufzeichnungen aus Italien und gab damit unserer Tagung das Motto, »ist doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet« (WA I, 30, S. 34). Dieser Satz, in ruhiger

Gewißheit niedergeschrieben, im Angesicht einer südlichen Szenerie, in der sich Natur und Kultur harmonisch zusammenfanden, er will uns heute nicht mehr so selbstverständlich vorkommen, er ist selbst historisch geworden. Schon zu Lebzeiten Goethes war ›Natur‹ ein hochkomplexer Begriff. Hinter den von Spinoza herrührenden philosophischen Termini *natura naturans* und *natura naturata* scheint der Gegensatz von Natur und Kultur auf. ›Natur‹ meint einerseits das objektiv Existierende, Gesetzhafte, Entwicklungsfähige, schließt den großen Gang der Entwicklung ein von der unbelebten Natur bis hin zum Menschen, andererseits – insbesondere für die europäische Aufklärung – meint ›Natur‹ auch einen gesellschaftlichen Zustand ursprünglicher Harmonie, von naturgegebenem Recht und naturgegebener Würde des Menschen, den es in einem reformerischen oder revolutionären Veränderungsprozeß wiederzuerlangen gelte. Kultur wiederum umfaßt alles vom Menschen Gestaltete, die Veränderung des Naturobjekts ebenso wie die Kultivierung der eigenen Lebensverhältnisse.

Unter Johann Gottfried Herders prägendem Einfluß begreift der junge Goethe das Wirken der Natur als einen dynamischen, in Gestaltung und Umgestaltung sich vollziehenden Entwicklungsprozeß, gipfelnd im Menschen und einem Zustand gesellschaftlicher Harmonie; an einem darin sich manifestierenden Anthropozentrismus wird Goethe festhalten. Seinen markantesten Ausdruck findet dies in jenem weitgespannten Satzgebilde der *Winckelmann*-Schrift, aus dem unser Festredner sein Titelzitat gewählt hat. Gleichwohl meldet Goethe auch seine Skepsis gegenüber einem menschheitlichen Zustand an, in dem einer des anderen humaner Krankenwärter sein werde. Bereits im ersten Weimarer Jahrzehnt geraten Natur, Kultur und Gesellschaft für Goethe in ein widerspruchsvolles Verhältnis. »Die Consequenz der Natur«, so lesen wir im Brief an Karl Ludwig von Knebel vom 2. April 1785, »tröstet schön über die Inconsequenz der Menschen« (WA IV, 7, S. 36). Es ist ein weiter Weg von diesem Eingeständnis, das nicht zuletzt ein gehöriges Maß an Bitterkeit über die eigenen scheiternden Reformversuche impliziert, bis zu der im Nachlaß überlieferten Maxime: »Es ist ein angenehmes Geschäft die Natur zugleich und sich selbst erforschen weder ihr noch seinem Geiste Gewalt anzutun sondern beide durch gelinden Wechsel Einfluß mit einander ins Gleichgewicht zu setzen« (MA 17, S. 910).

Dieser Haltung ist ein Lebenswerk zu verdanken, das gleichermaßen in der Kunst wie in der Naturforschung der Moderne wirksam geworden ist. Zuspruch und Widerspruch hat es insbesondere unter Naturwissenschaftlern erfahren, und deren Goethe-Rezeption bildet bis auf den heutigen Tag ein wahrhaft spannungsvolles Kapitel in der Wirkungsgeschichte des Weimarer »Weltenbürgers«. Aus der Spannung von Objekt und Subjekt, aus dem Wechsel natur- und geisteswissenschaftlicher Perspektiven hat unsere wissenschaftliche Konferenz ihr Konzept gewonnen. Zentrale Themen und Werke sollen unter dem von Goethe formulierten Prinzip untersucht werden, »die Natur zugleich und sich selbst [zu] erforschen«. Der Kreis der Referenten und Diskussionsleiter, die aus sechzehn Ländern zu uns gekommen sind, umfaßt einen weiten geographischen Raum, der sich zwischen Japan und den USA erstreckt und gen Süden bis nach Indien reicht. Seien Sie alle herzlich willkommen!

Goethes naturwissenschaftliche Tätigkeit – der Einheit von Tun und Denken, von Experiment und Reflexion verpflichtet – ist in vielfältiger Weise dokumentiert,

natürlich in den Häusern der Klassik Stiftung Weimar, deren Präsidenten, Herrn Hellmut Seemann, ich sehr herzlich begrüße, doch nicht nur dort allein. Unsere Gäste werden Gelegenheit haben, den Forscher Goethe an den Stätten seines Wirkens in der Doppelstadt Weimar-Jena kennenzulernen. Morgen abend können sie im Haus am Frauenplan Goethes naturwissenschaftliche Sammlungen in Augenschein nehmen, und am Samstag führt unsere Exkursion nach Jena, wo noch heute – in größeren Dimensionen als im Weimarer Wohnhaus – Goethes sammelnde und forschende Tätigkeit anschaulich nachvollzogen werden kann. Der Doppelstadt Weimar-Jena ist gegenwärtig eine umfassende, nach allen Richtungen prachtvolle Ausstellung im Weimarer Stadtschloß gewidmet, die unter dem Titel *Ereignis Weimar* Zeugnisse zum Wirken der Herzogin Anna Amalia, des Herzogs Carl August sowie zum Entstehen der Klassik 1757-1807 versammelt und deren Besuch ich Ihnen unbedingt empfehle. In diesem Jahr, dies zur Erinnerung, begehen wir den 250. Geburtstag Carl Augusts und den 200. Todestag Anna Amalias. Für mich stellt diese historische Reminiszenz eine gern ergriffene Gelegenheit dar, Carl Augusts Ur-Ur-Ur-Enkel, Prinz Michael von Sachsen-Weimar und Eisenach, in unserer Mitte aufs herzlichste zu begrüßen!

Mein Hinweis auf Goethes naturwissenschaftliches Tun bliebe unvollständig, wenn nicht auch dem anderen Pol seines Forschens, dem Denken und seiner schriftlichen Fixierung, gebührende Aufmerksamkeit zuteil würde. Der Reichtum seiner einschlägigen Veröffentlichungen und seines handschriftlichen wissenschaftlichen Nachlasses im Goethe- und Schiller-Archiv ist erstmals von den Herausgebern der Weimarer Ausgabe umfassend zugänglich gemacht worden. Es sprach nicht zuletzt für die Aktualität von Goethes Denken, daß sich die Akademie der Naturforscher Leopoldina zu Halle vor mehr als sechzig Jahren entschloß, Goethes Schriften zur Naturwissenschaft neu herauszugeben. Hier ist der rechte Ort, ihre Aufmerksamkeit auf diese Edition zu lenken, die nahezu abgeschlossen vorliegt und die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Naturforscher Goethe auf ein neues und tragfähiges philologisch-quellenkundliches Fundament gestellt hat. Es ist mir darum eine besondere Freude, unter uns nicht nur den Altpräsidenten der Leopoldina, Herrn Prof. Dr. Benno Parthier, begrüßen zu können, sondern auch unser verehrtes Mitglied, Sie, liebe Frau Prof. Dr. Dorothea Kuhn, Mitherausgeberin der Leopoldina-Ausgabe und Trägerin unserer Goethe-Medaille. Ihr Herausgeberkollege, Herr Prof. Dr. Wolf von Engelhardt aus Tübingen, Nestor der Goetheforschung und mit gut 97 Lebensjahren von bewundernswerter geistiger Spannkraft, hat die weite Reise nach Weimar leider nicht antreten können. Zu ihm gehen unsere herzlichen Grüße und guten Wünsche.

Es sei, ich zitiere Goethes Maxime noch einmal, »ein angenehmes Geschäft die Natur zugleich und sich selbst [zu] erforschen weder ihr noch seinem Geiste Gewalt anzutun«. Wie weit haben wir uns inzwischen von dieser Maxime entfernt, haben Goethes Mahnung zur Gewaltlosigkeit mehr und mehr aus den Augen verloren, sind im Begriff, vorgeblich im Zeichen von Zivilisation und Fortschritt die Grundlagen unseres eigenen Lebens zu zerstören. Einhalt gebieten können *wir* allein diesem Prozeß nicht, und wir wollen Goethe auch nicht zum Propheten des Heils ausrufen. Gleichwohl: Sein Denken und sein Tun können unser Bewußtsein für die Widersprüche und Gefahren der Gegenwart schärfen, seine ganzheitliche, Mensch

und Natur gleichermaßen in den Blick nehmende Weltauffassung kann Richtschnur unseres Handelns sein. Der Mensch sei, so Goethe, als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt gesetzt. Und als allgemeine Lebensmaxime, »in sich getrost«, formuliert er in § 739 des Didaktischen Teils der *Farbenlehre*: »Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das Leben der Natur; dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind« (MA 10, S. 222).

Gute Gespräche, schöne Erlebnisse, ertragreiche Erfahrungen und Begegnungen seien Ihnen allen während der 80. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft gewünscht!

Grußwort des Ministerpräsidenten des Freistaates Thüringen

DIETER ALTHAUS

Sehr geehrter Herr Dr. Golz,
sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen Abgeordnete,
sehr geehrter Herr Professor Eigen,
lieber Herr Professor Frühwald,
lieber Herr Professor Keller,
liebe Freunde Goethes,
liebe Mitglieder der Goethe-Gesellschaft!

Auch in diesem Jahr heiße ich Sie herzlich im Deutschen Nationaltheater in Weimar willkommen. Ich freue mich, daß wir wieder zusammentreffen und daß Sie ein Thema besonders in den Blick nehmen, das zeitlose Aktualität besitzt: *Goethe und die Natur*.

»Es geht doch nichts über die Freude«, so Goethe 1831 in einem Gespräch mit Frédéric Jean Soret, »die uns das Studium der Natur gewährt. Ihre Geheimnisse sind von einer unergründlichen Tiefe, aber es ist uns Menschen erlaubt und gegeben, immer weitere Blicke hineinzuthun« (Gespräche, Bd. 3.2, S. 787). In einer Zeit, wo Technologien so schnell entwickelt werden, wird der Spannungsbogen zwischen Naturerkenntnis und Erkenntnisentwicklung wiederum neu und intensiver bedacht. Die Gesellschaft ist in einem Maße herausgefordert, weil viele Menschen in dieser schnellen Folge der Technologieentwicklung häufig gar nicht mehr mitkommen. Nur wenige sind in der Lage, die »unergründliche Tiefe« mit einer philosophisch-menschlichen Durchdringung zu verbinden.

Das Thema *Goethe und die Natur* ist deshalb so spannend, weil es die Natur als wichtige Quelle der Erkenntnis zum einen und gleichzeitig in seiner klaren Unterordnung den Menschen und seine Aufgaben definiert. Insofern ist es ein Thema, das nicht nur Europa und Deutschland, sondern die ganze Welt betrifft.

Wie kann man heute, wo sich an sehr unterschiedlichen Stellen in der Welt die Erkenntnisse fast sprunghaft entwickeln, die Verbindung zur menschlichen Gesellschaft halten? Das ist die große Sorge der Menschen, ob die Demokratie, ob unsere freiheitliche Gesellschaft in der Lage ist, diese Dynamik noch zu ordnen. Nach der jüngsten Umfrage des Allensbach-Institutes wird die Frage gestellt, wie zum Beispiel die neuen Entwicklungen in Deutschland eingeschätzt werden. Es gibt eine kurze Begeisterung über die konjunkturelle Entwicklung. Dann kommt die Kehrseite der Medaille: Wie vertrauen Sie den Institutionen der Gesellschaft in der Demokratie und der Wirtschaft? Hier stellt sich das Gegenbild dar. In den neuen Ländern, wie hier in Thüringen, vertrauen nach dieser Umfrage noch 38 Prozent den Institutionen der Gesellschaft und der Demokratie. Nun muß das keine auch im letzten begründete Antwort sein, aber dies drückt die Sorge aus, ob die Ord-

nungsgefüge in unserer Gesellschaft mit der Dynamik der gesellschaftlichen Entwicklung, die sich stark aus der Technologieentwicklung heraus ergibt, überhaupt noch mithalten. Wenn in wenigen Tagen in Deutschland der G8-Gipfel stattfindet und die Politik versucht, Ordnung in dieser Welt deutlich zu gestalten für die armen Völker der Welt, werden andere ihre Skepsis äußern. Daraus wird deutlich, daß dieser Spannungsbogen Gewaltiges und auch Gespanntes fast zum Zerbersten bringt.

Deshalb kann Weimar, kann das Denken über Goethe sehr gut einen Beitrag leisten, weil Goethe es immer verstanden hat, über seine Forschungen und seine Reflexion von Forschung den Bezug zu den Menschen zu erhalten. Den Bezug zu den Menschen hat er als Ausgangspunkt für seine Forschungen und Auslegungen definiert. Deshalb freue ich mich, daß Sie in diesem Jahr mit *Goethe und die Natur* ein so wichtiges Thema gewählt haben.

Grußwort des Stadtkulturdirektors der Stadt Weimar

DR. FELIX LEIBROCK

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident,
sehr geehrter Herr Dr. Golz,
hochverehrtes Publikum und werte Gäste der Stadt,

»Weimar ist eigentlich ein Park, in welchem eine Stadt liegt«.[1] Mit diesem Bonmot hat der Reiseschriftsteller Adolf Stahr 1852 ein Faszinosum beschrieben. Belvedere, der Park an der Ilm, Tiefurt und Ettersburg durchziehen und rahmen die Stadt. Sie sind Orte der Symbiose von Geist und Natur, naturgewordene Ästhetik, gestaltete Landschaft.

Geographische Literaturgeschichtsschreibung kann in Weimar wie in einem Mikrokosmos in der Natur exemplarisch erprobt werden:

Der Werther-Goethe begegnet uns am linken Ilmsteilufer mit dem sogenannten Nadelöhr, einer Felsentreppe, die er schaffen ließ, nachdem sich die 17jährige Christiane von Laßberg an der gegenüberliegenden Naturbrücke das Leben genommen hatte. Der Naturlyriker Goethe begegnet uns im Gartenhaus, Ort der Inspiration für Gedichte wie das berühmte *An den Mond*. Der Iphigenie-Tasso-Goethe begegnet uns am Römischen Haus, das ›edle Einfalt und stille Größe‹ ausstrahlt. Im Tiefurter Park erleben wir auch in diesem Jahr wieder den Singspiel-Goethe mit *Die Fischerin*. In Ettersburg schließlich tritt uns der Lustspielautor von *Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern* entgegen, und über die Zeitschneise hinweg wandert unser Blick in Richtung jenes Ortes, der die Perversion aller Goetheschen Humanitätsideale beinhaltet, nach Buchenwald. In Weimar kann man Literaturgeschichte, das Ereignis Weimar, erwandern oder mit dem Fahrrad sich aneignen. Natur und Literatur gehen ineinander über, sind miteinander verwoben und bedingen sich gegenseitig.

Goethe und die Natur. Für die Stadt Weimar ist nicht nur die Präsenz der Goethe-Gesellschaft, sondern auch das Thema der diesjährigen Hauptversammlung bereichernd und glückstiftend.

Goethe und die Natur, das rührt an die Essenz dieser Stadt. Goethe und das Herzogshaus haben mit den Parkanlagen Weimar eine Seele gegeben. Durch das Niederreißen barocker Zäune und mit der Öffnung der Parks für die Weimarer Bevölkerung haben sie zugleich Sozialgeschichte geschrieben und die Kulturgeschichte des Spaziergangs fortentwickelt.

Immer wieder gibt es in unserer Stadt Diskussionen, welchen Titel wir führen sollen. Uns macht es nicht wenig Freude zu wissen, daß sich die Stadt Eutin in Schleswig-Holstein den Titel zugelegt hat: »Das Weimar des Nordens«. Doch wel-

1 Adolf Stahr: *Weimar* (1852). In: *Weimar im Urteil der Welt. Stimmen aus drei Jahrhunderten*. Berlin, Weimar 1975; hier S. 216.

cher Titel steht Weimar selbst an? Immer noch Kulturstadt, in Reminiszenz an das Jahr 1999? Oder Universitätsstadt? Oder Bauhausstadt? Oder Bachstadt? Oder Lisztstadt? Oder Klassikerstadt? Oder Stadt der Weimarer Republik? Für alle diese Titel ließen sich Begründungen finden. Gute Begründungen. Doch reichen sie nicht heran an den Titel, der selbstverständlich scheint. Manchmal muß das Selbstverständliche benannt werden, damit es dasselbige bleibt. Weimar ist *die Goethestadt*.

Ich grüße sie alle auch im Namen des Oberbürgermeisters. Lassen Sie es sich gut gehen in Weimar. Ich danke Ihnen!

VORTRÄGE WÄHREND DER 80. HAUPTVERSAMMLUNG

WOLFGANG FRÜHWALD

*»Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden […]?«. Bild und Erfahrung der Natur bei Goethe**

I. Katastrophen

Über mangelnde Naturnähe konnten sich die Menschen im Weimar des 18. Jahrhunderts nicht beklagen. Als Goethe am 7. November 1775 dort ankam und schon im Januar 1776 die Herzogtümer Weimar und Eisenach für einen Schauplatz hielt, auf dem er wohl versuchen wollte, wie ihm »die Weltrolle zu Gesichte stünde« (FA II, 2, S. 19), traf er auf wenig Glanz. Die wegen ihrer damals öffentlich nicht zugänglichen Gärten und ihrer idyllischen Lage bekannte Residenzstadt an der Ilm hatte kaum mehr als 6000 Einwohner. Die Landwirtschaft, die zum Leben der gewerbearmen Stadt unentbehrlich war, befand sich, wie in vielen Städten der Zeit, noch innerhalb der Stadtmauern. Die Straßen waren entsprechend schlammig und kotig, sie waren schlecht gepflastert, Bürgersteige gab es nicht. Kriterium einer fortgeschrittenen Zivilisation ist damals wie heute, vermutlich noch vor dem Zustand der Straßen, die vorhandene oder mangelnde Hygiene. Beides aber, der

* Der vorliegende Text ist der des Festvortrags bei der 80. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar am 31. Mai 2007. Der dort verkürzt vorgetragene Text wird hier vollständig wiedergegeben und mit Anmerkungen versehen. Der Stil des Vortrags bleibt gewahrt, was bedeutet, daß ich keine systematische Auseinandersetzung mit der zum Thema *Goethe und die Natur* überreich vorliegenden wissenschaftlichen Literatur führe. Eine Deutung dessen, was Goethe unter dem Blickwinkel moderner Naturdebatten zur Bewahrung der natürlichen Grundlagen des Lebens auf der Erde gesagt hat, schien mir nicht möglich. Wir Europäer leben heute, wie mir ein indischer Kollege einmal gesagt hat, in einem hoch aggregierten und mathematisch regulierten ›System Umwelt‹ und ahnen deshalb kaum noch, was Natur ist und was Natur sein kann. Goethes Erfahrungen der Natur sind nicht mehr die unseren. Der Vortrag versucht daher im Kreis von Goetheken nern, einige Grundlagen in Goethes Naturdenken nachzuzeichnen. Diese Suche geschieht ohne Anspruch auf Originalität und ohne die Möglichkeit, alle Stichworte (und Autoren) zu nennen, die bei einem solchen Thema zu Recht erwartet werden. Bei Goethe gibt es kaum etwas, was nicht schon einmal und besser gesagt worden wäre, als ich das tun kann. Mein Bild von Goethes Naturerfahrung ist u. a. geprägt von Peter Boerner, Nicholas Boyle, Karl Eibl, Gerhart von Graevenitz, Dorothea Kuhn, Terence James Reed, Karl Richter, Walter Müller-Seidel und Albrecht Schöne. Ihnen allen danke ich für reiche Lese-Erfahrungen.

schlechte Straßenzustand, die mangelnde Hygiene und damit die Seuchengefahr, hingen bis tief in die Cholerazeit des 19. Jahrhunderts hinein auch in Deutschland miteinander eng zusammen. In Weimar wurde 1774 wenigstens festgelegt, »daß die Nachtgeschirre erst ab elf Uhr abends aus den Fenstern entleert werden durften – es dauerte noch etliche Jahre, bis dieses Verfahren 1793 ganz untersagt wurde«.[1]

Zur Zeit von Goethes Ankunft in Weimar war das größte Gebäude der Stadt, das herzogliche Schloß, eine ausgebrannte Ruine. Als am 6. Mai 1774 das Schloß wieder einmal zu brennen begann und das Feuer, aus dem Küchentrakt von Etage zu Etage springend, alles verzehrte, konnte die kranke Herzogin Anna Amalia dem Brand nur im Negligé entkommen. Ein Blitz sei die Ursache des Feuers gewesen, wurde verbreitet; wahrscheinlich aber war – wie bei anderen und späteren Bränden auch – menschliche Nachlässigkeit, das heißt hier: ein schadhafter Kamin, der Grund.[2] Goethe hatte später genug amtlichen Ärger mit dem erst 1803/1804 vorläufig abgeschlossenen Wiederaufbau. Die bevorzugten Baumaterialien der Zeit, Holz und Stroh, sowie das ständige Hantieren mit offenem Feuer machten die Häuser der Vornehmen wie der Geringen anfällig für Feuersbrünste. Goethe war diese bedrohliche Kombination bewußt, da zum Beispiel am 1. August 1780 der Herzog in einem von Goethe redigierten Reskript verfügte, daß drei abgebrannte Bauern in Großbrembach, die ihre wieder aufgebauten Häuser und Scheunen weisungswidrig mit Stroh statt mit Ziegeln gedeckt und die Bauten überhaupt so errichtet hatten, »daß solche keine Ziegeln tragen können«, mit einer dreitägigen Gefängnisstrafe zu belegen seien (FA I, 26, S. 89). Schillers *Lied von der Glocke* (1799) traf auch in diesem Punkt in die Mitte zeitgenössischer Erfahrung. Es beschreibt die vom Ausbruch der Elemente bedrohte Herrschaft des Menschen über die Natur und nennt das Feuer eine »Himmelskraft«, die dann furchtbar wird, wenn sie dem Menschen auskommt, wenn sie – in Schillers Ton – »der Fessel sich entrafft, / Einhertritt auf der eignen Spur / Die freie Tochter der Natur«.[3] Selbst die romantischen Spötter mußten eingestehen, daß dieses vielleicht erfolgreichste Gedicht deutscher Sprache das Kernproblem der Zeit, die rasch fortschreitende Entfremdung des Menschen von der Natur und damit auch den Verlust der Gefahreninstinkte, anschaulich und plastisch dargestellt hat. »Der Dichter weiß ins Glockengießen / Das Loos der Menschheit einzuschließen«, reimte August Wilhelm Schlegel.[4]

Die »Geschichte des durchlauchtigen Hauses Adam« jedenfalls – August Ludwig Schlözer hat 1772 die damals übliche Universalgeschichtsschreibung so charakterisiert[5] – ist durchzogen von Naturkatastrophen jeder nur denkbaren Art. Sie erinnerten Goethe und seine Zeitgenossen sehr deutlich daran, daß sie den Elementargewalten einer übermächtigen Natur ausgesetzt waren. Doch ist Goethes Denken

1 Hans-Dietrich Dahnke: *Weimar*. In: Goethe-Handbuch, Bd. 4.2, S. 1124.
2 Vgl. Effi Biedrzynski: *Goethes Weimar. Das Lexikon der Personen und Schauplätze*. Zürich 1992; hier *Schloß zu Weimar*, S. 380ff.
3 Friedrich Schiller: *Gedichte*. Hrsg. von Georg Kurscheidt. Frankfurt a.M. 1992, S. 60f.
4 August Wilhelm Schlegel: *A propos de cloches*; zit. nach: Schiller (Anm. 3), S. 881.
5 Zit. nach: Friedrich Schiller: *Historische Schriften und Erzählungen I*. Hrsg. von Otto Dann. Frankfurt a.M. 2000, S. 839.

und Dichten an eben jener Nahtstelle angesiedelt, an der sich die Europäer mit Hilfe von Wissenschaft und Technik aus den Zwängen der Natur zu befreien suchten, ihre Freiheit als Freiheit von diesen Zwängen definierten und dem biblischen *dominium terrae*, der Herrschaft des Menschen über Natur und Kreatur, einen neuen und wahrhaft neuzeitlichen Akzent gaben. Er lautet: Die Entfremdung von der Natur ist die Bedingung der menschlichen Freiheit. Dieser Bedingung entspricht der Versuch, ästhetisch wiederzugewinnen, was realiter in der Beziehung von Mensch und Natur verlorengegangen ist. So jedenfalls ist verkürzt die These Joachim Ritters in seinen Überlegungen zur *Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft* (1963) zusammenzufassen. Nach Ritter hat erst der vielleicht berühmteste Schüler der Weimarer Klassik, der Entdecker und Naturforscher Alexander von Humboldt, das Ergebnis dieser Entwicklung systematisch in eine mit ästhetischem Geist infizierte Naturforschung übertragen:

> In der geschichtlichen Zeit, in welcher die Natur, ihre Kräfte und Stoffe zum »Objekt« der Naturwissenschaften und der auf diese gegründeten technischen Nutzung und Ausbeutung werden, übernehmen es Dichtung und Bildkunst, die gleiche Natur – nicht weniger universal – in ihrer Beziehung auf den empfindenden Menschen [als Landschaft] aufzufassen und »ästhetisch« zu vergegenwärtigen.[6]

Die berühmtesten Landschaftsdichter des 19. Jahrhunderts, die sich selbst in der Tradition Goethes sahen, Joseph von Eichendorff und Adalbert Stifter, haben zum Beispiel die großen, grenzsetzenden Wälder ihrer Heimat, die sie beschrieben, nie gesehen. Sie wurden hineingeboren in eine Zeit gewaltiger Rodungen. Ihre Landschaften sind Erinnerungsbilder, aus kulturellem Stoff, aus Literatur stärker gebildet als aus unmittelbarer Anschauung der Natur. In einer anregenden Kant-Studie schreiben daher Hartmut und Gernot Böhme:

> Die moderne Beziehung zur Natur ist durch die Trennung von der Natur konstituiert. Diese Trennung, die Auflösung des unmittelbaren Zusammenhanges mit der Natur, macht die Herrschaft über die Natur möglich und ist zugleich der Ursprung ihrer empfindsamen Entdeckung. Die Natur ist das Fremde, das Andere der Vernunft.[7]

In diesen Vorgang rasch fortschreitender Entfremdung ist die Entfremdung des Menschen von seinem eigenen Leib, der anatomiert, zerlegt, in seinen Einzelteilen und Einzelfunktionen analysiert und erkannt wird, ebenso einbezogen, wie der sich verschärfende Konflikt zwischen den Geschlechtern. Die Frau wird auf die Seite der fremden, unheimlichen Natur gedrückt, und die Liebe zwischen Frau und Mann ist dann nichts anderes als ein Waffenstillstand im ewigen, elementar bedingten Kampf der Geschlechter. Goethe allerdings wurde von Rahel Varnhagen gerühmt, daß er sich diesem Trend der Beschreibung von Geschlechtsrollen nicht angeschlossen

6 Joachim Ritter: *Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft*. Münster in Westfalen 1963, S. 21.

7 Hartmut Böhme, Gernot Böhme: *Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants*. Frankfurt a. M. 1983, S. 30f.

habe. An ihren Mann schrieb sie am 14. September 1827, Goethe sei für sie deshalb ein moderner Dichter,

> so groß als *irgend* ein alter Dichter, aber der neue, moderne par excellence […]. Die Alten hatten das Weib: die Mutter, die Tochter, die Schwester. Wir haben diese Urgestalten *im Lichte* der Frauen […]. *Wir haben Frauen*, und die hat Goethe beim Schopf gehalten und ihnen tief durch die Augen ins Herz geschaut, jedes kleinste Winkelchen im »Labyrinth der Brust«.[8]

Trotzdem ist der skizzierte Rahmen das Gerüst, innerhalb dessen sich auch Goethes Naturdenken entfaltet, das ihn stützt, aus dem er ausbricht, weil er eine durchaus eigenständige Position im Diskurs der Zeit behauptet. Goethe hat der modernen Trennungserfahrung, welche aller Vereinzelung und damit auch aller Technik innewohnt, einen kreativen Prozeß, die poetisch erzeugte Ganzheit, an die Seite gestellt. Beides – die Erfahrung von Trennung und Vereinigung – erst konstituiert das Verhältnis von Mensch und Natur.

II. Theodizee

Unwetter und Sturmflut, Erdbeben und Kälte, Feuersbrunst und Dürre sind Katastrophen nur in bezug auf den fühlenden, seiner selbst bewußten Menschen. »Katastrophen kennt allein der Mensch, sofern er sie überlebt; die Natur kennt keine Katastrophen«.[9] Für die Mehrzahl der Menschen des 18. und noch des frühen 19. Jahrhunderts waren Gewitter, mit Donner, Blitz und Hagelschlag, keine erhabenen Naturschauspiele, sondern ihnen aus der Natur konkret drohende Gefahren für Leib und Leben, Existenz und Wohlstand. Kaum einem dieser ländlich und wenig idyllisch lebenden Menschen wäre es in den Sinn gekommen, wie Werther und Lotte ans Fenster zu treten, dem abziehenden Gewitter nachzusehen und das die Herzen aneinanderbindende Allgefühl erhabener Natur in einen einzigen Poetennamen zusammenzudrängen: »Sie stand auf ihrem Ellenbogen gestüzt und ihr Blik durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte – Klopstock!« (FA I, 8, S. 52). In der ersten Fassung der *Leiden des jungen Werthers* (1774) genügte noch die einfache Nennung des Namens »Klopstock«, um ein gleichgestimmtes Publikum zu erreichen. Schon in der zweiten Fassung von 1787 bedurfte es der Erläuterung, um an dessen Ode *Die Frühlingsfeier* aus dem Jahre 1759 zu erinnern: »Ich erinnerte mich [heißt es nun] sogleich der herrlichen Ode die ihr in Gedanken lag und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß« (FA I, 8, S. 53, 55). Der vielberufene »Diskurs der Empfindsamkeit« (FA I, 8, S. 964),[10] der in dieser Szene so prägnant erfaßt sein soll, war offenkundig an ein

8 *Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen.* Zusammengestellt von Wilhelm Bode. Quellennachweis, Textrevision und Register Regine Otto. Anmerkungen Paul-Gerhard Wenzlaff. Bd. III: *1817-1832*. München 1982, S. 249.

9 Max Frisch: *Der Mensch erscheint im Holozän. Eine Erzählung.* Frankfurt a. M. 1979, S. 103.

10 Vgl. FA I, 8, S. 951-955.

Ende gelangt. Die Fenstersituation im *Werther*, die empfindsame Einigung der Seelen an der Stelle, wo der umbaute Raum des Menschen und der Raum der freien Natur aufeinandertreffen, ist durch vielfachen Gebrauch schon im 19. Jahrhundert entwertet worden und doch für die ästhetische Rücknahme der Entfremdung hoch signifikant. Natur und Mensch verhalten sich zueinander wie Ruf und Echo oder zumindest wie Frage und Antwort. An der Grenzlinie einer selbst geschaffenen Welt steht der Mensch der Natur gegenüber und ist doch ein Teil von ihr. Im Poetennamen – zumal in dem Klopstocks – kann sich dieses besondere Verhältnis konzentrieren, weil der Dichter die prophetische Stimme der sprachlosen Natur ist. Goethe hat aber die Fensterszene in seinem Jugendroman als Ausnahme vom regelhaften Verhalten bei Gewitter gekennzeichnet. In den *Leiden des jungen Werthers* (in der ersten *und* der zweiten Fassung) hat er nur wenige Zeilen vor Lottes Seufzer die Wirkung des während des ländlichen Tanzfestes aufziehenden Gewitters auf drei junge Frauen ähnlich schreckensvoll beschrieben wie später in *Dichtung und Wahrheit* den Hagelschlag im Frankfurter Sommer 1756. Ineinander verklammert sitzen im *Werther* drei Schwestern in der Ecke des Saales, tränenüberströmt, der Umwelt entrückt, ein lebendes Bild:

> Die Klügste sezte sich in eine Ekke, mit dem Rükken gegen das Fenster, und hielt sich die Ohren zu, eine andere kniete sich vor ihr nieder und verbarg den Kopf in der ersten Schoos, eine dritte schob sich zwischen beyde hinein, und umfaßte ihre Schwesterchen mit tausend Thränen. (FA I, 8, S. 50)

Noch immer, und besonders um die Mitte des 18. Jahrhunderts, schien sich im Gewitter der zornige Gott des Alten Testamentes zu offenbaren. Sieben Jahre war Goethe alt, als ein Hagelschlag die teueren, neuen Spiegelscheiben des Vaterhauses in Frankfurt zerschmetterte und der Regen ungehindert ins Haus strömte. Das Unwetter »war für die Kinder um so fürchterlicher, als das ganz außer sich gesetzte Hausgesinde sie in einen dunklen Gang mit fortriß, und dort auf den Knieen liegend durch schreckliches Geheul und Geschrei die erzürnte Gottheit zu versöhnen glaubte« (FA I,14, S. 37). Die Fensterszene in Goethes Jugendroman ist über diese archaische Höhlenflucht des Gesindes im Vaterhaus weit hinaus.

An *Dichtung und Wahrheit* ist abzulesen, daß der Streit um die außermenschliche Natur, um ihre Schönheit und ihre Schrecken, um die Wirkung der Naturereignisse auf den Menschen und der Streit um den Menschen als einen Teil der Natur, im 18. Jahrhundert vor allem ein Streit um die Theodizee gewesen ist. Er erreichte seinen Höhepunkt in der europäischen Debatte zum Erdbeben von Lissabon. Dieses Beben verbreitete, wie Goethe in der Autobiographie berichtet, am 1. November 1755 »über die in Frieden und Ruhe schon eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken« (FA I, 14, S. 36). Mit einem Schlag schien der Vernunftoptimismus zerstört, war der Glaube an die beste aller möglichen Welten dahin:

> […] die geborstene Erde scheint Flammen zu speien: denn überall meldet sich Rauch und Brand in den Ruinen. Sechzigtausend Menschen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen mit einander zu Grunde […]. Die Flammen wüten fort, und mit ihnen wütet eine Schar sonst verborgner, oder durch dieses Ereignis in Freiheit gesetzter Verbrecher. Die unglücklichen Übriggeblie-

> benen sind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgestellt; und so behauptet von allen Seiten die Natur ihre schrankenlose Willkür. (FA I, 14, S. 36)

In der Darstellung der bewußtseinswendenden Katastrophe hat sich Goethe ausdrücklich an der Auseinandersetzung zwischen Voltaire und Rousseau orientiert, die zwischen 1756 und 1759 den Höhepunkt der Katastrophendebatte markierte und den Naturdiskurs als einen Religionsdiskurs kenntlich machte. »Natur« als das revolutionäre Schlagwort der mit Rousseau heraufgeführten Wende der Aufklärung wurde nun seinerseits verdächtig, zumal Voltaire schon im *Poème sur le désastre de Lisbonne* (1756) die besseren Argumente auf seiner Seite zu haben schien. »Denn was vermag des Geistes größte Weite?«, fragt Voltaire, und gibt sogleich die Antwort: »Nichts: des Schicksals Buch schließt sich vor unserm Blick, / Der Mensch sich selber fremd, erkennt den Menschen nicht«. Mehr als die Nachricht von der Gewalt der Elemente haben Voltaire – darin vorbildlich für Goethe – die zugleich mit dem Beben geschehende Eruption des Verbrechens und die Gleichgültigkeit erschüttert, mit der die vornehme Welt die Schreckensnachrichten aus der portugiesischen Metropole aufgenommen hat: »Lisbonne est abîmée, et l'on danse à Paris«.[11] Lessings Tugendtheorie, wonach der mitleidigste Mensch der beste Mensch sei,[12] schien nur noch Theorie, von der Realität beiseite geschoben. Der von Rousseau im *Lettre sur la providence* (1756) nochmals verteidigte heile Naturzustand war gegen die Eruption menschlicher Gewaltorgien unter dem Schutz der Naturkatastrophe nur schwer zu halten, zumal Voltaire anschließend in *Candide ou l'optimisme* (1759) die Anhänger der Theorie von der besten aller möglichen Welten in einer Erzählung verspottet hat. Die wenigen Sätze über die Deutungskontroverse der Katastrophe, die in Goethes Autobiographie der Beschreibung des Erdbebens folgen, klingen deshalb wie ein Auszug aus Voltaires satirischer Erzählung: »Hierauf ließen es die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Strafpredigten die Geistlichkeit nicht fehlen« (FA I, 14, S. 36). Den elementaren Ausbruch der Gewalt, das menschliche Verbrechen, hat Goethe der »schrankenlosen Willkür« der Natur zugerechnet, was doch wohl bedeutet, daß der eigentlich humane Zustand verlangt, Schranken zu setzen, der Willkür der Elemente ebenso wie dem Elementaren in der menschlichen Natur. Den Konflikt um die Theodizee aber hat er 1811 auf die Verwirrung eines Kindes abgeschoben, das nun am ersten Glaubensartikel, den es eifrig gelernt und geglaubt hatte, irre zu werden begann, weil »Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, […] indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preis gab, sich keineswegs väterlich bewiesen« hat (FA I, 14, S. 37).

Jenen Goethe dann, der den pietistischen Glauben seiner Jugend verloren hatte und »weltfromm« eine Tätigkeitsreligion verteidigte, hat das Theodizeeproblem nicht mehr umgetrieben. Von sich selbst behauptete er nun, im Brief an Friedrich Heinrich Jacobi vom 6. Januar 1813, er sei als Dichter und Künstler Polytheist,

11 Voltaire: *Œuvres de Voltaire.* Avec préfaces, advertissements, notes etc. par M. Beuchot. Bd. 12: *Poésies I.* Paris 1833, S. 192.

12 Hans-Jürgen Schings: *Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch. Poetik des Mitleids von Lessing bis Büchner.* München 1980.

vermutlich weil die von vielen Göttern belebte Welt die poetische Phantasie anders reizt als der eine fordernde und asketische Gott der Christenheit; als Naturforscher sei er Pantheist, weil sich der Geist eines unbekannten Gottes und seine Schöpferkraft in allen Werken der Natur gleichermaßen offenbaren. Doch fügte er sogleich hinzu: »Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen« (FA II, 7, S. 147). Bekanntlich hat er 1819 (in den *Zu besserem Verständnis des »West-östlichen Divans«* überschriebenen *Noten und Abhandlungen*) die einem unbegreiflichen und fernen Gott huldigende Religion der Parsen eine »zarte Religion« genannt, »gegründet auf die Allgegenwart Gottes in seinen Werken der Sinnenwelt« (FA I, 3.1, S. 150). Eine »zarte Religion«, das meint: sich dem Schöpfer über die Kreatur nicht dogmatisch lehrhaft zu nähern, sondern alle Phänomene der Erfahrungswelt in ihrem Sosein und ihrem Dasein zu belassen, sie zu erforschen, nicht um sie zu beherrschen, sondern um sie zu kennen und mit ihnen, soweit wie möglich, im Einklang zu leben. Daraus entsteht in den Jahren der Frühindustrialisierung, als zum Schrecken der Menschen an Rhein und Mosel der Salm aus seinen seit Jahrhunderten angestammten Laichplätzen am Loreleifelsen verschwand, die Lehre von der Reinheit und der Sauberkeit des Wassers und der Pflege des »eigentlichste[n] Kind[es] der Sonne« (FA I, 3.1, S. 150), der Weinrebe. Der Kern einer solchen von Goethe gerühmten Weltfrömmigkeit ist »Kultur«, das heißt die Pflege und die Erhaltung der Erde und die Freude, in der vom Menschen kultivierten Natur zu leben.[13]

III. Erkenntnisinstrumente

Der Verzicht auf Vergrößerungsapparate trennt Goethes Naturerfahrung schroff von der modernen Naturwissenschaft. Der Phänotyp war ihm wichtiger als der Genotyp, die Gestalt wertvoller als ihr Ursprung. Goethe konnte – wie Alfred Schmidt belegt hat – Mikroskop und Fernrohr als Instrumenten der Beobachtung des Kleinsten und des Entfernten nichts abgewinnen,[14] auch wenn er gegen Jacobi im Spinozismusstreit das sonst ungeliebte, naturwissenschaftliche »Trennen und Zählen« verteidigte. Jacobi, meinte Goethe, habe stets »den Geist im Sinne«, er, Goethe, aber »die Natur« (FA I, 14, S. 974). Goethe nämlich hatte – im Unterschied zu vielen seiner Zeitgenossen – Spinozas Schriften selbst studiert und einen eigenen Standpunkt zu dessen Postulat der Erscheinung Gottes in der Natur gewonnen. So faßte er in dem Brief an Jacobi vom 9. Juni 1785 den Spinozismus in dem einen prägnanten Satz zusammen: »Er beweist nicht das Daseyn Gottes, das Daseyn ist Gott. Und wenn ihn andre deshalb Atheum schelten, so mögte ich ihn theissimum ia christianissimum nennen und preisen« (FA II, 2, S. 582 f.). Deshalb hat sich Goethe auch später an Gottesbeweisen und Gottesspekulationen nicht beteiligt. »Vergieb mir [schrieb er an Jacobi] daß ich so gerne schweige wenn von einem gött-

13 Vgl. dazu Wolfgang Frühwald: *Eine »zarte Religion« oder Der Glaube Goethes*. In: *Die Religionen der Welt. Ein Almanach zur Eröffnung des Verlags der Weltreligionen*. Hrsg. von Hans-Joachim Simm. Frankfurt a. M., Leipzig 2007, S. 354-373.

14 Alfred Schmidt: *Natur*. In: Goethe-Handbuch, Bd. 4.2, S. 755-776; hier S. 766.

lichen Wesen die Rede ist, das ich nur in und aus den rebus singularibus erkenne, zu deren nähern und tiefern Betrachtung niemand mehr aufmuntern kann als Spinoza selbst« (FA II, 2, S. 583).

Daß Goethe vor allem drei für sein Denken maßgebliche Autoritäten nannte, ist demnach so verwunderlich nicht. Im ersten der Hefte *Zur Morphologie* bekannte er, »daß nach *Shakespeare* und *Spinoza* auf mich die größte Wirkung von Carl von Linné ausgegangen, und zwar gerade durch den Widerstreit«, zu welchem letzterer ihn herausgefordert habe (FA I, 24, S. 408). Shakespeare wird in diesem Zusammenhang vermutlich wegen seiner der Natur ähnlichen Schaffenskraft genannt, wegen der Fähigkeit, Menschen zu erschaffen, als hätten sie gelebt und als lebten sie seither unter uns, mit immer neuen Auferstehungswundern in jeder Inszenierung seiner Dramen.

Für Goethe blieb diese Fähigkeit der Poesie (im Wortsinne), das heißt der Herstellung von Menschen und Dingen und Weltzusammenhängen, ein Erkenntnisinstrument, das er allen naturwissenschaftlichen Methoden übergeordnet hat. Das von ihm erkannte Gesetz der Metamorphose, des aus Urformen geschehenden Gestaltenwandels, war für ihn keine Idee, wie Schiller wollte, sondern eine Erfahrung. Er hat anders, auch in einer anderen Sprache gedacht als die Wissenschaft der Zeit. Mathematik war ihm fremd, die spröde Sprache der zeitgenössischen Philosophie machte ihm Mühe. Leider hat er seinen Plan, das eigene Leben nach dem Gestaltgesetz der Metamorphose zu beschreiben, nicht verwirklicht. Er wollte *Dichtung und Wahrheit*

> nach jenen Gesetzen […] bilden, wovon uns die Metamorphose der Pflanzen belehrt. In dem ersten [Bande] sollte das Kind nach allen Seiten zarte Wurzeln treiben und nur wenig Keimblätter entwickeln. Im zweiten der Knabe mit lebhafterem Grün stufenweis mannigfaltiger gebildete Zweige treiben, und dieser belebte Stengel sollte nun im dritten Bande ähren- und rispenweis zur Blüte hineilen und den hoffnungsvollen Jüngling darstellen. (FA I, 14, S. 971)

Ein solches Experiment mit der eigenen Lebensbeschreibung sollte ihm das in allem Lebendigen waltende Gesetz der Metamorphose bestätigen und der Autobiographie Form und Gestalt geben. Die von ihm angestrebte »befriedigende Totalität« (FA I, 14, S. 931) wollte sich aber auf diese Weise nicht einstellen. So ist es ihm auch nicht gelungen, über Christoph Martin Wieland hinaus die Tradition des naturphilosophischen Lehrgedichtes zu erneuern. Und doch ist seine an Christiane Vulpius gerichtete Elegie *Die Metamorphose der Pflanzen* (1798) einer ganz anderen Gesetzlichkeit von Dauer unterworfen als der ihm ans Herz gewachsene wissenschaftliche *Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären* (1790). In Poesie und Kunst nämlich »ist Dauer nicht Zeit«.[15] Die Kathedrale von »Chartres altert nicht«.[16] George Steiner hat in diesem Zusammenhang vom »Paradox der Zeitlosigkeit im Kontext historischer Zeit« gesprochen.[17] Die wissenschaftliche Abhandlung aber ist strukturell auf rasche Alterung hin angelegt, sie wird geschrieben,

15 George Steiner: *Grammatik der Schöpfung*. München 2001, S. 263.
16 Ebd., S. 263.
17 Ebd., S. 263 f.

um durch produktiven Zweifel überholt zu werden, und ist nur dann Teil der wissenschaftlichen Entwicklung und des Fortschritts. Vielleicht liegt die Problematik von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften u.a. darin begründet, daß er den Unterschied von »Dauer« in unterschiedlichen Textarten nicht anerkennen wollte, daß er die wissenschaftliche Abhandlung ebenso der kreativen Erfahrung unterworfen glaubte wie das Gedicht und damit die in der Wissenschaft herrschende Autorität und Kontinuität des Zweifels leugnete. Sein Gedicht wird zu Recht wegen der Entdeckung des poetischen *und* des natürlichen Gesetzes der Gestalt gefeiert: »Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern / Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz, / Auf ein heiliges Rätsel« (FA I, 1, S. 639). Der vorangehende Prosaversuch aber, auch wenn Goethe gemeint hat, damit eine neue Laufbahn zu beginnen, wird – schon von Werner Keller und noch in der Natur und Kunst eng aneinander bindenden Deutung von Karl Richter – nur als Kommentar zur Elegie gelesen.[18]

Goethe wollte auch die pathologische Anatomie, die sich im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts zu einer klinischen und diagnostischen Leitwissenschaft entwickelte, nahe bei der Kunst angesiedelt wissen. So hat er in *Wilhelm Meisters Wanderjahren* (1829) und nochmals (1832) in einer Denkschrift für den preußischen Staatsrat Peter Christian Wilhelm Beuth für eine »plastische Anatomie« (FA I, 24, S. 843) plädiert, das heißt für die Herstellung von anatomischen Wachsmodellen, wie er sie in den von Kaiser Joseph II. angekauften Florentiner Figuren bewunderte: zum Beispiel im Muskelmann oder im Lymphgefäßmann, die heute im Wiener Josephinum aufbewahrt werden. In der Denkschrift für Beuth fand er sich, weil ihn sein hohes Alter dazu drängte, »zum ersten Mal auf propagandistischem Wege« (FA I, 24, S. 1238) und hat zur Begründung einer für ihn dringlichen, plastischen statt einer zergliedernden Anatomie auf eine der widerwärtigsten Verbrechensserien der Zeit hingewiesen, auf den Leichenraub. Dieser bediente einen schwunghaften anatomischen Handel, weil die Hinrichtungen seltener geworden waren und die Selbstmörder, die durch Gesetz der Anatomie verfielen, den Bedarf an Sektionsmaterial nicht befriedigen konnten. »Landes-Verräter«, schrieb Goethe an Beuth, »mögen gevierteilt werden, aber gefallene Mädchen in tausend Stücke anatomisch zu zerfetzen, will sich nicht mehr ziemen« (FA I, 24, S. 845). Ihm war keine Zeit mehr vergönnt, seine ›andere‹ Methode der Körperkenntnis, die Plastik gegen die Sektion, durchzusetzen.

Im 3. Buch von *Wilhelm Meisters Wanderjahren* (1829) erzählt Wilhelm von seinen anatomischen Erfahrungen: wie er zur Sektion eines jungen Mädchens geholt wird, das sich aus unglücklicher Liebe ertränkt hatte, wie er im Sektionssaal den schönsten weiblichen Arm erblickt, »der sich wohl jemals um den Hals eines Jünglings geschlungen hatte« (FA I, 10, S. 602), wie er davor erschrickt, weil er dieses Kunstwerk der Natur zu zerstören zaudert. Der Lehrer, den er – seines Zauderns wegen –

18 Vgl. Werner Keller: *Goethes dichterische Bildlichkeit. Eine Grundlegung*. München 1972, S. 151 f.; Karl Richter: *Wissenschaft und Poesie »auf höherer Stelle« vereint. Goethes Elegie »Die Metamorphose der Pflanzen«*. In: *Gedichte und Interpretationen* Bd. 3: *Klassik und Romantik*. Hrsg. von Wulf Segebrecht. Stuttgart 1984, S. 156-168.

nun findet, ist ein Künstler, ein plastischer Anatom, ein Bildhauer des Inneren menschlicher Körper. Als Wilhelm an der neuen Methode Gefallen findet, faßt der Lehrer sein alternatives, anatomisches Verfahren in wenigen Sätzen zusammen. Zu seinem Schüler, der nun ein Meister in der Herstellung plastischer Körperorgane geworden ist, sagt er: »Sie haben lebendig gefühlt und zeigen es durch Tat, Verbinden heißt mehr als Trennen, Nachbilden mehr als Ansehen« (FA I, 10, S. 606). Wie häufig hat Goethe auch hier das naturwissenschaftlich-praktische und das poetische Verfahren einander angenähert. Auch dem letzten Promemoria aber ist es, trotz Eigenreklame, ergangen wie dem größten Teil seines naturwissenschaftlichen Werkes. Sein Inhalt wurde in *Wilhelm Meisters Wanderjahren*, wenn überhaupt, als Teil von Wilhelms Bildungsweg gelesen, wobei der Realitätsgehalt den Unterhaltungswert steigern mochte. In der politischen Realität aber wurde sein Vorschlag zu einer plastischen Anatomie als der kuriose Plan eines verbohrten Alten kalt abgefertigt. »An Leichen haben wir einen großen Überfluß«, schrieb Beuth am 23. Februar 1832 an Goethe. »Anatomen und Künstler können sich mit allen Teilen des menschlichen Körpers beständig versehn« (FA I, 24, S. 1238).

Ein Medium des Zugangs zur Natur also hat sich Goethe weit über das Jahr 1780 hinaus bewahrt, als er begonnen hat, neben seinem poetischen das naturwissenschaftliche Lebenswerk entschieden zu fördern: den Zugang zur Natur durch das Kunstwerk und umgekehrt das neue und intensiv sinnliche Erleben der Kunst mit den wissenschaftlich geschärften Sinnen des Naturkundigen. Er hat das schwärmerische Naturgefühl einer »Sturm und Drang« genannten Jugendbewegung im Spiegel von Ossian und Klopstock wie unter einem starken Vergrößerungsglas sichtbar gemacht, er hat das Licht des italienischen Himmels mit den Augen des Malers Claude Lorrain gesehen, er hat in den *Römischen Elegien*, als ein anderer Pygmalion, die Schönheit antiker Statuen sinnenhaft am Körper der Geliebten entdeckt und ist in Sizilien dem Himmel Homers begegnet: »Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer / Und duftend schwebt der Äther ohne Wolken« (FA I, 5, S. 1341).

Stets aber hat er die Naturerfahrung auf den Menschen bezogen, auf sein zerbrechliches Glück und seine Trauer, sein Sehnen, Fühlen und Streben. In der Winckelmann-Schrift von 1805 steht die glücksstolze Frage:

> Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut? (FA I, 19, S. 179)

Das mag ein heidnisches, antikisches Wort und deshalb von Tragik umwittert sein, weil dem Menschen ja nur ein kurzer (unbewußter) Augenblick des Glückes beschieden ist, groß ist dieses Wort allemal. Es benennt die Würde des Menschen unübertrefflich. Was ist der Mensch? Goethe antwortet: Der Mensch ist das einzige Lebewesen im All, das fähig ist glücklich zu sein, sich unbewußt alles Geschaffenen zu freuen, auch wenn im nächsten Augenblick schon das Bewußtsein seiner Sterblichkeit das Glücksgefühl zerstört. Nur die Kunst, das heißt die Wort und Bild gewordene Trauer um den Hingang des Schönen, vermag dem Augenblick Dauer zu verleihen, sie »vergöttert [den Menschen] für die Gegenwart, in der das Vergangene

und Künftige begriffen ist« (FA I, 19, S. 184). So ist die von Durs Grünbein gestellte Frage vielleicht wirklich die Kernfrage an unsere von Klimakatastrophen und Terrorfurcht geängstete Moderne, in der die Natur zu einem Politikum degradiert ist. Aus seiner Frage ist der Aufruf zu hören, zumindest teilweise wiederzugewinnen, was Goethe (keineswegs unbewußt) noch lebte und was uns verloren scheint: »Die Lust, mit der Goethe sich noch im Universum bewegte, wo ist sie hin?«.[19]

19 Wolfgang Frühwald: *Die Lust, sich im Universum zu bewegen. Ein Gespräch mit dem Dichter Durs Grünbein über Poesie, Neurobiologie und die Bilder vom Menschen.* In: Wolfgang Frühwald, Konrad Beyreuther, Johannes Dichgans, Durs Grünbein, Karl Kardinal Lehmann, Wolf Singer: *Das Design des Menschen. Vom Wandel des Menschenbildes unter dem Einfluss der modernen Naturwissenschaft.* Köln 2004, S. 309.

MICHAEL MANDELARTZ

*Der »Bezug auf sich selbst«. Zum systematischen Zusammenhang von Literatur und Wissenschaft bei Goethe**

In den letzten Jahrzehnten wurde das naturwissenschaftliche Werk Goethes vor allem von zwei Seiten her untersucht.[1] Die Germanistik geht vom literarischen Werk aus und legt dessen naturwissenschaftliche Basis frei. Der bekannteste Ausgangspunkt ist die chemische Gleichnisrede im 4. Kapitel der *Wahlverwandtschaften*. Kulturwissenschaft und Wissenschaftsgeschichte ordnen, von der anderen Seite her, die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes in die Geschichte der europäischen Wissenschaften ein. Quer zu diesen Ansätzen liegt die Arbeit von Holger Helbig, die den Text der *Farbenlehre* mit philologischen Mitteln untersucht.[2] In allen diesen Fällen geht es aber um *historische* Fragestellungen, die den *Wahrheitsgehalt* der Goetheschen Naturwissenschaft nicht berühren, sofern er nicht kurzerhand bestritten wird. Das hat zur Folge, daß auch das literarische Werk, das ja Goethe zufolge in einem inneren Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen steht, entweder bloß historisch betrachtet oder auf seinen ästhetischen Wert verkürzt wird – mit anderen Worten: Die »sehr ernsten Scherze« (FA II, 11, S. 550) Goethes werden um ihren Ernst gebracht.

Wenn der Wahrheitsgehalt von Goethes Gesamtwerk erneut zur Geltung kommen oder zumindest in Betracht gezogen werden soll, wird man seine naturwissenschaftlichen Schriften weniger wissenschafts*historisch* als wissenschafts*theoretisch* untersuchen müssen. Einige Vorarbeiten dazu liegen vor.[3] Darüber hinaus müßte der systematische Zusammenhang zwischen literarischen und naturwissenschaft-

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Goethes Naturbegriff zwischen Literatur und Wissenschaft*.

1 Vgl. auch Monika Fick: *Goethes Naturbegriff. Neuere Publikationen*. In: *Philosophische Rundschau* 48 (2001), S. 49-68, sowie Karl Robert Mandelkow: *Goethes Naturauffassung im Urteil der Rezeptionsgeschichte*. In: ders.: *Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur Klassik- und Romantikrezeption in Deutschland*. Frankfurt a.M. u.a. 2001, S. 77-96.

2 Vgl. Holger Helbig: *Naturgemäße Ordnung. Darstellung und Methode in Goethes Lehre von den Farben*. Köln, Weimar, Wien 2004, S. 22f.

3 Vgl. Dennis L. Sepper: *Goethe contra Newton*. Cambridge u.a. 2002 (zuerst 1988); Peter Huber: *Naturforschung und Meßkunst. Spuren Goethescher Denkart in der frühen Quantentheorie*. Akademievorlesung, gehalten am 2. November 1999. Hamburg 2000; Theda Rehbock: *Goethe und die »Rettung der Phänomene«. Philosophische Kritik des naturwissenschaftlichen Weltbilds am Beispiel der Farbenlehre*. Konstanz 1995; Michael Mandelartz: *»Das Gespenst der diversen Refrangibilität«. Goethe, Newton und die Wissenschaftstheorie*. In: *Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005: Germanistik im Konflikt der Kulturen*. Hrsg. von Jean-Marie Valentin. Bd. 7. Bern u.a. 2007, S. 293-302.

lichen Schriften geklärt werden. Dazu soll im folgenden ein Beitrag geleistet werden, und zwar anhand des Selbstbezugs als durchgängiges Organisationsprinzip der Natur von ihren einfachsten Elementen bis zu ihren höchsten Produkten. Zu diesem Zweck wird zunächst die Steigerungsfolge der Natur vom Gestein bis hinauf zum Tier skizziert (*I.*), anschließend werden zwei verschiedene Auffassungen von ›Seele‹ anhand der Auseinandersetzung zwischen Goethe und Schiller entwickelt (*II.*), und abschließend wird am Beispiel der *Iphigenie* gezeigt, wie Goethe die ›autonome Seele‹ wieder an die Natur zurückbindet (*III.*).

I. Vom Gestein zum Tier

»Ich fürchte den Vorwurf nicht«, schreibt Goethe 1785 in den Aufzeichnungen zum Granit,

> daß es ein Geist des Widerspruches sein müsse der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens des jüngsten mannigfaltigsten beweglichsten veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen, daß der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschließen läßt. (FA I, 25, S. 313 f.)

Gegen den Vorwurf, daß er nicht bei seinem Leisten – der Literatur – bleibe, macht Goethe geltend, daß Literatur und Geologie zwar verschiedene Dinge betrachten, nämlich das menschliche Herz bzw. die Erde, daß es sich aber in beiden Fällen um Teile der *einen* Natur handelt. Es treibt ihn keineswegs »ein Geist des Widerspruches« von der Literatur zum Gestein, sondern der ›genaue Zusammenhang‹ der Dinge selbst. Denn die Erschütterungen des menschlichen Herzens, oder der Seele, sind zunächst weniger aus ihr selbst als aus ihrer Umgebung, der Erde, herzuleiten. Der Zusammenhang zwischen den beiden ›Wissenschaften‹, der Literatur und der Geologie, leitet sich her aus dem Zusammenhang ihrer Gegenstände, der menschlichen Seele und der Erde. Dieser Zusammenhang ist zunächst einmal mechanisch: Jedes Erdbeben, jede Welle und jede Luftbewegung erschüttert auch die menschliche Seele, weil der Mensch *auf* der Erde lebt.

Der Zusammenhang zwischen Seele und Erde ist jedoch nicht *nur* mechanisch. In den *Wahlverwandtschaften* bemerken Eduard, der Hauptmann und Charlotte ein Gesetz der Natur, das sich durch alle ihre ›Reiche‹, d. h. durch die unbelebte, die belebte und die geistige Natur hindurchzieht: »[…] an allen Naturwesen, die wir gewahr werden, bemerken wir zuerst, daß sie einen Bezug auf sich selbst haben« (FA I, 8, S. 301). Der »Bezug auf sich selbst«, d. h. die Tendenz, sich nach außen abzuschließen und externe Relationen durch interne zu ersetzen, wird erläutert an der Kugelgestalt von Wasser- und Quecksilbertropfen. Schon die physikalischen Eigenschaften fester, flüssiger und gasförmiger Körper sind mit den mechanischen Gesetzmäßigkeiten von Stoß und Gegenstoß *allein* nicht zu fassen, denn die *innere* Kohäsionskraft der Körper setzt den *zwischen* ihnen wirkenden mechanischen Kräften Widerstand entgegen. Man könnte demnach wohl sagen, daß die Einheit eines Dinges, z. B. eines Steines, eines Tropfens oder einer Wolke, in dem Wider-

stand begründet liegt, den es mittels Kohäsion der Einwirkung äußerer Kräfte entgegenzusetzen in der Lage ist.

Das gilt auch für lebendige Wesen; sie schützen sich allerdings zusätzlich gegen Zerstörung, indem sie sich einhüllen. In den Heften *Zur Morphologie* heißt es: »[…] die ganze Lebenstätigkeit verlangt eine Hülle, die gegen das äußere rohe Element, es sei Wasser oder Luft oder Licht, sie schütze, ihr zartes Wesen bewahre, damit sie das, was ihrem Innern spezifisch obliegt, vollbringe« (FA I, 24, S. 395). Diese Hülle nun, eine Rinde, Schale, Haut, schützt einerseits gegen äußere Einwirkungen und ist andererseits Bedingung des inneren Lebens, denn durch die Schutzschicht werden die inneren Verhältnisse derart umorganisiert, daß sie sich ebensosehr auf sich selbst wie auf die Außenwelt beziehen. Pflanze und Tier nehmen Stoffe aus der Außenwelt über die Wurzeln bzw. den Mund auf und scheiden sie über die Blätter bzw. den After wieder aus; dazwischen aber wird die Nahrung verarbeitet. Lebewesen reproduzieren sich selbst, indem sie sich Elemente der Außenwelt amalgamieren, sie mittels chemischer Umwandlungen, Verdauung, Blutkreislauf usw. ›auf sich selbst beziehen‹. Während aber eine Pflanze einfach stirbt, wenn ein ungeeigneter Boden keine brauchbare Nahrung hergibt, nutzt das frei bewegliche Tier seine Sinne, um die passende Nahrung zu suchen. In beiden Fällen handelt es sich um eine Dialektik zwischen regulierter Verbindung zur Außenwelt, d. h. der ›Erde‹ im weitesten Sinne, und innerer Verarbeitung der aufgenommenen Stoffe. Charlotte faßt zusammen: »Wie jedes [Naturwesen] gegen sich selbst einen Bezug hat, so muß es auch gegen andere ein Verhältnis haben« (FA I, 8, S. 302).

II. Die Seele und das Subjekt

Wenn die Seele, nach dem obigen Zitat, ein Teil der Natur ist, unterliegt auch sie der Dialektik von Außen- und Selbstbezug. An dieser Stelle gerät Goethe nun in Gegensatz zu Schiller, dessen Aufsatz *Über Anmut und Würde* (1793) ihm »so verhaßt« (FA I, 24, S. 445) war, weil Schiller darin »im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung […] undankbar gegen die große Mutter« (FA I, 24, S. 435), die Natur war. Als Schüler Kants entwickelt Schiller die Anmut aus dem Gegensatz von Subjekt und äußerer Natur. Sie entsteht dann, wenn es der Seele gelingt, die Sinnlichkeit durch Moral zu bezwingen und die Unterwerfung natürlich erscheinen zu lassen. Anmut erscheint zwar als Einheit von Seele und Körper, aber unter der Dominanz der Seele, wobei die Seele als das »bewegende Prinzip«[4] die Ursache der Bewegung autonom setzen und die Trägheit der Masse überwinden soll. »Geistesfreiheit, und Würde« sind bei Schiller »moralische Kraft«,[5] der erste Beweger der Körperwelt.

Mit dieser Konstruktion handelt sich Schiller allerdings alle Probleme der neuzeitlichen Subjektphilosophie ein. Seit Descartes' Trennung von *res cogitans* und *res extensa* ist nämlich nicht einsehbar, wie das eine zum andern kommen soll. Das Subjekt mag zwar in der Lage sein, aus sich selbst heraus eine Welt geometrischer

4 Friedrich Schiller: *Sämtliche Werke*. Bd. V. Hrsg. von Wolfgang Riedel. München 2004, S. 437.
5 Ebd., S. 475.

Figuren zu konstruieren; wie es aber in Verbindung mit der äußeren Welt der Natur kommt, konnte bis hin zu Kant nicht nachvollziehbar gezeigt werden. Noch viel weniger ist aber eine *Einwirkung* der *res cogitans* auf die *res extensa*, eine *Kraftübertragung* vom Subjekt auf den Körper denkbar, denn das Subjekt ist ja der Voraussetzung nach eben *keine* körperlich wirkende Kraft. Schiller schränkt daher selbst ein: »Strenggenommen ist die moralische Kraft im Menschen keiner Darstellung fähig, da das Übersinnliche nie versinnlicht werden kann«.[6] Der moralische Wille ist eigentlich »magische Kraft«,[7] Schillers Konstruktion erweist sich als haltlos.

Nach der Begegnung im Sommer 1794 mußte sich Goethe genauer mit Schillers Position auseinandersetzen. Neben den *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* gehören in diesen Kontext auch die *Episteln*, deren erste und zweite in den *Horen* erschienen. Den Entwurf zur dritten Epistel, der sich auf *Über Anmut und Würde* bezieht, ließ Goethe dagegen liegen, vermutlich weil er befürchtete, Schiller zu sehr zu provozieren. Das Bruchstück thematisiert genau die These von der autonomen Seele. Es heißt darin:

Denn der Körper verlangt und ist bequem zu ersätt'gen:
Fülle bringt ihm das Jahr an wiederkehrenden Früchten,
Und die Erde ernähret ihm tausendfältige Nahrung.
Auch es ist ihm vergönnt, sich in dem Garten der Liebe
Reichlich zu weiden und freudenvertauschend sich schön zu erquicken.

Aber die Seele begehrt, und sie wird nimmer befriedigt,
Denn sie bildet sich ein, sie sei von höherem Ursprung,
Durch ein unwürdiges Band an ihren Gatten gefesselt.
Da beträgt sie sich übel im Hause […]
(FA I, 1, S. 489 f.)

Die Selbständigkeit der Seele gegenüber dem Körper, ihr Ursprung aus einem höheren Reich der Freiheit und Moralität sind nach Goethe bloße Einbildungen, Fiktionen – Fiktionen allerdings mit realen Folgen, denn sie führen zur Herabwürdigung des Körpers, der doch das ›Haus‹ der Seele, ihre nächste Umgebung ist. Eine Seele, die sich als autonom setzt, entzieht sich selbst die Lebensbedingungen und wird daher »nimmer befriedigt«, ja sie wird, ganz analog zum fallenden Luzifer im 8. Buch von *Dichtung und Wahrheit*, »durch immerwährende Konzentration sich selbst aufreiben, sich […] vernichten« (FA I, 14, S. 383).

Wir können vorläufig festhalten, daß es nach Goethe zwei unterschiedliche Auffassungen und demzufolge auch zwei Arten von Seele gibt: Die Seele ist zunächst ein Teil der Natur und konstituiert sich wie alle anderen Naturwesen in der Tätigkeit, sich im »Bezug auf sich selbst« von den unmittelbaren Bedingungen ihrer Umgebung, des Leibes, zu lösen und dadurch neue, spezifische Tätigkeiten zu generieren. Neben den Affekten gehört zu den Seelentätigkeiten vor allem die Einbildungskraft, d.h. die Fähigkeit, Vorstellungen von der näheren oder ferneren

6 Ebd.
7 Ebd., S. 435.

Umgebung festzuhalten, zeitversetzt wiederzuverwenden und produktiv zu verwerten.[8] Der *Studie nach Spinoza* zufolge verarbeitet sie äußere Eindrücke in mehreren Stufen: »gewahr werden« der Dinge, »ergreifen« ihrer Verhältnisse und, sofern die Seele »innre Kraft« hat, darüber hinaus »ordnen um sich die Erkenntnisse zu erleichtern […] fügen und […] verbinden um zum Genuß zu gelangen« (FA I, 25, S. 15). Die Umgebung der Seele, zunächst der eigene Leib als ihr ›Haus‹, weiterhin aber die sinnlich wahrgenommene Welt, bilden qua Vorstellungen jedenfalls die Nahrung, die sie in der Verarbeitung auf sich selbst bezieht; ihr Produkt sind die Äußerungen des Menschen von der Sprache bis zur Kunst, die unter günstigen Umständen zur Steigerung der Wirklichkeit beitragen. In der Kunst der Antike sah Goethe das Ideal der Seelentätigkeit erreicht, denn die Alten »hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasiebilder haben Knochen und Mark« (*Winckelmann und sein Jahrhundert*; FA I, 19, S. 180).

Die Seele hat aber zweitens, und zwar speziell in der Neuzeit, die Fähigkeit ausgebildet, Nahrung für die Einbildungskraft nicht aus ihrer Umgebung, sondern aus sich selbst zu beziehen; sie nährt sich dann von ihren eigenen Vorstellungen statt von äußeren, sinnlichen Eindrücken, d. h., sie bildet Metaebenen der Selbstreflexion; sie setzt den »Bezug auf sich selbst« absolut und leugnet, je höher die Reflexion steigt desto mehr, den Bezug auf anderes. Damit schwindet zum einen der Wirklichkeitsbezug, zum zweiten nimmt der Abstraktionsgrad der Vorstellungen zu, und zum dritten entwickelt die Seele eine falsche Vorstellung von sich selbst. Sie wird nämlich ihre Abhängigkeit vom Körper und von der sinnlichen Erfahrung leugnen und sich einbilden, »sie sei von höherem Ursprung« als ihr Leib und die Körperwelt und daher frei.[9] Indem sie sich als reines Subjekt auffaßt, setzt sie sich der Welt der Körper als dem anderen gegenüber. Der Subjekt-Objekt-Gegensatz ist geboren, und zwar nicht etwa *a priori*, sondern als Folge zunehmender Distanzierung von der Natur. So fiktiv die Vorstellungen und so falsch die Selbstauffassung der vorgeblich autonomen Seele auch sind, so ist diese Seele doch ein Teil der Wirklichkeit und wirkt in ihrem Sinne auf die äußere Welt zurück. Ihre Produkte nämlich, die neuzeitliche höhere Mathematik, die Subjektphilosophie, die daran sich anschließenden Naturwissenschaften und die Technik sowie die romantische Literatur, überformen die Wirklichkeit, die mit der Zeit ebenso öde wird wie die autonome Seele selbst. Im Zusammenhang mit der Rückwirkung der ›absoluten Seele‹ auf die Natur ist wohl auch Goethes Erschrecken vor dem »Maschinenwesen« zu sehen:

8 Vgl. etwa Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, B 151, § 24: »*Einbildungskraft* ist das Vermögen, einen Gegenstand auch o h n e d e s s e n G e g e n w a r t in der Anschauung vorzustellen« (*Kant's gesammelte Schriften*. Hrsg. von der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. Berlin 1900 ff., Bd. 3, S. 119 f.). Nach Burke ist die Einbildungskraft das schöpferische Vermögen, »einerseits die Bilder der Dinge in der Ordnung und in der Art, wie das Gemüt sie durch die Sinne empfangen hat, nach Belieben wiederzugeben und andererseits diese Bilder auf neue Weise und in einer anderen Ordnung miteinander zu kombinieren« (Edmund Burke: *Vom Erhabenen und Schönen*. Übers. von Friedrich Bassenge. Berlin 1956, S. 49).

9 Vgl. auch die Gegenüberstellung von »Freiheit« und »Bestimmung« sowie »Bezug auf sich selbst« und »Bezug auf ein anderes« in den *Physikalischen Vorträgen* (FA I, 25, S. 161).

> Das überhand nehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich, es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen. […] noch schwebt Ihnen das hübsche frohe Leben vor das Sie diese Tage her dort gesehen, wovon Ihnen die geputzte Menge allseits andringend gestern das erfreulichste Zeugnis gab; denken Sie wie das nach und nach zusammensinken, absterben, die Öde, durch Jahrhunderte belebt und bevölkert, wieder in ihre uralte Einsamkeit zurückfallen werde. (FA I, 10, S. 713)

III. Rückbindung der Seele an die Natur

Nun beobachtet Goethe den Vorgang der Trennung von Seele und Natur nicht nur an Schiller und generell an der neuzeitlichen Kultur, sondern auch an sich selbst. In *Dichtung und Wahrheit* schreibt er rückblickend, er habe sich, »nach Prometheischer Weise, auch von den Göttern ab[gesondert]« (FA I, 14, S. 695), und in *Winckelmann und sein Jahrhundert* heißt es, »der Neuere [werfe sich] fast bei jeder Betrachtung ins Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punkt wieder zurückzukehren« (FA I, 19, S. 179). Dieses letztere, die Rückkehr aus dem Unendlichen in die Beschränkung, von der reinen Subjektivität zur Natur, setzt sich Goethe seit der frühen Weimarer Zeit zur Aufgabe.[10] Von zwei Seiten nimmt er das Projekt in Angriff: Die Naturwissenschaft arbeitet sich von der Geologie über die Biologie zur Wolken- und Farbenlehre hinauf, also von den festen über die beweglichen zu den flüchtigen Dingen, und die Literatur geht auf der anderen Seite wieder hinab über die Äußerungen der Seele, von den zuerst faßbaren »enthusiastisch aufgeregte[n]« über die »persönlich handelnde[n]« bis zu den »klar erzählende[n]« »Naturformen der Dichtung« (FA I, 3.1, S. 206): Lyrik, Epik und Dramatik. Wir haben damit zwei Reihen vor uns, deren eine die materiellen *Voraussetzungen* der Seele, deren andere ihre materiellen *Produkte* in Stufen der Steigerung darstellt. Die Seele selbst ist nicht direkt darstellbar, denn der höchste Punkt der natürlichen Reihe wäre das unsichtbare äußere Licht[11] bzw. dessen höchster Repräsentant, die Sonne, bei deren Betrachtung wir erblinden; und der höchste Punkt der anderen Reihe wäre das innere Licht, das uns zwar leiten mag, sich aber ebenso der Betrachtung entzieht. Die beiden Lichter fügen sich jedoch zusammen:

> Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen tierischen Hülfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seines Gleichen werde; und so bildet sich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete. (FA I, 23.1, S. 24)

10 Vgl. dazu auch Michael Mandelartz: »*Harzreise im Winter*«. *Goethes Antwort auf Petrarca und die Naturgeschichte der Kultur*. In: GJb 2006, S. 86-99.

11 Die physikalische, heute allgemein gängige Definition des Lichtes als »sichtbare elektromagnetische Strahlung« (*Der Brockhaus in Text und Bild 2005* [CD-ROM]. Mannheim 2004, Art. *Licht*) ist kaum haltbar, denn Licht *ist* nicht, sondern *macht* sichtbar. Wir sehen leuchtende und beleuchtete Gegenstände, keineswegs eine dazwischenliegende ›Strahlung‹. Verhielte es sich anders, würden die Gegenstände hinter dem Licht verschwinden. Der Weltraum ist nicht mangels Licht, sondern mangels erhellter Gegenstände dunkel.

Der Begegnung von innerem und äußerem Licht am oberen Ende der beiden Reihen entspricht an ihrem unteren Ende die Vermischung von Naturwissenschaft und erzählender Darstellung der Welt im Roman, etwa in Jarnos Überlegungen zur Geologie in *Wilhelm Meisters Wanderjahren*. Insgesamt bilden Naturwissenschaft und Literatur einen Kreis, dessen Aufbau dem Farbenkreis gleicht. Er zeigt, wie es dem neuzeitlichen Menschen unter günstigen Umständen »glückt, auf einen beschränkten Punkt wieder zurückzukehren«, nachdem er sich »ins Unendliche« geworfen hat (FA I, 19, S. 179).

Freilich zeichnet die Literatur nicht nur die Momente des Glückens auf. Wenn beispielsweise Ottilie in ihrem Tagebuch schreibt: »Es könnte wohl sein, daß das innere Licht einmal aus uns herausträte, so daß wir keines andern mehr bedürften« (FA I, 8, S. 410), so vertritt sie die Autonomie des ›inneren Lichtes‹ gegenüber dem äußeren, also die neuzeitliche Subjektivität *ohne* Rückkehr in die Beschränkung, erweist sich damit als Romantikerin und nimmt ihren späteren Hungertod vorweg. Ähnlich Faust bei seiner Erblindung: »Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen / Allein im Innern leuchtet helles Licht: / Was ich *gedacht* ich eil es zu vollbringen; / Des *Herren* Wort es gibt allein Gewicht« (V. 11499-11502; FA I, 7.1, S. 443; Hervorhebungen M. M.). Hier präsentiert sich die Verblendung, die mit der Dominanz des Denkens über die sinnliche Erfahrung einhergeht, von der Seite der *Herrschaft* über Natur und Gesellschaft. Sie muß freilich scheitern, weil sie – auf Fiktionen beruht.

Als Fall einer geglückten Rückkehr zur Wirklichkeit soll abschließend die *Iphigenie* behandelt werden. Die biographischen Voraussetzungen des Stückes liegen in der Notwendigkeit, die Autonomie, die sich der frühe Goethe »nach Prometheischer Weise« geschaffen hatte, in die gesellschaftliche Existenz in Weimar hinüberzuretten. Es geht in der *Iphigenie* darum, die Freiheit der Isolation mit den Bindungen der politischen Existenz so zu vermitteln, daß die Freiheit in der Bindung erhalten bleibt.

Die Hintergrundgeschichte der Atriden führt mit dem Fall des Tantalus von der Tafel der Götter (vgl. FA I, 5, S. 605, V. 1720f.) die Isolierung der Existenz von der Natur vor, die Goethe an Schiller, an der neuzeitlichen Wissenschaft und an sich selbst diagnostiziert. Die Trennung von den Göttern führt in der Folge der Generationen über den wechselweisen Mord der Verwandten zur Selbstvernichtung der Atriden; ihr Namensgeber Atreus setzt seinem Bruder Thyest sogar dessen eigene Kinder als Speise vor. Hier erfolgt die Selbstvernichtung im eigentlichsten Sinne als Selbstverzehrung.

Iphigenie nun ist von Diana vor einem weiteren Akt der Selbstzerstörung, ihrer Opferung durch den Vater Agamemnon, gerettet worden. Sie schließt daraus, daß »die Unsterblichen lieben der Menschen / Weit verbreitete gute Geschlechter« (V. 554f.); sie glaubt, die Götter hätten sie »Von Menschen abgesondert« und »Der Flamme gleich in ew'ger frommer Klarheit / Zu euern [der Götter] Wohnungen hinaufgezogen« (V. 1042, 1046f.), um die Atriden zu »entsühnen« (V. 1702). Dies ist jedoch ein Irrtum, der sich eben aus ihrer Absonderung erklärt. In der Tat ist ja Agamemnon von Klytemnestra und Klytemnestra von Orest ermordet worden. Der Familienfluch hat sich also einfach über die Entrückung Iphigenies nach Tauris

hinweg fortgesetzt oder genauer: Ihre Entrückung war das Mittel der Götter zur Fortsetzung des Fluches.[12] Der Glaube Iphigenies an die guten Götter und ihre Selbstreinigung als Priesterin der Diana beruht auf einer bloßen Phantasie, auf Fiktion, der keine Grenzen gesetzt sind, weil im taurischen Exil die empirischen Daten über den Fortgang der Familiengeschichte fehlen. Der Ausdruck »reine Seele« (V. 1583) ist daher durchaus wörtlich zu verstehen. Der Läuterungsprozeß in der Absonderung läuft zunächst weniger auf eine ethische Verbesserung als einfach auf eine Reinigung der Seele im Sinne der Entleerung von Empirie hinaus. Die reine Seele ist die leere Seele, reine Subjektivität bzw. Selbstreflexion, die ihre Vorstellungen nur noch aus sich selbst bezieht. Iphigenie schwebt utopisch über der Wirklichkeit, und ihre Arme sind »den leeren Winden / Nur ausgebreitet« (V. 1194 f.).

Die leere, autonome Seele hat nur noch sich selbst zum Gegenstand. Nach der traditionellen Definition der Wahrheit, *adaequatio intellectus et rei*, ist die leere Seele immer in der Wahrheit, denn der intellektuelle Akt ist so leer wie sein Gegenstand, sie stimmen also unmittelbar überein. Daher wehrt sich Iphigenie gegen die Forderung des Pylades, Thoas zu belügen:

> O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
> Wie jedes andre wahrgesprochne Wort,
> Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
> Den der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
> Ein losgedruckter Pfeil von einem Gotte
> Gewendet und versagend, sich zurück
> Und trifft den Schützen.
> (V. 1405-1411)

Genaugenommen bedarf es im Falle der reinen Seele nicht einmal des Gottes, um den Pfeil zu wenden. *Jede* Lüge trifft die autonome Seele, weil sie in nichts anderem als in der Übereinstimmung mit sich selbst besteht und die Lüge die Übereinstimmung aufhebt. Iphigenie braucht daher keine Tatsachen zu berücksichtigen, um der Wahrheit zu folgen; es genügt der Blick nach innen: »Ich untersuche nicht, ich fühle nur« (V. 1650). Während der Absonderung auf Tauris hat sie auf diese Weise den Trieb und das Gefühl für Wahrheit ausgebildet. Sie *ist* nun dieses Gefühl und würde sich selbst vernichten, wenn sie es aufgäbe.

Ebenso wie Iphigenies Phantasien sie nach oben, zu den Göttern, hinaufziehen, so fühlt sich Orest nach unten, zum Hades, gezogen. Die beiden entgegengesetzten Phantasien zerschellen aneinander im Moment ihrer Begegnung, so daß die Geschwister sich in der Mitte, auf der Erde, treffen: »Die Erde dampft erquickenden Geruch / Und ladet mich auf ihren Flächen ein, / Nach Lebensfreud' und großer Tat zu jagen« (V. 1362-1364), sagt Orest am Ende des vierten Aufzugs. Das Ende der Isolation wird mit der Umarmung der Geschwister besiegelt (V. 1341 f.). Damit ist aber noch nicht das Ziel erreicht. Iphigenie und Orest befinden sich zunächst bloß auf dem ›griechischen‹ Standpunkt der Erde bzw. der Natur. Anerkannt werden die natürlichen, nämlich genealogischen Beziehungen der Geschwister und des Volkes;

12 Vgl. dazu auch Dieter Liewerscheidt: *Selbsthelferin ohne Autonomie – Goethes »Iphigenie«*. In: GJb 1997, S. 219-230; bes. S. 223 f.

die Taurer werden als nicht zugehörig weiterhin aus dem Bund ausgeschlossen und zum Objekt von Lug und Betrug. Pylades bestimmt das weitere Vorgehen gegen Thoas im Sinne seines Vorbildes Odysseus rein zweckrational: Das Bild der Diana soll geraubt werden, um die Gnade Apolls zu erlangen. Die Autonomie und das neue Verhältnis zur Wahrheit, das Iphigenie schon errungen hatte, gehen auf diesem Wege wieder verloren.

Iphigenie gerät an diesem Punkt in einen Widerstreit mit sich selbst, insofern sie ihr Ziel der Rückkehr und der »Entsühnung« des Atridenhauses nur durch Lüge und ihr Ziel der Selbsterhaltung als wahrhaftiges Wesen nur durch Aufgabe des Fluchtplans erhalten kann. Erst in dieser ausweglosen Situation unterstellt sie versuchsweise, daß die Maximen der ›reinen Seele‹ auf die empirische Welt übertragbar seien, daß das Bild, das sie sich privatim von den Göttern gemacht hatte, auch in der Wirklichkeit der Politik trägt: »Wenn / Ihr wahrhaft seid, wie ihr gepriesen werdet; / So zeigt's durch euern Beistand und verherrlicht / Durch mich die Wahrheit« (V. 1916-1919). Das erzwingt zum einen die Uminterpretation des Orakels, denn die Götter fordern, nach Iphigenies Bild von ihnen, keinen Betrug. Orest sollte also nicht die Schwester Apolls, das Bild der Diana, sondern *seine* Schwester Iphigenie nach Hause bringen. Und zum zweiten wird das Gastrecht zwischen Taurern und Griechen begründet, so daß die Maxime, sein Handeln auch auf das Risiko des Scheiterns hin auf Wahrheit auszurichten, über den bloß natürlich-genealogischen Bereich hinaus anerkannt und damit zur Grundlage einer Wirklichkeit werden kann, die die Wahrheit – hier in der Form des völkerrechtlichen Vertrages[13] – einschließt. Das ›autonome Subjekt‹ wird auf diese Weise einschließlich seiner spezifischen Errungenschaft, der Verpflichtung zur Wahrheit, zu einem wesentlichen Bestandteil der Wirklichkeit. War die Wirklichkeit der *Natur* zuvor von Iphigenie und Orest in der körperlichen Umarmung anerkannt worden, so wird diese *kulturelle*, auf Wahrheit und Anerkennung des anderen gegründete Wirklichkeit nun mit dem Zeichen des Handschlags[14] besiegelt (V. 2172 f.).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, daß sich das Gesamtwerk Goethes um die Seele gruppiert, die phänomenal nicht direkt faßbar ist, weil sie – ganz im Sinne Kants übrigens[15] – nichts ist als die Fähigkeit, Vorstellungen auf sich selbst zu beziehen. Faßbar sind allein die materiellen Voraussetzungen, unter denen sie von

13 Vgl. dazu Alois Wierlacher: *Ent-fremdete Fremde. Goethes »Iphigenie auf Tauris« als Drama des Völkerrechts*. In: *Zs. für deutsche Philologie* 102 (1983), S. 161-180.

14 Daß der Handschlag nicht explizit erwähnt wird, dürfte sich bloß der Kürze der Regieanweisungen im klassischen Drama verdanken. Es ist kaum denkbar, daß Thoas Iphigenies »Leb' wohl!« (V. 2172) mit einem symmetrischen »Lebt wohl!« (V. 2174) beantwortet, ohne die dazugehörige Handlung zu vollziehen, zumal der Handschlag sich auf die frühere Umarmung rückbezieht. Dem preußischen *Allgemeinen Landrecht* zufolge wäre aber, wie Alois Wierlacher (Anm. 13), S. 177, gezeigt hat, der völkerrechtliche Vertrag selbst ohne Handschlag gültig.

15 »Das: Ich denke, muß alle meine Vorstellungen begleiten können; denn sonst würde etwas in mir vorgestellt werden, was gar nicht gedacht werden könnte, welches eben so viel heißt als: die Vorstellung würde entweder unmöglich, oder wenigstens für mich nichts sein« (Kant [Anm. 8], B 131 f., § 16).

der Natur produziert wird, und ihre ebenfalls materiellen Wirkungen. Den *Voraussetzungen* geht die Goethesche Naturwissenschaft nach und zeigt, daß die Dialektik von Außen- und Selbstbezug allen Naturprodukten, vom Gestein bis zum Menschen, zugrunde liegt. Den *Wirkungen* der Seele geht die Literatur bzw. die Kunst überhaupt nach, insofern sie produktive Tätigkeit des Menschen nicht nur *ist*, wie in der Technik, sondern sie zugleich auch darstellt. Die Tätigkeit der Seele wird in Literatur und Kunst als glückende oder scheiternde dargestellt, insofern es ihr gelingt oder mißlingt, sich an die eigenen natürlichen Voraussetzungen zurückzubinden. Der Antike gelang dies in der Regel, weil die Menschen sich »am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest[hielten]«. Der Neuzeit mißlingt es zumeist, weil die Seele dazu tendiert, sich autonom zu setzen, von ihren eigenen Voraussetzungen abzukoppeln. In der Philosophie und Wissenschaft der Goethezeit setzten sich die ›theoretisch‹ verfahrenden Zweige endgültig durch, die der Natur ein Netz apriorischer Begriffe überstülpen. Zu denken wäre etwa an die enthusiastische Newton-Rezeption durch Kant und Lichtenberg, oder an Fichte. In der Literatur dominiert die Produktion ungebundener Phantasien in der Romantik.

In der *Iphigenie* versuchte Goethe noch, den Bogen zurück zur Natur *politisch* wirksam werden zu lassen. Sie ist daher keineswegs ein »Drama der Autonomie«,[16] sondern das autonome Subjekt soll aus der Gegenstellung zur Natur gerade herausgelöst und wieder in der Welt gegründet werden. Nach vielen Erfahrungen des Scheiterns als Weimarer Minister, als Wissenschaftler und Schriftsteller beurteilte Goethe seine Möglichkeiten zur Einwirkung auf die gesellschaftliche Wirklichkeit wohl weit skeptischer. Davon zeugt die zitierte Stelle zum »Maschinenwesen« aus den *Wanderjahren*. Daß er sich gegen den euphorischen Subjektivismus der Frühromantik nicht durchsetzen konnte,[17] der zwar in Philosophie und Literatur binnen kurzem zerstob, sich aber gleichwohl in Wissenschaft, Politik und gesellschaftlicher Praxis bis heute hält, macht sich an den Widersprüchen der modernen Industriegesellschaften zunehmend schmerzhaft bemerkbar.

16 Vgl. Wolfdietrich Rasch: *Goethes »Iphigenie auf Tauris« als Drama der Autonomie*. München 1979. Raschs These hat sich bis heute gehalten, so etwa bei Gerhard Neumann, nach dem die Folge von Anagnorisis-Situationen die »Verankerung [Orests und Iphigenies] im Wiederholungszwang der Greuel der Tantaliden-Genealogie löst und sie als human-autonome Subjekte gleichsam neu erfindet« (Gerhard Neumann: *»Reine Menschlichkeit«. Zur Humanisierung des Opfers in Goethes »Iphigenie«*. In: Christian Kluwe, Jost Schneider [Hrsg.]: *Humanität in einer pluralistischen Welt? Themengeschichtliche und formanalytische Studien zur deutschsprachigen Literatur. Festschrift für Martin Bollacher*. Würzburg 2000, S. 219-236; hier S. 229). Zur Rezeption Raschs vgl. auch Dieter Liewerscheidt (Anm. 12); bes. S. 219-223.

17 »Sie [die Gebrüder Schlegel] ließen mich bei der großen Umwälzung, die sie wirklich durchsetzten, notdürftig stehen, zum Verdrusse Hardenbergs, welcher mich auch wollte deliert (ausgelöscht) haben« (an Zelter, 20.10.1831; FA II, 11, S. 479).

HOLGER HELBIG

*Der »Bezug auf sich selbst«. Zu den erkenntnistheoretischen Implikationen von Goethes Naturbegriff**

> Projekte, schnaubte Gauß. Gerede, Pläne, Intrigen. Palaver mit zehn Fürsten und hundert Akademien, bis man irgendwo ein Barometer aufstellen dürfe. Das sei nicht Wissenschaft.
> Ach, rief Humboldt, was sei Wissenschaft denn dann?
> Gauß sog an der Pfeife. Ein Mann allein am Schreibtisch. Ein Blatt Papier vor sich, allenfalls noch ein Fernrohr, vor dem Fenster der klare Himmel. Wenn dieser Mann nicht aufgebe, bevor er verstehe. Das sei vielleicht Wissenschaft.
>
> (Daniel Kehlmann: *Die Vermessung der Welt*)

Vor zweihundert Jahren erschien die deutsche Übersetzung von Alexander von Humboldts *Ideen zu einer Geographie der Pflanzen*. Das Buch lag bereits seit 1805 auf Französisch vor. Das erste Exemplar der deutschen Fassung sandte der Autor nach Weimar. Das läßt sich mit so großer Sicherheit sagen, weil die deutsche Fassung einen Kupferstich enthält, der im Original nicht vorhanden ist. Er zeigt Isis, Apoll und ein Buch von Goethe.[1] Apoll, als Gott der Dichtkunst, hält eine Leier; Isis wird durch den Schleier als Natur ausgewiesen. An ihrem Fuß liegt die *Metamorphose der Pflanzen*. Zu sehen ist der Moment der Entschleierung. Die Göttin wird sichtbar, und das ist dem Buch zu danken.

Dieses Bild hat Pierre Hadot zum Ausgangspunkt seiner Studie über das zugrundeliegende Motiv gemacht: *Le voile d'Isis. Essai sur l'histoire de l'idée de nature*.[2] Am Wandel wie auch anhand der Konstanz des Motivs zeichnet er nach, welchen Veränderungen der Naturbegriff seit dem alten Griechenland unterlag. Es handelt sich dabei jeweils um sprachliche oder bildliche Variationen auf Heraklits Satz *physis kryptesthai philei*, die Natur verbirgt sich gern.[3]

Die Pointe des Bildes, das Humboldt in Auftrag gegeben hat, ist offensichtlich. Für die weniger mythen- und symbolkundige Nachwelt hat sie der Beschenkte in den *Heften zur Morphologie* selbst überliefert. Er spricht von »einem schmeichelhaften Bilde, wodurch er [Humboldt] andeutet, daß es der Poesie wohl auch ge-

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Goethes Naturbegriff zwischen Literatur und Wissenschaft*.

1 Siehe Widmungsblatt aus: Alexander von Humboldt: *Ideen zu einer Geographie der Pflanzen*. Tübingen 1807, o.S., Kupferstich von Bertel Thorwaldsen (Abb. 1). Vgl. dazu auch Humboldts Brief an Goethe, 6.2.1806 (HA Briefe an Goethe, Bd. 1, S. 438-440).

2 Vgl. Pierre Hadot: *Le voile d'Isis. Essai sur l'histoire de l'idée de nature*. Paris 2004, S. 13-15.

3 Vgl. ebd., S. 19-21.

Abb. 1
Widmungsblatt aus: Alexander von Humboldt: *Ideen zu einer Geographie der Pflanzen*, Tübingen 1807, Kupferstich von Bertel Thorwaldsen

lingen könne den Schleier der Natur aufzuheben«.[4] Mit dieser Auslegung sprach Goethe nicht nur seine eigene Sonderstellung an, sondern auch eine *romantische* Hoffnung aus.[5] Sie hat sich nicht verwirklichen lassen, was der Tradierung des Motivs abzulesen ist: Es findet sich heutzutage auf der Rückseite der Medaillen, mit denen die Nobelpreisträger für Physik und Chemie ausgezeichnet werden. »The medal […] represents Nature in the form of a goddess resembling Isis, emerging from the clouds and holding in her arms a cornucopia. The veil which covers her cold and austere face is held up by the Genius of Science«.[6] Die Literaten dagegen bekommen einen anderen Topos zugewiesen: »[…] a young man sitting under a laurel tree who, enchanted, listens to and writes down the song of the Muse«.[7] Auch auf diesem Bild ist die Natur zu sehen, in Gestalt des Baumes. Doch hat das nichts mit Isis und Erkenntnis zu tun.

Der von Humboldt in Auftrag gegebene Stich und seine Auslegung durch Goethe machen sichtbar, daß Poesie und Naturwissenschaft zwei verschiedene Sphären waren und sind. Damals wie heute sind die Grenzen durchlässig. Der Reiz, angesichts dieser Verhältnisse die Einheit der Person zu betonen, hat seit Goethes Zeiten nichts von seiner Wirkung verloren: Selbst wenn die literarischen Werke Goethes kaum den Naturwissenschaften zuzurechnen sind, und umgekehrt die naturwissenschaftlichen Schriften nicht der Poesie, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß nicht beide – zumindest zum Teil – auf denselben Überzeugungen beruhen. Gerade angesichts der Verschiedenheit der Sphären kann es lohnend sein, vermittelt über die Texte nach den Ansichten des Autors zu fragen, jedenfalls, wenn es einen Anlaß dazu gibt.

Er besteht im konkreten Fall erst einmal in einer philologischen Beobachtung. An zwei einschlägigen Stellen des Gesamtwerks tritt dieselbe wörtliche Formulierung auf. In den *Wahlverwandtschaften* sagt der Hauptmann in einem Gespräch mit Eduard:

> An allen Naturwesen, die wir gewahr werden, bemerken wir zuerst, *daß sie einen Bezug auf sich selbst* haben. Es klingt freilich wunderlich, wenn man etwas ausspricht, was sich ohnehin versteht; doch nur indem man sich über das Bekannte völlig verständigt hat, kann man miteinander zum Unbekannten fortschreiten.[8]

Eduard greift das Angebot zur Verständigung auf und versucht, die Idee des Selbstbezugs zu konkretisieren. – Mit der folgenden Untersuchung werde ich nichts an-

4 Johann Wolfgang von Goethe: *Andere Freundlichkeiten* (FA I, 24, S. 454-459; hier S. 456).

5 Zu einem instruktiven Überblick über das damit berührte Problemfeld vgl. Nicolas Pethes: *Poetik/Wissen. Konzeptionen eines problematischen Transfers*. In: Gabriele Brandstetter, Gerhard Neumann (Hrsg.): *Romantische Wissenspoetik. Die Künste und die Wissenschaften um 1800*. Würzburg 2004, S. 341-372.

6 Ulf Larsson (Hrsg.): *Cultures of Creativity. The Centennial Exhibition of the Nobel Prize*. Canton, MA, 2001, S. 31. Vgl. Abb. 2: Rückseite der Nobelpreis-Medaille für Physik und Chemie.

7 Ebd. – Vgl. Abb. 3: Rückseite der Nobelpreis-Medaille für Literatur.

8 Johann Wolfgang von Goethe: *Die Wahlverwandtschaften* (HA 6, S. 249-490; hier S. 271 – Hervorhebung H. H.).

Abb. 2
Rückseite der Nobelpreis-Medaille
für Physik und Chemie

Abb. 3
Rückseite der Nobelpreis-Medaille
für Literatur

deres tun als Eduard, allerdings unter anderen Bedingungen: Mir steht Goethes Gesamtwerk zur Verfügung. Dort wiederholt sich die Formulierung an prominenter Stelle. Sie findet sich gleich zu Beginn des für Goethes Wissenschaftsverständnis grundlegenden Aufsatzes *Der Versuch als Vermittler zwischen Objekt und Subjekt*.

> Sobald der Mensch die Gegenstände um sich her gewahr wird, *betrachtet er sie in Bezug auf sich selbst*, und mit Recht. Denn es hängt sein ganzes Schicksal davon ab, ob sie ihm gefallen oder mißfallen, ob sie ihn anziehen oder abstoßen, ob sie ihm nutzen oder schaden. Diese ganz natürliche Art die Sachen anzusehen und zu beurteilen scheint so leicht zu sein als sie notwendig ist, und doch ist der Mensch dabei tausend Irrtümern ausgesetzt, die ihn oft beschämen und ihm das Leben verbittern.[9]

Es ist unschwer zu erkennen, daß Goethe hier von der Beobachtung spricht, über die er den Hauptmann und Eduard hat staunen lassen. Sie hat ihn über lange Jahre immer wieder beschäftigt, so 1792, bei der Niederschrift der ersten Fassung des Aufsatzes, mehrmals bei der Arbeit an den *Wahlverwandtschaften* (1809) und der *Farbenlehre* (1810) sowie um 1832, als er den bis dahin unpublizierten Aufsatz über den Versuch für den Druck bearbeitete.[10] Was genau ist es, das Goethe da

9 Johann Wolfgang von Goethe: *Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt* (HA 13, S. 10-20; hier S. 10 – Hervorhebung H. H.).

10 Die verschiedenen Fassungen des Aufsatzes verteilen sich wie folgt auf die Ausgaben: Die HA enthält die von Dorothea Kuhn rekonstruierte Fassung von 1792. Bd. 3 der LA gibt nach einer Rekonstruktion von Rupprecht Matthaei die Fassung, die Schiller 1798 vermutlich zur Korrektur vorlag. LA I, 8 und FA I, 25 enthalten die Fassung des Erstdrucks in *Zur Naturwissenschaft überhaupt* von 1823. Vgl. dazu LA II, 3, S. 311-314; FA I, 25, S. 876.

beschäftigt hat, und warum ist es so wichtig, sich über etwas scheinbar Selbstverständliches *völlig zu verständigen* – wie der Hauptmann sagt?

So viel läßt sich auf den ersten Blick sehen: Es geht in den beiden bislang betrachteten Fällen um eine natürliche Eigenschaft des Menschen, die offensichtlich der Erkenntnis hinderlich ist, so lange sie nicht angemessen beachtet wird. Nur wenn man sich des Vorhandenseins dieser Eigenschaft bewußt ist, kann man Irrtümer vermeiden. Im Aufsatz über den Versuch bildet diese Annahme den Ausgangspunkt für Überlegungen zur Wissenschaftlichkeit.

> Ein weit schwereres Tagewerk übernehmen diejenigen, die durch den Trieb nach Kenntnis angefeuert die Gegenstände der Natur an sich selbst und in ihren Verhältnissen untereinander zu beobachten streben, von einer Seite verlieren sie den Maßstab der ihnen zu Hülfe kam, wenn sie als Menschen die Dinge in Bezug auf sich betrachteten. Eben den Maßstab des Gefallens und Mißfallens, des Anziehens und Abstoßens, des Nutzens und Schadens; diesem sollen sie ganz entsagen, sie sollen als gleichgültige und gleichsam göttliche Wesen suchen und untersuchen, was ist, und nicht, was behagt. (HA 13, S. 10)

Damit ist die wissenschaftliche Forschung unterschieden vom alltäglichen Anschauen. Die Gegenstände der Natur sind *als solche* zu betrachten und um das zu ermöglichen, muß der Betrachter von seiner Natur absehen. Goethe fordert Objektivität. Die Forderung und die Art und Weise, wie er sie vorträgt, weisen ihn als einen umsichtigen Wissenschaftler aus. Er blickt zuerst auf die Geschichte zurück, um zu betrachten, »wie der Mensch verfährt, wenn er die Kräfte der Natur zu erkennen sich bestrebt« (HA 13, S. 11), und versucht sodann, im Wissen um das bisherige Vorgehen, seine eigene »Methode, wie man am vorteilhaftesten und sichersten zu Werke geht« (HA 13, S. 14), zu entwickeln.

Das zentrale Verfahren der Wissensgewinnung sind Versuche, die Beobachtung apparativer Anordnungen, mit deren Hilfe wiederholbare Phänomene hervorgebracht werden. Der künstliche Zusammenhang garantiert nicht nur, daß die Beobachtungen von anderen geprüft werden können, sondern auch, daß sie frei von subjektiven Interessen sind. Gerade deshalb findet sich Goethe ganz in Übereinstimmung mit dem Bestreben der Wissenschaft, damals wie heute. Sein Vorgehen ist darauf ausgerichtet, die Forschung von subjektiven Einflüssen freizuhalten und zu einer objektiven und abstrakten Aussage über die Natur zu gelangen. – Über die Geltung jenes prüfbaren und wiederholbaren Einzelfalles und damit über die Möglichkeit, die Beobachtung in eine abstrakte Aussage zu überführen, unterhält Goethe jedoch eigene Ansichten: »So schätzbar aber auch ein jeder Versuch einzeln betrachtet sein mag, so erhält er doch nur seinen Wert durch Vereinigung und Verbindung mit anderen« (HA 13, S. 14). Goethe hält die »Vermannigfaltigung eines jeden einzelnen Versuches« für die »Pflicht eines Naturforschers« (HA 13, S. 18).

Das ist jenes Moment, in dem sich Goethes Methodologie von dem Vorgehen der Nobelpreisträger unterscheidet. Während diese das Prinzip der Kausalität als grundlegend für die »Interpretation des experimentellen Ergebnisses« veranschlagen,[11]

11 Vgl. dazu den Eintrag *Experiment* in: Jürgen Mittelstraß (Hrsg.): *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*. Bd. 1. Mannheim 1980, S. 621 f.; hier S. 622.

lehnt Goethe es ab, »to isolate any one of the mutually conditioning factors within the whole as the cause of the rest«.[12] Dem entsprechen die Formen der Verallgemeinerungen, in Sätzen (oder Formeln) faßbare Gesetzmäßigkeiten auf der einen Seite oder Urphänomene auf der anderen. Dieser Unterschied ist an vielen Beispielen auf verschiedenste Weise beschrieben worden. Zu fragen bleibt, eben in Hinblick auf den Naturbegriff, nach den verschiedenen Begründungen.[13]

Einer der wesentlichen Gründe für Goethes Vorgehen soll im folgenden verdeutlicht werden, nämlich seine Annahmen über den Bezug auf sich selbst als universelles Prinzip der Natur. Dieses Prinzip bildet die Voraussetzung seiner methodologischen Überlegungen. Drei weitere Belege sollen seine Reichweite illustrieren.

Ende Oktober 1805 macht sich Goethe Aufzeichnungen zu zwei Vorträgen über Elektrizität.

Die Schwere

Als Phänomen der Anziehung.

Zerlegung des Phänomens oder vielmehr Betrachtung des Phänomens von mehrern Seiten.

Absolutes	*Bedingtes*
Erde	Schrote
Geschmolzenes Blei	Erstarrendes Blei
Felsen	Pendel
Sonne	Erde.

Wechselbeziehung aller so daß jedes an die tätige und an die leidende Stelle kommen kann.

Anziehung läßt sich nur durchs Entgegensetzen denken.

Wo die Umkehrung, das Entgegensetzen bei der Schwere zu suchen.

Freiheit	Bestimmung
Bezug auf sich selbst	Bezug auf ein anderes.

Wie man das Abstoßen zu denken hat.

Alle diese Kräfte sind wirksam im Raume.

(FA I, 25, S. 160f.)

Unter der Überschrift *Die Schwere* betrachtet er das »Phänomen der Anziehung«, das er als »Wechselbeziehung« versteht, »so daß jedes an die tätige und an die leidende Stelle kommen kann«. Das Wirken elektrischer Kräfte setzt den »Bezug auf

12 Hugh Barr Nisbet: *Goethe and the Scientific Tradition*. London 1972, S. 54.

13 Die Inschrift auf der Nobelpreis-Medaille für Physik und Chemie – »Inventas vitam juvat excoluisse per artes« – zeigt einen der zentralen Gründe des modernen Verständnisses von Naturwissenschaft an und verweist zugleich auf dessen lange Tradition. Es handelt sich um eine Verkürzung von V. 663 des 6. Buches der *Aeneis*; die Stelle lautet im Zusammenhang: »quique sacerdotes casti, dum vita manebat, / quique pii vates et Phoebo digna locuti, / inventas aut qui vitam excoluere per artis, / quique sui memores aliquos fecere merendo: / omnibus his nivea cinguntur tempora vitta« (Vergil: *Aeneis*. In Zusammenarbeit mit Maria Götte hrsg. u. übersetzt von Johannes Götte. München 1988, S. 258).

ein anderes« voraus, die Elektrizität ist ein Phänomen, das sich an einem einzelnen Gegenstand nicht beobachten läßt.

Die Quellen für Goethes Ausführungen über elektrische Kräfte sind zumindest im Kern bekannt.[14] Aufschlußreich ist weniger das sachliche Wissen als vielmehr das Konzept, das er damit verbindet, und die Art, wie er es (sich) verdeutlicht. Er gelangt vom konkreten Fall zu ganz allgemeinen Thesen über die Natur und ihre Funktionsweisen. Damit verläßt er den ursprünglichen Bereich, hier die Elektrizität, ohne ihn aus den Augen zu verlieren: weil auch die Elektrizität den allgemeineren Gesetzen unterworfen ist. Der Bogen reicht von dem »Phänomen der Anziehung« über das Prinzip der Wechselwirkung bis hin zu »Wie man das Abstoßen zu denken hat«. Goethe versucht, ein Phänomen durch Beobachtung in konkreten Fällen und anschließende Abstraktion zu bestimmen. Die die Reihe abschließende Entgegensetzung von Freiheit und Bestimmung enthält eine Idee, die direkt zu Goethes Annahmen über die Erkennbarkeit der Natur führt.

Die drei Zeilen, die die Beispielreihen unterbrechen, verdeutlichen das Bemühen um Verallgemeinerung. Aus den zuvor aufgelisteten Fällen soll eine abstrakte Aussage gewonnen werden. In diesem Sinne werden am Ende »Bezug auf sich selbst« und »Bezug auf ein anderes« gegenübergestellt. Ein Gegenstand oder Ding ganz für sich genommen, ohne irgendeine Wechselwirkung (zu einem anderen Ding) ist frei: Es bezieht sich nur auf sich und ist damit nicht zu erkennen. Der Beobachter kann es in einem trivialen Sinne wahrnehmen, aber nichts über seine Eigenschaften oder sein Wesen sagen. Er kann sagen, *es ist*, aber nicht, *was* es ist.

Ein Ding in Bezug auf sich selbst ist absolut. Es ist die Summe der Möglichkeiten, die in ihm angelegt sind. Realisiert werden sie nur konkret, nämlich dann, wenn das Ding in Wechselwirkung zu beobachten ist. An der Notiz ist gut zu erkennen, daß sich hinter dieser Überlegung ein forschungsleitendes Prinzip verbirgt: Es gilt, einen Kontext zu erzeugen, in dem das Ding Wechselwirkungen ausgesetzt wird. Die Erde kann sowohl etwas Absolutes sein, wie im ersten Beispiel, und sie kann ebenso etwas Bedingtes sein, wie im letzten. Was zu sehen ist, ist kontextabhängig.

Aus dieser Perspektive ist ein Versuch nichts anderes als die Erzeugung eines konkreten Forschungskontextes. Ein Ding wird in Bezug gesetzt zu anderen. Durch die Beobachtung der Wechselwirkungen lassen sich seine Eigenschaften bestimmen.

Ein solches Verständnis von Wissenschaft hat eine lange Tradition. Nicht nur die soeben betrachtete Notiz belegt, daß Goethe versucht hat, sie für sich zu klären und theoretisch nachzuvollziehen. Besondere Aufmerksamkeit galt dabei der Koppelung von Naturkonzept und Forschungsmethodik. Er hat sie nicht nur systematisch, sondern auch historisch verfolgt. Als Beleg dafür ließen sich mehrere hundert Seiten Text anführen, der historische Teil der *Farbenlehre*. Sie werden hier vertreten durch ein einzelnes Blatt. Es findet sich unter den Vorarbeiten und gehört ganz offensichtlich in den Umkreis des zweiten und dritten Abschnitts des historischen Teils.[15] Es enthält verschiedene Notizen, in denen es um die Charakteristik von Wissenschaft geht: was sie zu leisten habe, was sie auszeichnet vor der Religion,

14 Vgl. dazu FA I, 25, S. 971-973.
15 Vgl. LA II, 6, S. 28-30 (M 26).

Kunst und dem alltäglichen Leben. Goethe klärt für sich, welche Leistungen den einzelnen Forschern und Epochen zuzuschreiben sind.

Bezug aufs Göttliche.
Insofern es durch die Sinne
aufs Gefühl wirckt

Künste.
Insofern es durch die Sinne auf
Kenntniß wirckt

Wissenschaften.
Indem sie sich auf ihren Ursprung beziehen behalten sie
einen Bezug auf sich selbst.

———

Hereinziehen in's Leben.
Gefordert durch unmittelbare
Bedürfnisse
Erleichtert durch vermehrten
Stoff und gewandtere Technik.
[…]
(academischer Fall Wissensch.
zu augenblicklicher Überlieferung)
(LA II, 6, S. 28 f.)

Hier ist im Ansatz zu sehen, um welch genaue und sorgfältige Unterscheidungen Goethe bemüht war und was es heißt, wenn Wissenschaftler »als gleichgültige und gleichsam göttliche Wesen suchen und untersuchen« sollen, »was ist, und nicht, was behagt« (HA 13, S. 10). Sie sollen Natur nicht als Göttliches auf sich wirken lassen, sondern als Natürliches betrachten. Das ist, was sie dem Gott vergleichbar macht. Sie sollen nicht nach Mystik und Religion, aber auch nicht nach Anwendung schielen, sondern nur auf den natürlichen Kontext achten. Er bildet das Gegenstück zur sinnlichen Wahrnehmung. Die Bemühungen um dieses Gegenstück sind niedergelegt in den bisherigen Ergebnissen der Wissenschaft. Sie sind zugleich mit der Natur zu betrachten, gemeinsam machen Schriften und Versuch den wissenschaftlichen Kontext aus. Die Meinungen anderer Beobachter sind geeignet, die eigenen Annahmen zu relativieren.

Die Implikationen eines solchen Wissenschaftsverständnisses hat Goethe im historischen und polemischen Teil seiner *Farbenlehre* umgesetzt: Er mustert den Ursprung der Erkenntnisse und kritisiert den aktuellen Zustand der Wissenschaft. – Wie weitreichend die Forderung nach Objektivität ist, läßt sich an der Bewertung der akademischen Vermittlung erkennen. Goethe ordnet sie unter dem »Hereinziehen in's Leben« ein, weil das etwa in Demonstrationen hervorgebrachte Wissen nicht unmittelbar der Vergrößerung der Erkenntnis, sondern erst einmal der Lehre dient.

Betrachtet man die beiden Notizen zusammen, so ist der Ausgangsbefund, der anhand der Eröffnung des Aufsatzes über den Versuch gewonnen wurde, nun zu

präzisieren. Der Bezug auf sich selbst ist nicht nur eine Eigenschaft des Menschen, sondern der Natur überhaupt. Was sich beobachten läßt, ist die Realisierung verschiedener Bezüge zwischen den natürlichen Dingen. Daraus läßt sich etwas über die Dinge lernen, weil jedes Ding wechselwirkend den Bezug zu anderen realisiert und eben auch den Bezug auf sich selbst. Worin der konkret besteht, läßt sich bestimmen, wenn diverse Bezüge eines Dings zu anderen Dingen bestimmt sind und miteinander verglichen werden. Der Bezug auf sich selbst ist quasi die Konstante, an ihm ist das Wesen des Dings zu erkennen.

Damit ist der Selbstbezug einerseits die Voraussetzung von Erkenntnis, und andererseits behindert er sie. Das liegt schlicht und einfach daran, daß der Mensch auch ein natürliches Wesen ist. Auch er realisiert bei jeder Wechselwirkung mit anderem den Bezug auf sich selbst, und das verstellt ihm den Blick auf die Wechselwirkungen zwischen den Dingen und damit auf deren Wesen.

Man kann diesen Befund ins Triviale wenden oder aber ins Wissenschaftsphilosophische. Ein Seitenblick auf das Triviale lohnt, nicht etwa, weil es sich um Goethe handelt, sondern weil daran zu erkennen ist, wie vertraut und alltäglich ihm der Gedanke geworden war. Friedrich Wilhelm Riemer notiert am 13. August 1807:

> Goethe äußerte: Coquette ist Egoismus in der Form der Schönheit. Die Weiber sind rechte Egoisten, indem man nur in ihr Interesse fällt, sofern sie uns lieben oder wir ihre Liebhaber machen oder sie uns zu Liebhabern wünschen. Eine ruhige, freie, absichtslose Teilnahme und Beurteilung fällt ganz außer ihrer Fähigkeit. Sie sehen alles nicht etwa nur aus ihrem Standpunkt, sondern in persönlichem Bezug auf sich. Die Weiber bestreben sich innerlich und äußerlich anmutig liebenswürdig zu erscheinen, zu gefallen, mit Einem Worte, und wenn wir dasselbe tun, so nennen sie uns eitel.[16]

Die Denkfigur ist leicht zu erkennen.[17] Durch das Ideal der ruhigen, freien und absichtslosen Beurteilung schimmern noch Goethes Ansprüche an die Wissenschaftler durch. Das ist nicht verwunderlich, hat Goethe doch, wie seinem Tagebuch zu entnehmen ist, zu dieser Zeit an der Einleitung der *Farbenlehre* gearbeitet.[18] Und in diesen Zusammenhang gehört die Beschäftigung mit dem Versuch. Im betreffenden Aufsatz kommen die Wissenschaftler kaum besser weg als »die Weiber«. Die Erkenntnis ist gefährdet durch »Einbildungskraft, […] Ungeduld, Vorschnelligkeit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsinn, Veränderlichkeit« (HA 13, S. 14 f.), allesamt Formen der Subjektivität, in denen sich der Bezug auf sich selbst niederschlägt. Mit großer Radikalität gibt Goethe zu bedenken, daß Beobachtungen, die auf vorgefaßten Ansichten beruhen, den Anspruch auf Objektivität gefährden.

> Der Mensch erfreut sich nämlich mehr an der Vorstellung als an der Sache, oder wir müssen vielmehr sagen: der Mensch erfreut sich nur einer Sache, insofern er sich dieselbe vorstellt, sie muß in seine Sinnesart passen, und er mag seine

16 Zit. nach: Gespräche, Bd. 2, S. 250.
17 Vgl. dazu auch WA I, 53, S. 440.
18 Vgl. WA III, 3, S. 257 f.

> Vorstellungsart noch so hoch über die gemeine erheben, noch so sehr reinigen, so bleibt sie doch gewöhnlich nur eine Vorstellungsart; das heißt ein Versuch, viele Gegenstände in ein gewisses faßliches Verhältnis zu bringen, das sie, streng genommen, untereinander nicht haben, daher die Neigung zu Hypothesen, zu Theorien, Terminologien und Systemen, die wir nicht mißbilligen können, weil sie aus der Organisation unsers Wesens notwendig entspringen müssen. (HA 13, S. 15 f.)

Warum Goethes Kritik so radikal ist, dürfte nach allem bisher Gesagten leicht einzusehen sein: Das mangelnde Vermögen zu objektiver Betrachtung ist keine menschliche Schwäche, sondern eine natürliche Eigenschaft der Gattung. Auch eine wissenschaftliche Theorie ist nur eine Vorstellungsart, bei allem Bemühen um Objektivität geht es nicht anders, als früher oder später den Bezug auf sich selbst herzustellen. – Das ist lediglich die konsequente Ableitung aus dem Ansatz.

In diesem Ansatz liegt zugleich die Lösung des Erkenntnisproblems, denn der Selbstbezug behindert ja nicht nur die Erkenntnis, er bildet auch ihre Voraussetzung. Wenn ein Ding in Wechselwirkung mit anderen tritt, so läßt sich durch den Wechsel hindurch vom wiederkehrenden Selbstbezug auf das Ding und seine Eigenschaften schließen. – Im Aufsatz über den Versuch liest sich das wie folgt:

> Da alles in der Natur, besonders aber die gemeinern Kräfte und Elemente in einer ewigen Wirkung und Gegenwirkung sind, so kann man von einem jeden Phänomene sagen, daß es mit unzähligen andern in Verbindung stehe […]. Haben wir also einen solchen Versuch gefaßt, eine solche Erfahrung gemacht, so können wir nicht sorgfältig genug untersuchen, was unmittelbar an ihn grenzt, was zunächst aus ihm folgt, dieses ists, worauf wir mehr zu sehen haben, als was sich auf ihn bezieht. (HA 13, S. 17 f.)

Als praktische Konsequenz daraus ergibt sich die Aufgabe, ein und dasselbe Phänomen in variierenden Kontexten zu beobachten. Die so gewonnenen »Materialien müssen in Reihen geordnet und niedergelegt sein, nicht auf eine hypothetische Weise zusammengestellt, nicht zu einer systematischen Form verwendet« (HA 13, S. 20). Die Begründung dieses Vorgehens liegt auf der Hand: Die natürlichen Bezüge verhindern, daß der Beobachter den Bezug auf sich selbst herstellt.

Goethe war klar, daß auf diese Weise die allgemeinen Aussagen über einen bestimmten phänomennahen Abstraktionsgrad nicht hinauskommen. Früher oder später muß und soll eine Theorie formuliert werden. Der Kern seiner Methodologie heißt dementsprechend: Möglichst viele natürliche Bezüge sollen dafür sorgen, daß der Bezug des Beobachters zu sich selbst *möglichst spät* zum Tragen kommt.

Es ist dieser Umstand, der die Kommentatoren der Leopoldina-Ausgabe abwägen läßt, ob nicht Goethes briefliche Umschreibung des Entwurfs als »Aufsatz über die Cautelen des Beobachters«[19] der geeignetere Titel für den Aufsatz gewesen wäre:[20] »Es dreht sich hier wirklich um die Sicherung des Beobachters«,[21] stellen sie fest

19 WA IV, 13, S. 219 (an Schiller, 18.7.1798).
20 Vgl. LA II, 3, S. 314-317.
21 Ebd., S. 315.

und charakterisieren Goethes Prinzip der Vermannigfaltigung als ein »Verfahren […], das geeignet ist, einem voreiligen Ableiten aus Versuchen vorzubeugen«.[22]

Wenn allerdings genügend Material gesammelt und geordnet ist, dann, so Goethe, »steht alsdenn einem jeden frei, sie nach seiner Art zu verbinden und ein Ganzes daraus zu bilden, das der menschlichen Vorstellungsart überhaupt mehr oder weniger bequem und angenehm sei« (HA 13, S. 20). Dieses Verfahren nennt er »mittelbare Anwendung« (HA 13, S. 17). Mittelbar bezeichnet dabei die Verzögerung durch die objektivierende Vermannigfaltigung. Verzögert werden soll die Anwendung der unvermeidlich subjektiven Vorstellungsarten.

Zusammenfassend läßt sich also feststellen: Das erkenntnisleitende Prinzip der Vermannigfaltigung resultiert ebenso wie das erkenntnisgefährdende Prinzip der Vorstellungsart aus dem Konzept des Selbstbezugs. Goethes Methode, sein Weg von der Beobachtung zur wissenschaftlichen Aussage, besteht aus zwei Schritten. Zuerst wird der Selbstbezug des Menschen zugunsten des Selbstbezugs der natürlichen Phänomene überwunden. Der Beobachter stellt seine Thesen zurück und konzentriert sich auf die Dinge. Das garantiert Aussagen von hoher Objektivität. Sind ausreichend viele solcher Aussagen versammelt, kommt der Selbstbezug des Menschen wieder zum Tragen. Nun werden verallgemeinernde Thesen zugelassen. Diese sind notwendig weniger objektiv als die Aussagen über die konkreten Versuche. Doch da ihnen eine lange Phase der Objektivierung vorausgegangen ist, sind sie nun auch weniger subjektiv als die Thesen zu Beginn des Prozesses.

Die Unterscheidung, an der Goethe lag, betrifft den Status des Wissens. Es ist, innerhalb des dargestellten Erkenntnismodells, am Ende immer etwas subjektiv eingefärbt. Wenn der Beobachter den Bezug auf sich selbst im Kontext möglichst vieler anderen Bezüge herstellt, dann entspricht das seinem Status, nur ein einziger unter vielen und gleichermaßen natürlich zu sein. Die natürliche Vielfalt wird allerdings beobachtend nie ganz einzuholen sein, der Bezug zum Menschen immer etwas überbewertet bleiben. Die Natur wird nie vollständig erkannt. Man kann sich ihr lediglich forschend annähern, es bleibt ein letztes Geheimnis.

Konfrontiert man diesen Befund mit der Tradierung des *physis kryptesthai philei*, wird deutlich, wie modern und radikal Goethes Position ist. Bei ihm hat die Natur keinen Schleier. Die Grenzen des Wissens werden begründet durch die Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens. Der Schleier ist nicht länger ein Attribut der Natur, sondern dem forschenden Genius zugeordnet. Und dort kennzeichnet er den Forscher als natürliches Wesen, als Menschen. »Isis est donc sans voiles«,[23] so faßt auch Hadot Goethes Methodik zusammen und macht sodann auf die veränderte Bedeutung von »Geheimnis« aufmerksam, die sich aus diesem Befund ergibt: »Goethe emploie bien à propos de la nature le mot allemand *Geheimnis* […] mais en lui ajoutant l'adjectif *offenbares* ou *öffentliches*«.[24] Die Figur der

22 Ebd., S. 316. Vgl. dazu auch Christoph Gögelein: *Zu Goethes Begriff von Wissenschaft auf dem Wege der Methodik seiner Farbstudien*. München 1972, S. 58-65.

23 Hadot (Anm. 2), S. 258.

24 Hadot schränkt diesen Befund später etwas ein, wenn er schreibt, »quand Goethe déclare qu'Isis n'a pas de voiles, if faut comprendre cette critique de la métaphore traditionelle dans un sens métaphorique. En fait, pour Goethe, le voile ne cache pas« (ebd., S. 262).

contradictio in adiecto signalisiert die Verschiebung des Schleiers, »l'esquisse d'une transformation radicale de la notion de secret de la nature«.[25]

Dieser beginnende Wandel des Naturbegriffs ist vom Wandel der Vorstellungen über die Erkenntnismöglichkeiten des Menschen nicht zu trennen. Die für Goethes naturwissenschaftliches Denken ganz zentrale Frage nach der Methodik, mit der er sich gut vierzig Jahre herumgeschlagen hat, führt direkt zu einer Wissenschaft vom Menschen. Er erscheint in Goethes Überlegungen als ganz und gar natürlich, als denselben Gesetzen unterworfen wie alle Natur, und trotzdem als etwas Besonderes. Wie Goethe an Wilhelm von Humboldt, den älteren Bruder Alexanders, schrieb: »Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten; ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe dagegen wieder zu belehren«.[26]

25 Der Schleier verschwindet nicht, weshalb auch heute noch – eben unter anderen Voraussetzungen – vom Geheimnis der Natur gesprochen wird. Vgl. dazu Ian Hacking: *Almost Zero*. In: *London Review of Books* 29, Nr. 9 vom 10.5.2007, S. 29 f.; bes. S. 30.

26 WA IV, 49, S. 281 (17.3.1832).

MICHAEL JAEGER

*Kontemplation und Kolonisation der Natur. Klassische Überlieferung und moderne Negation von Goethes Metamorphosedenken**

Omnia mutantur, nihil interit.
(Ovid: *Metamorphosen*; 15, 165)

Für Ilsetraut Hadot und Pierre Hadot

Zu den ideengeschichtlichen Quellen der Metamorphosenlehre Goethes führen uns seine beiden Metamorphosegedichte *Die Metamorphose der Pflanzen* sowie *Metamorphose der Tiere*, zwei Gedichte im klassischen Versmaß, entstanden in den Jahren 1798 und 1799, die beide Goethes Idee illustrieren, Naturdichtung zu konzipieren als Anleitung zum glücklichen, das heißt im klassischen Horizont zum beruhigten Bewußtsein.[1]

I. »Die Metamorphose der Pflanzen«

Jenes Konzept wäre mit dem Begriff der Aufklärung am treffendsten benannt, wie es die ersten Verse des Gedichts *Die Metamorphose der Pflanzen* bestätigen, soll doch die Verwirrung, die die hier angesprochene »Geliebte« angesichts des »Blumengewühls« ergreift (V. 1 f.), dank einer Einführung ins Prinzip der Metamorphose aufgeklärt werden. Mögen die Pflanzen noch so vielgestaltig sein, so deuten sie doch »auf ein geheimes Gesetz, / Auf ein heiliges Rätsel« (V. 6 f.), das die Anschauung der Natur zu lösen vermag: »Werdend betrachte sie nun, wie nach und nach sich die Pflanze / Stufenweise geführt, bildet zu Blüten und Frucht. / Aus dem Samen entwickelt sie sich, sobald ihn der Erde / Stille befruchtender Schoß hold in das Leben entläßt, / Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten, / Gleich den zärtesten Bau keimender Blätter empfiehlt« (V. 9-14). Vor unseren Augen

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Gestaltung – Umgestaltung: Goethes Metamorphosenlehre*.

1 Im folgenden werden beide Gedichte mit Angabe der Verszahl zitiert nach HA 1, S. 199-201 u. S. 201-203. Zur Entstehungsgeschichte beider Gedichte und zum biographischen Hintergrund vgl. Nicholas Boyle: *Goethe. Der Dichter in seiner Zeit*. Bd. II. München 1999, S. 824-849; bes. S. 828 ff. – *Die Metamorphose der Pflanzen* erschien 1799 in Schillers *Musenalmanach für das Jahr 1799*. *Metamorphose der Tiere* hingegen publiziert Goethe erst 1820 im 2. Heft *Zur Morphologie*; Goethes Tagebuchnotate und sein Briefwechsel mit Knebel (siehe Anm. 5 u. 6) legen es indessen nahe, anzunehmen, daß auch dieses Gedicht 1799 im Zusammenhang entstand mit Goethes Lukrez-Studien und seinem Plan, nach Lukrez' Vorbild ein klassisches Lehrgedicht über die Natur zu verfassen (dazu Boyle, S. 831).

wächst die Pflanze und verschafft dem geheimen Gesetz der Natur Ausdruck insbesondere im Gestaltwandel ihrer Blätter, der schließlich übergeht zur Bildung des Fruchtknotens und der Frucht: »[…] das farbige Blatt [der Blüte; M. J.] fühlet die göttliche Hand, / Und zusammen zieht es sich schnell; die zärtesten Formen, / Zwiefach streben sie vor, sich zu vereinen bestimmt. / […] / Hymen schwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig, / Strömen süßen Geruch, alles belebend, umher. / Nun vereinzelt schwellen sogleich unzählige Keime, / Hold in den Mutterschoß schwellender Früchte gehüllt. / Und hier schließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte; / Doch ein neuer sogleich fasset den vorigen an, / Daß die Kette sich fort durch alle Zeiten verlänge […]« (V. 50-61).

Die Anschauung des Ordnungsprinzips der Natur befreit das Bewußtsein aus seiner Verwirrung: »Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel, / Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt. / Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze / […] / Aber entzifferst du hier der Göttin heilige Lettern, / Überall siehst du sie dann […]« (V. 3-68). »Überall«, so die Losung, deutet die Natur auf das Gesetz der Metamorphose, auch die Natur des Menschen, nicht zuletzt des menschlichen Bewußtseins, kann zum Gegenstand der (gegebenenfalls selbstreflexiven) Kontemplation des Gestaltwandels werden, wie es die Schlußverse des Gedichts vor Augen führen, sprechen sie doch von der Metamorphose einer menschlichen Beziehung. »[…] gedenke«, so ergeht jetzt die Reflexionsaufforderung an die eben noch die Blumen betrachtende Geliebte, »wie aus dem Keim der Bekanntschaft / […] / Freundschaft sich mit Macht aus unserm Innern enthüllte, / Und wie Amor zuletzt Blüten und Früchte gezeugt« (V. 71-74), ehe die Metamorphose der Emotionen zum Gegenstand der Kontemplation wird: »Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Gestalten, / Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen geliehn! / Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe / Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf, / Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschaun / Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt« (V. 75-80). Freude, Liebe, Harmonie – in diesen Glückszuständen endet die Betrachtung der Metamorphose der Pflanzen.

II. »Metamorphose der Tiere«

Das Gedicht *Metamorphose der Tiere* veranschaulicht das gleiche eudämonistische Aufklärungs- und Bildungsprinzip. Hier richtet offenbar ein Meister der Kontemplation die belehrende Rede an solche Schüler, die eingeführt werden in das Exerzitium der Naturbetrachtung: »Wagt ihr, also bereitet, die letzte Stufe zu steigen / Dieses Gipfels, so reicht mir die Hand und öffnet den freien / Blick ins weite Feld der Natur. Sie spendet die reichen / Lebensgaben umher, die Göttin […]« (V. 1-4). Im natürlichen Sein waltet eine universell gültige Ökonomie, beruhend auf einer »zwiefach bestimmte[n]« (V. 6) doppelten Gesetzgebung der »Göttin« Natur (V. 4).

Es besteht, so die erste Regel, keine Hierarchie zwischen individuellem und allgemeinem Lebenszweck: »Zweck sein selbst ist jegliches Tier, vollkommen entspringt es / Aus dem Schoß der Natur und zeugt vollkommene Kinder. / Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen, / Und die seltenste Form bewahrt im ge-

heimen das Urbild« (V. 12-15). Unhintergehbar ist deshalb die Bedeutung des individuellen Seins, das die vollkommene Ordnung der Natur repräsentiert: »So ist jedem der Kinder die volle reine Gesundheit / Von der Mutter bestimmt: denn alle lebendigen Glieder / Widersprechen sich nie und wirken alle zum Leben« (V. 22-24).

Nur innerhalb der »geprägten Form«, so legt es die zweite Bestimmung der göttlichen Naturordnung fest, entwickelt sich die individuelle Existenz zur Vollkommenheit: »[…] im Innern befindet die Kraft der edlern Geschöpfe / Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen. / Diese Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur sie: / Denn nur also beschränkt war je das Vollkommene möglich« (V. 29-32).[2] Die Natur selbst – die ewige Mutter – könnte die einmal geltenden Gesetze des Lebens nicht außer Kraft setzen: »Und daher ist den Löwen gehörnt der ewigen Mutter / Ganz unmöglich zu bilden, und böte sie alle Gewalt auf […]« (V. 46f.).[3] Infolgedessen klärt die Naturanschauung dann auch auf über die Vergeblichkeit des Bestrebens, die »ew'gen Gesetze« zu brechen: »Doch im Inneren scheint ein Geist gewaltig zu ringen, / Wie er durchbräche den Kreis, Willkür zu schaffen den Formen / Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens« (V. 33-35).

Der Faszination des unbedingten Wollens stellen die abschließenden Verse die Eudämonie der Vermittlung zwischen subjektivem Willen und objektivem Gesetz gegenüber: »Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür / Und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung, / Vorzug und Mangel erfreue dich hoch! Die heilige Muse / Bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend. / Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker, / Keinen der tätige Mann, der dichtende Künstler; der Herrscher, / Der verdient, es zu sein, erfreut nur durch ihn sich der Krone« (V. 50-56). Unüberhörbar zum Ausdruck gelangt in solchen Versen das klassische Curriculum und dessen Idee einer Metamorphose resp. Bildung der Persönlichkeit und ihres Selbstbewußtseins. Produktivität in der moralischen, künstlerischen und dann auch politischen Praxis setzt jene sanft zwingende, zwischen Selbst und Welt vermittelnde Belehrung voraus, die den Handelnden zum Verzicht auf den unbedingten Willen bewegt. Es ist gerade das Exerzitium der Kontemplation der Natur, das jene selbstreflexive Kritik der Willkür einübt: »Freue dich, höchstes Geschöpf, der Natur! Du fühlest dich fähig, / Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang, / Nachzudenken« (V. 57ff.).

Das euphorische Finale der Naturkontemplation, das in beiden Gedichten die Schlußverse kennzeichnet, läßt deutlich werden, daß es unmöglich ist, über Goe-

2 Im Sinne dieser Vermittlung von Einschränkung und Vollkommenheit legen Goethes *Urworte* das Zusammenspiel von freier Individualität und notwendigem Entwicklungsgesetz aus: »Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt / Geprägte Form, die lebend sich entwickelt« (HA 1, S. 359).

3 Symbolisiert jene Mutter-Göttin doch die »Idee eines haushälterischen Nehmens und Gebens« und mithin jenen *nomos*, der im *oikos* des Lebens regiert, der sicherstellt, daß »die Natur sich niemals verschulden, oder wohl gar bankrutt werden« kann. So Goethes Beschreibung der natürlichen Ökonomie in der *Allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie* (HA 13, S. 176f.).

thes Metamorphosepoesie zu sprechen und über seinen zur selben Zeit neu konzipierten *Faust* zu schweigen. Entwirft Goethe doch im Kontrast zu solchen Glücksaussichten der Naturanschauung in der Fausttragödie die Perspektive auf das spezifisch moderne Projekt, den Erfahrungssatz, »diese Grenzen [der Natur; M. J.] erweitert kein Gott«, außer Kraft zu setzen.

Bevor wir uns der modernen Negation des Metamorphoseprinzips zuwenden, blicken wir auf die in Goethes Metamorphosedichtungen gegenwärtige klassische Tradition, auf ihre Symbiose von Aufklärung und Spiritualität.

III. Lukrez: »De rerum natura«

Mit keinem anderen Text der lateinischen Philosophie hat sich Goethe so beharrlich auseinandergesetzt wie mit dem Lehrgedicht *De rerum natura* des römischen Epikureers Lukrez.[4] Jahrzehntelang begleitet Goethe das Vorhaben Karl Ludwig von Knebels, die sechs Bücher der philosophischen Naturdichtung des Lukrez in deutsche Hexameter zu übertragen.[5] Angeregt durch seine Teilnahme an der Lukrezübersetzung, plante Goethe, nach dem Vorbild des römischen Dichters selbst ein Lehrgedicht über die Natur zu verfassen.[6] Indessen bleiben seine Versuche zunächst auf die beiden Gedichte *Die Metamorphose der Pflanzen* und *Metamorphose der Tiere* beschränkt. Denn statt des klassischen Naturgedichts schrieb Goethe sein Leben lang am tragischen Weltgedicht über den unklassischen Faust, in das dann allerdings das lebensbegleitende Lukrez-Studium auch eingegangen ist, und dies,

4 Vgl. Ernst Grumach: *Goethe und die Antike. Eine Sammlung*. Bd. 1. Potsdam 1949, S. 335-352.

5 Goethes eigene Naturdichtungen im klassischen Versmaß, insbesondere die beiden Metamorphosegedichte, sind unüberhörbar inspiriert durch die Lukrez-Übersetzung Knebels, dem er dann auch das Gedicht *Die Metamorphose der Pflanzen* zur kritischen Kommentierung vorlegt: »Beyliegend erhältst du einen Versuch das Anschauen der Natur, wo nicht poetisch doch wenigstens rhythmisch darzustellen. Wer kann mehr Antheil daran nehmen als du, indem du es mit der Lucretischen Art vergleichst. Sage mir doch ja bald deine Gedanken darüber« (Goethe an Knebel, Juni 1798; WA IV, 13, S. 200). Goethe schätzt das Lukrezische Epos als Quellentext der hellenistischen Philosophie. »Der große Werth des Gedichtes, als ausgeführte Zusammenfassung der ganzen [Epikureischen; M. J.] Lehre« (Goethe an Knebel, 27.2.1830; WA IV, 46, S. 252), wenngleich er in seinen eigenen Lukrez-Studien strikt unterscheidet zwischen der Naturanschauung des Römers und dessen auf Epikurs atomistischen Materialismus zurückgehender Negation des Unsterblichkeitsgedankens. Diesen gelte es, so Goethes dringliche Ratschläge an Knebel, im Blick auf das Krisenszenario der römischen Bürgerkriege historisch zu relativieren (ebd.) oder gar »in's Komische zu spielen« (an Knebel, 18.2.1821; WA IV, 34, S. 133). Auf solch diplomatische Überlegungen wollte sich Knebel indessen nicht einlassen, zu dem in Gesprächen und Briefen sehr vernehmlichen Verdruß Goethes.

6 »Das erste Buch deines Lucrez habe ich erhalten und will es im Februar mit nach Jena nehmen. Indem ich es durchlas hat sich manches bey mir geregt, denn seit dem vorigen Sommer habe ich oft über die Möglichkeit eines Naturgedichts in unsern Tagen gedacht, und seit der kleinen Probe über die Metamorphose der Pflanzen bin ich verschiedentlich aufgemuntert worden. Um so interessanter wäre es auch für mich wenn dein Lucrez recht vollendet in unserer Sprache hervorgehen könnte, damit das Alte als die Base des Neuen dastünde« (Goethe an Knebel, 22.1.1799; WA IV, 14, S. 9 f.).

wie es typisch ist für das therapeutisch-praktische Konzept des antiken Quellentextes, in einem doppelten Argumentationsgang: apotreptisch – das unfreie Leben des Toren unter der Herrschaft der Leidenschaften in abschreckenden Bildern darstellend, und das gilt für die meisten Szenen des Dramas –, dann aber auch protreptisch – die Glücksgefilde der *Vita contemplativa* präsentierend, das freilich nur in den wenigen klassischen Enklaven der modernen Tragödie.[7]

Allein »Natur-Ansicht« (naturae species ratioque), so der Anspruch der philosophischen Aufklärung des Lukrez, vermag den von der Todesangst ausgehenden Teufelskreis der Leidenschaften und der daraus hervorgehenden Gewalt zu durchbrechen.[8] Der Materialismus des Epikureers Lukrez belehrt uns über die körpergebundene Natur von Seele und Bewußtsein und mithin über den neurotischen

7 Das Italienerlebnis Goethes wird man als Inspirationsquelle ansehen können für Goethes doppelten, protreptisch-apotreptischen Argumentationsgang, der nicht nur (seit 1790) die Fausttragödie, sondern Goethes gesamtes Werk prägt. In der »große[n] Schule« Roms (HA 11, S. 131), in der sich Goethe gleichsam als Adept phänomenologisch-erkenntniskritischer Exerzitien zeigt, werden die Fundamente gelegt für die klassische Natur- und Kunstanschauung einerseits und für die Kritik des modernen Subjektivismus andererseits. Letztere beginnt als Selbstkritik mit dem römischen »salto mortale« des Italienfahrers (ebd., S. 147 f.). Drastisch gelangt die zweifache Argumentation bereits zum Ausdruck in den 1790 von Goethe publizierten (und in Italien konzipierten) Schriften: Der klassischen (Natur-)Anschauungslehre, ihrer Objektivitäts- und Realismusdidaktik, im *Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären*, steht die Inszenierung der exzeßhaften Subjektivität eines modernen Willensmenschen in der »Hexenküche« in *Faust. Ein Fragment* gegenüber. Dieser Kontrast findet in Goethes Werk seinen bedeutendsten literarischen Ausdruck im Gegensatz zwischen Wilhelm Meisters »Lehrjahren« und Fausts »Tragödie«, auch das eine Diskrepanz, die, wie Goethe im Rückblick der *Italienischen Reise* schreibt, so bereits in Rom konzipiert wurde. Ausführlich zu Goethes phänomenologisch-erkenntniskritischen Exerzitien des »Schauen[s] und Staunen[s]« (HA 11, S. 131) sowie zu den antagonistischen römischen *Wilhelm Meister*- und *Faust*-Konzeptionen vom Vf.: *Fausts Kolonie. Goethes kritische Phänomenologie der Moderne*. Würzburg 2004, S. 204-262. – Daß die gleiche Diskrepanz zwischen Klassik (resp. Goethes Italienerlebnis) und Moderne dann auch seit 1798 prägend ist für Goethes Wiederaufnahme der Arbeit am Faustmanuskript, synchron zu seinen Lukrez-Studien und zu seinen Metamorphosegedichten, daß diese Diskrepanz dramatische Gestalt annimmt in der Figur Fausts als Widersacher des italienischen (klassischen) Glücks, die Fortführung des Faustdramas gar als Ausdruck des peinvollen Verzichts Goethes auf eine neuerliche Italienfahrt anzusehen ist (»Weimar, Winter und *Faust*«, S. 694), das wird fesselnd beschrieben von Nicholas Boyle (Anm. 1), S. 653 ff., 691 ff. Zu den Metamorphosegedichten, zu Goethes Lukrez-Studien und zur Faustkonzeption hier bes. S. 828-849. – Grundlegend (und auf ihre Weise klassisch!) hinsichtlich der ins Faustdrama eingehenden aktualisierten, in Goethes Horizont gerade auch die Naturanschauung betreffenden *Querelle des anciens et des modernes* die Studie Werner Kellers: *Der klassische Goethe und sein nicht-klassischer Faust*. In: GJb 1978, S. 9-28.

8 T. Lucretius Carus: *Von der Natur der Dinge*. Uebersetzt von Karl Ludwig von Knebel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1831. Im folgenden wird die Knebelsche Lukrez-Übersetzung mit Angabe des Buches und der Verszahl zitiert. Der lateinische Text wird mit Angabe der Verszahl zitiert nach: Titus Lucretius Carus: *De rerum natura. Welt aus Atomen*. Lateinisch und deutsch. Übersetzt und mit einem Nachwort hrsg. von Karl Büchner. Stuttgart 1973; hier III, V. 92 f.

Charakter der Urangst, die den Fortbestand eines gequälten Bewußtseins nach dem Tod voraussetzt: »Aber da dieses der Tod aufhebt, […] / so ist es begreiflich, / Daß im Tode für uns nichts weiter zu fürchten bevorsteht […]« (III, 866, 870 f.).[9]

An den Toren, der sich dieser Logik entzieht, ergehen bei Lukrez die Worte der Natur: »Warum klagst du, und weinest den Tod? War anders das Leben, / Das du bishero geführt, ein angenehmes Geschenk dir; / Sind nicht alle die Freuden, wie durch ein zerlechztes Gefäß dir / Hingeflossen, und ohne Genuß dir die Tage zerronnen; / Warum stehst du nicht auf, wie ein satter Gast von der Mahlzeit, / Nimmst mit willigem Herzen, o Thor, die sichere Ruh' an? / Ist dir hingegen alles versiegt, was sonst du genossen, / Ist dir das Leben verhaßt; was willst du noch mehreres zuthun, […] / Denn in der That nicht weiß ich, was fürder zu deinem Vergnügen / Irgend ersinnen ich soll: wie einmal, gehet es immer« (III, 939-946, 949 f.). Schließlich ermahnt die Natur mit lauter Stimme den Toren: »Weil du noch immer begehrst, was du nicht hast, was du besitzest, / Immer verschmähest, so ist unreif und ohne Genuß dir / Dieses Leben entfallen. Nun steht zu den Häupten der Tod dir, / Ehe du dir es versehn, und ehe gesättigt du hingehst« (III, 962-965).

Nach demselben Prinzip der hier beschriebenen *Vita inperfecta et ingrata* (III, 958), die stets begehrt, was nicht da ist, und was da ist, mißachtet, organisiert Goethe die *Vita infaustissima* seines pausenlos strebenden Helden Faust, der die Mißachtung des Daseins steigert zur permanenten Todesangst vor dem jeweils momentan Seienden: Der erste Augenblick seiner Existenz, den er nicht sofort als ungenügend negiert, soll, so Fausts Pakt mit Mephisto, mit dem Tod bestraft werden: »Werd'

9 Mit der epikureisch-lukrezischen Affekttherapie, die Todesfurcht gleichsam materialistisch zu therapieren in der aufklärenden Erkenntnis der Endlichkeit von Seele und Bewußtsein, konnte sich Goethe naturgemäß nicht anfreunden, sie bleibe »unerfreulich für das Gefühl«, so heißt es in seinem »Entwurf einer Vorrede zu Knebels Lucrez-Übersetzung« (WA I, 42.2, S. 449). Bei der Lukrez-Lektüre möge man sich an »seine hohen Verdienste als Naturbeschauer und Schilderer« halten; die antike Naturphänomenologie könne man jenen »deutschen Physikern« als Vorbild empfehlen, »welche jetzt [wie Goethe selbst; M. J.] den alten ächten Weg betreten, die Anschauung vor alles und über alles setzen« (ebd., S. 450). Die materialistische Radikalkur der Todesfurcht versucht Goethe, historisch zu erklären im Blick auf die im Krisenszenario der römischen Bürgerkriege grassierende Todesangst. Diese geschichtliche Bestimmung der drastischen Affektkritik gliedert Lukrez wiederum ein in die Tradition der europäischen Aufklärung, und mithin erfährt sogar der in Goethes Augen so anfechtbare Aspekt des Lehrgedichts eine historische Rechtfertigung: »Es habe schon damals eine gewaltige *Furcht* vor dem Zustande nach dem Tode in den Köpfen der Menschen gespukt, ähnlich dem Fegfeuer-Glauben bigotter Katholiken; […]. Man spüre durch das ganze Lehrgedicht einen finstern, ingrimmischen Geist wandeln, der sich durchaus über die Erbärmlichkeit seiner [vor Todesangst vergehenden; M. J.] Zeitgenossen erheben wolle. So sei es immer gewesen, auch bei Spinoza und andern Ketzern; wären die Menschen en masse nicht so erbärmlich, so hätten die Philosophen nicht nötig, so absurd zu sein! Lukrez komme ihm in seinen abstrusen Lehrsätzen [über die Natur der Seele; M. J.] immer wie Friedrich II. vor, als dieser in der Schlacht bei Kolin seinen Grenadieren, die eine Batterie zu attackieren zauderten, zurief: ›Ihr Hunde, wollt Ihr denn ewig leben?‹« (zu Friedrich von Müller, 20.2.1821; Gespräche, Bd. 3.1, S. 240 f.).

ich zum Augenblicke sagen: / Verweile doch! du bist so schön! / […] / Dann will ich gern zu Grunde gehn!«.[10]

Den in der Seinsfülle gleichsam verhungernden Toren – ein solcher ist Faust in allen Teilen des Dramas, die unter dem Gesetz des Paktes stehen – könnte von seinem phobisch angetriebenen Realitätsverzehr allein die Einsicht in die Metamorphose des Seins kurieren. Die tröstende Erkenntnis geht bei Lukrez hervor aus der Naturbetrachtung des Kreislaufs des Stoffs, der Zeiten und Generationen: »Nichts versinkt in den Schlund, und nichts in des Tartarus Nächte. / Neuer Stoff ist vonnöthen zur Bildung neuer Geschlechter, / Die dir alle jedoch einst, abgelebet, noch folgen; / Denn wie die vorige Welt wirst du und die künftige fallen. / Also wird immerfort aus dem einen entstehen das andre: / Keiner erhält das Leben zum Eigenthum, alle zum Nießbrauch« (III, 971-976).

Den heilenden Ausweg aus dem angstgetriebenen Willen zur Macht weist bei Lukrez die Einsicht, das Leben nicht als Besitz, über den man nach eigenem Willen verfügen könnte, sondern nur zum Nießbrauch zu erhalten (vitaque manicipio nulli datur, omnibus usu; III, 971), eine Einsicht, die das Bewußtsein öffnet für eine gleichsam arkadische Variante der Naturkontemplation. Hier repräsentiert in klassischer Originalität ein »Ewig-Weibliches« jene immerwährende Metamorphose des Vergehenden ins wieder neu Entstehende, die ein Gleichnis ist für die Kontinuität des Seins.[11] Mit dem entsprechenden Lobgesang beginnt Lukrez das erste Buch seines Epos: »Mutter der Aeneaden, o Wonne der Menschen und Götter, / Holde Venus! die du, unter gleitenden Lichtern des Himmels, / Das schifftragende Meer und die früchtegebärende Erde / Froh mit Leben erfüllst; denn alle lebendigen Wesen / Werden erzeuget durch dich, und schauen die Stralen der Sonne. / […] dir treibt die buntgeschmückete Erde / Liebliche Blumen empor; […]« (I, 1-5). Der poetischen Anrufung der »alma Venus«, jener Göttin und Mutter (dea, genetrix; I, 1-6), die allein die natürliche Ordnung bestimmt (quae quoniam rerum naturam sola gubernas; I, 21) und der die erfinderische Erde (daedala tellus; I, 7) dient, folgt die rationalistische Erkenntnis, »was seyn kann, / Und was nicht; und wie, beschränkt durch die eigenen Kräfte, / Jeglichem Ding ein Ziel, ein endliches Maß ihm gesteckt sey« (I, 76-78).

10 Goethes *Faust* wird mit Angabe der Verszahlen zitiert nach FA I, 7, 1; hier V. 1699-1702.

11 Schon in seiner frühesten Äußerung zu Lukrez kombiniert Goethe die Lukrezische Idee der Aufklärung mit dem (natur-)religiösen Gedanken einer Teilhabe der individuellen Existenz am ewigen Sein der »allmütterlichen Natur«. Solchermaßen versteht es Goethe, den »Materialisten« Lukrez einzugliedern in jene synkretistische mediterrane Ökumene, die dann auch die Bergschluchtenszenerie des Faustschlusses kennzeichnen wird sowie den *Chorus mysticus*, der zwischen endlichem und ewigem Sein vermittelt: »Wenn ich auch gleich für meine Person an der Lehre des Lucrez mehr oder weniger hänge und alle meine Prätensionen in den Kreis des Lebens einschließe; so erfreut und erquickt es mich doch immer sehr, wenn ich sehe daß die allmütterliche Natur für zärtliche Seelen auch zartere Laute und Anklänge in den Undulationen ihrer Harmonien leise tönen läßt und dem endlichen Menschen auf so manche Weise ein Mitgefühl des Ewigen und Unendlichen gönnt« (Goethe an Friedrich Leopold von Stolberg, 2.2.1789; WA IV, 9, S. 78 f.).

Die Achtung des »Maßes« (des Grenzsteins / terminus; I, 77) beruhigt den Willen zur Macht über das Leben und zugleich den diesen Machtwillen beflügelnden Schrecken vor dem Nichtseienden, zeigt doch die Naturanschauung, »daß aus Nichts nichts wird, selbst nicht durch Willen der Götter. […] / Könnten aber aus Nichts die Dinge werden, so könnt' auch / Alles aus allem entsteh'n, nichts brauchte des zeugenden Samens. / Menschen könnte das Meer, die Erde die schuppigen Fische / Zeugen, und Vögel der Luft; […] / nicht immer dieselbigen Früchte / Trüge der Baum; es könnt' ein jeglicher jegliches bringen« (I, 148, 156-159, 162f.). Die Naturanschauung führt uns indessen gerade das alle Phänomene des Lebens bestimmende Gesetz der »sicheren Abkunft«, der bestimmten Mutter (certa genetrix; I, 168), vor Augen: »Nun, da jegliches Ding aus eigenem Samen erzeugt wird, / Wird es nur ausgeboren, und tritt hervor in den Lichtraum« (I, 166f.) – eine Bewegung zum Licht, die Goethe in seinen Metamorphosegedichten wiederholt.[12]

Wie die Erkenntnis der lückenlosen Genealogie alles Geschehens keinen Raum läßt für den verstörenden Gedanken der mutterlosen *Creatio ex nihilo*, so therapiert die gleiche Kontemplation jenen Angstzustand, »des Geistes Schrecken und Dunkel« (terrorem animi tenebrasque; I, 146), der von der Vorstellung der absoluten Negation des Seins durch ein nichtendes Nichts verbreitet wird: »Kein Ding kehret daher in Nichts zurück; ja getrennet / Kehren sie alle zurück in die ersten Körper des Urstoffs. / Zwar der Regen vergeht, wann Vater Aether von oben / Niedergegossen ihn hat zum Mutterschoose der Erde: / Aber die glänzende Saat steigt auf, mit grünenden Zweigen / Schmückt sich der Baum, und wächst, und trägt die lastenden Früchte. / Davon nährt sich der Menschen Geschlecht, die Geschlechter der Thiere; / Fröhliche Städte blüh'n von Schaaren munterer Knaben, / Und es ertönt überall von jungen Vögeln der Laubwald. / Daher legt das gesättigte Vieh auf blumigen Auen / Nieder den schweren Leib; aus seinem strotzenden Euter / Quillt der glänzende milchige Saft. Das üppige Saugkalb / Scherzet auf junger Flur mit noch unsicherem Schenkel, / Von der lauteren Milch die zarten Sinne berauschet. / Nichts geht unter demnach von allem was wir erkennen; / Eins stellt immer Natur aus dem andern her, und sie läßt nur / Immer Neues entstehn aus anderer Dinge

12 Als *Daedala tellus* wirkt die große Mutter in der unendlichen Kausalkette der Natur. Die Genealogie des Seins kennt keine Ausnahme, nirgends klafft die gähnende Lücke. Der Ring des Seins ist geschlossen, wie es dann auch der periodische rhythmisierte Kreislauf der Lebenszeiten deutlich werden läßt: »[…] warum schafft Rosen der Lenz, die Erndten der Sommer, / Und einladend der Herbst die süßen Früchte des Weinstocks? / Warum anders, als weil, wenn zu richtiger Zeit die bestimmten / Stoffe zusammengeflossen, sich dann das Erschaffene kund thut; / Unter der Witterung Gunst, und wann der belebete Boden / Sicher den zarten Keim zum Lichte der Sonne hervorbringt« (I, 171-174). Im Nachhall der Knebelschen Lukrez-Übersetzung ist der gleichen »genetrix« in Goethes Gedicht *Die Metamorphose der Pflanzen* die Gestaltwerdung der Pflanze zu verdanken: »Aus dem Samen entwickelt sie sich, sobald ihn der Erde / Stille befruchtender Schoß hold in das Leben entläßt, / Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten, / Gleich den zärtesten Bau keimender Blätter empfiehlt« (V. 11-14). – Zur Gesetzmäßigkeit der Natur, die die Bildung von gehörnten Löwen, Chimären, Tiermenschen und überhaupt jegliche Lebensbildung ohne »bestimmte Mutter« (certa genetrix) ausschließt, vgl. Lukrez II, 708.

Verwesung« (I, 245-261). Der Tod ist in dieser arkadischen Naturanschauung nicht das schlechterdings andere des Seienden (mors aliena; I, 264), sondern das Vergehen ist – in epikureischer Perspektive auf der Bewegung der Atome beruhend – eingebunden in den ewigen Kreislauf des Lebens, das sich im Schoß der Mutter Erde (in gremium matris terrai; I, 251) erneuert. Das Bild der Erde als der einen »großen Mutter« alles Seienden (magna deum mater materque ferarum / et nostri genetrix haec dicta est corporis una; II, 594 f.) symbolisiert die ewige Metamorphose von Entstehen und Vergehen.[13]

IV. Das Ewig-Leere und das Ewig-Weibliche

Werfen wir von diesem Lukrezischen Bild einen Blick auf Goethes dramatisches Parallelunternehmen, so springen uns die Versuche des Mephistopheles, des Geistes der Negation, ins Auge, eben jenen Ausgleich von Entstehen und Vergehen zu leugnen: »Vorbei! ein dummes Wort. / Warum vorbei? / Vorbei und reines Nicht, vollkommnes Einerlei! / Was soll uns denn das ewge Schaffen, / Geschaffenes zu nichts hinwegzuraffen? / Da ists vorbei! Was ist daran zu lesen? / Es ist so gut als wär es nicht gewesen, / Und treibt sich doch im Kreis als wenn es wäre. / Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere« (V. 11595-11603).

Gegen die therapeutische Kraft der Erkenntnis der Metamorphose des Seins, gegen das »Ewig-Weibliche«, beschwört Mephisto das Höllenszenario des »reinen Nicht«, den gähnenden, ewig-leeren Schlund, der das vergängliche Sein spurlos hinwegrafft. »[…] denn alles was entsteht / Ist wert daß es zu Grunde geht« (V. 1339 f.), will sagen, ist nichts wert, weil es ja ohnehin vergänglich ist. Faust, einmal in den Sog dieser Mißachtung des Seins geraten, sieht vor dem Hintergrund des Ewig-Leeren nur noch die eine gleichsam existentialistische Perspektive, der ins vergängliche, sinnlos-absurde Sein geworfenen Existenz die pathetische Bedeutung einer heroischen Geste zu geben: Dauerndes Streben als Ausdruck des Ekels vor der Gegenwart und des »zerrissenen Denkens«, »nur rastlos betätigt sich der Mann« – vor dem Hintergrund des Sinnlosen –, so lauten die Pathosformeln des von Faust, *avant la lettre*, beschworenen modernen Existentialismus.[14]

13 In Goethes Drama spricht der *Chorus mysticus* den tröstenden Gedanken der Metamorphose des Lebens aus, die den tragischen Dualismus zwischen dem Sein und dem Nichts versöhnt. Das »Ewig-Weibliche«, das in diesem Gesang den Ausgleich (die ewige Metamorphose!) von Vergänglichkeit und Ewigkeit symbolisiert, wird man freilich nicht nur als Goethes dramatische Vergegenwärtigung jener »dea«, »magna mater« und »alma Venus« des Lukrezischen Epos ansehen können. Ohne Zweifel indessen geht in den europäischen Synkretismus der *Religio*, der Goethe am Ende von *Faust II* souverän Ausdruck verleiht, dann auch die *Pietas* des römischen Aufklärers Lukrez ein, wie man andererseits auch das Bild der *Mater gloriosa* der »Bergschluchten« im Sinne derselben europäischen Überlieferungssynthese zu verstehen haben dürfte. Überspringt doch selbst der Doctor Marianus in seinen entzückten Lobgesängen die Grenzen einer dogmatischen Mariologie, wenn er die übliche Verehrung der »Jungfrau, Mutter, Königin« beharrlich mit der Huldigung einer »Göttin« verbindet. (V. 12102 f. u. 12010 f.).

14 Den heroischen Aktivismus – vor dem Hintergrund des Nichts – beschwören auch die Faustverse 1660 ff., 1740 ff., 11441 ff.

Mephisto fürchtet den erlösenden Gedanken der Vermittlung zwischen Vergänglichkeit und Ewigkeit. Seine bange Ahnung – »und treibt sich doch im Kreis als wenn es wäre« – deutet auf jene tröstende Reflexion hin, die sich der Kontemplation des »Ewig-Weiblichen« der Natur verdankt. Dieses Therapeutikum der antiken Naturanschauung ist in solchen klassischen Passagen der Tragödie gegenwärtig, die als Ausnahme die Regel des nicht-klassischen Strebens Fausts bestätigen. Jene arkadischen Bilder, die Lukrez vom Ring des Seins zeigt, der keinen »fremden Tod« kennt, kehren wieder in Fausts Blick auf die antike Glückslandschaft und auf deren Metamorphosen der Natur, die »im reinen Kreise waltet« (V. 9560), eine eudämonistische Kontemplation, die einhergeht mit der befreienden Metamorphose des Bewußtseins. »Arkadisch frei sei unser Glück!« (V. 9573), vermag Faust auszurufen, weil er in Arkadien, neben Helena, geheilt ist vom Urschrecken und verweilen darf im Augenblick. Faust, die arkadische Landschaft anschauend: »Alt-Wälder sind's! Die Eiche starret mächtig / Und eigensinnig zackt sich Ast an Ast; / Der Ahorn mild, von süßem Safte trächtig, / Steigt rein empor und spielt mit seiner Last. / Und mütterlich im stillen Schattenkreise / Quillt laue Milch bereit für Kind und Lamm; / Obst ist nicht weit, der Ebnen reife Speise, / Und Honig trieft vom ausgehöhlten Stamm. / Hier ist das Wohlbehagen erblich, / Die Wange heitert wie der Mund, / Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich: / Sie sind zufrieden und gesund. / Und so entwickelt sich am reinen Tage / Zu Vaterkraft das holde Kind. / Wir staunen drob; noch immer bleibt die Frage: / Ob's Götter, ob es Menschen sind? / […] / Denn wo Natur im reinen Kreise waltet, / Ergreifen alle Welten sich« (V. 9542-9561).

Das gleiche Therapeutikum halten der Elfenkönig Ariel und sein Chor bereit für Faust, der in der »anmutigen Gegend« vorübergehend Schutz findet vor dem Zugriff der maßlosen Leidenschaften. Die freundlichen Geister bereiten den Ruhelosen in arkadischen Traumbildern vor auf die eudämonistische Anschauung der Natur: »Fühl' es vor! Du wirst gesunden; / Traue neuem Tagesblick. / Täler grünen, Hügel schwellen, / Buschen sich zu Schatten-Ruh; / Und in schwanken Silberwellen / Wogt die Saat der Ernte zu« (V. 4652-4657). Die Therapie wirkt heilsam schon in der ersten Nacht: Faust schläft, was ihm selten genug gelingt, und setzt erwachend die Kontemplation der Natur fort. Vermittelt durch die Betrachtung der Metamorphosen der Pflanzen, Töne, Zeiten, Generationen, der Farben und des Lichts, tritt in der »anmutigen Gegend« an die Stelle der Mißachtung des vermeintlich korrupten Seins die »Lust« am Dasein: »In Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen, / Der Wald ertönt von tausendstimmigem Leben / Tal aus, Tal ein ist Nebelstreif ergossen, / Doch senkt sich Himmelsklarheit in die Tiefen, / Und Zweig und Äste, frisch erquickt, entsprossen / Dem duft'gen Abgrund, wo versenkt sie schliefen; / Auch Farb' an Farbe klärt sich los vom Grunde, / Wo Blum' und Blatt von Zitterperle triefen, / Ein Paradies wird um mich her die Runde« (V. 4686-4694).

Wir erleben die – vorübergehende, nur in den klassischen Enklaven des modernen Dramas mögliche – Metamorphose des »Unglücksmann[s]« Faust (V. 4620), seines verzweiflungsvollen Bewußtseins zum glücklichen Bewußtsein, und dieses Glück kulminiert, nicht anders als in Goethes Metamorphosegedichten, in dem Gedanken der Bildung, symbolisiert in der Kontemplation des Regenbogens. Faust zu sich selbst: »Ihm sinne nach und du begreifst genauer: / Am farbigen Abglanz

haben wir das Leben« (V. 4726f.).[15] Außerhalb der arkadischen Bezirke, im Geltungsbereich der Wette, bleiben dem ungeduldigen Helden die Glücksgefilde der Kontemplation der Metamorphose der Natur verschlossen. Der unklassische Faust, von seinem klassischen Schöpfer im Laufe der Jahrzehnte immer deutlicher als Archetypus der Moderne dargestellt, ersetzt die Kontemplation durch die Kolonisation der Natur.

V. Ovids »Metamorphosen« und Fausts Prozeß

Diesen Bruch der Überlieferung inszeniert Goethe in bezug auf seinen klassischen Lieblingstext, Ovids *Metamorphosen*.[16] In deren Mittelpunkt steht im achten Buch die Verwandlung des berühmtesten glücklichen Paars der Antike, die Metamorphose von Philemon und Baucis und ihrer Welt. Unerkannt, in Menschengestalt, bitten die wandernden Götter um Aufnahme in der Hütte der beiden Alten, wo sie trotz aller Armut nach den Regeln der antiken Gastfreundschaft empfangen werden. Hütte und Garten von Philemon und Baucis, jene Sphären der Menschenfreundlichkeit und Frömmigkeit, sind umgeben von inhuman-gottlosen Gefilden, an denen die Götter ein Strafgericht vollstrecken. Philemon und Baucis sollen es von

15 Diesseits der ›Klassikdiskurse‹ der Literaturwissenschaft hat Pierre Hadot auf überwältigend gelehrte Weise den Blick geöffnet auf das Phänomen der Metamorphose des Bewußtseins im spirituellen Zentrum der klassischen antiken Philosophie im allgemeinen und im Mittelpunkt der – im Sinne einer konkreten Rezeption der antiken Philosophie – ideengeschichtlich präzise bestimmbaren Klassik Goethes im besonderen. Pierre Hadot: *Philosophie als Lebensform. Geistige Übungen in der Antike*. Berlin 1991 (urspr. *Exercices spirituels et philosophie antique*, 1981/1987). Zur »geistigen Übung« im Sinne einer »Therapie der Leidenschaften« und einer Befreiung des Bewußtseins zur Autonomie – darunter insbes. das Exerzitium der Kontemplation der Natur – in der hellenistischen und römischen Philosophie vgl. ebd., S. 13-47. Zur Rezeption solcher »exercices spirituels« in Goethes Dichtung ebd., S. 101-121; hier S. 115ff. bes. zum »Echo« des antiken Exerzitiums der Konzentration auf den Augenblick (*Kairos*) und zur entsprechenden Kontemplation der »Metamorphose der Zeit«. – Zu den pädagogischen Aspekten dieser philosophischen Tradition der geistigen Übung insbes. im Umkreis der Stoa Ilsetraut Hadot: *Seneca und die griechisch-römische Tradition der Seelenleitung*. Berlin 1969. – In Hadots Perspektive erst einmal aufmerksam geworden auf die reflexive Verknüpfung von Naturkontemplation und Metamorphose des Bewußtseins – im Sinne seiner Beruhigung –, wird man in Goethes Dichtung die Allgegenwärtigkeit dieses klassischen, eudämonistisch-therapeutischen Gedankens entdecken, der in seiner prominentesten Fassung lautet: »Über allen Gipfeln / Ist Ruh, / […] / Warte nur, balde / Ruhest du auch« (HA 1, S. 142).

16 In Gestalt einer entwicklungsgeschichtlichen Metamorphose der antiken Kultur – aus mythischen Urzeiten über Griechenland und Troia, Sizilien und Italien sich in die römische Zivilisation verwandelnd – und verknüpft mit einer bewußtseinsgeschichtlichen Metamorphose vom anfänglichen Chaos der Leidenschaften zur *Pax Augustana* und zu deren römischem Friedens- und Urbanitätsideal, stellen die fünfzehn Bücher der *Metamorphosen* ihrerseits einen überlieferungsgeschichtlichen Zusammenhang dar. Zahllose Sagen illustrieren das von Eros, dann aber auch von destruktiven Leidenschaften angetriebene Geschehen, das stets mit der Beruhigung solcher Energien in der abschließenden Verwandlung der Protagonisten in Pflanzen, Tiere, Sterne etc. endet.

einer Anhöhe betrachten: »[…] in sumpfender Sintflut / Sehen sie alles versenkt; ihr eigenes Häuschen war übrig. / Während sie noch anstaunen, der Nachbarn Schicksal bejammernd; / Sieh! die veraltete Hütte, zu klein auch zweien Bewohnern, / Wandelt zum Tempel sich um: für die Gaffeln ragt ein Gesäul auf: / Rötlich schimmert das Stroh, und wie Gold erscheinet der Giebel, / Bunt getrieben die Pfort', und gedeckt der Boden mit Marmor«.[17]

En détail auf Ovids Vorbild Bezug nehmend, die ursprüngliche Bedeutung indessen ins Gegenteil verkehrend, schreibt Goethe die von den Göttern bewirkte antike Landschaftsmetamorphose zu jener radikalen Veränderung von Land und Meer um, die durch Fausts Kolonisationsprojekt herbeigeführt wird. Der Wandrer verstummt beim Blick von einer vergleichbaren Anhöhe auf das moderne »Wunder« (V. 11111) des von Arbeiterheeren und ihren Dampfmaschinen bewerkstelligten gigantischen Weltumbaus.[18] Die moderne Variation der Metamorphose der Hütte der beiden Alten schildert bei Goethe der Türmer Lynkeus: »Ach! die innre Hütte lodert, / Die bemoost und feucht gestanden, / […] / Flamme flammet, rot in Gluten / Steht das schwarze Moosgestelle; / Retteten sich nur die Guten / Aus der wildentbrannten Hölle! / Züngelnd lichte Blitze steigen / Zwischen Blättern, zwischen Zweigen; / Äste dürr, die flackernd brennen, / Glühen schnell und stürzen ein« (V. 11312-11327).

Um definitiv zu illustrieren, daß Fausts Kolonisationsprojekt, es ist das »Projekt der Moderne« schlechthin, kontradiktorisch bezogen ist auf das Prinzip der Metamorphose, verkehrt Goethe im Blick auf die Verwandlung von Philemon und Baucis den ursprünglichen Sinn des Gedichts von Ovid in der Fausttragödie schließlich in noch schrilleren Farben. Bei Ovid heißt es über die beiden einträchtigen Alten, die sich von den Göttern wünschen, beide zur selben Stunde sterben zu dürfen, auf daß nie einer das Grab des geliebten anderen sehen muß: »Da, gelöst von Jahren und Alter, / Einst vor den heiligen Stufen [ihres Tempels; M. J.] vereint sie standen und sprachen / […] sah Baucis in Laub den Philemon, / Sah der alte Philemon in Laub aufgrünen die Baucis. / Und wie nun beider Gesicht der laubige Wipfel emporwuchs: / Leb', o Trautester, wohl! und o Trauteste! riefen sie wechselnd, / Weil sie noch konnten, zugleich; und zugleich umhüllte das Antlitz / Beiden Gebüsch« (S. 209 f.).

Unter der modernen Regie Mephistos nimmt die Metamorphose von Philemon und Baucis sowie die Erfüllung ihres Wunsches nach einem gemeinsamen Tod dann diesen Verlauf: »Wir klopften an, wir pochten an [Mephisto und die drei gewaltigen Gesellen an die Tür der Hütte von Philemon und Baucis; M. J.], / Und immer ward nicht aufgetan; / Wir rüttelten, wir pochten fort, / Da lag die morsche Türe dort; / Wir riefen laut und drohten schwer, / Allein wir fanden kein Gehör. / Und

17 Publius Ovidius Naso: *Metamorphosen*. In der Übertragung von Johann Heinrich Voß (urspr. 1798). Mit einem Nachwort von Bernhard Kytzler. Frankfurt a. M. 1990. Die Übersetzung von Voß wird mit Angabe der Seitenzahl zitiert; hier S. 209. Der lateinische Text wird (mit Buch- und Versangabe) zitiert nach P. Ovidius Naso: *Metamorphosen*. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt u. hrsg. von Michael von Albrecht. Stuttgart 1994.

18 Der dann freilich, wie später zu hören ist, desgleichen mit der Versumpfung der neuen Welt endet (vgl. V. 11544-11550 u. V. 11559 ff.).

wie's in solchem Fall geschicht, / Sie hörten nicht, sie wollten nicht; / Wir aber haben nicht gesäumt / Behende Dir sie weggeräumt. / Das Paar hat sich nicht viel gequält, / Vor Schrecken fielen sie entseelt. / Ein Fremder, der sich dort versteckt, / Und fechten wollte, ward gestreckt [d. i. der Wandrer, der bei Goethe die wandernden Götter Ovids vertritt; M. J.]. / In wilden Kampfes kurzer Zeit, / Von Kohlen, ringsumher gestreut, / Entflammte Stroh. Nun lodert's frei, / Als Scheiterhaufen dieser Drei« (V. 11352-11369).

Bei Ovid deutet am Ende im fünfzehnten Buch der Philosoph Pythagoras die vorangegangenen Verwandlungssagen als Bilder des allgemeinen Metamorphoseprinzips »omnia mutantur, nihil interit« (15, 165): »Alles verändert sich nur, nichts stirbt […] / […] nichts ist von Bestand in der Weite des Weltalls. / Rings ist Fluß, und jedes Gebild ist geschaffen zum Wechsel. / Selber die Zeit auch gleitet dahin in beständigem Gange, / Anders nicht als ein Strom; denn Strom und flüchtige Stunde / Stehen im Lauf nie still. Wie Woge von Woge gedrängt wird, / Immer die kommende schiebt auf die vordere, selber geschoben, / Also fliehen zugleich und folgen sich immer die Zeiten, / Unablässig erneut; was war, das bleibet dahinten; / Was nicht war, das wird […]« (S. 350).

Wenn Goethe 1831 sein ganz anderes Weltgedicht mit der Arbeit am vierten Akt der Tragödie vollendet, läßt auch er Faust auf die Bewegung der Wellen und Zeiten blicken, freilich gerade nicht im Sinne der Kontemplation der Metamorphose, von der Pythagoras sprach. Im präzise kalkulierten Gegensatz zu diesem Exerzitium der Bewußtseinsberuhigung beängstigt jetzt der Anblick der Natur Faust zur Verzweiflung und läßt ihn den Plan der Moderne fassen, die natürliche Welt zu kolonisieren. Faust, die Meereswellen betrachtend: »Ich hielt's für Zufall, schärfte meinen Blick, / Die Woge stand und rollte dann zurück, / Entfernte sich vom stolz erreichten Ziel; / Die Stunde kommt, sie wiederholt das Spiel. / […] / Da herrschet Well auf Welle kraftbegeistet, / Zieht sich zurück und es ist nichts geleistet. / Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte, / Zwecklose Kraft unbändiger Elemente! / Da wagt mein Geist sich selbst zu überfliegen, / Hier möcht' ich kämpfen, dies möcht ich besiegen. / […] / Da faßt ich schnell im Geiste Plan auf Plan: / Erlange dir das köstliche Genießen / Das herrische Meer vom Ufer auszuschließen, / Der feuchten Breite Grenzen zu verengen / Und, weit hinein, sie in sich selbst zu drängen« (V. 10206-10231).

Faust plant die Kolonisation der Welt der Metamorphose, wo das »zwecklose« Gesetz der Wiederholung gilt und »wo Natur im reinen Kreise waltet« (V. 9560), um statt dessen einen Produktionsprozeß zu etablieren, in dem etwas zweckgerichtet geleistet wird und der, identisch mit der im Pakt eingesetzten Negationsbewegung, allem von Natur aus Daseienden den Prozeß macht, um alle Natur- in Produktionsverhältnisse umzuwandeln. Die moderne Utopie der zweiten Schöpfung sieht aufgrund ihres ins Unendliche weisenden Produktionszwecks die erste Schöpfung, die Natur, als Gefängnis des Menschen an.[19]

19 In den Augen von uns Heutigen stellt sich die Frage, ob Fausts Projekt, ob das moderne Projekt der totalen Natur- und Weltkolonisation in einer natur- und universalgeschichtlichen Metaperspektive wieder aufgeht in der großen Metamorphose der Welt, nach Art etwa des Lovelockschen »Gaia-Prinzips« – eingedenk der immer deutlicher zutage tre-

Das Projekt des menschlichen Willens, auszubrechen aus dem Gefängnis der Welt der Metamorphose, kommt prägnant in der zur Ikone der Moderne gewordenen Fotografie zur Anschauung, auf der wir die Erde in der Astronautenperspektive sehen. Wohl schauen wir hier die Erde noch einmal an als Mutter alles Lebendigen, auf der sich alle Spuren des von Menschenhand Produzierten verflüchtigt haben. Um allerdings auf den blauen Planeten als *Daedala tellus* zurückzublicken, haben wir längst selbst – auf unseren (Flug-)Apparaten – die moderne Daedalusposition eingenommen und die Nabelschnur zur *Alma Venus* gekappt. Kein anderes Bild könnte daher den revolutionären Bruch, der uns von Goethes Welt trennt, Goethes Antiquiertheit wie auch seine aus eben derselben Antiquiertheit hervorgehende synchrone Aktualität, auf so drastische Weise sichtbar machen wie jene moderne Ikone, auf der wir zurückschauen auf Goethes Stern.[20]

tenden Weltdestruktion des modernen Kolonisationsprojektes neuerdings dann freilich eher im Sinn von »Gaias Rache«. James Lovelock: *Das Gaia-Prinzip. Die Biographie unseres Planeten* (urspr. 1988: *The Ages of Gaia. A Biography of Our Living Earth*). Zürich 1991. Ders.: *Gaias Rache. Warum die Erde sich wehrt*. Berlin 2007. – Ohne auf Fausts explizit-handfeste Negationen der Welt der Metamorphose einzugehen, erkennt Olaf Breidbach in der »Struktur« der Fausttragödie das Prinzip der Goetheschen Metamorphosenlehre wieder. Als Schauspiel des historisch »Möglichen« ließe sich das gesamte Drama gar als Inszenierung der Metamorphosenlehre verstehen. Olaf Breidbach: *Goethes Metamorphosenlehre*. München 2006, S. 269f., 272f. – Breidbachs harmonischer Auslegung der Tragödie als »Ereignisgefüge« (ebd.) einer großen Metamorphose wären freilich die lakonisch resümierenden Lynkeus-Verse entgegenzuhalten: »Was sich sonst dem Blick empfohlen / Mit Jahrhunderten ist hin« (V. 13336f.). Alle (irdischen!) Möglichkeiten der Metamorphose der Natur und der Geschichte haben sich zu diesem Zeitpunkt in Fausts leerer Welt erschöpft. In der »tiefen Nacht« – am definitiven Ende der Geschichte – »entfaltet« sich eben nichts mehr »in den alten Grundmustern« (S. 272), herausgefallen ist der finale Scheiterhaufen der Überlieferung aus dem »einheitlichen Ereignisgefüge« der übergreifenden Metamorphose, sofern es das je gab.

20 Auch mit einem Rückblick auf Goethes Welt gleichsam in den Augen des Fernreisenden und dann auch in der Astronautenperspektive, jener charakteristischen »avanciertesten« Position der Moderne während ihrer Reise – ihres »Progresses« – ins Unendliche, schließt Carl Friedrich von Weizsäckers berühmter Essay *Einige Begriffe aus Goethes Naturwissenschaft*: »Uns hat der Strom weit an dem Kontinent, auf dem er [Goethe; M. J.] noch wurzeln könnte, vorbeigetrieben. Den Boden, auf dem wir stehen könnten, bietet er uns nicht. Aber, wenn es erlaubt ist, das Gleichnis abzuwandeln: erst aus der Ferne erkennen wir, daß sein Licht nicht das des Leuchtturms ist, der den Hafen anzeigt, sondern das eines Sterns, der uns auf jeder Reise begleiten wird« (HA 13, S. 537-554; hier S. 554).

RÜDIGER GÖRNER

Unter Zitronenblüten und Narren. Schwellen zwischen Natur und Gesellschaft in Goethes »Italienischer Reise« *

Als sich Goethe nach seinem für eine Bildungsreise vergleichsweise späten 37. Geburtstag mit geplanter Spontanität[1] vor dem ersten Hahnenschrei pünktlich um drei Uhr an einem 3. September scheinbar fluchtartig auf den Weg nach Italien begibt, bricht er ins Vertraute wie auch Unbekannte auf: vertraut von Kindheit an mit dem Sehnsuchtsland Italien aufgrund der Berichte des Vaters und vielfältiger Lektüre, unbekannt, weil er sich zunächst einer tatsächlichen Fühlungnahme mit diesem Land, das im Juni 1775 auf dem »Scheidepunkt« (HA 10, S. 148) des Gotthard noch »als ein ganz Fremdes« (HA 10, S. 150) vor ihm lag, entzogen hatte. Noch im November 1779 auf seiner zweiten Schweiz-Reise, als er sich wieder – dieses Mal mit Herzog Carl August – auf dem Gotthard aufhält, lockte ihn Italien nicht.[2]

Bereits 1775 hatte er sich aber dem Grenzbereich zum Süden, diesem landschaftlich dramatischen Scheidepunkt oder Schwellenort, durch einen Kunstversuch vorsichtig genähert: Er zeichnete in aller Frühe, wie er schreibt, »nach Art der Dilettanten, was nicht zu zeichnen war und was noch weniger ein Bild geben konnte: die nächsten Gebirgskuppen, deren Seiten der herabschmelzende Schnee mit weißen Furchen und schwarzen Rücken sehen ließ; indessen ist mir durch diese fruchtlose Bemühung jenes Bild im Gedächtnis unauslöschlich geblieben« (HA 10, S. 149). Diesen Umgang mit Natureindrücken sollte er auch weiterhin pflegen: die Zeichnung als Gedächtnisprotokoll und Form der Aneignung;[3] denn wieder und wieder gezeichnete Linien, das hatte schon William Hogarth in seiner auch wahrnehmungspsychologisch aufschlußreichen *Analysis of Beauty* bemerkt, führen zu bleibender Formerinnerung.[4]

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *»Die Konsequenz der Natur tröstet schön über die Inkonsequenz der Menschen« – Natur und Gesellschaft in Goethes Werk*.

1 So schreibt Goethe an Friedrich Heinrich Jacobi am 12. Juli 1786 noch aus Weimar: »Du bist in England und wirst des Guten viel geniesen; wenn du wiederkommst werde ich nach einer andern Weltseite geruckt seyn« (HA Briefe, Bd. 1, S. 515).

2 Vgl. den die biographischen Umstände der Reise ausführlich würdigenden Artikel von Reiner Wild: *»Italienische Reise«*. In: Goethe-Handbuch, Bd. 3, S. 331-369; hier S. 333.

3 Dazu grundlegend Werner Busch: *Die »große, simple Linie« und die »allgemeine Harmonie« der Farben. Zum Konflikt zwischen Goethes Kunstbegriff, seiner Naturerfahrung und seiner künstlerischen Praxis auf der italienischen Reise*. In: GJb 1988, S. 144-164. Desgleichen Peter Hofmann: *»Erkenne jedes Dings Gestalt«. Goethes Zeichnen als angewandte Erkenntnistheorie*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 77 (2003), Heft 2, S. 242-273.

4 William Hogarth: *The Analysis of Beauty. Ed. by Ronald Paulson*. New Haven, London 1997, S. 41-59.

Im Spätsommer 1786 nun glaubte Goethe sich genügend vorbereitet, um eine italienische »Campagne« zu bestehen. Wohin er reist? Von einer Naturoffenbarung zur anderen, durch Gebiete, wo Natur in Kultur, aber auch in Mythos übergeht. Auf jeder Etappe kommt Goethe jedoch vor allem bei sich selbst an, weshalb sich seine *Italienische Reise* so gar nicht als Baedeker-Ersatz anbietet.

Goethe will auf dieser Reise *reine* Erfahrung, will Authentizität, Unverstelltheit in der Wahrnehmung; denn er befindet, daß er in »statistischen Zeiten« lebe (HA 11, S. 25), in denen man zunehmend nur durch Bücher erlebt. Aber »mir ist jetzt nur um die sinnlichen Eindrücke zu tun, die kein Buch, kein Bild gibt«. Er will ›Welt‹, will seinen »Beobachtungsgeist« prüfen sowie seine »Wissenschaften und Kenntnisse« (ebd.). Was das bedeutet, legt Goethe schon in seiner Beschreibung der ersten Reiseetappe von »Karlsbad bis auf den Brenner« geradezu leitmotivisch fest.[5] Dabei erweist sich, daß er als Beobachter auch selbst einiges zum »statistischen« Selbstverständnis seiner Zeit beiträgt, etwa wenn er zurückgelegte Wegstrecken peinlich genau notiert, die überschrittenen Breitengrade vermerkt und ihre klimatischen, geographischen sowie vegetationsbedingten Eigenheiten aufzeichnet, weitaus mehr übrigens, ›statistischer‹, wenn man so will, in seinem *Reise-Tagebuch* von 1786 als in der späteren Bearbeitung. Seine Leser läßt er aber auch in der Fassung von 1816 wissen, daß er unter dem heimischen 51. Grad noch gelitten, dafür aber unter dem 48. bereits bestens gespeist habe.

Die Natur hat er von Anbeginn der Reise genau im Blick, wenngleich er schon nach den ersten Reisetagen – von Eindrücken überwältigt – einräumt, daß dieser Blick nicht länger nach Carl von Linnés Muster analysierend oder gar kategorisierend sein könne, sondern sich ›aufs Allgemeine‹ richte. Bezeichnend ist, was ihn bei solchem Beobachten zu treiben schien:

> Zu meiner Welterschaffung habe ich manches erobert, doch nichts ganz Neues und Unerwartetes. Auch habe ich viel geträumt von dem Modell, wovon ich so lange rede, woran ich so gern anschaulich machen möchte, was in meinem Innern herumzieht, und was ich nicht jedem in der Natur vor Augen stellen kann. (HA 11, S. 17)

Von »Welterschaffung« und einem in seinem Inneren vorhandenen »Modell« von Welt und Natur war im ursprünglichen *Reise-Tagebuch* noch nicht die Rede gewesen. Solche Welterschaffung erfolgt während des Reisens durch Italien zeichnend und beschreibend, vor allem durch die fortgesetzte Arbeit an einer ersten Werkausgabe, dem Eigenen, das er in die scheinvertraute Fremde mitnimmt.

Unter dem »fünfundvierzigsten Grade funfzig Minuten« auf dem Wege nach Verona trifft Goethe auf Menschen, die seiner Ansicht nach ein »nachlässiges Schlaraffenleben« nahe dem »Naturzustande« führen (HA 11, S. 29). Er trifft auf Ruinen,

5 Diese Leitmotivik des Eröffnungskapitels ist bislang noch nicht genau untersucht, reicht aber bis in einzelne Sprachbilder. So findet sich zum Beispiel sogar ein Vorgriff auf den Insel-Fasanen-Traum, den er in Bologna berichtet (19. Oktober; HA 11, S. 108), in seiner Bemerkung »Auf dem Brenner« vom 8. September, als er von der Wirkung von Pfauenfedern auf die »gemeinen Leute« spricht, »wie überhaupt jede bunte Feder geehrt wird« (HA 11, S. 21).

welche die »Grenze zwischen dem Gebiete Venedigs und dem östreichischen Kaiserstaate« markierten (HA 11, S. 33). Zum ersten eigentlichen Erlebnis in Italien wurde Goethe dann Verona mit seinem Amphitheater und Andrea Palladios Villa Rotunda bei Vicenza. Die ›Natur‹ stellt sich ihm hierbei auf eine ganz ungewohnte Art dar, denn, wie er im Tagebuch vermerkt, das Amphitheater läßt sich auf seiner »obersten Stufe« wie ein Kraterrand begehen und wird dadurch zu einem Vorverweis auf das, was er sich vom Vesuv erhofft haben mag.[6] Auch die Druckfassung der *Italienischen Reise* betont diese Analogie: Die Kunst habe hier einen Krater geschaffen, ein Eindruck, der sich noch verstärke, wenn bei schauspielerischen Darbietungen die Zuschauer sich kratergleich um die Bühne verteilten (HA 11, S. 40). Das Stück und die es realisierende Schauspielkunst können dann, um im Bild zu bleiben, wie ein Vulkan ausbrechen, ihr Sinn sich wie Lava über die Zuschauer ergießen.

Der Zusammenhang von Natur und ›Volk‹ erschließt sich Goethe symbolisch auch durch die Art, wie dieses die Vögel durch Pfeifen nachzuahmen versuche. Das ›Singen und Lärmen‹ von Menschen, die sich nahe dem Naturzustand wissen, aber auch die kunstvolle Darbietung von Musik begleiten Goethe fortan auf seiner Reise. Dieser Aspekt ist in seiner Vielfalt, die bis zum Ergriffenwerden durch Gregorio Allegris *Miserere* im März 1788 reichte (HA 11, S. 530), bislang wenig untersucht worden,[7] obwohl diese Hinweise auf die klanglich-musikalischen Eindrücke als unmittelbare Entsprechungen zu Goethes Reflexionen visueller Erfahrungen in die *Italienische Reise* eingeschaltet sind. Goethe ging bekanntlich in der erklärten Absicht nach Italien, sehen zu lernen,[8] ein Vorhaben, das er vermittels des Zeichnens zu realisieren hoffte. Aber gleichzeitig lernte er auch neu hören, ganz zu schweigen von seiner zunehmend virtuosen Handhabung des Italienischen, wobei es ihm darauf ankam, die visuelle und überhaupt die sinnliche Wahrnehmung zu reflektieren.

Doch drängt sich ihm noch etwas anderes Signifikantes in jener ersten großen Etappe seiner Reise auf, gleichsam zwischen Amphitheater und Rotunda, nämlich der Umgang des Südens mit der Zeit. Das Statistische forderte einen neuen Tribut von ihm, und das Weltmodell konkretisierte sich in einer durch die damals differente »italienische und deutsche Uhr« (HA 11, S. 49) bedingten Zeitvariante. Goethe wollte durch ingeniös angelegte »Vergleichungskreis[e]« (ebd.) die verschiedene Stundenzählung und das gleichfalls unterschiedliche Schlagen der Glocke erfassen. So schlug es im damaligen Italien für acht Uhr nur einmal. Dem scheinbar höchst Verworrenen dieser Zeitanzeige versuchte Goethe erfolgreich für sich selbst durch Systematisierung Sinn abzugewinnen. Gleichzeitig stellte er die italienische Zeiterfahrung als Teil des sich auch gesellschaftlich manifestierenden Naturver-

6 Johann Wolfgang Goethe: *Reise-Tagebuch 1786 (Italienische Reise)*. Hrsg. von Konrad Scheurmann u. Jochen Golz mit Transkription von Wolfgang Albrecht. Mainz 1997, S. 63.

7 Vgl. Cristina Ricca: *Goethes musikalische Reise in Italien*. Frankfurt a. M. 2004. Zur kritischen Auseinandersetzung mit Riccas Ansatz vgl. Dieter Martins Rezension in: GJb 2005, S. 362-364.

8 Vgl. Johannes Grave: *»Sehen lernen«. Über Goethes dilettantische Arbeit am Bild*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 80 (2006), Heft 3, S. 357-377.

ständnisses der Italiener dar, wogegen er das Zeitverständnis der Nordländer als undifferenziert bezeichnet:

> In ewigem Nebel und Trübe ist es uns einerlei, ob es Tag oder Nacht ist; denn wieviel Zeit können wir uns unter freiem Himmel wahrhaft ergehen und ergötzen […] Anderthalb Stunden, eine Stunde vor Nacht fängt der Adel an auszufahren […] und wie es Nacht schlägt, kehrt alles um […]. (HA 11, S. 47)

Diese Beobachtungen wiederholen sich in *Das Römische Karneval* in erweiterter Form, wobei Goethe in diesem Hauptkapitel des »Zweiten römischen Aufenthalts« die wiederum eigene Zeitqualität des Karneval betonte. Indem Goethe die differenten Zeiterfahrungen durch ein Kreisschema leicht strukturierbar und lesbar machte, umkreiste er auch das Zeitproblem und erläuterte es als eine bestimmte Kulturtechnik, durchaus der Art vergleichbar, in der er auf dem oberen Rand des Veroneser Amphitheaters Runde um Runde drehte. Auch das von Palladio erbaute Landhaus versuchte er sich auf diese Weise anzueignen: »Ich gehe nur immer herum und herum und sehe und übe mein Aug und meinen innern Sinn«, schreibt er im Tagebuch.[9] Dabei weiß er sich »den ganzen Tag in einem Gespräche mit den Dingen« verstrickt, wobei er betont, auch noch zwei Tage später weiter um die Dinge herum zu »schleiche[n]«.[10]

Dieses Kreisen, es entwickelt sich in der *Italienischen Reise* zu einer bestimmenden Form der Annäherung an Phänomene, aber auch zum Beschreibungsmodus bestimmter Phänomene selbst, etwa des römischen Karnevals, dessen Ritualcharakter Goethe als Kreis oder Zirkel charakterisiert. So spricht er beispielsweise vom »Kreis der Freuden«, der sich »von selbst« bewege (HA 11, S. 484), vom »Zirkel des Festes« (HA 11, S. 511) und davon, daß beim »pantomimischen Ballett« nach englischer Art beim Menuett ein bestimmtes Paar von den anderen »in einen Kreis eingeschlossen« werde (ebd.), womit sich das In-sich-Kreisen des Rituals selbst zur Aufführung gebracht habe. Dieses Kreismotiv steht dem beständigen Überschreiten von Schwellen und Grenzen gegenüber, etwa jenen zahlreichen von ihm bemerkten Schwellen zwischen Natur und Kunst.

Was sich hinter diesem von Goethe so betont thematisierten Kreismotiv verbirgt, bringt er in einer in Neapel notierten Reflexion auf den Begriff: »Und doch ist die Welt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreise sich gleich und gleich, das uns aber so wunderlich vorkommt, weil wir selbst mit herumgetrieben werden« (HA 11, S. 210). Aus einem kosmologischen Faktum entwickelt er hier einen kulturphilosophischen Ansatz, der vermuten läßt, daß der so getriebene Mensch zu seiner Zerstreuung selbst das Rad immer wieder neu erfindet. Der Kreis ist auch die Form, durch die Goethe den intimen Kontakt von Natur und Gesellschaft im engeren Sinne symbolisiert sieht, und zwar in einer Szene, die er am 12. März 1787 in Neapel beobachtet: »[…] zerlumpte Knaben« kauern an einem feuchtkalten Morgen in einem »regelmäßigen Kreis« am Boden, weil, wie sich herausstellt, ein Schmied einen heißen eisernen Radreif auf den Boden gelegt, Holzabfälle darauf gehäuft hat, die sich entzünden und das Eisen noch biegsamer machen, so daß es sich auf

9 Goethe: *Reise-Tagebuch 1786* (Anm. 6), S. 71.
10 Ebd., S. 71, 74.

das Rad aufziehen läßt. An dieser heißen, kreisförmig verteilten Asche wärmen sich nun »diese Äffchen«, wie Goethe schreibt. Für Goethe ist das ein Beispiel sinnvollsten Umgangs mit Ressourcen und der Konzentration auf die wesentlichste Vermittlung von Natur und »geistreichste[r] Industrie« in einer sinnfälligen symbolischen Form (HA 11, S. 200).

Wenn in unseren Tagen Ilija Trojanow schreibt, daß die Reiseerzähler die Welt nur noch um ihre eigene »Physis und Psyche kreisen« ließen und dadurch die Reiseerzählung ›als literarische Form diskreditiert‹ hätten,[11] so gilt das für Goethe gerade nicht. Auf Reisen könne selbst das Gewöhnliche abenteuerlich erscheinen, schreibt er über seine Eindrücke von Neapel (HA 11, S. 197). Sosehr sich Goethe auf seiner Reise nach Italien auf dem Weg zu sich selbst wußte, so offen blieb er dabei für das Ungewohnte, die Phänomene einer anderen Kultur. Gerade seine Beschreibung des römischen Karnevals liefert hierfür ein eindrucksvolles, in der Italien-Literatur der damaligen Zeit kaum gewürdigtes Beispiel.[12] Eine symbolische, alles Individuelle in Frage stellende Wertung der Masken belegt diese Auffassung: »Der Fremde muß sich auch gefallen lassen, in diesen Tagen verspottet zu werden. Die langen Kleider der Nordländer, die großen Knöpfe, die wunderlichen runden Hüte fallen den Römern auf, und so wird ihnen der Fremde eine Maske« (HA 11, S. 494). Der Fremde kann nicht umhin, seine Fremdheit selbst darzustellen. Was er ist, seine fremde ›Natur‹, wird zur karnevalistischen Staffage und er selbst zum Mitmacher. Andererseits hatte Goethe auch die gegenteilige Erfahrung gemacht: »[…] wunderlich« nennt er die Einsicht, daß »man in die Welt geht, um allein bleiben zu wollen« (HA 11, S. 186).

Ein besonderes, leicht skurriles und in erster Linie vom Genuß bestimmtes Verhältnis von Natur, Kunst und Individuum zeigt sich Goethe im Hause des seit 1764 in Neapel amtierenden englischen Gesandten, Sir William Hamilton. Goethe schreibt, daß dieser »nach so langer Kunstliebhaberei, nach so langem Naturstudium den Gipfel aller Natur- und Kunstfreude in einem schönen Mädchen gefunden« habe, nämlich in der seinerzeit zwanzigjährigen Emma Harte. Sie tritt in griechischer Gewandung auf und gefalle sich in wortlosen Darbietungen, durch die Hamiltons Heim zur Bühne werde. Sie, die aus einfachen Verhältnissen stammende spätere Frau Hamiltons und Geliebte Lord Nelsons, bietet als ausgesprochene Naturschönheit höchste pantomimische Kunst, wobei sie auf »hundert Arten« die Falten ihres Schleiers und alles andere einzusetzen versteht (HA 11, S. 209).

Und doch ist es die ›reine‹ Natur, die Goethe unmittelbar nach diesem halbseidenen Kunsteindruck aufs neue beschwört: »Wenn ich Worte schreiben will, so stehen mir immer Bilder vor Augen des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inseln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe, das alles darzustellen« (ebd.).

Natur offenbart sich Goethe in und um Neapel als geahnter Vorgriff auf die mythische Welt Siziliens (»Vorstädte und Gärten sollte[n] schon auf etwas Pluto-

11 Ilija Trojanow: *Zu den Heiligen Quellen des Islam. Als Pilger nach Mekka und Medina.* München 2004, S. 8.

12 Das zeigt eindrucksvoll Edward M. Batley: *»Das Römische Carneval« oder Gesellschaft und Geschichte.* In: GJb 1988, S. 128-143.

nisches hindeuten«; HA 11, S. 192), besonders aber als vulkanische Urgewalt, welche die römische Kultur in Herculaneum mumifiziert habe, sowie als ein »ungeheurer Gegensatz«. Diese Gegensätze von Natur und Kultur, vom »Schreckliche[n] zum Schönen« und vom »Schöne[n] zum Schrecklichen« höben sich jedoch, so Goethe, gegenseitig auf (HA 11, S. 216). Was bleibt, ist eine für beide, das Schöne wie das Schreckliche, Natur und Kunst gleichermaßen ›gültige‹ Empfindung.

Angesichts der überwältigend vielen Eindrücke und der schieren Buntheit der urbanen Gesellschaft achtet Goethe in seinen Aufzeichnungen, Briefen und Reflexionen über Italien peinlich genau darauf, wann immer möglich, die Natur *zuerst* zur Sprache zu bringen. Die Natur gilt ihm als das auf jeder Seite interessanteste Buch, das jedes Theater-Schauspiel übertreffe. Denn wenn man sich in die gesellschaftliche Welt einläßt, warnt Goethe sich selbst, »so mag man sich ja hüten, daß man nicht entrückt oder wohl gar verrückt wird« (HA 11, S. 223). Während man sich »nur in Rom auf Rom vorbereiten« (HA 11, S. 130) und das Reisen nur reisend lernen könne, notiert er unter den Daten des 7. November 1786 beziehungsweise des 26. März 1787, trifft das in seinem Falle auf die Natur nicht zu. Auf sie ist er vorbereitet im Sinne der konkreten und symbolischen Betrachtungsweise, aber auch der ihm zur Verfügung stehenden Begrifflichkeit. Die sizilianischen Aufzeichnungen stellen gerade auch in dieser Hinsicht einen Höhepunkt der *Italienischen Reise* dar.

Sizilien wurde für ihn in der Hauptsache der Ort des Wechselspiels von Natur und Mythos,[13] vermittelt aber immer wieder durch diverse Kunstversuche (vor allem durch seinen Begleiter Christoph Heinrich Kniep) oder unterbrochen von gesellschaftlichen Diversifikationen, die den naturmythischen Erfahrungen entgegengesetzt sind. Bei der Überfahrt nach Palermo befindet sich Goethe unter Artisten (»Operisten und Tänzer«; HA 11, S. 225); aber die Natur überfällt ihn sogleich in Form der Seekrankheit, die ihn in seine Kajüte, den »Walfischbauch« (HA 11, S. 228), den biblisch-mythischen Ort des Überlebens in Gefahr, zwingt und auf seine »innere« Welt (HA 11, S. 226) verweist. In diesem Zustand arbeitet er dann aber die beiden ersten Akte des *Tasso* um (ebd.). Doch vor der naturmythischen Urerfahrung in den Gärten des Alcinous setzte sich Goethe noch dem Palagonischen Barock[14] in La Bagheria aus, einem Ort der Anti-Natur, des Anti-Klassischen und des zügellosen Kitsches, in dem »Widersinn« und »geschmacklose Denkart« (HA 11, S. 245) zu Hause seien (HA 11, S. 242-247). In diesem Palast des Absurden kommt selbst die Natur nur als Parodie vor. Freund Kniep sei angesichts dieses

13 Dazu vor allem Christoph Jamme: *Vom »Garten des Alcinous« zum »Weltgarten«. Goethes Begegnung mit dem Mythos im aufgeklärten Zeitalter.* In: GJb 1988, S. 93-114. Man hat darauf verwiesen, daß mit wenigen Ausnahmen (etwa Johann Gottfried Seume, August von Platen und Alfred Andersch) Goethes Plädoyer für ein umfassendes Wahrnehmen Siziliens als Teil der italienisch-antiken Kultur in der deutschsprachigen Literatur folgenlos geblieben ist. Dieter Lamping: *»Ein Stückchen Abendland«, am Rand. Sizilien in der deutschen Nachkriegsliteratur.* In: *Le Mezzogiorno des écrivains européens.* Hrsg. von Béatrice Bijon, Yves Clavaron, Bernard Dieterle. Saint-Etienne 2006, S. 217-227.

14 Vgl. Karl Lohmeyer: *Palagonisches Barock. Das Haus der »Laune des Prinzen von Palagonia«.* Frankfurt a. M. 1942.

»Tollhauses zur Verzweiflung getrieben« worden, so Goethe, der nicht vergißt, am Schluß auch das seinerseits surreale heraldische Zeichen dieser Wahnkunst vorzustellen: »[…] ein Satyr hält einem Weibe, das einen Pferdekopf hat, einen Spiegel vor« (HA 11, S. 247).

Was Goethe hier so sehr bestürzt, ist die Virtualität dieser Eigenwelt; und was er beschreibt, zeigt, daß er sich einer umfassenden Kunstsimulation ausgesetzt sah, in der die Natur allenfalls noch als verfremdetes Zitat vorgesehen war. In diesem bizarren Palast sieht sich der Wahn auf Kosten der Natur in eine durch und durch artifizielle Szene gesetzt. Das ist es eigentlich, was ihn empört: die hier vollzogene Trennung von Natur und Kunst, wobei die ›Kunst‹ sich im Palagonismus selbst karikiert.

Goethe vermerkt stets genau, wenn er beobachtet, wie die Natur in die Zivilisation eindringt und diese zu unterminieren scheint. So schildert er einen Regenguß in Palermo, der die Straßen der Stadt an einem Sonntagmorgen in Morast verwandelt hatte, in dem dann eine kirchliche Prozession sich vollzog. Sein Kommentar:

> Ich glaubte die Kinder Israel zu sehen, denen durch Moor und Moder von Engelshand ein trockner Pfad bereitet wurde, und veredelte mir in diesem Gleichnisse den unerträglichen Anblick, so viel andächtige und anständige Menschen durch eine Allee von feuchten Kothaufen durchbeten und durchprunken zu sehen. (HA 11, S. 265)

Dieses Verfahren kennzeichnet gerade seine sizilianischen Aufzeichnungen: Entweder verweist ihn ein Naturereignis auf etwas Mythisch-Sakrales oder umgekehrt: Die Beschäftigung mit mythischen Stoffen, seiner *Odyssee*-Lektüre und seinem *Nausikaa*-Plan, verweist ihn mit erhöhter Intensität auf die Natur. So geschehen in den öffentlichen Gärten von Palermo, als in ihm die Vorstellung von der Urpflanze keimt und gedeiht. Sie bereitet sich in ihm durch die Lektüre eines poetischen Urtextes, eben der *Odyssee*, vor. Was sich dann vollzieht, ist gleichfalls von paradigmatischer Bedeutung für Goethes Verhältnis zur Natur. Er betrachtet und bedenkt die verschiedenen Pflanzen: »Und ich fand sie immer mehr ähnlich als verschieden, und wollte ich meine botanische Terminologie anbringen, so ging das wohl, aber es fruchtete nicht, es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiterhalf« (HA 11, S. 267). Indem er seine quasi mytho-poetische Erfahrung mit der Wissenschaft und ihrer Begrifflichkeit konfrontiert, schlägt sie um in Ernüchterung, Entmythisierung, Entzauberung.[15] Wir lesen: »Gestört war mein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgetan« (HA 11, S. 267). Bemerkenswert daran ist, daß er die Urpflanze sich einem »poetischen Vorsatz« verdanken sieht und in Analogie zum »Weltgeistliche[n]«, der als Begriff ja auch in der *Italienischen Reise* figuriert,[16] von einem »Weltgarten« spricht, also einer betont verweltlichten Natur. Was seine eigene Natur betrifft, bekundet Goethe dabei kritisch und verweist damit auf einen Zustand, der als ›Nervosität‹ in der literarischen Moderne noch Karriere machen sollte: »Warum sind wir Neueren doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch er-

15 Vgl. Jamme (Anm. 13), S. 104.
16 Vgl. HA 11, S. 201.

füllen können!« (HA 11, S. 267). Das Unbehagen in und an der Kultur äußert sich demnach zunächst als ein Ungenügen, an der Unfähigkeit, mythische Wahrheit mit wissenschaftlicher Erkenntnis in Einklang zu bringen.

Das Gegenbild hierzu läßt nicht lange auf sich warten. Goethe stellt es mit einer erzählten Ansicht des Tempels von Segesta bei Alcamo vor, der, wie er sagt, »nie fertig geworden« (HA 11, S. 269). Die Natur hat sich längst des Tempels bemächtigt und sich auf diese Weise symbolisch resakralisiert. Naturgeschichte und Naturreligion werden für die Dauer des Aufenthalts in diesem Tempel chaotischer Fruchtbarkeit eins. Dieser von Natur durchwachsene Tempel ist denn auch das unbedingte Gegenstück zum palagonischen Palast, wobei Goethe auf dem Weg in diese Gegend auf groteske Ungeheuer in Stein stößt, die ihn sogleich an das palagonische Kitschmonstrum erinnern.

Kniep bewährt sich auf diesen Exkursionen als zeichnender Eckermann, wobei Goethe eine Szene schildert, die das nicht unproblematische Verhältnis von Natur und Kniepscher Kunst schlaglichtartig beleuchtet. Unter dem Datum des 1. Mai 1787 vermerkte er, daß Kniep eine Landschaft zeichnete, deren Hintergrund ihm »recht bedeutend« erschien, nicht aber der Mittel- und Vordergrund. Kniep habe dann, »geschmackvoll scherzend, ein Poussinsches Vorderteil daran« gesetzt, »welches ihm nichts kostete und das Blatt zu einem ganz hübschen Bildchen machte«. Vielsagend klingt der Zusatz: »Wieviel malerische Reisen mögen dergleichen Halbwahrheiten enthalten« (HA 11, S. 287 f.). Die Kunst täuscht, die Natur mutet zu.

Man hat wiederholt die Frage gestellt, was sich an Goethes Einstellung zur Kunst durch seinen Aufenthalt in Italien veränderte,[17] inwieweit er seinen nördlichen Klassizismus in den Süden mitgebracht habe, um ihn vor Ort bestätigt zu sehen, und woran es liegen mag, daß er sich etwa über die Farben der Kunstwerke gerade in Italien kaum geäußert hat.[18] Verhielt es sich ähnlich mit seiner Naturanschauung? Für ihn war die Schwarzweißkonturierung und Kontrastierung der Zeichnung das ideale Mittel einer Art Naturmitschrift mit künstlerischer Note. Er zeichnet und beschreibt die Natur als Verfasser der *Studie nach Spinoza*, wobei es ihm darauf ankommt, die innere, eigene Natur mit der Betrachtung der äußeren Natur in Einklang zu bringen. Auf Einstimmung in den Natur- und Kulturzusammenhang kommt es ihm an.

Aber Goethe reiste auch nach Italien als der Verfasser von ersten Schriften über vergleichende Anatomie und Osteologie. Die Entdeckung des Zwischenkieferknochens, seine schriftliche und zeichnerische Darstellung und Auswertung war die letzte Schrift, die er vor seiner Reise nach Italien abgeschlossen hatte (HA 13, S. 184-196). Er fühlte mit dieser Arbeit sozusagen seinem eigenen Spinozismus auf den Zahn, indem er in die göttlich durchdrungene Natur mit anatomisch-typologischem Interesse buchstäblich eingriff. Die unmittelbar nach Italien entstandenen naturwissenschaftlichen Studien gelten dann der Frage, *wie* die Metamorphose der Pflanzen zu

17 Vgl. u. a. Stuart Atkins: *»Italienische Reise« and Goethean Classicism*. In: *Aspekte der Goethezeit*. Hrsg. von Stanley A. Corngold, Michael Curschmann u. Theodore J. Ziolkowski. Göttingen 1977, S. 81-96.

18 Wilhelm Pinder: *Goethe und die bildende Kunst*. In: ders.: *Gesammelte Aufsätze aus den Jahren 1907-1935*. Hrsg. von Leo Bruhns. Leipzig 1938, S. 161-179; hier S. 162.

erklären sei (1790), gefolgt von der wissenschaftstheoretischen Auswertung seines betrachtenden Eindringens in die Natur, der Schrift *Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt* (1792), eine auch im Stil, wenn man so will, klassisch abgeklärte Abhandlung, die freilich mit einem ausgesprochen avancierten Verständnis vom Versuch aufwartet, indem sie behauptet, daß nur Versuchsreihen gesicherte Ergebnisse erbringen können. Eine dialektische Beziehung zwischen erforschendem Subjekt und erforschtem Objekt stellt Goethe dabei nicht her, sondern erkennt den Versuchscharakter der Empirie, die jedoch nur glücken kann, wenn die »Sinnesart« des Menschen und seine »Vorstellungsart« kongruent seien (HA 13, S. 15).

Auf das Italien-Projekt bezogen, bedeutet das, daß Goethe das Reisen selbst als Vermittler zwischen Subjekt und Objekt verstanden haben dürfte. Dabei befinden sich ›Vorstellung‹ und ›Kunstakt‹, wohlgemerkt nicht die Kunstbetrachtung, oft auf der Schwelle zur Naturerfahrung. In der späteren Komposition der *Italienischen Reise* ist es der *Nausikaa*-Abschnitt, durch den dieses Verhältnis besonders augenfällig wird. In einem »verwahrlosten Bauergarten« bei Taormina, so Goethe, habe er sich im Geäst eines Orangenbaumes nach Vogelart eingenistet und sich seinen »Grillen« oder Vorstellungen überlassen, was dann zum Entwurf seiner *Nausikaa*-Tragödie geführt habe (HA 11, S. 298). Die ihn umgebende, aber auch seine Phantasie durchdringende Natur wird zum »Kommentar« der *Odyssee*, wie er schreibt (HA 11, S. 299).

Es braucht hier nicht noch einmal auf den Inhalt dieser Tragödienskizze und des *Nausikaa*-Fragments eingegangen zu werden. Aus unserer Sicht ist jedoch die Bemerkung Goethes hervorhebenswert, nach der in dieser Komposition nichts war, »was ich nicht aus eignen Erfahrungen nach der Natur hätte ausmalen können« (HA 11, S. 300). Wußte er selbst sich doch wie weiland Odysseus auf einer Reise, »selbst in Gefahr, Neigungen zu erregen, die, wenn sie auch kein tragisches Ende nehmen, doch schmerzlich genug, gefährlich und schädlich werden können« (ebd.). Nach der Natur – so wollte er vorgehen, seiner eigenen, der mythologischen und botanischen; und das Fragment selbst erwies sich denn auch als eine Art Versuch und Vermittler zwischen Autor einerseits und Mythos wie Natur andererseits.

Bezeichnenderweise ist die *Nausikaa*-Episode ausdrücklich als »Erinnerung« ausgewiesen, im Kontext der *Italienischen Reise* also eine Erinnerung in der Erinnerung. Damit hebt Goethe den Stoff hervor, entrückt ihn aber auch, räumt ihm freilich mehr Raum ein in seinem autobiographischen Reisebericht als seinen anderen dichterischen Projekten, die er in Italien verfolgte. Daß Naturbilder diese nach der Natur zu schaffende Nausikaa umrahmen, ergibt sich aus der engen Verschränkung von Natur und Mythos, die diesen autobiographischen Erzählansatz auszeichnet. So folgt denn auch auf den *Nausikaa*-Einschub die knappe Schilderung eines idyllischen Weges nach Messina, eines reinen Arkadiens mit roten Oleanderblüten und Glimmerschiefer (HA 11, S. 300f.), um dann tags darauf in ein gefährliches Naturbild umzuschlagen. Ein sturmgepeitschtes Meer, an die Felsenküste schlagende Wogen, deren Gischtnebel die Wanderer auf inzwischen prekär-glitschigem Wege einhüllen. Schiffbrüchig zu Land werden, das ist eine vor erhabener Naturkulisse sich abspielende Parodie auf Odysseus.

In dieser Kontrastwelt gerät sogar die Gesteinswelt in Bewegung. Goethe beobachtet, wie in der Brandung »ungeheure Kalkfelsen« ins Meer stürzen. Zudem

bemerkt er, daß in dieser Scylla-und-Charybdis-Welt »der ganze Strand mit bunten, hornsteinartigen Feuersteinen überdeckt« war (HA 11, S. 301). Wiederholt betonte Goethe jedoch, daß es »malerische Augen« gewesen seien, mit denen er und Kniep diese Landschaft und das Meer wahrgenommen haben, was auch für die erneute Schiffspassage auf dem Rückweg nach Neapel galt (HA 11, S. 316).

Die »Urpflanze« und das *Nausikaa*-Fragment entsprechen in der Komposition der *Italienischen Reise* einander und symbolisieren gleichsam das Verhältnis von Natur und Kunst, das sich wiederum Goethes Art der Betrachtung der süditalienischen Landschaft und der Relektüre der *Odyssee* verdankt. An Herder schreibt er aus Neapel unter dem Datum des 17. Mai 1787: »Die Beschreibungen, die Gleichnisse etc. [der *Odyssee*; R. G.] kommen uns poetisch vor und sind doch unsäglich natürlich«. Erst die Anschauung der Natur, der die Mythen entwuchsen, konnte ihm die *Odyssee* zu einem »lebendige[n] Wort« werden lassen und gleichzeitig Einblicke in das »Geheimnis der Pflanzenzeugung und -organisation« gewähren (HA 11, S. 323). Um dieses Geheimnis der Natur zu erklären, bedient sich Goethe jedoch eines Modells oder »wunderlichste[n] Geschöpf[es] von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll«, wie er Herder weiter schreibt (HA 11, S. 323 f.). Die reine Naturbetrachtung reicht ihm nun doch nicht. Er sucht nach einem »Schlüssel« zum Lebendigen und nach dessen Gesetz. Die Urpflanze ist seine Kreation und doch, wie er bekanntlich auch Schiller gegenüber betonen sollte, ein Geschautes. Die Urpflanze ist Phänotyp und Genotyp in einem, Modell und Mythos, Wirklichkeit und Archetyp. Mit dieser Urpflanze im Sinn ließen sich, so Goethe geradezu enthusiasmiert, »Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen, das heißt, die, wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben« (HA 11, S. 324). Das ist eine gedankliche Konstruktion, wie sie in Goethes sonstigen Betrachtungen zur Natur kaum vorkommt. Die Urpflanze wirkt hier wie ein Widerspruch in sich selbst, ein künstliches Naturprodukt und eine natürliche Kunstgestalt in einem. Nicht nur mit dieser Konzeption, sondern auch mit ihrer Beschreibung, die grammatikalisch zwischen Realis und Potentialis schwankt, schob sich Goethe an die Grenzen seiner gedanklich-sprachlichen Möglichkeiten vor. Wie immer er sie später auch bezeichnen mochte, die Urpflanze war ein sinnlich gemeintes, aber letztlich abstrakt bleibendes Gedanken- und Vorstellungsexperiment, mit dem sich Goethe für einen Augenblick von seinem geheiligten Prinzip einer nur phänomenologischen Naturdeutung entfernte.

Wieder in Neapel, versichert er sich der Natur, indem er auf eine Art biologischer Abfallverwertung hinweist. Zum »Zirkel der Vegetation« gehört in urbanem Kontext eben auch die, wie er schreibt, »unglaubliche Konsumtion von Gemüse«, wobei er eingehend schildert, wie sinnvoll die Neapolitaner mit den Bergen von Gemüseabfall umgehen (HA 11, S. 334 f.). Er vergewissert sich in der *Naturgeschichte* des Plinius, daß sein Blick auf Land und Leute einem würdigen Vorläufer entspreche, um dann als abschließenden Höhepunkt seines zweiten Aufenthalts in Neapel die Natur als Spectaculum bewundern zu können: Vom Salon der Herzogin von Giovane aus betrachtet er in stiller Ergriffenheit einen weiteren, dieses Mal aber nächtlichen Ausbruch des Vesuvs. »[…] glühend ausgeworfene Felsklumpen« und glü-

hend sich ergießende Lava vor der dunklen Kulisse der Nacht – es war ihm, als habe sich die Natur auf eine gigantische Inszenierung eingelassen. Er nimmt die Natur jetzt als ›Schauspiel‹ wahr, aber ausdrücklich auch weiterhin als etwas Lesbares: »Wir hatten nun einen Text vor uns, welchen Jahrtausende zu kommentieren nicht hinreichen« (HA 11, S. 346). Hatte zuvor die Natur die *Odyssee* kommentiert, so sind jetzt diese langen Augenblicke der Natur kommentierungsbedürftig, und zwar durch die Ewigkeit.

Die Erinnerung an diese Naturszene begleitete ihn nach Rom, und daher beginnen auch die Aufzeichnungen *Zweiter Römischer Aufenthalt* mit einer erneuten spannungsvollen Gegenüberstellung von Naturerinnerung (eben an die nächtliche Vulkanszene) und höchstem Kunstgenuß in Rom, Raffaels später Zyklus aus der Apostelgeschichte, die Goethe nach eigenem Bekunden »wieder in den Kreis höherer Betrachtungen zurückgeführt« hatten (HA 11, S. 350). Neben Kniep und Tischbein war es vor allem Philipp Hackert, dessen Fähigkeit, die »Natur abzuschreiben« (HA 11, S. 351), Goethe besonders bewunderte. Es handelt sich jedoch um eine Natur, die immer entschiedener unter dramaturgischen Gesichtspunkten beschrieben wird, so auch eine Szene in Tivoli, ein »Naturschauspiel«, zu dem Wasserfälle, Ruinen und der »ganze Komplex der Landschaft« gehören, wie Goethe ausführt (HA 11, S. 351).

Der zweite Aufenthalt in Rom belastete Goethe aufgrund der sich von Tag zu Tag vervielfachenden Zerstreuungen. »Poesie, Kunst und Altertum« (HA 11, S. 376) forderten ihn nach seiner eigenen Aussage jeweils ganz. Hinzu gesellte sich die Botanik, die Naturkunde in den Gärten der Stadt. Zitronenblüten hier, die Narren des Karnevals dort; und Goethe bleibt nur, zu sammeln, zu zeichnen, zu beschreiben. Vor allem Samenkapseln sammelte er und zeichnete einen besonders auffälligen »Nelkenstock«, wobei er nunmehr durch sein Zeichnen Einsichten »in den Grundbegriff der Metamorphose« gewann und sich der Verbildlichung der Urpflanze zu nähern schien (HA 11, S. 377).

Angesichts so vielfältiger Anforderungen nannte er jetzt seine Naturbetrachtungen sogar »störend« (HA 11, S. 376). Dieses Empfinden hielt an, bis er von sich sagen konnte, daß er die Kunst als eine »zweite Natur« begreifen gelernt habe (HA 11, S. 383). Diese Einsicht oder bloße Einstellung befähigte ihn nun auch, im Karneval nicht nur ein »Gewühl der Fastnachtstorheiten und Absurditäten« zu sehen, sondern ein »bedeutendes Naturerzeugnis« und aufgrund seiner identitätsstiftenden, weil sich in seinen Riten Jahr um Jahr wiederholenden Performanz sogar ein »Nationalereignis« (HA 11, S. 519 f.).

In Goethes ›Arkadien‹, soviel läßt sich sagen, standen Natur und Kunst – ganz im Sinne seines Verständnisses von Metamorphose – in einem Ähnlichkeitsverhältnis, das wechselseitige Anverwandlung oder Rückverwandlung einschloß. So konnte aus Natur Kunst werden und aus Kunst eine neue Natur. Natur und Kunst, sie flohen einander nicht in Italien, sondern zogen einander an und bezogen sich aufeinander. Hier, in Arkadien, bereitete sich vor, was Goethe in seinem um 1800 entstandenen, an Aretino orientierten, gerade auch die italienischen Erfahrungen mit erarbeiteter Kunst und unbändiger Natur reflektierenden Sonett gedichtet hatte: »Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden, / Mag frei Natur im Herzen wieder glühen« (HA 1, S. 245).

HEE-JU KIM

Ottilie muß sterben. Zum ›Ungleichnis‹ zwischen chemischer und menschlicher Natur in Goethes Roman »Die Wahlverwandtschaften« *

I. Vom naturwissenschaftlichen zum mythischen Diskurs

In Goethes Altersroman *Die Wahlverwandtschaften* treffen zwei Diskurssysteme aufeinander, die sich nicht ohne weiteres miteinander verbinden lassen: Naturwissenschaft und Mythos. Die zentrale Bedeutung des Naturwissenschaftlichen wird dabei bereits am Gespräch von Eduard, Charlotte und dem Hauptmann über das titelgebende Kunstwort »Wahlverwandtschaften« deutlich. Die Unterhaltung über anziehende und abstoßende Verhältnisse zwischen chemischen Stoffen ordnet die darauffolgende Einladung Ottilies in den Rahmen eines Beziehungsexperiments ein. Dies veranschaulicht die Gesprächssituation. Eduard will aus der chemischen »Gleichnisrede« »eine Lehre zum unmittelbaren Gebrauch ziehen« und überträgt die formelhaft gefaßten Paarbildungen zwischen den Elementen A, B, C und D auf das menschliche Beziehungsquartett (FA I, 8, S. 306): Aus dem Ehepaar, das Charlotte und er als A und B bilden, und dem Gastpaar, das der Hauptmann und Ottilie als C und D ausmachen, sollen zwei gleichgeschlechtliche Bündnisse von Charlotte/Ottilie (A/D) und Eduard/Hauptmann (B/C) hervorgehen. Aufgrund dieses Beziehungskalküls spricht sich Eduard für die Einladung Ottilies aus, damit bezüglich Charlottes »für ein D gesorgt werde« (ebd.). Nach der Ankunft von D gerät jedoch alles ins Wanken. Anstelle der doppelten asexuellen Matrix, die Eduard anvisiert hat, bildet sich eine doppelte sexuelle Matrix: Nicht zwei Freundschaftsbündnisse unter Männern und Frauen, sondern zwei außereheliche Liebesbeziehungen entstehen, nämlich die zwischen Eduard und Ottilie und die zwischen Charlotte und dem Hauptmann. Das inmitten der emotionalen ›Irrungen und Wirrungen‹ von Eduard und Charlotte gezeugte Kind, dem der geistige Ehebruch der Eltern auf den Leib geschrieben ist, insofern es – allen Gesetzen der Genetik zum Trotz – die Augen Ottilies und die Gesichtszüge des Hauptmanns trägt, ertrinkt schließlich durch Ottilies Schuld.

Dieser tragische Wendepunkt der Handlung geht mit einem Wechsel der Diskursordnung einher. An die Stelle des naturwissenschaftlichen Diskurses tritt nun ein mythischer, der um Ottilie kreist. Die Legende der heiligen Odilia wird reinszeniert,[1] so daß Ottilie als eine ›Heilige‹ endet, zu deren Grabstätte Kranke in Hoffnung auf Heilung wallfahren. Wie entschieden dabei der wissenschaftlich-rationale Diskurs

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Chemie der Attraktionen: »Die Wahlverwandtschaften«*.

1 Zur Übertragung der Ikonographie der heiligen Odilia auf Ottilie siehe Irmgard Egger: *Eíkones: zur Inszenierung der Bilder in Goethes Romanen*. In: GJb 2001, S. 260-273; bes. S. 269.

durch den mythisch-irrationalen ersetzt wird, zeigt sich deutlich, wenn man Anfang und Ende des Romans einander gegenüberstellt. Beginnt der Roman mit dem Satz »Eduard – so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter« (FA I, 8, S. 271), dann deutet dies, wie in der Forschung oft hervorgehoben wurde, auf die Experimentalanordnung eines Erzählgefüges hin,[2] das aus seinem fiktionalen Status keinen Hehl macht.[3] Der experimentelle Sprachduktus des Erzählers steht folglich in Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Gesprächsthema der Romangestalten und mit ihrem dadurch motivierten Beziehungsexperiment. Das Schlußtableau hingegen unterscheidet sich diametral vom ersten Satz:

> So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen. (FA I, 8, S. 529)

Die zu Beginn fiktional entworfene Welt, über die der Erzähler mit der willkürlichen Benennung einer Figur experimentell verfügte, präsentiert sich nunmehr als eine mythisch-religiöse, die dem rationalen Zugriff des Menschen enthoben scheint. In mystischer Apotheose wird hier ein visueller Dialog zwischen den verstorbenen Liebenden und den Engelsbildern inszeniert, die »vom Gewölbe auf sie herab[schauen]«. Der zunächst im Rekurs auf die Chemie eingeführte Begriff der ›Verwandtschaft‹ weitet sich somit zur spirituellen Engelsverwandtschaft Ottilies. Hatte der Erzähler eingangs die Liebespaare, wie bereits Peter Michelsen betont hat, »wie chemische Stoffe in einem Reagenzglas«[4] betrachtet, so nimmt er damit am Schluß eine ganz andere Haltung ein, die den Eindruck provoziert, daß der narrative Laborant nicht mehr Herr seiner Versuche ist. Diese Haltung ist aber auch einer der Versuchspersonen selbst eigen: Kündigte Eduard den Auftakt des Beziehungsexperiments mit der Einladung des ›vierten Elements‹ Ottilie selbstsicher und ohne Bedenken an, so muß er doch nach dem tragischen Tod seines Kindes und angesichts der darauffolgenden Selbstisolation Ottilies dem Hauptmann gegenüber seine Ohnmacht bekunden:

> Durch meine Zudringlichkeit habe ich Charlotten vermocht, dich ins Haus zu nehmen, und auch Ottilie ist nur in Gefolg von dieser Veränderung bei uns ein-

2 So etwa verweist Uwe Pörksen auf die nach einem chemischen Phänomen modellierte Anlage der *Wahlverwandtschaften*: »Die Wirklichkeit tritt sozusagen nicht über die Ränder des konstruktiven Prinzips. Alles ist ›bedeutend‹. Der Inhalt wird von dem Titel gedeckt: der Fall aus der Chemie ist praktisch das Muster für die Darstellung der Verhältnisse zwischen den vier Hauptfiguren des Romans. Er ist nach Art eines naturwissenschaftlichen Versuchs aufgebaut« (Uwe Pörksen: *Goethes Kritik naturwissenschaftlicher Metaphorik und der Roman »Die Wahlverwandtschaften«*. In: Jb. der Deutschen Schillergesellschaft 25 [1981], S. 285-315; hier S. 307).

3 Vgl. Hermann Peter Piwitt: *Poetische Fiktion, Wirklichkeitsauffassung und Erzählerrolle im neueren Romananfang*. In: *Romananfänge. Versuch zu einer Poetik des Romans*. Hrsg. von Norbert Miller. Berlin 1965, S. 173-184; bes. S. 173, und Friedrich Nemec: *Die Ökonomie der »Wahlverwandtschaften«*. München 1973, S. 23.

4 Peter Michelsen: *Wie frei ist der Mensch? Über Notwendigkeit und Freiheit in Goethes »Wahlverwandtschaften«*. In: GJb 1996, S. 139-160; hier S. 140.

> getreten. Wir sind nicht mehr Herr über das was daraus entsprungen ist […]. (FA I, 8, S. 488)

Das Hinzutreten Ottilies bewirkt also, daß der streng abgesteckte Rahmen der Versuchsanordnung gesprengt wird, da »dieses neue Ingrediens eine merkliche Gärung verursacht und schäumend über den Rand schwillt« (FA I, 8, S. 321). Eduard gleicht damit gewissermaßen dem Goetheschen Zauberlehrling, den nur noch eine höhere Macht von ›den Geistern, die er rief‹, zu befreien vermag.

II. Die chemische »Gleichnisrede« als ›Ungleichnisrede‹

Vor dem Hintergrund der bislang erörterten Substitution des naturwissenschaftlichen Diskurses durch seinen mythischen Gegendiskurs versuche ich nun, das Bindeglied zwischen beiden Diskursen aufzuspüren. In seiner Selbstanzeige im *Morgenblatt für gebildete Stände* erläutert Goethe, inwiefern sich der von dem schwedischen Chemiker Torbern Bergman geprägte Begriff der Wahlverwandtschaft »attractio electiva« als Romantitel eignet, indem er darauf hinweist, daß man umgekehrt auch »in der Naturlehre sich sehr oft ethischer Gleichnisse« (FA I, 8, S. 974) bediene. In analoger Weise habe er selbst nun »in einem sittlichen Falle, eine chemische Gleichnisrede« (ebd.) verwendet. Was zunächst als ein bloßer Zirkelschluß erscheint, in dem Chemisches und Menschliches sprachlich miteinander verbunden werden, gewinnt an Brisanz, sobald sich Goethe auf die Einheit der Natur beruft und damit die Grenze zwischen beidem aufhebt: In beiden Sphären herrsche »nur *eine* Natur« (ebd.). Diese Natureinheit des Chemischen mit dem Menschlichen äußert sich nach Goethe darin, daß

> auch durch das Reich der heitern Vernunft-Freiheit die Spuren trüber leidenschaftlicher Notwendigkeit sich unaufhaltsam hindurchziehen, die nur durch eine höhere Hand, und vielleicht auch nicht in diesem Leben, völlig auszulöschen sind. (ebd.)

Selbst wenn dem menschlichen Dasein – im Gegensatz zu den chemischen Elementen – eine von der Vernunft bestimmte Freiheit gewährt ist, wird diese doch durchkreuzt von einer als notwenig erfahrenen tragischen Leidenschaft, deren Spuren »nur […] eine höhere Hand« beseitigen kann – und sei es auch bloß die eines Erzählers, der die Utopie einer überirdischen Erlösung künstlerisch gestaltet.

Gerade darin liegt jedoch ein Hinweis darauf, daß es offenbar auch gravierende Unterschiede zwischen dem chemischen und dem menschlichen Bereich gibt.[5] Im Hinblick auf die postulierte Einheit der Natur will ich deshalb die chemische »Gleichnisrede« einmal als ›Ungleichnisrede‹ lesen. Das chemische Phänomen der Verwandtschaft, das im Roman zunächst als *tertium comparationis* zwischen dem chemischen und dem menschlichen Bereich fungiert, erklärt der Hauptmann folgendermaßen:

> An den Alkalien und Säuren, die, obgleich einander entgegengesetzt und vielleicht eben deswegen, weil sie einander entgegengesetzt sind, sich am entschie-

5 Eine profunde Darstellung der von Goethe reflektierten Probleme der Sphärenvermengung, die der chemischen Gleichnisrede zugrunde liegt, bietet Pörksen (Anm. 2), S. 285-315.

densten suchen und fassen, sich modifizieren und zusammen einen neuen Körper bilden, ist diese Verwandtschaft auffallend genug. (FA I, 8, S. 302 f.)

Dieser exemplarischen Beschreibung entsprechen nun zwar nicht nur die gegensätzlichen Charaktere des selbstbezogen-narzißtischen Eduard und der fremdbestimmt-dienstfertigen Ottilie, sondern ebenso die zwischen ihnen herrschende »unbeschreibliche, fast magische Anziehungskraft«, die – so der Erzähler – aus den »zwei Menschen« »Ein[en]« werden läßt (FA I, 8, S. 516). Doch gibt es auch eine markante Differenz zwischen der chemischen und der menschlichen Paarung. Während nämlich die beiden chemischen Stoffe »zusammen einen neuen Körper bilden«, vollziehen Eduard und Ottilie diese Vereinigung lediglich auf rein geistiger Ebene, weder eine physische noch eine soziale Vereinigung kommt zustande.[6] Damit aber nicht genug: Alle Spuren von Ottilies Leidenschaft werden, zumal sie laut Goethe eben »nicht in diesem Leben, völlig auszulöschen sind«, wie »durch eine höhere Hand« in der ›höheren‹ Sphäre einer Legende verwischt. Statt eine erfüllte Liebesgemeinschaft mit Eduard in diesem Leben einzugehen, wie es alle anderen Beteiligten für möglich halten, schlägt Ottilie den Weg einer »geweihte[n] Person« (FA I, 8, S. 505) ein: Sie stirbt als »Heilige« (FA I, 8, S. 529) und wird als zweite Odilia der christlich-hagiographischen Sinnordnung einverleibt.[7]

Sobald man dem »sittlichen Falle«, wie Goethe das in den *Wahlverwandtschaften* Erzählte bezeichnet, in seiner Eigentümlichkeit nachspürt, wird also deutlich, daß die chemische Gleichnisrede nicht nur zur Veranschaulichung von Gemeinsamkeiten, sondern zugleich auch von Unterschieden dient: Während die chemischen Elemente sich ohne jeden Widerstand der naturgegebenen Ordnung fügen, zeichnet sich der Mensch als Vernunftwesen durch seine sittliche Freiheit aus, die seiner Determiniertheit als sinnliches Naturwesen gegenübersteht. Im Ausgang von dieser doppelten Disposition des sinnlich-sittlichen Menschen entfaltet der Roman einen Kausalzusammenhang, durch welchen der Wechsel von der rational-naturwissenschaftlichen zur irrational-mythischen Diskursordnung psychologisch begründet wird. Das alte Goethesche Problem, an dem schon Werther scheiterte,[8] kehrt also in der Gestalt Ottilies verwandelt wieder: das Dilemma zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit. Auch wenn dieser Konflikt nicht im Vordergrund der Romanhandlung steht, macht er doch deren geheimes Gravitationszentrum aus. Goethe selbst bemerkt in einem Gespräch mit Friedrich Wilhelm Riemer, er habe in den *Wahlverwandtschaften* den »Kampf des Sittlichen mit der Neigung« »hinter die Scene verlegt« (HA 6, S. 622). Im selben Gespräch erklärt er auch die Prinzipien, an denen sich die ästhetische Gestaltung eines derartigen Kampfes zu orientieren habe:

6 Ein Gegenmodell zu dieser physisch wie sozial restringierten Beziehung repräsentieren Graf und Baronesse mit ihrem anfänglich sexuell geführten, letztlich auch durch Heirat legalisierten Liebesverhältnis.

7 Zum hagiographischen Diskurs in der Literatur der Goethezeit und seinem Einfluß auf die Figurengestaltung der asketisch geprägten Ottilie siehe Irmgard Egger: *»[…] ihre große Mäßigkeit«: Diätetik und Askese in Goethes Roman »Die Wahlverwandtschaften«*. In: GJb 1997, S. 253-263.

8 Siehe hierzu Günter Saße: *Woran leidet Werther? Zum Zwiespalt zwischen idealistischer Schwärmerei und sinnlichem Begehren*. In: GJb 1999, S. 245-258.

> In solchen Darstellungen muß stets das Sinnliche Herr werden, aber bestraft durch das Schicksal, das heißt: durch die sittliche Natur, die sich durch den Tod ihre Freiheit salviert. So muß der Werther sich erschießen, nachdem er die Sinnlichkeit Herr über sich werden lassen; so muß Ottilie karterieren und Eduard desgleichen, nachdem sie ihrer Neigung freien Lauf gelassen. Nun feiert erst das Sittliche seinen Triumph. (ebd.)

Mit dieser Äußerung umreißt Goethe die Konfliktstruktur des Romans, die hinter der Fassade der äußeren Handlung verborgen liegt. Zwar wird »das Sinnliche Herr« über Ottilie und Eduard, doch werden sie für ihre entfesselte Sinnlichkeit mit dem »Tod« bestraft, damit das Sittliche ›über beider Leichen‹ »seinen Triumph« feiern kann. Nicht von ungefähr setzt Goethe hierbei »die sittliche Natur« mit dem Schicksal gleich – erzwingen doch keineswegs ausweglose gesellschaftliche Umstände den Tod der Liebenden. Vielmehr ist es die in der ›Natur‹ des Menschen verankerte Sittlichkeit, die eine subjektive Aporie provoziert, welche nur um den Preis der physischen Existenz zu überwinden ist. Gerade in solchem Tod, der die leibliche Quelle des sinnlichen Begehrens zum Versiegen bringt, soll die sittliche Freiheit der menschlichen Natur zum Ausdruck kommen – freilich auf eine paradoxe Weise, indem das Subjekt der Freiheit selbst ausgelöscht wird. Das Sittliche als ein Moment der Natur des Menschen, welches das so überwundene Moment des Sinnlichen überlebt, hat damit letztlich keinen lebendigen Träger mehr. Ein eindrückliches Bild dafür ist das Grabmal der Liebenden: In ihrer ästhetisch arrangierten Ruhestätte avancieren sie für den frommen Blick der Wallfahrer zu ikonographischen Zeichen der Sittlichkeit schlechthin.

III. Die Domestizierung der äußeren Natur als Bändigung der inneren Natur

Die Lektüre des chemischen ›Ungleichnisses‹ als Kontrastfolie für die Ottilien-Legende gewinnt an Plausibilität, wenn man Ottilies Verhältnis zur Natur näher betrachtet. Zunächst erweitere ich dazu mein Blickfeld, indem ich nun auch jene Natur in Augenschein nehme, die jenseits der menschlichen Natur liegt und die in den *Wahlverwandtschaften* einen außerordentlich großen Darstellungsraum einnimmt: die landschaftliche Natur. Bereits das Eingangskapitel zeigt zwei der Hauptfiguren, Eduard und Charlotte, in pragmatischem Umgang mit der Landschaft. Eduard versucht in seiner Baumschule »frisch erhaltene Pfropfreiser auf junge Stämme zu bringen« (FA I, 8, S. 271). Nach diesem kultivierenden Umgang mit der Natur führt ihn der Weg – an seinen schon ganz von menschlicher Kulturarbeit bestimmten Anlagen, an »Gewächshäuser[n] und Treibebeete[n]« vorbei – zu der »Mooshütte«, die Charlotte hergerichtet hat (FA I, 8, S. 272). Daß sie ihn hier bittet, durch die an unterschiedlichen Stellen angebrachten Fenster die umliegenden Wälder und Wiesen zu betrachten, deutet ebenfalls auf Eduards und Charlottes fortwährende Bemühungen hin, ›Natur‹ in ›Kultur‹ zu transformieren, die für sich bestehende Natur derart in einen artifiziellen Rahmen zu bannen und zur Ordnung zu rufen, daß sie vom betrachtenden Subjekt als Kunstprodukt genossen werden kann. Noch dominanter unterwerfen die Bauaktivitäten des Hauptmanns die Natur

der menschlichen Verfügungsgewalt. Er will nicht bloß »an der Natur herumversuche[n]«, sondern sich ihrer mittels »Papiere[n] und Instrumente[n]« (FA I, 8, S. 290) völlig bemächtigen. Er benutzt »Gerätschaft[en]« (ebd.), um die Landschaft zu vermessen und zu inventarisieren. Damit markiert Goethe den Übergang vom gartenarchitektonisch gestaltenden und pflegenden, im eigentlichen Sinne ›kultivierenden‹ Eingriff in die Natur zu ihrer instrumentellen Unterwerfung, die sich zunächst in der papiernen Abstraktion der Kartographie manifestiert.

Im Unterschied zu den anderen Romanfiguren scheint Ottilie auf den ersten Blick keinen solchen domestizierenden Umgang mit der landschaftlichen Natur zu pflegen. Wie im Roman mehrmals betont wird, »war ihre ganze Sinnesweise dem Hause und dem Häuslichen […] mehr als dem Leben im Freien zugewendet« (FA I, 8, S. 327).[9] Zwar lockt der gern im Freien verweilende Eduard die ›Stubenhockerin‹ bisweilen aus dem Schloß heraus, doch ist sie selbst bei solchem Natur-Genuß recht reserviert – z. B. könne sie sich »mit den Würmern und Käfern niemals befreunden« (FA I, 8, S. 451). Diese scheinbar beiläufige Scheu beruht nun auf einer spezifischen Naturauffassung, die sie in ihrem Tagebuch artikuliert. Zunächst verweist Ottilies hochselektives Verhältnis zur Natur auf den pädagogischen Einfluß des Pensionatsgehülfen, von dem das Diktum stammt: »Von der Natur […] sollten wir nichts kennen, als was uns unmittelbar lebendig umgibt«, also etwa »Bäume« oder »Vögel« (FA I, 8, S. 451 f.). Doch nicht allein deshalb distanziert sich Ottilie von allem Fremden und Exotischen der organischen Welt. Ihre Abwehr gründet vielmehr in der instinktiven Angst, die Außenwelt der Natur könne auch ihre innere Natur infiltrieren. Denn, so ihre Überlegung: »[…] es wandelt niemand ungestraft unter Palmen, und die Gesinnungen ändern sich gewiß in einem Lande wo Elephanten und Tiger zu Hause sind« (FA I, 8, S. 452). Wenn »ein jedes fremde, aus seiner Umgebung gerissene Geschöpf einen gewissen ängstlichen Eindruck« (ebd.) auf sie macht, handelt es sich folglich um eine selbstbezogene Angst, im Anderen der Natur die Kontrolle über die eigene Innerlichkeit zu verlieren. Entgegen dem oberflächlichen Eindruck hat auch Ottilie wie die übrigen Schloßbewohner eine Affinität zur gebändigten Natur, die keine Gefahr für ihren ästhetischen Betrachter birgt. So gesellt sich gerade ihrer Furcht »Manchmal« »ein neugieriges Verlangen nach solchen abenteuerlichen Dingen« – allerdings nur, insofern die »Reisenden« von ihnen berichten oder sie museal präsentieren: Statt der unberührten Natur zu begegnen, möchte Ottilie lieber von einem Naturforscher wie Humboldt von der unbekannten Natur »erzählen hören« und sich in einem »Naturalien-Cabinet« aufhalten, das »wie eine ägyptische Grabstätte« eingerichtet ist und »wo die verschiedenen Tier- und Pflanzengötzen« – nicht nur aus ihrer ursprünglichen Welt entführt, sondern auch noch durch ihre Leblosigkeit verharmlost – »balsamiert umherstehen« (ebd.). Nur eine mortifizierte oder sprachlich mediatisierte äußere Natur kann von Ottilie goutiert werden, da sie kein Risiko für ihre eigene innere ›Natur‹ darstellt.

9 Ottilies Scheu vor der äußeren Natur wird aus der Sicht Eduards konstatiert, wenn er bemerkt, »daß sie eigentlich nur aus Gefälligkeit in die Gegend mitging, daß sie nur aus geselliger Pflicht Abends länger draußen verweilte, auch wohl manchmal einen Vorwand häuslicher Tätigkeit suchte, um wieder hinein zu gehen« (FA I, 8, S. 327).

IV. Die Auflösung des Widerstreits von Eros und Ethos im Mythos

Die angstbesetzte Haltung Ottilies zur äußeren, unvermittelten Natur verdient Beachtung, weil sie geradezu symptomatisch für ihr Verhältnis zur eigenen sinnlichen Natur ist. Die Furcht, einer gewaltsamen Wirkung der wilden Natur bis hin zur inneren Verwilderung zu erliegen, spiegelt den Konflikt Ottilies wider, der zum Zeitpunkt der Tagebuchaufzeichnung bereits virulent geworden ist. Nach einer späteren Äußerung gegenüber Charlotte zu urteilen, ist Ottilie mit der wachsenden Neigung zu Eduard schon lange aus ihrer »Bahn geschritten« (FA I, 8, S. 500). Die ethischen »Gesetze« (ebd.) der »Dienstbarkeit« (FA I, 8, S. 502), die sie sich einst als verwaistes Kind selbst auferlegt hatte, wurden durch die Erfahrung ihrer erotischen Affizierbarkeit unterminiert. Während sie früher in Beziehung zu den Mitmenschen mit selbstloser Dienstfertigkeit nur als ›eine abhängige Variable‹ existierte, verändert die Liebesbeziehung zu Eduard ihre Wirklichkeitswahrnehmung grundsätzlich: »Es schien ihr in der Welt nichts mehr unzusammenhängend, wenn sie an den geliebten Mann dachte, und sie begriff nicht, wie ohne ihn noch irgend etwas zusammenhängen könne« (FA I, 8, S. 450). Mit der sinnstiftenden Liebesleidenschaft aber gerät ihre sinnliche Natur in Konkurrenz zu ihrer sittlichen Natur, die sich bislang in den »Gesetze[n]« der »Dienstbarkeit« realisierte. Das hierdurch ausgelöste Dilemma eskaliert schließlich, indem das Sinnliche sich Bahn bricht. Als Eduard bei Ottilies Spaziergang mit dem Kind am Seeufer plötzlich herbeistürzt, die Zeugung des Kindes aus »doppelte[m] Ehebruch« (FA I, 8, S. 492) eingesteht und die Scheidung von Charlotte in Aussicht stellt, kommt es »zum erstenmal [zu] entschiedene[n], freie[n] Küsse[n]« (FA I, 8, S. 493). Auch nennt Ottilie Eduard zum ersten Mal »Geliebter!« (ebd.). Der Augenblick erotischer Individuation führt allerdings unmittelbar zum Tod des Kindes. Sobald das Sinnliche die Oberhand über das Sittliche gewonnen hat, wird Ottilie vom latenten Gefühl einer ›Schuld‹ geplagt. Anschaulich wird dies in ihrem projektiven Blick auf Charlotte, die plötzlich im »weiße[n] Kleid« (ebd.) vor ihrem inneren Auge steht. Ottilie wähnt sich sogleich aufgefordert, der leiblichen Mutter ihr Kind zurückzugeben. So verdichtet sich ihre psychische Bedrängnis. Gerierte sich Ottilie nach der Geburt des Kindes noch in emotionaler *imitatio Mariae* als die jungfräuliche Mutter, deren Rolle sie zuvor im *tableau vivant* der Weihnachtsinszenierung übernommen hatte, so tritt sie nach dem ersten erotischen Erlebnis aus dem Gefühlszusammenhang der jungfräulichen Mutter heraus und weist die Farbe der Unschuld Charlotte in deren »weiße[m] Kleid« zu.[10]

10 Während ich Ottilies Vision in der Folge ihrer erotischen Begegnung mit Eduard als Ausdruck unbewußter Schuldgefühle deute, stellt sie für Erika Nolan (*Das wahre Kind der Natur? Zur Gestalt der Ottilie in Goethes Roman »Die Wahlverwandtschaften«*. In: Jb. des Freien Deutschen Hochstifts 1982, S. 82-96; hier S. 94f.) eine zukunftsbezogene Wunschphantasie dar, in der das weiße Kleid ein Brautmotiv sei: »[…] die Erscheinung, die Ottilie auf dem Altan sieht, ist die Spiegelung ihrer eigenen Wünsche; sie selbst sieht sich schon als Braut und Herrin dort oben«, denn der Bund der Ehe mit Eduard »scheint greifbar nahe, stünde dem das Kind nicht im Wege. Mit seinem Tod legte sich das letzte Hindernis«. So wird Ottilie eine unbewußte Mordabsicht gegenüber dem Kind bescheinigt.

Angesichts der zwischen sinnlicher Erfüllung und sittlicher Entgleisung gespaltenen Erfahrung der Liebe wird der Tod des Kindes für Ottilie zu einem Schlüsselerlebnis. Sie überantwortet sich von nun an der Pflicht zur Buße,[11] die ihr als Alternative zu dem Schicksal jener Tochter »eines angesehnen Hauses« erscheint, die – ähnlich wie Ottilie – »an dem Tode eines ihrer jüngeren Geschwister schuld« war und die die Gesellschaft »durch Flüstern, Köpfe zusammenstecken irre gemacht« hatte, so daß sie in eine Irrenanstalt gebracht werden mußte (FA I, 8, S. 435). Dieser Fall bildet gewissermaßen die empirische Folie für Ottilies neuen Identitätsentwurf.[12] Zunächst sucht sie den ›sittlichen Unfall‹ – wie sie es nennt (vgl. FA I, 8, S. 504) – zu entsühnen, indem sie als Erzieherin im Pensionat tätig werden will. In der Vorwegnahme ihrer sozialen Stigmatisierung will sie sich als selbstlose Erzieherin gleichsam ›entstigmatisieren‹ und als »eine geweihte Person erblick[t]« werden, die »sich dem Heiligen widmet« (FA I, 8, S. 505).

Dieser Plan der sozialen Rehabilitierung geht allerdings nicht auf. Nach einer unverhofften Begegnung mit Eduard auf dem Weg ins Pensionat kehrt Ottilie zum Schloß zurück. Jetzt beginnt sie mit der Ausübung radikaler Askese. Indem sie die Nahrungsaufnahme verweigert, weiht sie sich dem Tod. Was sie dazu motiviert, erfährt der Leser, als sie Charlotte nach ihrer Rückkehr von der Wiederbegegnung mit Eduard berichtet, bei der sie abermals das Bedrohungspotential der eigenen Sexualität spürte. Deshalb äußert sie den Freunden gegenüber ihre Befürchtung, mit der sie sich zugleich selbst ermahnt: »Ich bin aus meiner Bahn geschritten und ich soll nicht wieder hinein« (FA I, 8, S. 514). Hierbei sucht Ottilie ihre unbändige Leidenschaft von sich abzuspalten, wenn sie das, was sich in ihrem Innern befindet, nach außen projiziert, und zwar so, als läge eine externe Gefahr vor. Die beim Anblick des geliebten Gegenübers in ihr erneut sich entzündende Leidenschaft negiert sie als böse Verführungsgewalt: »Ein feindseliger Dämon, der Macht über mich gewonnen, scheint mich von außen zu hindern, hätte ich mich auch mit mir selbst

11 Ottilie bekundet Charlotte gegenüber ihren Entschluß zur Buße: »Auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen; und Niemand gedenke mich von meinem Vorsatz abzubringen!« (FA I, 8, S. 500).

12 Am tragischen Ausgang des psychopathologischen Falls antizipiert Ottilie ihr künftiges, sozial stigmatisiertes Dasein. Entsprechend sagt sie zu Charlotte: »Ein seltsam unglücklicher Mensch, und wenn er auch schuldlos wäre, ist auf eine fürchterliche Weise gezeichnet. Seine Gegenwart erregt in allen die ihn sehen, die ihn gewahr werden, ein Art von Entsetzen. Jeder will das Ungeheure ihm ansehen was ihm auferlegt ward; jeder ist neugierig und ängstlich zugleich. […] Wie groß, und doch vielleicht zu entschuldigen, ist gegen solche Unglückliche die Indiskretion der Menschen, ihre alberne Zudringlichkeit und ungeschickte Gutmütigkeit. Verzeihen Sie mir, daß ich so rede; aber ich habe unglaublich mit jenem armen Mädchen gelitten, als es Luciane aus den verborgenen Zimmern des Hauses hervorzog, sich freundlich mit ihm beschäftigte, es in der besten Absicht zu Spiel und Tanz nötigen wollte. Als das arme Kind bange und immer bänger zuletzt floh und in Ohnmacht sank, ich es in meine Arme faßte, die Gesellschaft erschreckt aufgeregt und jeder erst recht neugierig auf die Unglückselige ward: da dachte ich nicht, daß mir ein gleiches Schicksal bevorstehe; aber mein Mitgefühl, so wahr und lebhaft; ist noch lebendig. Jetzt kann ich mein Mitleiden gegen mich selbst wenden und mich hüten, daß ich nicht zu ähnlichen Auftritten Anlaß gebe« (FA I, 8, S. 503).

wieder zur Einigkeit gefunden«. Zur gleichen Zeit sieht sie ihren »Vorsatz, Eduarden zu entsagen«, gänzlich vereitelt (ebd.). Entgegen ihrem zuvor gefaßten Entschluß, sich in einem Leben der Selbstaufgabe in eine »geweihte Person« zu verwandeln, muß sie nun erkennen, daß sie sich nicht »dem Heiligen widme[n]« kann, solange sie noch einen Körper hat, der dem Naturgesetz der Leidenschaft unterworfen ist. Die ethische Integrität im gesellschaftlichen Lebenszusammenhang kann unter Wahrung ihrer physischen Existenz also nicht mehr erlangt werden. Hieraus resultiert die letzte Aporie Ottilies. Sinnt sie auf eine sittliche Wiedergeburt, so ist ihr diese nur noch im Jenseits möglich. Hier allein wird jeglicher Geltungsanspruch »leidenschaftlicher Notwendigkeit« suspendiert. Der moralische Sturz, der im Sozialen nicht wieder wettzumachen ist, bedarf somit eines ›Höhenfluges‹ in die mythische Sphäre der Heiligen. Die Entsühnung findet folglich in einem Bereich statt, welcher der gesellschaftlichen Wertewelt, deren verurteilendem Blick sie sich als am Tod des Kindes Schuldige ausgesetzt fühlt, ›unendlich‹ überlegen ist. Statt zwischen Eros und Ethos zu vermitteln, die gleichermaßen der menschlichen Natur immanent sind, schreibt sie sich in den religiösen Mythos ein, der beide transzendiert.[13]

13 An dieser Stelle ist auf ein fundamentales Mißverständnis, das in der Forschung zu den *Wahlverwandtschaften* herrscht, hinzuweisen. Obwohl Goethe den Begriff der Natur – wie ich mit Blick auf Goethes Selbstanzeige zum Roman und seine Äußerungen über die »sittliche Natur« des Menschen gegenüber Riemer herausgestellt habe – nicht bloß auf die Sinnlichkeit, sondern zugleich auf die Sittlichkeit bezieht, um den »Kampf des Sittlichen mit der Neigung« (HA 6, S. 622) im Inneren des Menschen stattfinden zu lassen, wurde die in der gespaltenen Natur des Menschen verankerte Konfliktstruktur willkürlich modifiziert. Dies hat eine terminologische Verschiebung zur Folge: An die Stelle der nach Goethe schon der menschlichen Natur selbst inhärenten Dichotomie von Sinnlichem und Sittlichem rückte man den Dualismus zwischen *menschlichem Naturgesetz* und *gesellschaftlichem Sittengesetz*. So akzentuiert beispielsweise Werner Schwan (*Goethes »Wahlverwandtschaften«. Das nicht erreichte Soziale*. München 1983, S. 70) den Widerstreit zwischen »dem sittlichen Recht der Ehe und dem naturgesetzlichen der Leidenschaft«; auch Carsten Leimbach (*Die Gegenbilder von Ehe und Leidenschaften in Goethes »Wahlverwandtschaften«*. In: *Weimarer Beiträge* 45 [1999], S. 35-52; hier S. 42) betont die Kollision »zwischen Gesellschaft und Subjekt«. Solche irrtümlichen Unterfangen, Sittlichkeit als eine außerhalb der menschlichen Natur bestehende, genuin soziale ›Zwangsapparatur‹ vorauszusetzen, verfehlen gerade den zentralen Problemhorizont des Romans, der sich nicht am Antagonismus zwischen innerer Natur des Menschen und äußeren Zwängen der Gesellschaft, sondern am intrapsychischen Konflikt des Menschen zwischen seiner triebhaften und seiner ethischen Natur bildet. In dieser Hinsicht erscheint es konsequent, daß im Roman die sittliche Natur Ottilies anhand der nachgeschobenen Vorgeschichte ihres moralischen Sozialisationsprozesses erschlossen wird. Unmittelbar nach dem Ertrinken des Kindes bringt Ottilie ihre bis dahin rätselhaft wirkende übermäßige Dienstfertigkeit in einen individualpsychologischen Begründungszusammenhang, als sie sich an ihre frühere tragische Lebenslage nach dem Tod ihrer Mutter zurückerinnert und Charlotte folgendes mitteilt: »Damals sprachst du mit einer Freundin über mich; du bedauertest mein Schicksal, als eine arme Waise in der Welt geblieben zu sein; du schildertest meine abhängige Lage und wie mißlich es um mich stehen könne, wenn nicht ein besondrer Glücksstern über mich walte. Ich faßte alles wohl und genau, vielleicht zu streng, was du für mich zu wünschen, was du von mir zu fordern schienst. Ich machte mir nach meinen beschränkten Einsichten hierüber Gesetze; nach

Die im Roman allgegenwärtige Analogisierung Ottilies mit der hagiographisch tradierten Odilia hat tödliche Konsequenzen.

Ottilies Verklärung zur Heiligen wird allerdings vielfältig subvertiert. Sie rückt schon dadurch in ein ironisches Licht, daß sie zunächst von der naiven Bedienerin Nanny propagiert wird, die sich nach einem Sturz von der in ihren Augen wieder zum Leben erwachten Ottilie geheilt wähnt und dies allenthalben als Wunder verkündet. Auch Eduards Versuch, Ottilie hungernd und entsagend ins Jenseits zu folgen, desavouiert ihre vermeintliche Heiligkeit unfreiwillig. Angesichts der Qual, die ihm die angestrebte Askese bereitet, bekennt er dem Hauptmann gegenüber: »Es ist eine schreckliche Aufgabe, das Unnachahmliche nachzuahmen. Ich fühle wohl, Bester, es gehört Genie zu allem, auch zum Märtyrertum« (FA I, 8, S. 528). Eduard betont damit, daß Ottilie durch die ihr eigene Mäßigkeit im Essen und Trinken gewissermaßen zur Märtyrerin prädisponiert gewesen sei. Ottilies Martyrium wird nicht zuletzt im Hinblick auf ihre ohnehin entsagungsfreudige Natur trivialisiert. Mit dem Gebrauch des Wortes ›Nachahmung‹ versteht sich Eduard überdies als Nachahmer und Ottilie als Nachgeahmte. Dies läßt bei genauerem Hinsehen eine vorherige Nachahmungsrelation sichtbar werden: Ottilies Nachahmung des Lebenswandels von Büßern und Heiligen, welcher auf der konzeptionellen Ebene die Modellierung der Romanfigur nach dem Muster der legendarischen Odilia entspricht. Die von Ottilie angestrebte Erhebung zur Heiligen erhält somit den zweifelhaften Beigeschmack einer bloßen Nachahmung. Schließlich rückt das Schlußtableau in seiner raffinierten Doppelbödigkeit den Ottilie-Mythos ins ironische Licht. Die mystische Aura, die der Erzähler durch die Akzentuierung von

diesen habe ich lange gelebt, nach ihnen war mein Tun und Lassen eingerichtet, zu der Zeit da du mich liebtest, für mich sorgtest, da du mich in dein Haus aufnahmest, und auch noch eine Zeit hernach.
Aber ich bin aus meiner Bahn geschritten, ich habe meine Gesetze gebrochen, ich habe sogar das Gefühl derselben verloren, und nach einem schrecklichen Ereignis klärst du mich wieder über meinen Zustand auf, der jammervoller ist als der erste« (FA I, 8, S. 499 f.). Ottilies »Gesetze« der »Dienstbarkeit« folgten also aus der Verinnerlichung dessen, was Charlotte einst in Sorge um das künftige Leben ihrer vollverwaisten Nichte Ottilie äußerte. Vor diesem Hintergrund erscheint Ottilies Entscheidung zur Entsagung und Askese in einem neuen Licht. Nicht erst gesellschaftlich vorgegebene moralische Zwänge motivieren Ottilie als ›Ehebrecherin‹ und ›Kindsmörderin‹ zur Buße, sondern primär ihre sittliche Natur. Ihre am Kindheitserlebnis beschriebene moralische Disposition bestimmt ihre Handlungsmaxime zur Entsagung und Askese. Es ist bezeichnend, daß Goethe Ottilies Aporie nicht durch den Widerspruch zwischen subjektivem Anspruch und gesellschaftlicher Moral begründet, sondern durch ihren Konflikt zwischen den beiden subjektiven Bedürfnissen nach sinnlicher Selbstentfaltung und sittlicher Selbstzurücknahme. Um diese im Inneren des Erfahrungssubjekts angelegte sittliche Natur hervorzuheben, konzipiert Goethe das von Ottilie gegen Ende des Romans enthüllte »Geheimnis ihres Lebensganges« (FA I, 8, S. 502) dezidiert in individualpsychologischer Prägung. Spricht Goethe davon, er habe den »Kampf des Sittlichen mit der Neigung« »hinter die Scene verlegt« (HA 6, S. 622), so ist dieses Hintergründige in der psychischen Sphäre zu finden, in der das von Ottilie so genannte »Geheimnis ihres Lebensganges«, ihre moralische Maxime der Dienstbarkeit, mit ihrer sinnlichen »Neigung« in Widerstreit gerät.

Ottilies Engelsverwandtschaft sprachlich evoziert, verflüchtigt sich, weiß doch jeder aufmerksame Leser, daß diese Verwandtschaft eine ziemlich profane und rational aufzuklärende Basis hat. Ottilies Verwandtschaft mit den »Engelsbilder[n]« deutet kaum auf eine jenseitige Verklärung Ottilies hin, wie der mythosaffine Erzähler suggeriert. Es handelt sich vielmehr um eine rein visuelle Ähnlichkeit, die im oberflächlichen Rahmen einer Bildbeschreibung konstatiert wird. Ein Architekt, der die Kapelle restaurierte, füllte nämlich bei der künstlerischen Ausgestaltung des Gewölbes die Lücke fehlender Engelsgesichter mit Ottilies Porträt. Nicht vom überzeitlichen Leben in mythischen Sphären ist also die Rede, sondern von einem menschlich arrangierten Kunstwerk. Ottilie ähnelt in dieser Hinsicht ganz den Exponaten des von ihr selbst idealisierten »Naturalien-Cabinet[s]«. Analog zu den mortifizierten Naturgegenständen, die ihr so lieb waren, ist auch sie nun in den ästhetischen Rahmen eines gläsernen Sargs gebannt und zu einem Relikt einst unbändiger Naturhaftigkeit geworden. Zwar bildet sie auf diese Weise ein Gedenkbild, das aus dem Zerfallszusammenhang der Zeitlichkeit herausgelöst, jedoch keineswegs für die Ewigkeit aufbewahrt ist. Ausgerechnet Ottilie hatte den ephemeren Charakter jeglicher Gedenkbilder betont: Man lebe im Bilde »länger […] als in dem eigentlichen lebendigen Leben«, keineswegs aber ewig: »Aber auch dieses Bild, dieses zweite Dasein verlischt früher oder später«, da »[w]ie über die Menschen so auch über die Denkmäler […] sich die Zeit ihr Recht nicht nehmen [läßt]« (FA I, 8, S. 404). Daß diese Aussagen gerade aus dem Munde Ottilies stammen, fügt der subtilen Ironie am Schluß der *Wahlverwandtschaften* die schärfste Spitze hinzu. Die vermeintlich in die Sphäre des Ewigen entrückte Büßerin hat ja schon zu Lebzeiten ihr postumes Schicksal als ›Kunstwerk‹ der Vergänglichkeit überantwortet.

Sucht sich Ottilie aus dem Kampf zwischen ihrer sinnlichen und sittlichen Natur zu retten, indem sie sich in die religiöse Sphäre flüchtet und sich »dem Heiligen widmet«, so erweist sich ihr Mythos, der den Konflikt zwischen *Eros* und *Ethos* auflösen soll, letztlich als ein *Kunst-Mythos*. Zugleich enthüllt er sich als ein Konstrukt des Romanerzählers, der zu Beginn noch in der Haltung eines Laboranten die Versuchspersonen wie chemische Stoffe beobachten möchte, dann jedoch sukzessive in den Sog einer Reinszenierung des obsoleten Mythos gerät, bis er am Schluß über den Rand des ohnedies überschäumenden »Reagenzglas[es]« hinaus mit romantischer Sehnsucht ins Jenseits zu schauen sucht. So steht dem Erzähler kraft seiner Imagination die glückselige Zukunft der ins Jenseits entrückten Liebenden lebendig vor Augen: »welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen«. Mit diesem Schlußsatz, der die Liebesgeschichte über die Romanhandlung hinaus weiterschreibt und in ein außerzeitliches »dereinst« verlängert, läßt Goethe den anfangs so experimentierfreudigen Erzähler endgültig zum bloßen Reproduzenten der romantischen Utopie einer absoluten Liebe regredieren. Gerade anhand dieser Regression des Erzählers unterläuft Goethe die in der Romantik florierende neureligiöse Mode mit provokanter Ironie. Die romantisch-nazarenische Freude am Wunderbaren, die später in der 1817 erschienenen Schrift über *Neu-deutsche religios-patriotische Kunst* kritisiert wird, ist bereits dem Erzähler der *Wahlverwandtschaften* eigen, wenn dieser die semantische Referenz der ›Verwandtschaft‹ durch die Betonung der mit Ottilie »verwandte[n] Engelsbilder« vom Chemischen ins Religiöse verschiebt.

LARISSA POLUBOJARINOVA

*Der Naturdiskurs in den »Wahlverwandtschaften«**

Goethe selbst hat die Relevanz der Naturproblematik für die *Wahlverwandtschaften* vielfach betont. Seine äußerst knappe Vorankündigung des Romans im *Morgenblatt für gebildete Stände* vom 4. September 1809 verweist auf die naturwissenschaftlichen (physikalischen wie chemischen) Interessen des Autors als einen Beweggrund der »seltsamen« Titelgebung. Im Titel sei »eine chemische Gleichnisrede zu ihrem geistigen Ursprunge« zurückgeführt, »um so mehr, als doch überall nur *eine* Natur ist und auch durch das Reich der heitern Vernunftfreiheit die Spuren trüber, leidenschaftlicher Notwendigkeit sich unaufhaltsam hindurchziehen« (HA 6, S. 639; Hervorhebung L. P.).

Die Beantwortung der Frage nach der Natursubstanz bzw. nach einer Naturphänomenologie oder einem Naturdiskurs im Roman wird durch diesen Hinweis Goethes ebenso erleichtert wie sie dadurch erschwert wird. Klar ist, daß den menschlichen Begebenheiten mithilfe der Rhetorik und Metaphorik einer wissenschaftlichen, in diesem Fall aus dem Bereich der Chemie stammenden Rede nachgegangen werden soll, wobei – und zwar nicht anschaulich, sondern mittels der abstrakten Übertragung eines durch den schwedischen Chemiker Torbern Olof Bergman 1775 in seiner Studie *De attractionibus electivis* eingeführten Terminus – die Einheit von unorganischer (Stoffe) und organischer (Menschen) Natur postuliert wird. Ausgerechnet diese Abstraktheit aber wirkt verblüffend.

Der Eindruck verfestigt sich weiter, wenn man im 4. Kapitel des ersten Romanteils die Ausführungen des Hauptmanns liest, der das Phänomen der für die anorganische Welt typischen »Verwandtschaft« am Beispiel der »Alkalien und Säuren« erörtert. Die genannten Stoffe, so der Hauptmann, »obgleich einander entgegengesetzt und vielleicht eben deswegen, weil sie einander entgegengesetzt sind, [suchen und fassen] sich am entschiedensten, [modifizieren] sich und [bilden] zusammen einen neuen Körper« (HA 6, S. 273). Nicht allein das rein Mechanistische des beschriebenen Prozesses wirkt befremdend. (Man wird fast an Paul Henry d'Holbachs *Système de la nature* [1770] erinnert, eine Abhandlung, die Goethe zu seinen Straßburger Zeiten wegen ihres »hohl[en] und leer[en]« [WA I, 28, S. 70] Bildes von der Natur kritisierte.)[1] Als schwer vermittelbar tritt auch das visuell Reduzierte, ›Unspektakuläre‹ dieses an sich gestaltlosen, unscheinbaren Vorgangs auf, nicht zuletzt

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Chemie der Attraktionen: »Die Wahlverwandtschaften«*.

1 Wichtig ist, daß die Kritik des Straßburger Studenten ausgerechnet der mangelnden Anschaulichkeit der Holbachschen Natur galt, welche Goethe zufolge keine »vor unseren Augen« aufgeführte Welt darstellte, sondern sich in einer den Gesichtssinn kaum ansprechenden Gestaltlosigkeit auflöste. »Allein wie hohl und leer ward uns in dieser tristen atheistischen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen verschwand« (*Dichtung und Wahrheit*; WA I, 28, S. 70).

weil er mit dem während der italienischen Reise erworbenen bzw. erarbeiteten neuen, in einem außerordentlichen Maße z. B. die *Römischen Elegien* und die Szene *Wald und Höhle* aus *Faust I* prägenden Goetheschen Sinn für sichtbare Phänomene[2] wenig gemein zu haben scheint.

Goethe war allerdings auch vor Italien, zur Zeit der intensiven geologischen Studien und der Schrift *Über den Granit* (1784), bereits zu sehr ein Augenmensch gewesen, als daß ihn die Chemie als solche (bei aller Achtung und fortwährendem Interesse, die er dieser Disziplin entgegenbrachte) zu wissenschaftlicher Aktivität oder künstlerischer Schöpfung hätte anregen können (wenn es nicht gerade die »heimlich Geliebte« [WA IV, 1, S. 247], die bildlich-metaphorisch reichlich besetzte Alchemie seiner Frankfurter Jugendzeit war). »In der Mineralogie kann ich ohne Chymie nicht einen Schritt weiter das weis ich lange und habe sie auch darum Beyseite gelegt«, heißt es in einem Brief an Charlotte von Stein (16.8.1786; WA IV, 8, S. 4). Den neueren Untersuchungen zufolge war die Chemie für Goethe als »ein[en] beschauende[n] Mensch[en]« und »Stockrealiste[n]«[3] wenn nicht pragmatisch zweckbezogen (in Hinblick auf Mineralogie, Botanik oder Farbenlehre), dann vor allem in ihrer schauexperimentellen Ausprägung attraktiv gewesen: »Vielmehr war es das Handwerk, das Experimentieren und das eigene Beobachten, das ihn faszinierte«.[4] Das bezeugt z. B. die Beschreibung eines seiner Lieblingsexperimente, der Zubereitung des sogenannten »Kieselsafts« (Liquor Silicum) als einer »schöne[n] klare[n] Flüssigkeit« aus Kieselquarz und Alkalium. Goethe legt einen besonders großen Wert darauf, daß das Kieselglas »selbst verfertigt« und »mit Augen gesehen« wird.[5] Die chemischen Experimente, die Goethe selbst durchgeführt hat, verweisen nicht umsonst allein in ihren zumeist bildlich-metaphorischen Benennungen – »Mineralisches Chamäleon«, »Untergehende Sonne«, »Quecksilberherz«, »Chemischer Garten«[6] – auf einen stark ausgeprägten anschaulichen Aspekt,

2 Siehe dazu Harald Steinhagen: *»Bey mir ist das Auge vorwaltend«. Theoretische Überlegungen zur gegenständlichen Bildlichkeit bei Goethe*. In: *Il primato dell'occhio: poesia e pittura nell'età di Goethe*. Hrsg. von Emilio Bonfatti u. Maria Fancelli. Roma 1997, S. 131-141; Hans Joachim Becker: *Raumvorstellung und selektives Sehen in Goethes »Italienische Reise«*. In: *Jb. der Deutschen Schillergesellschaft* 41 (1997), S. 107-124; Thomas Böning: *»Und es scheint als wenn ich wenigstens würde sehen lernen«: zur Aktualität von Goethes italienischer Reise im Kontext von Rilkes »Sonetten an Orpheus« und Handkes drei »Versuchen«*. In: ders.: *Alterität und Identität in literarischen Texten von Rousseau und Goethe bis Celan und Handke*. Freiburg i. Br. 2001, S. 265-307.

3 An Schiller, 27. oder 28.4.1798 (WA IV, 18, S. 79).

4 Armin Scheffler: *Goethe und die Chemie*. In: *Goethes Beitrag zur Erneuerung der Naturwissenschaften*. Hrsg. von Peter Heusser. Bern, Stuttgart, Wien 2000, S. 359-377; hier S. 362.

5 *Dichtung und Wahrheit* (WA I, 27, S. 207).

6 Vgl. Helmut Gebelein, Erich-Walter Grabner: *Chemie und Alchemie in Goethes poetischen und wissenschaftlichen Werken. Versuche zum Anschauen und Begreifen*. In: *Durchgeistete Natur. Ihre Präsenz in Goethes Dichtung, Wissenschaft und Philosophie*. Hrsg. von Alfred Schmidt u. Klaus-Jürgen Grün. Frankfurt a. M. u. a. 2000, S. 161-176. Siehe dazu auch Günter Schwitzgebel: *Die Faszination der Phänomene – Goethe und die Chemie*. In: *»Man halte sich ans fortschreitende Leben …«. Über Goethe und Goethezeitliches aus Güstrower Sicht*. Hrsg. von Erwin Neumann, Dieter Pocher, Volker Probst. Güstrow 1999, S. 27-32.

als Äußerung eines beträchtlichen Farben- und Formenreichtums der agierenden Stoffe.

»Ich habe mich […] in den Naturwissenschaften ziemlich nach allen Seiten hin versucht; jedoch gingen meine Richtungen immer *nur auf solche Gegenstände, die mich irdisch umgaben und die unmittelbar durch die Sinne wahrgenommen werden konnten*«[7] – in dieser bekannten Äußerung entscheidet sich der alte Goethe bei der Wahl zwischen dem Unsichtbaren und Sichtbaren der Naturprozesse (so auch, wie man annehmen darf, zwischen einer Chemie von Formeln und Zahlen einerseits und einer Chemie der beschaubaren Prozesse, Farben und Formen andererseits) eindeutig zugunsten des letzteren. Mit denselben Wertakzenten wird diese Opposition Anfang der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts bei dem französischen Phänomenologen Maurice Merleau-Ponty behandelt, als er das dingferne abstrakte wissenschaftliche Modell- und Formeldenken kritisiert:

> Das wissenschaftliche Denken – ein Denken im Überflug, ein Denken des Gegenstandes im allgemeinen – muß sich in ein vorausgehendes »Es gibt« zurückversetzen, in die Landschaft und auf den Boden der wahrnehmbaren Welt und der ausgestalteten Welt, wie sie in unserem Leben, für unseren Leib da sind, nicht für jenen möglichen Körper, den man – wenn man will – als eine Informationsmaschine betrachten kann, sondern für diesen gegenwärtigen Leib, den ich den meinen nenne […].[8]

Die Wahlverwandtschaften – und das gibt bereits ihr ›chemischer‹ Titel zu verstehen – scheinen *auf kein unmittelbares Sehen* authentischer (Natur-)Gegenstände und (Natur-)Prozesse angelegt zu sein. Somit wird es in diesem Werk auch um einen von Merleau-Ponty beschworenen »gegenwärtigen Leib« als potentiellen Träger eines solchen Sehens und Wahrnehmens offensichtlich und – wohl absichtlich – problematisch bestellt sein. Der Hauptmann endet seinen chemischen Vortrag zwar mit einem Vergegenwärtigungsversprechen an die Zuhörerschaft: »Sobald unser chemisches Kabinett ankommt, wollen wir Sie verschiedene Versuche *sehen lassen*, die sehr unterhaltend sind und *einen bessern Begriff geben als Worte, Namen und Kunstausdrücke*« (HA 6, S. 273; Hervorhebungen L. P.) – dieser Impuls bleibt jedoch im weiteren Romanverlauf uneingelöst.

Versuche, sich mit dieser Aporie interpretatorisch auseinanderzusetzen, münden in der Goethe-Forschung oft in der Annahme, es gebe im Roman auf der bildlichen Ebene einen gewissen Ersatz für das »entfallene« Schauexperiment der chemischen »Wahlverwandtschaften«. Heike Brandstädter zufolge verkörpere die Figur Ottiliens als Objekt des Betrachtens die »entfallene« Anschaulichkeit des »Wahlverwandtschaften«-Gleichnisses.[9] Theo Elm vertritt die These, das nicht eingetroffene chemische Kabinett sei im Roman »schon da«: »die Anwesenden selbst sind das

7 Eckermann, 1.2.1827 (MA 19, S. 215; Hervorhebung L. P.).

8 Maurice Merleau-Ponty: *Das Auge und der Geist. Philosophische Essays*. Hamburg 2001, S. 277.

9 Heike Brandstädter: *Der Einfall des Bildes. Ottilie in den »Wahlverwandtschaften«*. Würzburg 2000, S. 131-168.

Kabinett«.[10] Beide Versionen, obwohl von jeweils unterschiedlicher semiotisch-struktureller Grundlage ausgehend, legen die Vermutung nahe, im Roman würde die Abstraktion der chemischen Gleichnisrede direkt auf das Menschliche in seiner körperlichen Ausprägung projiziert, wobei das visuelle Defizit, welches dem für die Sinnzusammenhänge generell wichtigen chemischen »Wahlverwandtschaften«-Effekt von vornherein anhaftet, durch das ästhetisierende Anschaulichmachen (Brandstädter) bzw. sozialkritische Beobachtbarmachen (Elm) der handelnden Personen kompensiert wird.

Das ausgeblendete Visualitätspotential der chemischen Gleichnisrede, welche, hier wird man Hartmut Böhme recht geben müssen, »niemals wenn nicht fälschlich auf die Konstellationen des Romans angewendet werden kann«,[11] fungiert als eines der ausdrucksvollsten Zeugnisse dafür, daß in den *Wahlverwandtschaften* die unmittelbar und unvoreingenommen wahrzunehmende Naturgegenwart zurücktritt[12] zugunsten einer ganz anderen Realität, nämlich der Wirklichkeit von »Worte[n], Namen und Kunstausdrücke[n]«, von Bildern, Chiffren und Zeichen.

Dieses Defizit des unmittelbar erlebten Visuellen hat Emil Staiger in seiner *Wahlverwandtschaften*-Analyse als einer der ersten auf den Punkt gebracht, als er bemerkte:

> Goethe scheint an keinen Gegenstand mehr von außen heranzutreten, an keinen erst die Frage zu richten, ob und wie er ihm verwandt sei. Die epische Lust des Schauens und Erfahrens weicht einem anderen Anteil. […] So entsteht die geisterhafte Beleuchtung, die jedem Leser beim Vergleich mit früheren und späteren Werken auffällt. Es ist, als ob die Gegenstände und Menschen keinen Schatten würfen. Sie werfen keinen Schatten, weil sie ganz durchdrungen, in jedem Moment und jedem Zug »bedeutend« sind.[13]

Die Ausführung Staigers konstatiert deutlich das (in der Folge von mehreren Interpreten bestätigte und weitergeführte[14]) Moment der Verflüchtigung einer unvoreingenommen erlebten, gesehenen und ›menschlich‹ wahrgenommenen Natur aus dem Goetheschen Roman. Die üppigen Garten-, Wald- und Gebirgslandschaften, Gebäude, Gebrauchs- und Kunstgegenstände, ja menschliche Körper sind nur schein-

10 Theo Elm: *Chemie als Anthropologie: Goethes »Wahlverwandtschaften«*. In: *Chemie, Alchemie und Goethes »Wahlverwandtschaften«*. Hrsg. von den Bayerischen Chemieverbänden. München 1996, S. 38-49; hier S. 40.

11 Hartmut Böhme: *»Kein wahrer Prophet«. Die Zeichen und das Nicht-Menschliche in Goethes Roman »Die Wahlverwandtschaften«*. In: *Goethe. »Die Wahlverwandtschaften«*. Hrsg. von Gisela Greve. Tübingen 1999, S. 97-123; hier S. 97.

12 Insoweit ist Jeremy Adler kaum beizupflichten, wenn er in seinem sonst so verdienstvollen Buch das »Wahlverwandtschaften«-Gleichnis typologisch in die Nähe solcher auch die äußere Erscheinung (*eidos*) implizierenden »Ideen« Goethes wie der Idee der Metamorphose zu rücken versucht (Jeremy Adler: *»Eine fast magische Anziehungskraft«. Goethes »Wahlverwandtschaften« und die Chemie seiner Zeit*. München 1987, S. 17-23).

13 Emil Staiger: *Goethe*. Bd. 2. Zürich 1956, S. 512.

14 Von den neueren Publikationen sind zu nennen: Böhme (Anm. 11); Manfred Engel: *»Weh denen, die Symbole sehen?«. Symbolik und Symboldeutung in Goethes »Wahlverwandtschaften«*. In: *Goethe-Yôngu* 7 (1995), S. 231-252; Kai Nonnenmacher: *Trübung und Betrübnis. Sinne und Medien der »Wahlverwandtschaften«*. In: *Athenäum* 10 (2000), S. 55-76.

bar ›da‹. Sie werden von keinem unmittelbar gesehen, gehört, gerochen bzw. betastend wahrgenommen. Sie werden nicht durch die menschlichen Sinne vermittelt, sind nicht als solche interessant, sondern um ihres Symbolwertes willen, sie sind, mit Staiger zu sprechen, »in jedem Moment und jedem Zug ›bedeutend‹«.

Das Leben und Erleben der Protagonisten wird damit zu einem exzessiven Prozeß von Zeichenproduktion und Zeichendeutung, in dem Semiose und Hermeneutik einander die Waage halten. So erscheint alles Substantielle und Gegenständliche in einem unscheinbaren Netz aus (an kulturellen Ordnungsmustern orientierten) Bedeutungen und Deutungen gefangen und ohne dieses Netz unzugänglich: unsichtbar wie ungreifbar. »Die Gesellschaft, die das Paar Charlotte und Eduard repräsentiert, ist wie durch eine unsichtbare Schranke von ihrer Umgebung getrennt«, so Staiger.[15] Man ist genötigt zu sagen: Auch voneinander, vom menschlichen Gegenüber sind sie getrennt, wie Ottiliens Leichnam am Ende von den Besuchern der Kapelle durch den gläsernen Sargdeckel getrennt wird.

Selbst wenn die Protagonisten, wie der Hauptmann und zum Teil Eduard und Charlotte, sich für die »Natur« aufrichtig zu interessieren scheinen, wenden sie sich nicht der lebendigen Naturerfahrung zu, sondern den sogenannten »faßliche[n] Bücher[n]« (HA 6, S. 267), in denen die Naturprozesse auf »Grundbegriffe der Physik und Chemie« (HA 6, S. 268) wie das zentrale »Wahlverwandtschaften«-Gleichnis reduziert werden.

Die natürlichen Realia – Gegenstände der sichtbaren Natur – werden also in die Netze eines naturwissenschaftlich-taxonomischen und klassifizierenden Diskurses gefangen (wie bei dem Hauptmann), sie werden durch die Deutungsmuster des gängigen zeitgenössischen, dilettantisch ästhetisierenden landschaftsarchitektonischen Diskurses wahrgenommen (wie bei Charlotte) oder, ebenfalls voreingenommen, aus einem ökonomischen und domestizierend umgestaltenden Blickwinkel betrachtet (wie bei Eduard).

Ebensowenig wie die Landschaft werden die zahlreichen im Roman figurierenden Natur-, Gebrauchs- und Kunstgegenstände als solche wahrgenommen. »*Sehen Sie* dieses Glas!« (HA 6, S. 356; Hervorhebung L.P.), sagt Eduard zu Mittler über den für ihn so bedeutsamen, als Symbol seiner künftigen unentrinnbaren Vereinigung mit Ottilie interpretierten Gebrauchsgegenstand. Der Appell an den Gesichtssinn hat hier aber nichts zu bedeuten, denn Eduard kennt das Glas in seiner materiellen Beschaffenheit, Stofflichkeit, Oberflächenstruktur und äußeren Form kaum, weswegen er seinen Verlust, als ihm vom Kammerdiener anstatt des zerbrochenen Glases ein anderes untergeschoben wird, erst nach einiger Zeit bemerkt. Woran ihm liegt, ist die in die Oberfläche des Glases eingravierte Konstruktion aus zwei Buchstaben, also ein Zeichen zweiten Grades, ein Schriftzeichen, welches vom Protagonisten seinerseits weniger visuell wahrgenommen als vielmehr einverleibt wird: »[…] und ich *trinke nun täglich daraus*, um mich täglich zu überzeugen, daß alle Verhältnisse unzerstörlich sind, die das Schicksal beschlossen hat« (HA 6, S. 356; Hervorhebung L.P.). Selbst noch der Naturprozeß des Essens und Trinkens ist in diesem durch und durch semiotischen Roman als ein zeichenhaftes Einverleiben von Zeichen gestaltet.

15 Staiger (Anm. 13), S. 480.

Auch die Präsenz der menschlichen Körper ist in den *Wahlverwandtschaften* vordergründig eine symbolische Präsenz. Zu einem Zeichenkörper von besonders unheimlicher Wirkung wird das Kind Charlottes und Eduards, welches, als Versinnbildlichung des verhängnisvollen ›doppelten Ehebruchs‹, die Gesichtszüge nicht seiner leiblichen Eltern, sondern der jeweiligen erwünschten Liebespartner trägt. Um das ertrunkene Kind wird im Roman, wie bereits seine ersten Leser entrüstet oder verlegen bemerkten,[16] kaum getrauert. Einer der Gründe hierfür wäre wohl die semantische Überfrachtung der Figur, die eine unvoreingenommene Wahrnehmung seiner kindlichen Physis blockiert (bis auf die Augen, die dann wieder nicht als solche, sondern symbolisch, als Zeichen seiner Gleichheit mit Ottilie dargestellt werden). Als leibliches Kind von Eduard und Charlotte ist der kleine Otto ein ›kontiges‹, d. h. metonymisch erzeugtes Zeichen ihres nun beiderseits nicht mehr erwünschten Ehebundes. Als ›imaginäres‹ Kind von Ottilie und dem Hauptmann tritt der Sohn gleichzeitig als ein ›similares‹, d. h. metaphorisch produziertes und metaphorisch deutbares Zeichen eines in Gedanken begangenen Ehebruchs auf. Der zarte Kindesleib erträgt eine solche doppelte Bedeutungsschwere kaum und – zerbricht daran.

Die Zerbrechlichkeit der Zeichen, die scheinbar aus der ›realen‹ Welt abgeleitet, tatsächlich aber ihr stets vorangestellt werden bzw. als ihr Ersatz fungieren, wäre in diesem Sinne als ein selbständiges und wichtiges Motiv der *Wahlverwandtschaften* anzusehen. Das Versengen des von Eduard an Ottilie geschriebenen Liebesbriefchens durch den Friseur, die Verunstaltung der schön gezeichneten und lavierten Landkarte seines Freundes durch Eduards Hand, das Zerbrechen des orakelhaften Glases, die Ausplünderung des Gartens durch Luciane, das Ertrinken des Kindes, letztlich die (Selbst-)Mortifikation Ottiliens, deren Körper für Eduard ebenfalls zumeist lediglich Träger eines Zeichen- und Bildwertes ist – dieses ganze an symbolischen Landschaften, Körpern und Gegenständen sich vollziehende Geschehen (das sich mitunter auch nicht vollzieht: der Architekt bewahrt z. B. seine Kunstschätze – vor allem Kupferstiche als Abdrücke und Zeichen der abwesenden realen Bilder – vor der Zerstörung, indem er sie müßigen Betrachtern wie Luciane vorenthält), diese herausgekehrte Materialität der Zeichen trägt paradoxerweise nicht zur Zunahme, sondern zu einer weiteren Abnahme der ›Natur‹ bzw. der ›Realität‹ bei. Wie Fritz Breithaupt pointiert bemerkt: »Das Bild, selbst wenn es zerbricht, ist […] [in den *Wahlverwandtschaften*; L. P.] nur ein Bild des Bruchs, kein Bildbruch«.[17]

Eine ihrer Naturreferenz beraubte Welt von Phantomen, deren Helden, dilettierende Semiotiker und Hermeneutiker, in einem immerwährenden Prozeß der Zeichenproduktion, -reproduktion und -deutung begriffen sind – diese Vision hat zweifelsohne mit der von Michel Foucault für die 1790er Jahre diagnostizierten europäischen Repräsentationskrise zu tun. Gleichzeitig weist sie ins 20. Jahrhundert voraus, in die Zeiten der unkontrollierbaren Produktion und Multiplikation

16 Siehe z. B. Johann Friedrich Rochlitz an Goethe, 5.11.1809. In: *»Die Wahlverwandtschaften«. Eine Dokumentation der Wirkung von Goethes Roman. 1808-1832*. Hrsg. von Heinz Härtl. Berlin 1983, S. 69.

17 Fritz Breithaupt: *Jenseits der Bilder: Goethes Politik der Wahrnehmung*. Freiburg i. Br. 2000, S. 138.

von Zeichen und Simulakren durch die Massenmedien. Dennoch liegt die Modernität von Goethes Roman nicht so sehr in der Hypostasierung des Zeichenhaften, sondern vor allem in der Aufrechterhaltung der Naturreferenz bei aller Komplexität und Verwickeltheit, welche dieser Bezug des Sichtbaren der Zeichen auf das Unsichtbare der Natur im Roman aufweisen mag. Daß es eine unsichtbare *Natur* ist, die hinter der Fassade aus Bildern, Zeichen und kulturellen Ordnungsmustern waltet und vom Autor allein verbürgt ist, legt bereits die eingangs zitierte Äußerung Goethes überdeutlich nahe. Wie wären nun diese zwei ›Reiche‹ – die oben dargestellte überbeleuchtete, a priori semiotische und hermeneutische, scheinbar in Selbstreferenz befangene Welt, in der die handelnden Personen leben, einerseits, und die ›trübe‹, ihre Spuren im Dunklen bahnende Natursubstanz andererseits – aufeinander zu beziehen? Und welches sind die Orte und Momente des Naturdurchbruchs in der ersten, scheinbar so festgefügten Zeichenwelt?

Die ältere Forschung bestand auf einer kulturhistorischen Verortung auch jener ›verborgenen‹ Natur des Goetheschen Romans entweder in dem Schicksalsgedanken der Antike (Friedrich Gundolf[18] und noch vor ihm Karl Wilhelm Ferdinand Solger[19]) oder in der romantischen Mystik (Staiger[20]). Diese Deutungsmodelle können heutzutage jedoch kaum mehr zufriedenstellen, vor allem weil, an solchen Interpretationsmustern gemessen, die ›trübe‹ Goethesche Natur der Leidenschaften in dasselbe helle hermeneutische Feld gerückt wird, in welchem das sichtbare ›Hauptgebäude‹ des Romans so schatten- und leblos prangt.

Spinnt man die Goethesche Metapher von den »Spuren trüber, leidenschaftlicher Notwendigkeit« weiter, so gelangt man unweigerlich zu der Annahme, daß die Natur – eben jene dunkle und unsichtbare Natur der menschlichen Leidenschaftlichkeit – sich weniger als eine Idee bzw. als ein Prinzip oder Gesetz abstrahieren läßt als vielmehr, ähnlich dem Lacanschen ›Realen‹, die möglichen Ritzen einer symbolischen (ob sprachlich oder ikonographisch beschaffenen) Ordnung durchdringen und darin allererst ›sichtbar‹ bzw. ›spürbar‹ werden kann. Öfter stellt sich diese Naturäußerung dar als die Kehrseite eines der multiplen referenzbehinderten ›Zeichen‹ des Romans. So gesehen, kann auch das Ausgangsgleichnis von den Wahlverwandtschaften nicht als ein allgemeines (letztendlich versagendes) Deutungsmuster für ein Naturgeschehen, sondern, rein sprachlich genommen, als ein Auslöser der Imagination und des sexuellen Verlangens und damit als der eigentliche Generator der Handlung, ja als ein *Movens* des Lebens bzw. der Natur gedeutet werden: als ein Zeichen, welches die ›Natur‹ nicht bedeutet, sondern sie erst hervorbringt. So interpretiert diese Formel z. B. David E. Wellbery: »[…] ein nicht ganz durchsichtiges Fragment wissenschaftlichen Diskurses [wird] unversehens in ein Bild verwandelt, in Imaginäres verwandelt«.[21]

18 Friedrich Gundolf: *Goethe*. Berlin 1922, S. 567.
19 Karl Wilhelm Ferdinand Solger: *Über die »Wahlverwandtschaften«*. In: Härtl (Anm. 16), S. 199-202.
20 Staiger (Anm. 13), S. 518.
21 David E. Wellbery: *»Die Wahlverwandtschaften«*. In: *Goethes Erzählwerk. Interpretationen*. Hrsg. von Paul Michael Lützeler u. James E. McLeod. Stuttgart 1985, S. 291-318; hier S. 302.

Ähnlich argumentiert Denise Blondeau, die in ihrem Aufsatz über »Goethes Naturbegriff« dem Briefmotiv im Roman nachgeht. Eine breite metonymische Kette der im Roman thematisierten Texte (mehrere Briefe, der Vertrag über den Verkauf des Vorwerks, Ottiliens Tagebuch, »legenda«, die nach ihrem Tode in der Gegend zirkulieren) wird analysiert, Texte, deren Funktion nicht in der Bedeutung ihres Inhalts, sondern in ihrer puren Präsenz und in ihrem Kreislauf als Schriftzeichen, im »Durchlauf eines Signifikanten« (Lacan) besteht. Die Schlußfolgerung Blondeaus lautet: »[…] die Erforschung suggeriert, daß Natur nicht nur durch die Gesetze des Lebendigen, sondern durch die Gesetze des Symbolischen bestimmt sein könnte«. Die *Wahlverwandtschaften* erscheinen damit als ein Werk, in dem »Goethe einer Analyse des Unbewußten vielleicht am nächsten gekommen ist«, weil er eben »auf eine formale Struktur dieses Unbewußten, auf eine Schriftsprache der *menschlichen* Natur«[22] hingewiesen hat.

Zum Schluß sei kurz die Problematik des Sehens und der Visualität (bzw. des Sichtbaren und Unsichtbaren der Goetheschen ›Natur‹) rekapituliert. Die ›Aufgeschlossenheit‹ gegenüber einem möglichen unvoreingenommenen ›Sehen‹ der Naturphänomene erscheint als Potenz mit der Figur Ottilies verbunden. Nicht unwichtig ist dabei, daß Goethe, obwohl ihm die in Ottiliens Namen verborgene Anspielung auf die (ausgerechnet für Augenleiden ›zuständige‹) elsässische Heilige Odilia völlig bewußt war, sich gleichwohl weigerte, diesen symbolischen Bezug auf der Geschehensebene zu realisieren.[23] Ottiliens Bezogenheit auf das ›Sehen‹ und auf das ›Licht‹ bleibt damit ein auf der Ebene des Autors verortetes Geheimnis, welches sich im Text nur selten und nur mittelbar manifestiert, so etwa auf der Metaebene des Tagebuchs. Dieses enthält eine ausdrucksvolle, interpretatorisch nach wie vor nicht erschlossene bzw. nicht ausgeschöpfte[24] Apologie des Gesichtssinns: »Man mag sich stellen, wie man will, und man denkt sich immer sehend. Ich glaube, der Mensch träumt nur, damit er nicht aufhöre zu sehen. Es könnte wohl sein, daß das innere Licht einmal aus uns herausträte, so daß wir keines andern mehr bedürften« (HA 6, S. 375).

Diese Reflexion, wie sehr sie auf die Potentialität eines mystisch grundierten Sehens anspielt, kann zugleich auch als Thematisierung des im Romanganzen defi-

22 Denise Blondeau: *Goethes Naturbegriff in den »Wahlverwandtschaften«*. In: GJb 1997, S. 35-48; hier S. 48.

23 Auch in der Forschung wird diesem wichtigen Bezug zu wenig Rechnung getragen. Aufschlußreich ist allerdings der Aufsatz von Gabriele Brandstetter: *Gesten des Verfehlens. Epistolographische Aporien in Goethes »Wahlverwandtschaften«*. In: *Erzählen und Wissen. Paradigmen und Aporien ihrer Inszenierung in Goethes »Wahlverwandtschaften«*. Hrsg. von Gabriele Brandstetter. Freiburg i. Br. 2003, S. 41-64.

24 In einer der neuesten Studien über das Sehen in den *Wahlverwandtschaften* wird die zitierte Stelle als Äußerung der »neoplatonischen, um nicht zu sagen romantisch gefärbten Konzepte des Gesichtssinns« gedeutet (siehe Thomas Lehmann: *Augen zeugen. Zur Artikulation von Blickbezügen in der Fiktion. Mit Analysen zum Sehen in J. W. Goethes Roman »Die Wahlverwandtschaften« [1809] und in Peter Greenaways Film »The Draughtsman's Contract« [1982]*. Tübingen, Basel 2003, S. 352). Hiermit wiederholt der Autor lediglich die vor einem halben Jahrhundert dargebotene Interpretation Emil Staigers (Anm. 13).

zitären naturbedingten Sehens gedeutet werden. Denn unmittelbar darauf folgt eine ebenso genaue wie poetisch schöne, die Naturphänomene sowohl visuell als auch akustisch vergegenwärtigende landschaftliche Skizze, die im eigentlichen Romantext keinerlei Analogien findet: »Das Jahr klingt ab. Der Wind geht über die Stoppeln und findet nichts mehr zu bewegen; nur die roten Beeren jener schlanken Bäume scheinen uns noch an etwas Munteres erinnern zu wollen, so wie uns der Taktschlag des Dreschers den Gedanken erweckt, daß in der abgesichelten Ähre soviel Nährendes und Lebendiges verborgen liegt« (HA 6, S. 376).

Eine zweite und letzte Landschaftsskizze von außerordentlicher visueller Eindrücklichkeit findet sich in einer etwas späteren Tagebucheintragung: »Man läßt sich den Winter auch gefallen. Man glaubt sich freier auszubreiten, wenn die Bäume so geisterhaft, so durchsichtig vor uns stehen. Sie sind nichts, aber sie decken auch nichts zu. Wie aber einmal Knospen und Blüten kommen, dann wird man ungeduldig, bis das volle Laub hervortritt, bis die Landschaft sich verkörpert und der Baum sich als eine Gestalt uns entgegendrängt« (HA 6, S. 426f.).

»Natur hat weder Kern / Noch Schale, / Alles ist sie mit einem Male« (HA 1, S. 359). In einem »Dem Physiker« adressierten Gedicht von 1821 postuliert Goethe eine Untrennbarkeit von Naturinnerem und Naturäußerem. In der Vorankündigung der *Wahlverwandtschaften* stellt der Autor das äußere heitere, helle Reich der Vernunftfreiheit dar, als wäre es mit der verborgenen ›trüben‹ Substanz der Naturnotwendigkeit nur mittelbar verbunden. So verhält es sich wirklich im Roman, und das war für Goethes Naturwahrnehmung eher eine Ausnahme. Die beiden zitierten Fragmente aus Ottiliens Tagebuch dagegen repräsentieren ein für Goethe paradigmatisches Naturverständnis, indem sie im unmittelbar und direkt Sichtbaren der Natur bereits das Unsichtbare des Naturgeheimnisses enthalten und aufgehoben sein lassen.

YOSHITO TAKAHASHI

*Goethes Farbenlehre und die Identitätsphilosophie**

I.

Goethe hat die methodische Grundposition seiner Farbenlehre bereits am Anfang des bekannten Vorwortes zum gleichnamigen Buch wie folgt formuliert:

> Ob man nicht, indem von den Farben gesprochen werden soll, vor allen Dingen des Lichtes zu erwähnen habe, ist eine ganz natürliche Frage, auf die wir jedoch nur kurz und aufrichtig erwidern: es scheine bedenklich, da bisher schon so viel und mancherlei von dem Lichte gesagt worden, das Gesagte zu wiederholen oder das oft Wiederholte zu vermehren.
>
> Denn eigentlich unternehmen wir umsonst, das Wesen eines Dinges auszudrücken. Wirkungen werden wir gewahr, und eine vollständige Geschichte dieser Wirkungen umfaßte wohl allenfalls das Wesen jenes Dinges. Vergebens bemühen wir uns, den Charakter eines Menschen zu schildern; man stelle dagegen seine Handlungen, seine Taten zusammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten.
>
> Die Farben sind Taten des Lichts, Taten und Leiden. In diesem Sinne können wir von denselben Aufschlüsse über das Licht erwarten. Farben und Licht stehen zwar unter einander in dem genausten Verhältnis, aber wir müssen uns beide als der ganzen Natur angehörig denken: denn sie ist es ganz, die sich dadurch dem Sinne des Auges besonders offenbaren will. (FA I, 23.1, S. 12)

Wie kam Goethe zu dieser Überzeugung? Was waren die Anlässe dazu? In meinem Vortrag soll der Weg verfolgt werden, auf dem Goethe zu ihr gelangt ist.

Bei der Arbeit an seiner Farbenlehre halfen ihm zwei große glückliche Zufälle, was heißen soll, daß er seine Farbenlehre zwei nicht vorhersehbaren Begegnungen verdankt. Ohne das Zusammentreffen mit Schiller und Schelling wäre dieses Vorwort wohl nicht entstanden. Im Januar 1790 hegte Goethe zum ersten Mal Zweifel an der Newtonschen Optik und begann im April dieses Jahres, die *Beiträge zur Optik* zu verfassen. Die ersten beiden Stücke verfertigte er bis 1792 und danach beschäftigte er sich noch einige Jahre mit dem dritten und vierten Stück. Wie aus dem Titel dieses Werkes hervorgeht, handelt es sich hier – wie bei Newton – nicht nur um die Farben, sondern auch um das Licht. Die Vermischung dieser zwei Themen hinderte ihn dann aber an der Fortsetzung der *Beiträge*. Später gab Goethe dieses erste Konzept ganz auf und begann 1801 aufs neue mit der Arbeit an der *Farbenlehre*, deren Ziel nicht mehr in der Erforschung des Lichtes, sondern in der der Farberscheinungen bestand. Was war in der Zeit zwischen den Jahren 1793 und

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Goethes Farbenlehre im Diskurs der Natur- und Geisteswissenschaften*.

1801 geschehen? Die erwähnten zwei glücklichen Zufälle, eben die Begegnungen mit Schiller (1794) und Schelling (1798), sollten sich als höchst vorteilhaft für sein Unternehmen erweisen.

Nach dem Verzicht auf die Fortsetzung seiner *Beiträge zur Optik* arbeitete Goethe sein Konzept einer Farbenlehre immer wieder um. Es war Schiller, der es anfangs scharf kritisierte. In seinem Brief an Goethe vom 16. Februar 1798 heißt es, daß dieser einen großen Fehler begangen habe, der darin bestehe, daß er »nicht immer bei dem nämlichen Subjekt der Frage geblieben [sei], sondern in der einen Kategorie das Licht, in der andern die Farbe vor Augen« (MA 8.1, S. 526f.) habe. Auf die Tabelle der Kategorien in Kants *Kritik der reinen Vernunft* zurückgreifend, stellte er Goethe drei Fragen:

1) Ist die Farbe nur ein *Akzidens* des Lichts, und mithin nichts Substantielles.
2) Ist die Farbe bloß *Wirkung* des Lichts?
3) Ist sie das Produkt einer Wechselwirkung zwischen dem Licht und einem von demselben verschiedenen substantiellen Agens = x?

Am nächsten Tag antwortete ihm Goethe: »Das erste meo voto sollte also sein: die Lehre vom Licht und von den Farben im allgemeinsten, jede besonders, nach den Kategorien aufzustellen, wobei man sich alles empirisch einzelnen enthalten müßte« (MA 8.1, S. 529). Hat Goethe das, worauf ihn Schiller hinwies, richtig verstanden? Sucht er nicht eher auszuweichen und zu vermeiden, auf die drei Fragen Schillers zu antworten? Vermutlich war es ihm zu diesem Zeitpunkt auch noch gar nicht möglich, die richtige Antwort zu geben.

Kurz nach diesem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe lernte letzterer einen jungen Philosophen kennen. Am 28. Mai 1798 sah er bei Schiller in Jena zum ersten Mal Schelling. Nach einer Notiz in seinem Tagebuch machte Goethe am nächsten und am übernächsten Tag mit ihm zusammen optische Versuche. In einem Brief an den für die Universität Jena zuständigen Minister Christian Gottlob Voigt schlug er am 29. Mai 1798 vor, Schelling als Professor nach Jena zu berufen.

Nach der Begegnung mit Schelling las Goethe mehrere Werke des jungen Freundes kurz nach deren Erscheinen. Am 7. und 8. Juni 1798 las er z.B. *Über die Weltseele* und schrieb darüber am 11. Juni 1798 an Schiller: »Heute früh habe ich, beim Spaziergang, einen kursorischen Vortrag meiner Farbenlehre überdacht und habe sehr viel Lust und Mut zu dessen Ausführung. Das Schellingische Werk wird mir den großen Dienst leisten mich recht genau innerhalb meiner Sphäre zu halten« (MA 8.1, S. 582f.). Größere Teile der *Weltseele* sind metaphysischen Betrachtungen zu der Frage, »was das Licht ist«, gewidmet. Seit dem Disput zwischen Newton und Huygens gab es auf dem Gebiet der Optik zwei miteinander konkurrierende Theorien: die korpuskulare Theorie und die Undulationstheorie, die auch der berühmte Mathematiker und Physiker Leonhard Euler (1707-1783) vertrat. Schelling zufolge sieht Newton das Licht als Materie, Euler hingegen als das Phänomen eines bewegten Mediums. In seiner *Weltseele* versuchte Schelling, diese beiden Theorien zu vereinigen, und war damit seiner Zeit um mehr als hundert Jahre voraus:[1]

1 Vgl. Arsenij Gulyga: *Schelling. Leben und Werk*. Stuttgart 1989, S. 63.

> Wenn ich die Materialität des Lichts behaupte, so schließe ich damit die entgegengesetzte Meinung nicht aus, diese nämlich, daß das Licht das Phänomen eines bewegten Mediums sey. […] Ich meinte, ob man die Newtonsche und Eulersche Theorie vom Licht nicht vereinigen könnte. […]
>
> Soviel mir bekannt ist, gestehen beide, Newtons sowohl als Eulers Anhänger, daß jede dieser Theorien ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten hat, denen die entgegengesetzte ausweicht. Wäre es daher nicht besser gethan, diese Meinungen, anstatt sie wie bisher einander entgegenzusetzen, lieber als wechselseitige Ergänzungen voneinander zu betrachten, um so die Vortheile beider in Einer Hypothese zu vereinigen?[2]

Als Goethe diese Stelle las, muß er einen inneren Zwang verspürt haben, die ihm von Schiller gestellten Fragen, ob nämlich die Farbe Substanz sei oder die Wirkung des Lichts, von einem ganz neuen Gesichtspunkt aus nochmals zu prüfen. Nun stellte Schelling aber eine nur scheinbar ähnliche, in Wahrheit jedoch ganz andersartige Frage, nämlich die, ob das Licht Materie oder das Phänomen eines bewegten Mediums sei. Was jedoch verstand Schelling unter einem »bewegten Medium«? Er wollte damit wohl einen neuen Begriff für die Relation zwischen *natura naturans* und *natura naturata* schaffen.

> Die positive Ursache aller Bewegung ist die Kraft, die den Raum erfüllt. Soll Bewegung unterhalten werden, so muß diese Kraft erregt werden. Das Phänomen jeder Kraft ist daher eine Materie. Das erste Phänomen der allgemeinen Naturkraft, durch welche Bewegung angefacht und unterhalten wird, ist das Licht.[3]

Schellings Gedanke, daß dem »bewegten Medium« sowohl die Kraft als auch das Phänomen der Materie innewohnt, wird Goethe nicht fremd gewesen sein, weil er wie Schelling ein Spinoza-Anhänger war. Was wird aber Goethe über Schellings weiteren Weg gedacht haben? Dieser stellte die Frage danach, was das Licht ist, und behauptete, daß es das »erste Phänomen der allgemeinen Naturkraft« sei. Die allgemeine Naturkraft ist für Schelling nichts anderes als die »Weltseele«. In seiner Naturphilosophie ist sie das Absolute, die allgegenwärtige Gottheit, die bei ihm mit dem »Äther« beinahe identisch ist. Wenn sie in der Natur erscheint, »sind schon entgegengesetzte Kräfte«[4] wahrzunehmen. Die Erscheinungswelt ist von der »Duplicität«[5] geprägt: »Die positive Kraft erst erweckt die negative. Daher in der ganzen Natur keine dieser Kräfte ohne die andere da ist«.[6] Schelling folgt hier dem Gedanken von Leibniz, der die Kraft als eine Vereinigung von Aktiv und Passiv, von Wirkung und Gegenwirkung aufgefaßt hatte.

Auch Goethe stand unter dem Einfluß von Leibniz. Im Vorwort seiner *Farbenlehre* steht das bekannte Wort: »Die Farben sind Taten des Lichts, Taten und Leiden«

2 *Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings sämmtliche Werke*. Hrsg. von K. F. A. Schelling. Abt. 1. Stuttgart, Augsburg 1856-1861 (= SW), Bd. II, S. 386f.
3 SW II, S. 395.
4 SW II, S. 390.
5 Ebd.
6 SW II, S. 396.

(FA I, 23.1, S. 12). Hier sieht sich Goethe bis zu einem gewissen Grad in einer Tradition, die von Leibniz bis Schelling reicht.

Wenn aber Schelling in seiner *Weltseele* das Licht auf noch materiellere Weise analysiert, vermag Goethe ihm – so scheint es mir – nicht mehr ganz zu folgen. »Was«, so Schelling, »von der Sonne zu uns strömt (da es die Bewegung erhält), erscheint uns als das Positive, was unsere Erde (als bloß reagirend) jener Kraft entgegensetzt, erscheint uns als negativ«.[7] »Alle Mannichfaltigkeit in der Welt entsteht erst durch die verschiedenen Schranken, innerhalb welcher das Positive wirkt«,[8] nämlich durch die Wechselwirkung des positiven und negativen Prinzips. Weiter heißt es dann: »Das Licht ist uns […] keineswegs einfach, sondern ein Product des Aethers und des Oxygenes. Jenen werden wir die positive, dieses die negative Materie des Lichts nennen«.[9]

Mehrere Jahre später (am 7. November 1806) faßte Goethe Friedrich Wilhelm Riemer gegenüber Schellings Naturphilosophie zusammen, doch ohne größere Emphase:

> Die Naturphilosophie konstruiert zuerst aus dem Lichte die Solidität und die Schwere. Den die Schwere konstituierenden Kern des Erdkörpers bilden die Metalle. Demnach müßte man sagen: die Metalle seien das solidierte Licht und Darsteller der Schwere. (Gespräche, Bd. 2, S. 152)

Schellings Theorie, das Licht sei, soweit es Expansion ist, das Phänomen eines bewegten Mediums und zugleich, soweit es Oxygen ist, Materie, brachte Goethe in nicht geringe Verlegenheit. Was ist nun das Licht? Materie oder Unmaterie oder die Vereinigung beider? Goethe wollte diese Fragestellung nicht verstehen und konnte Schelling hier nicht mehr ganz folgen. Später hielt er dann die Frage danach, was das Licht sei, für schlechterdings sinnlos. Auf dem mühevollen Weg zu dieser Erkenntnis machte er sich (vermutlich im Jahre 1807) Notizen, die zweifelsohne eine Vorstufe des Vorwortes seiner *Farbenlehre* darstellen:

> Licht
> Scheinbare Noth, dar*über* zu sprechen
> Nicht mehr zu sage*n* als jeder sich sagen kann
> Fragen ob es Materie oder immmater*iell*
> Die Substanz oder Acc*idenz* u.s.w.
> Müssig. Wer es nicht gesteht mag sich abmüden sie aufzulö*sen*
> Von Jede*m* betrogen lernen wir nur aus ihr*en* Wirkungen klar.
> Die Wirkungen des Lichts liegen uns vor.
> (LA II, 4, S. 3)

Aus den schwer zu ergründenden Fragen, ob das Licht »Materie oder immater*iell*« bzw. ob es »Die Substanz oder Acc*idenz*« ist, folgerte Goethe endlich, daß es müßig sei, sich überhaupt mit diesen Problemen zu befassen. Mit dem Wort »Von Jede*m* betrogen« attackierte er alle, die sich dennoch damit auseinandersetzten, Schelling

7 SW II, S. 395.
8 Ebd.
9 SW II, S. 399.

natürlich inbegriffen. In *Maximen und Reflexionen* schrieb Goethe: »Das schönste Glück des denkenden Menschen ist das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren« (FA I, 13, S. 240). Hinsichtlich des Lichtes bedeutete dies für ihn, daß die Farbe als »Wirkung des Lichts« erforschlich, das Licht selbst aber unerforschlich ist. Daher wollte Goethe sich weder mit der »Optik« noch mit der Metaphysik des Lichts beschäftigen, sondern, wenn ich mich hier auf Claude Lévi-Strauss und Gernot Böhme beziehen darf, mit der Farbenlehre als »science du concret« oder als Phänomenologie der Natur.

II.

Der Keim sowohl der Übereinstimmung mit Schellings Gedanken als auch der Vorbehalte ihnen gegenüber wurde bereits bei Goethes Lektüre von Schellings *Ideen zu einer Philosophie der Natur* (1797) sichtbar. Am 3. Januar 1798 schrieb Goethe an Schiller: »Schellings Ideen zu einer Philosophie der Natur bringe ich mit es wird uns Anlaß zu mancher Unterhaltung geben« (MA 8.1, S. 485). In diesem von dem damals erst 22jährigen Philosophen geschriebenen Buch fand der 26 Jahre ältere Dichter vieles, dem er durchaus zustimmen konnte, so etwa:
1) die genetische Betrachtungsweise der Natur
2) den Gedanken der inneren Zweckmäßigkeit der Natur
3) die Korrespondenz des Menschen mit der Natur
4) den philosophischen Naturstand.

Hier werde ich nur auf den vierten Punkt näher eingehen. Bei Schelling heißt es: »Vorher hatten die Menschen im (philosophischen) Naturstande gelebt. Damals war der Mensch noch einig mit sich selbst und der ihn umgebenden Welt. In dunkeln Rückerinnerungen schwebt dieser Zustand auch dem verirrtesten Denker noch vor«.[10] Schelling betrachtet die Geistesgeschichte der Menschheit als einen Prozeß, bei dem der Mensch zunächst aus dem ›philosophischen Naturstand‹ fällt und dann sucht, diesen wiederherzustellen. Zu Beginn, im ›philosophischen Naturstand‹, waren Subjekt und Objekt nicht getrennt. Später entstand mit der Trennung von Subjekt und Objekt die Philosophie, zu der auch der transzendentale Idealismus und die Naturphilosophie gehören. Die Aufgabe der Philosophie besteht in der Wiedervereinigung von Subjekt und Objekt, in der Aufhebung der Trennung. Eine Philosophie, die dies vermag, nennt Schelling »Identitätsphilosophie«.

Der Begriff des ›philosophischen Naturstandes‹ gefiel Goethe, da er von sich glaubte, daß ihm selbst dieser Zustand nicht verlorengegangen sei und er immer noch darin lebe. In einem Brief an Schiller vom 6. Januar 1798 schreibt er:

> Mir will immer dünken daß wenn die eine Partei [die Naturphilosophen] von außen hinein den Geist niemals erreichen kann, die andere [die transzendentalen Idealisten] von innen heraus wohl schwerlich zu den Körpern gelangen wird und daß man also immer wohltut in den philosophischen Naturstande (Schällings Ideen pag XVI.) zu bleiben und von seiner ungetrennten Existenz den besten möglichen Gebrauch zu machen, bis die Philosophen einmal übereinkommen

10 SW II, S. 12.

> wie das was sie nun einmal getrennt haben wieder zu vereinigen sein möchte. (MA 8.1, S. 489)

Hier versucht Goethe nicht, in den Streit zwischen den transzendentalen Idealisten und den Naturphilosophen einzugreifen und die beiden auf einem höheren Niveau zu vereinigen. Vielmehr will er wieder zu dem ›philosophischen Naturstand‹ zurückkehren, in dem die alten Griechen lebten. Seiner Ansicht nach würde jeder philosophische Streit in diesem Zustand aufgehoben. Daher bekennt er sich in einem weiteren Brief an Schiller vom 13. Januar 1798 ganz stolz dazu, unphilosophisch zu sein: » […]; ich glaube wieder bei Gelegenheit des Schellingischen Buches zu bemerken daß von den neuern Philosophen wenig Hülfe zu hoffen ist« (MA 8.1, S. 494).

Solche Bekenntnisse sind auch in seinem Gedicht *Epirrhema* zu finden: »Nichts ist drinnen, nichts ist draußen: / Denn was innen das ist außen« (FA I, 2, S. 498). Am 30. Juni 1798 schreibt er an Schiller: »Ich stehe gegenwärtig in eben dem Fall mit den Naturphilosophen, die von oben herunter, und mit den Naturforschern, die von unten hinauf leiten wollen. Ich wenigstens finde mein Heil nur in der Anschauung, die in der Mitte steht« (MA 8.1, S. 588f.).

Es ist nicht zu übersehen, daß solche Bekenntnisse auch Goethes Grundposition im Vorwort seiner *Farbenlehre* bilden. Farben entstehen in der Begegnung zwischen dem wahrnehmenden Menschen und der wahrgenommenen Natur. Dabei ist der Mensch nicht als das ›innere‹ Subjekt, und die Natur nicht als das ›äußere‹ Objekt zu betrachten. In seiner Farbenlehre geht Goethe davon aus, daß der Mensch bei seiner Wahrnehmung aller Farben der Natur begegnet und insofern mit ihr eins sei. Dies wird beim ›farbigen Schatten‹ besonders offensichtlich. Das merkwürdige Phänomen, daß der Schatten eines Baumes auf dem weißen Schnee beim Abendrot grün ist, ist nach Goethe sowohl dem Subjekt als auch dem Objekt zuzurechnen, wobei es keine Trennung zwischen innen und außen gibt. Seiner Überzeugung nach kann sich nur derjenige, der absichtlich im ›philosophischen Naturstand‹ bleibt, mit der Farbenlehre beschäftigen.

Für Schelling gehörte hingegen der ›philosophische Naturstand‹ definitiv der Vergangenheit an. Fest davon überzeugt, erforschte er auf der einen Seite im Rahmen des transzendentalen Idealismus den menschlichen Geist und auf der anderen Seite in der Naturphilosophie die Natur, war aber der Meinung, daß die beiden letzten Endes vereinigt werden sollten. Auf diesem Grundkonzept versuchte er dann später seine Identitätsphilosophie aufzubauen. Da Schellings Gedanke, daß Mensch und Natur letztlich eins seien, Goethe sympathisch war, entstand zwischen den beiden eine enge Freundschaft.

Auf den ersten Blick erscheinen Goethes Farbenlehre und Schellings philosophischer Ansatz einander recht ähnlich. Schelling wollte die Trennung zwischen Mensch und Natur überwinden und schließlich die Identität von *cogito* und *extensio* erreichen. Wie gesagt, interessierte sich Goethe für Schellings Identitätsphilosophie, konnte ihr aber nicht völlig zustimmen. Er, der einmal geglaubt hatte, die »Urpflanze« gefunden zu haben, sie dann jedoch empirisch nicht nachweisen konnte, meinte, »daß zwischen Idee und Erfahrung eine gewisse Kluft befestigt scheint, die zu überschreiten unsere ganze Kraft sich vergeblich bemüht« (FA I, 24, S. 449) – eine Erkenntnis, zu der ihn seine unermüdlichen naturwissenschaftlichen

Forschungen führten. Schelling setzte indessen eben diese vergeblichen Bemühungen fort. Nach Goethe ist »die Idee […] unabhängig von Raum und Zeit, die Naturforschung ist in Raum und Zeit beschränkt« (ebd.). Für Schelling bestand diese Kluft nicht, und er wollte die beiden vereinigen. In Goethes Farbenlehre begegnen sich Mensch und Natur und fühlen gegebenenfalls miteinander, können aber – in Goethes Augen – nicht identisch sein. Während es in der Farbenlehre Goethes um die Begegnung von Mensch und Natur geht, baute Schelling seine Identitätsphilosophie auf der Identifikation des einen mit dem anderen auf. In Goethes Augen ist dieser Versuch nichts anderes als spekulative Philosophie, d. h. nur das Produkt des *cogito*.

Schelling ging aber noch einen Schritt weiter. In *Bruno* (1802), also zu der Zeit seiner Beschäftigung mit der Identitätsphilosophie, behauptet er, daß ein höherer Zustand die jeweiligen Farben hervorbringe, ein Zustand, in dem das Licht und der Körper, das positive und das negative Prinzip der Natur eins sind: »Nothwendig daher setzest du sie als vereinigt durch ein Höheres, worin das, wodurch das Bild Bild, der Gegenstand Gegenstand ist, das Licht nämlich und der Körper, selbst wieder eines sind«.[11] Mit dieser Behauptung suchte er weiter nach dem identischen Einen, nämlich dem Absoluten. Goethe hingegen betonte die Relativität der Welt, indem er die Ansicht vertrat, daß die Farben in bezug auf die Augen eine Wechselbeziehung zwischen Licht und Nicht-Licht seien. Auf den ersten Blick könnte man Goethes und Schellings Positionen für verwandt halten. Es gibt aber einen unvereinbaren Gegensatz zwischen dem nach der Absolutheit suchenden Schelling und dem in der Relativität verharrenwollenden Goethe. Dieser Unterschied offenbart sich ganz deutlich in ihrer jeweiligen Meinung über die Farben.

III.

Auf Empfehlung Goethes trat Schelling am 5. Oktober 1798 die Stelle eines außerplanmäßigen Professors an der Universität Jena an. Damit beginnt zugleich eine neue Periode in seiner Philosophie. Jetzt versucht er, Geist und Natur, Subjekt und Objekt, die Wissenschaftslehre Fichtes und seine eigene Naturphilosophie zu vereinigen. Im Wintersemester 1798 hielt er zwei Vorlesungen über die Naturphilosophie und den transzendentalen Idealismus, die dann als *Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie* (1799) und *System des transzendentalen Idealismus* (1800) publiziert wurden. Indem er sich mit diesen zwei anscheinend einander entgegengesetzten Polen beschäftigte, wollte er ihre Gegensätzlichkeit überbrücken.

Im November 1798 erhielt Goethe das erste Heft des *Ersten Entwurfs*. Wie er in seinem Tagebuch schreibt, wurden dadurch seine Forschungen zur Farbenlehre sehr gefördert.[12] Im *Ersten Entwurf* hat Schelling den Begriff des »Absolutflüssige[n]«[13] eingeführt, der wohl dem des »Äther[s]« in der *Weltseele* entspricht. Das Absolutflüssige kann man nicht empfinden. Um sein Dasein zu offenbaren, muß es in verschiedenen Aktionen dekomponiert werden. Die ursprünglichen

11 SW IV, S. 238.
12 Tagebuch, 12., 13., 14. u. 15.11.1798.
13 SW III, S. 35.

Phänomene der absoluten Flüssigkeit in der Dekomposition sind Wärme, Elektrizität und Licht.[14]

> Was soll man endlich von dem Licht sagen? – Möge es nach Newton ursprünglich schon in eine Menge voneinander verschiedener einfacher Aktionen zersetzt seyn, deren Totaleindruck nur das weiße Licht ist – oder möge es ursprünglich einfach seyn nach Goethe, auf jeden Fall ist die Polarität der Farben in jedem Sonnenbild Beweis einer in den Phänomenen des Lichts herrschenden Dualität, deren Ursache noch zu erforschen ist.[15]

Hier ergreift Schelling weder für Newton noch für Goethe Partei. Er war der Meinung, daß das Licht etwas zwischen der absoluten Flüssigkeit und einer Menge verschiedener Aktionen sei. Wenn man das Licht seinem Ursprung näher rückt, scheint es einfach zu sein. Das ist Goethes Position. Wenn man das Licht in seiner Dekomposition sieht, erscheinen, wie Newton es sah, verschiedene Farben. Die erste, ursprüngliche Aktion der absoluten Flüssigkeit ist die Bildung der Polarität. Das Licht erscheint in der Polarität als farbiges Phänomen mit den Farben gelb und blau. Diese polaren Farben entsprechen dem Plus und Minus in der Elektrizität. Der Begriff der Polarität ist keine Erfindung Schellings. Aus der alchemistischen Tradition herrührend, war er im 18. Jahrhundert weit verbreitet. Auch Goethe, von seiner Jugend auf mit der hermetischen Tradition vertraut, wird er längst bekannt gewesen sein. Durch Schellings Werke dürfte nun aber in ihm ein neues Interesse daran geweckt worden sein. Am 19. Januar 1799 nahm Goethe die übrigen Hefte des *Ersten Entwurfs* zur Hand. In den darauffolgenden Monaten traf er bei Schiller in Jena mehrmals deren Verfasser. In den Tagebuchnotizen dieser Zeit wird Schelling im Zusammenhang mit der Farbenlehre öfter erwähnt.

Das zweite wichtige Werk Schellings in seiner frühen Jenaer Zeit ist das *System des transzendentalen Idealismus*. Am 19. April hinterließ Schelling vor seiner Reise nach Bamberg dieses große Werk bei Goethe. Kurz danach begann dieser, es zusammen mit seinem Freund, dem Philosophen Friedrich Immanuel Niethammer, sorgfältig zu lesen. In dieser Schrift gibt es eine Stelle, die enge Beziehungen zu den obengenannten Fragen Schillers aufweist. Laut Kants *Tafel der Kategorien* gibt es die Kategorien der Relation »der Inhärenz und Subsistenz (substantia et accidens)«, »der Kausalität und Dependenz (Ursache und Wirkung)« sowie »der Gemeinschaft (Wechselwirkung zwischen dem Handelnden und Leidenden)«.[16] Schiller hatte Goethe gedrängt, das Licht und die Farbe aufgrund dieser Kategorien sorgfältig zu prüfen. Nun fand Goethe in Schellings Werk einen Hinweis für eine Antwort auf Schillers Fragen.

Nach Schellings Überzeugung ist es die Wechselwirkung, die diese Gegensätze aufheben und sie vereinigen könnte. Wenn die ersten zwei Kategorien ideell sind, dann ist die Wechselwirkung reell.[17] Das Dasein in der phänomenalen Natur offen-

14 Vgl. SW III, S. 35 f.
15 Schelling: *Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie* (SW III, S. 36).
16 Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft*. In: ders.: *Werke in zehn Bänden*. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Bd. 4. Darmstadt 1968, B 106 / A 80.
17 Vgl. SW III, S. 478.

bart sich nur in der reellen Wechselwirkung, während Substanz und Akzidens, Ursache und Wirkung nichts weiter als die ideellen Vorstellungen des Subjekts vom Objekt sind. Als Goethe diese Stellen bei Schelling las, müssen sie ihn an die Fragen Schillers erinnert haben. Die These, daß das Licht die Substanz und die Farbe das Akzidens ist, gehört zur ersten Relationskategorie. Die andere These, daß das Licht die Ursache und die Farbe die Wirkung ist, gehört zur zweiten Kategorie. Diese zwei Kategorien sind aber in der dritten Kategorie subsumiert. Und die Farbe könnte, worauf Schiller schon hingewiesen hatte, das Produkt einer Wechselwirkung zwischen dem Licht und einem von demselben verschiedenen substantiellen Agens sein.

Die Farbe entsteht in der Wechselwirkung zwischen dem Licht und dem Nicht-Licht. Diese Betrachtungsweise lernte Goethe von Schellings Naturphilosophie. Die Gedanken der beiden scheinen zunächst gleich zu sein, unterscheiden sich aber in Wahrheit vollkommen voneinander. Schelling bleibt anfangs in der phänomenalen Natur der reellen Wechselwirkung. Auch Goethe wollte durchaus in der phänomenalen Welt der Farben, in der Welt der Wechselwirkung, sein. Schelling neigte aber im Verlauf der Jahre immer mehr dazu, das Prinzip zu suchen, das hinter den Phänomenen steht. Er war der Überzeugung, daß hinter der relativen Synthese eine absolute Synthese besteht: »[…] die Kategorie der Wechselwirkung ist diejenige, wodurch erst das Objekt für das Ich zugleich Substanz und Accidens und Ursache und Wirkung wird«.[18] In dieser Kategorie sind immer noch die Gegensätze »Substanz und Accidens« und »Ursache und Wirkung« erhalten. Die Wechselwirkung sei aber auf Raum und Zeit, also auf die phänomenale Natur beschränkt. In diesem Sinne sei die Wechselwirkung nichts mehr als die ›relative Synthesis‹.[19] Deshalb müsse man nach der ›absoluten Synthesis‹ suchen. Sie sei nämlich »die Vorstellung der Natur als der absoluten Totalität, worin alle Gegensätze aufgehoben und alle Succession von Ursachen und Wirkungen zu einem absoluten Organismus vereinigt ist«.[20] Diese ideelle Natur, den absoluten Organismus, nennt Schelling die »absolute Identität«.[21]

Hier wird schon der Keim von Schellings späterer Identitätsphilosophie erkennbar. Damit wurde die Kluft zwischen Goethe und ihm größer. Während Goethe nie die Welt der relativen Synthese verlassen wollte, neigte sich Schelling im Verlauf der Jahre immer mehr der absoluten Synthese zu. In seiner *Darstellung des philosophischen Empirismus* (1836) erwähnt er noch einmal die drei Kategorien Kants. Wenn die erste Kategorie die Substanz und die zweite die Ursache ist, dann müsse es die dritte Kategorie sein, in der die Substanz und die Ursache eins sind. Das ist nichts anderes als das Prinzip der Identität, welches er hier als ›Geist‹ bezeichnet. Der späte Schelling suchte hinter diesem ›Geist‹ noch einen vierten Begriff: ›Gott‹ im Sinne des »Herr[n] des Seyns«.[22]

18 Ebd.
19 Vgl. ebd.
20 Ebd.
21 SW III, S. 479.
22 SW X, S. 260.

Goethe verneinte zwar nicht, daß es ein Absolutes gebe, aber er suchte es nicht wie Schelling im Jenseits, sondern im Diesseits, in der von Raum und Zeit beschränkten Welt. Die folgenden Worte Goethes in einem Beitrag über die Witterungslehre sind wohl als Kritik an Schelling auszulegen:

> Das Wahre mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen, wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen. (FA I, 25, S. 274)

Es blieb zwischen den beiden strittig, ob man das Wahre direkt erkennen oder es nur im Abglanz schauen könne. Erinnern wir uns noch einmal an das oben zitierte Wort Goethes: »Das schönste Glück des denkenden Menschen ist das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren«. Meinte er damit nicht, daß Schelling das Unerforschliche nicht ruhen zu lassen vermochte, sondern es ohne Maß weiter erforschen wollte? Schon im Jahre 1798 kritisierte er Schellings Philosophie in einem Brief an Schiller (vom 21. und 25. Februar 1798):

> In Schelings Ideen habe ich wieder etwas gelesen und es ist immer merkwürdig sich mit ihm zu unterhalten doch glaube ich zu finden daß er das was den Vorstellungsarten die er in Gang bringen möchte widerspricht, gar bedächtig verschweigt und was habe ich denn an einer Idee die mich nötigt meinen Vorrat von Phänomenen zu verkümmern. (MA 8.1, S. 536)

Für Goethe kann man zwar in den ›Urphänomenen‹ das allgemeine Wahre erkennen, aber die spezifischen empirischen Phänomene dürfen dabei niemals vernachlässigt werden. In Eckermanns *Gesprächen mit Goethe* heißt es unter dem 18. Februar 1829:

> Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, […] ist das Erstaunen; und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen. (FA II, 12, S. 311)

Wer sich fortgesetzt dem vergeblichen Bemühen hingibt, hinter den Urphänomenen ein Weiteres zu suchen, ist in Goethes Augen nicht nur ein ›moderner‹ Physiker, sondern darüber hinaus ein Metaphysiker, der hinter der mannigfaltigen Natur das Absolute erkennen und auseinanderlegen will. In *Maximen und Reflexionen* schrieb er dazu:

> Vom Absoluten in theoretischem Sinne wag' ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich: daß wer es in der Erscheinung anerkannt und immer im Auge behalten hat, sehr großen Gewinn davon erfahren wird. (FA I, 13, S. 30)

Unter diesem Gesichtspunkt ist dann wohl auch die eingangs zitierte Stelle im Vorwort der *Farbenlehre* wie folgt zu verstehen:

> Denn eigentlich unternehmen wir umsonst, das Wesen des Lichts auszudrücken. Farben als Wirkungen des Lichts werden wir gewahr, und eine vollständige Geschichte dieser Wirkungen umfaßte wohl allenfalls das Wesen des Lichts.

MANFRED WENZEL

*Natur – Kunst – Geschichte. Goethes Farbenlehre als universale Weltschau**

Gut zwei Jahre vor seinem Tod, am 10. Februar 1830, äußert sich Goethe gegenüber Eckermann resignativ, aber dennoch überzeugt zu seiner *Farbenlehre*:

> Die Irrtümer meiner Gegner […] sind seit einem Jahrhundert zu allgemein verbreitet, als daß ich auf meinem einsamen Wege hoffen könnte, noch diesen oder jenen Gefährten zu finden. Ich werde allein bleiben! – Ich komme mir oft vor wie ein Mann in einem Schiffbruch, der ein Brett ergreift, das nur einen Einzigen zu tragen im Stande ist. Dieser Eine rettet sich, während alle Übrigen jämmerlich ersaufen. (MA 19, S. 644)

Im Selbstverständnis Goethes erscheint die *Farbenlehre*[1] als sein Hauptwerk und Vermächtnis an die Nachwelt. Ähnlich wie die Arbeit am *Faust* oder am *Wilhelm Meister* beschäftigte sie ihn über Jahrzehnte seines Lebens, mit dem Unterschied, daß er hinsichtlich seiner Dichtungen gleichrangige oder bessere Arbeiten anderer ohne weiteres zugestand – nicht dagegen bei der *Farbenlehre*:

> Auf Alles was ich als Poet geleistet habe […] – so Goethe gegenüber Eckermann am 19. Februar 1829 –, bilde ich mir gar nichts ein. […] Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der Einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zugute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über Viele. (MA 19, S. 297)

Sieht man von der Romantik-Kritik ab, so zeigte sich der sonst so konziliante Goethe auf keinem anderen Gebiet so engagiert rechthaberisch, so befremdend verständnislos, so offensichtlich ungerecht gegenüber allen, die auch nur leisen Zweifel an der Farbenlehre zu äußern wagten. Goethes *Farbenlehre* entzieht sich indes *einem*

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Goethes Farbenlehre im Diskurs der Natur- und Geisteswissenschaften*.

1 Die maßgeblichen Studien-Ausgaben sind: Johann Wolfgang von Goethe: *Zur Farbenlehre* [1810]. Hrsg. von Manfred Wenzel (= FA I, 23.1 [1991]). – Johann Wolfgang von Goethe: *Schriften zur Farbenlehre 1790-1807*. Hrsg. von Manfred Wenzel (= FA I, 23.2 [1991]). – Johann Wolfgang von Goethe: *Schriften zur […] Farbenlehre nach 1810*. Hrsg. von Manfred Wenzel (= FA I, 25 [1989]). – Johann Wolfgang von Goethe: *Zur Farbenlehre* [1810]. Hrsg. von Peter Schmidt (= MA 10 [1989]). (Da die MA chronologisch geordnet ist, verteilen sich die Vorarbeiten und Nachträge zur *Farbenlehre* auf mehrere Bände.) – An den Fachgelehrten wendet sich die historisch-kritische Ausgabe: Johann Wolfgang von Goethe: *Zur Farbenlehre* [1810]. Hrsg. von Rupprecht Matthaei u. Dorothea Kuhn (= LA I, 4-7 [1955-1958]). Vorstudien bis 1810 und Texte nach 1810: LA I, 3, 8 u. 11. Bisher erschienene Kommentarbände: LA II, 3, 4, 5 A, 5 B u. 6.

fachwissenschaftlichen Zugang. In ihr vereinigen sich Physiologie mit Physik und Chemie, Kunsttheorie und Ästhetik mit handwerklicher Praxis, Wissenschaftsgeschichte mit Erkenntnistheorie. Entsprechend komplex sind die Strömungen der Wirkungsgeschichte, in der bedeutende Namen wie Arthur Schopenhauer, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Hermann von Helmholtz, Emil Dubois-Reymond, Rudolf Steiner, Gottfried Benn, Werner Heisenberg, Adolf Portmann, Carl Friedrich von Weizsäcker u. a. auftauchen.[2]

Zur Entstehungsgeschichte (1790-1810):[3] Bereits in einem frühen Brief vom 13. Februar 1769 an die Leipziger Jugendfreundin Friederike Oeser verwendete Goethe die auffällige Formulierung »das Licht ist die Wahrheit« (WA IV, 1, S. 199), zumal *ein* Anspruch Goethes später stets darin bestand, die Wahrheit und die Einheit des Lichts gegenüber Newton zu verteidigen. Beim Brockenabstieg am 10. Dezember 1777 beobachtete Goethe das Phänomen der farbigen Schatten, über das er noch 1831 vehement mit Eckermann diskutieren sollte. In Italien (1786-1788) war er von Farbphänomenen in der Natur wie im Kunstwerk gleichermaßen fasziniert; er studierte Schriften von Anton Raphael Mengs und Leonardo da Vinci und notierte dazu später: »Die Farbe tritt vor« (WA I, 32, S. 467). An Johann Gottfried Herder schrieb er am 4. September 1788: »[…] wenn […] die Landschaft keine Farben hat, wie kann man leben?« (WA IV, 9, S. 19). Im täglichen Umgang mit Malern – Angelica Kauffmann vor allem ist zu nennen – entwickelte sich die Frage nach der Natur des Kolorits, nach farbästhetischen Wirkungen, ohne daß Goethe eine befriedigende Erklärung dafür fand.

Im Frühjahr 1790 oder 1791 – der Zeitpunkt wird neuerdings wieder kontrovers diskutiert –[4] blickte Goethe spontan durch ein entliehenes Prisma auf eine weiße Wand. Statt des erwarteten farbigen Spektrums in voller Breite erkannte er nur an den Grenzen schmale Farbränder. Aufgrund dieses ›Prismenaperçus‹ hielt Goethe

2 Die hier nicht behandelte Wirkungsgeschichte von Goethes *Farbenlehre* ist umfassend dargestellt in FA I, 23.2, S. 587-612 (Überblick), S. 613-753 (*Zeitgenössische Rezensionen*), S. 754-893 (*Dokumente zur Wirkungsgeschichte*). – Felix Höpfner: *Wissenschaft wider die Zeit. Goethes Farbenlehre aus rezeptionsgeschichtlicher Sicht*. Heidelberg 1990. – Karl Robert Mandelkow: *Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers*. 2 Bde. München 1980/1989; hier Bd. 1, S. 174-200, Bd. 2, S. 40-46, 69-71, 95-97, 274 f.,175-181, 278-280.

3 Zu den Einzelheiten vgl. Manfred Wenzel: *Beiträge zur Optik, Schriften zur Farbenlehre vor 1810*. In: Goethe-Handbuch, Bd. 3, S. 703-719. – Manfred Wenzel, Kommentar in FA I, 23.2.

4 Bisher ist überwiegend die Meinung vertreten worden, daß Goethes folgenreicher Blick durch ein Prisma im Januar oder Februar 1790 stattgefunden habe (nach Rupprecht Matthaei: *Über die Anfänge von Goethes Farbenlehre*. In: GJb 1949, S. 249-262, vor allem S. 250; vgl. auch LA II, 3, S. XVI f.). Neuerdings plädiert Reinhold Sölch im Anschluß an Salomon Kalischer (vgl. WA II, 5.2, S. 352) mit guten Argumenten für den 17. Mai 1791. In den Zusammenhang gehören weiterhin eine Neubewertung von Herders Rolle bei Goethes frühen Farbenstudien sowie die Neudatierung von drei Gedichten zur Farbenlehre (*Venetianische Epigramme*, 77-79) durch Tintenanalyse (Februar 2004). Vgl. Reinhold Sölch: *Die Evolution der Farben. Goethes Farbenlehre in neuem Licht*. Ravensburg, Leipzig 1998, S. 95-104.

augenblicklich Newtons Erklärung, daß die Farben im weißen Licht enthalten und durch geeignete Versuche daraus darzustellen seien, für falsch,[5] da seiner Meinung nach Farben nur an den Grenzen zwischen Hellem und Dunklem entstehen können, Licht *und* Finsternis zur Voraussetzung haben müssen.

In den Jahren 1791/92 entstanden als Keimzelle der späteren *Farbenlehre* die ersten beiden Stücke der *Beiträge zur Optik*.[6] Zahlreiche Zeugnisse, auch in den Korrespondenzen (z. B. mit Herzog Carl August, Friedrich Heinrich Jacobi, Samuel Thomas von Soemmerring, Georg Christoph Lichtenberg, Georg Forster), belegen den wichtigen Rang dieser Studien für Goethe, worauf die Fachgelehrten indes mehr oder weniger verständnislos reagierten. 1792 fand die Wendung vom ›sonnenhaften Auge‹ ihre Antizipation.[7] Im Kontext der *Farbenlehre* wurde das Auge zum Bindeglied zwischen Subjekt und Objekt, in dem Individuum und Außenwelt sich begegnen.[8] Ebenfalls 1792 lieferte Goethe erste Arbeiten zum chemischen Teil der *Farbenlehre*.[9] In einem Brief an Soemmerring vom 2. Juli 1792 benutzte er die wichtige Formel der Polarität, von der Aktiv- und Passivseite der Farben,[10] die es den Säuren und Alkalien in der Chemie anzuschließen gelte.

1793 legte Goethe die Grundlagen zu seinem Farbenkreis, der das Farbenwesen ordnen und auf elementare Gesetze zurückführen sollte:[11] Blau und Gelb erscheinen als die beiden einzigen reinen Grundfarben,[12] aus deren Mischung und Steigerung alle anderen Farben hervortreten können. Blau und Gelb ergeben in direkter oder gemeiner Mischung die Farbe Grün. Blau wird zu Blaurot, Gelb zu Gelbrot gesteigert. Die Mischung der gesteigerten Farben Blaurot und Gelbrot, die edle

5 In den (1819 entstandenen) *Tag- und Jahresheften* von 1790 vermerkt Goethe: »[…] als ich auf die ersten physischen [d. h. physikalischen] Elemente dieser Lehre [d. i. Farbenlehre] zurückging, entdeckte ich zu meinem großen Erstaunen: die Newtonische Hypothese sei falsch und nicht zu halten. Genaueres Untersuchen bestätigte mir nur meine Überzeugung, und so war mir abermals eine Entwickelungskrankheit eingeimpft, die auf Leben und Thätigkeit den größten Einfluß haben sollte« (WA I, 35, S. 13 f.).

6 FA I, 23.2, S. 15-66.

7 »[…] unser Auge mit den sichtbaren Gegenständen […] völlig harmonisch gebaut« (*Reine Begriffe*; FA I, 23.2, S. 69). In der *Farbenlehre* von 1810 schließlich: »Wär' nicht das Auge sonnenhaft, / Wie könnten wir das Licht erblicken?« (FA I, 23.1, S. 24).

8 *Das Auge* (FA I, 23.2, S. 268 f.; hier S. 269: »Das Auge als ein Geschöpf des Lichtes leistet alles, was das Licht selbst leisten kann. Das Licht überliefert das Sichtbare dem Auge; das Auge überliefert's dem ganzen Menschen. […] In ihm spiegelt sich von außen die Welt, von innen der Mensch. Die Totalität des Innern und Äußern wird durchs Auge vollendet«).

9 *Versuche mit Leuchtsteinen* (FA I, 23.2, S. 71-75). – *Versuche mit der Berlinerblau-Lauge und den Metallkalken* (FA I, 23.2, S. 124-127).

10 Eine Antizipation der Formulierung von 1810: »Die Farben sind Taten des Lichts, Taten und Leiden« (*Zur Farbenlehre*; FA I, 23.1, S. 12).

11 Zunächst in der wohl im Juli 1793 entstandenen Abhandlung *Über die Einteilung der Farben und ihr Verhältnis gegen einander* (FA I, 23.2, S. 116-119; hier S. 118). Daraus übernommen in *Versuch die Elemente der Farbenlehre zu entdecken*, § 23 (FA I, 23.2, S. 168-187; hier S. 176).

12 1798, als Folge des Dialogs mit Schiller, nahm Goethe schließlich Rot als dritte Grundfarbe an.

Mischung, ergibt Purpur, die besonders prachtvolle Farbe, mit der der Farbenkreis harmonisch vollendet wird.

Waren die *Beiträge zur Optik* noch ganz eine Auseinandersetzung mit dem Postulat der herrschenden Lehrmeinung gewesen, daß Farben immer an Lichtbrechung (Refraktion) gebunden seien, und hatte Goethe sich auch während der Teilnahme am Frankreichfeldzug (1792/93) immer wieder – im Kriegslager zwischen den Kämpfen experimentierend – der Relativierung dieses Aspekts zugewandt, die in zahlreichen frühen Schriften zum Ausdruck kam,[13] so trat zwischen 1792 und 1794 eine bedeutende Wende ein: Goethe dachte nun intensiv über die Bedeutung der physiologisch genannten Farben nach, der Farben also, die nur kurzzeitig unter Mitwirkung des Auges entstehen. Diese im Dialog mit Lichtenberg und Soemmerring erkannten physiologischen Farben wurden ihm später zum »Fundament der ganzen Lehre«.[14] Im Juli 1794 machte Goethe entsprechende Versuche mit Nachbildern, die beim Schwarzweißbild mit einem Helldunkelwechsel oder bei Farbbildern in den Komplementärfarben erscheinen.[15] Später (1798/99) wurden die physiologischen Farben besonders intensiv mit dem farbschwachen Studenten Johann Karl Friedrich Gildemeister untersucht.[16] Dokument dieser Wende zum Physiologischen bereits einige Jahre zuvor war Goethes Abhandlung *Von den farbigen Schatten*,[17] die er – ursprünglich als drittes Stück der *Beiträge zur Optik* geplant – nicht mehr veröffentlichte, da deren physikalische Erklärungen zugunsten von physiologischen in Zweifel gezogen wurden.

1794 setzte die Annäherung zwischen Goethe und Schiller ein, die für die *Farbenlehre* 1798/99 besonders fruchtbar wurde und Goethe eine Prüfung seiner Ansätze an der Philosophie Kants ermöglichte. In den intensiven Diskussionen dieser Jahre fand Goethe nicht nur die endgültige Einteilung des didaktischen Teils seines Werkes in physiologische, physi[kali]sche und chemische Farben, sondern er gelangte an der Seite des ›philosophischen Ordnungsgeists‹ (Schiller) auch zu methodischer Klärung wichtiger Leitbegriffe. Die gemeinsam angefertigten Skizzen *Harmonie der Farben* und *Symbolische Annäherung zum Magneten*[18] schlossen die *Farbenlehre* an die allgemeinen Naturerscheinungen an, ordneten sie nach den Gesetzen von

13 *Geplante Versuche* (FA I, 23.2, S. 76-83). – *Neutonische Lehre. Maratische Lehre. Resultate meiner Erfahrungen* (FA I, 23.2, S. 106f.). – *Von den achromatischen Gläsern* (FA I, 23.2, S. 120-123). – *Über Newtons Hypothese der diversen Refrangibilität* (FA I, 23.2, S. 128-140). – *Über die Farbenerscheinungen, die wir bei Gelegenheit der Refraktion gewahr werden* (FA I, 23.2, S. 141-167).

14 *Zur Farbenlehre* (FA I, 23.1, S. 31). – Den physiologischen Farben ist die erste Abteilung des didaktischen Teils der *Farbenlehre* gewidmet (FA I, 23.1, S. 31-69).

15 *Blendendes Bild* (FA I, 23.2, S. 194-196).

16 *Von Personen welche gewisse Farben nicht unterscheiden können* (FA I, 23.2, S. 201-207).

17 *Von den farbigen Schatten* (FA I, 23.2, S. 84-102). – Der Aufsatz, in zwei Arbeitsphasen 1792 und 1793 entstanden, verbindet die farbigen Schatten noch nicht mit den physiologischen Farben und hält sie für objektive Phänomene. Im Hauptwerk von 1810 dagegen sind die farbigen Schatten den physiologischen Farben subsumiert. Vgl. FA I, 23.1, S. 51-57.

18 *Harmonie der Farben – Symbolische Annäherung zum Magneten* (FA I, 23.2, S. 199f., 383-391 [Kommentar]).

Polarität und Steigerung und vereinigten die prismatische Ableitung des Farbenkreises mit den physiologisch bedingten Voraussetzungen einer Harmonielehre. Mit diesem Schritt, wohl dem bedeutendsten der Entstehungsgeschichte des Werkes *Zur Farbenlehre* überhaupt, wurden die Farbphänomene Gegenstand eines universalen Konzepts, das seine Begründung nicht mehr ausschließlich in der Kunsttheorie *oder* in den Naturwissenschaften suchen mußte. Spätestens jetzt war die Auseinandersetzung mit Newton nur noch *ein* Aspekt des Gesamten. Indem nun Physikalisches, Physiologisches und Psychologisches, sonst in zahlreichen Vorarbeiten getrennt dargeboten, zu einem Schema vereinigt wurden, konnten die Farben als Naturphänomene den allgemeinen Gesetzen von Polarität und Steigerung unterworfen werden, aus denen letzten Endes die Totalität des Farbenkreises, die Harmonieverhältnisse der einzelnen Farben und ihre psychischen Wirkungen abzuleiten waren.

1798 lernte Goethe Schelling kennen; er fühlte sich durch dessen Naturbetrachtungen wesentlich gefördert, ohne aber letzten Endes der Identitätsphilosophie mit ihrer völligen Gleichsetzung von Subjekt und Objekt zu folgen.[19] Anfang 1799 erstellten Goethe und Schiller eine *Temperamentenrose*, die Farben, Temperamente und Charaktere bzw. Berufe in Beziehung setzte.[20]

Zwischen 1800 und 1810 arbeitete Goethe sein Werk weiter aus. Die Zeugnisse für die Beschäftigung mit historischen Fragen der *Farbenlehre*, die sich schon in den Anfängen der Farbenstudien finden und schließlich die Basis für den umfangreichsten Teil des Werkes bilden, nahmen erst nach der Jahrhundertwende zu. 1799 entstand der älteste Entwurf (*Geschichte der Farbenlehre*), 1801 nutzte Goethe die Rückreise von seiner Kur nach Bad Pyrmont für einen Aufenthalt in Göttingen, wo er in der Universitätsbibliothek nach wichtigen Schriften zur Geschichte der Farbenlehre suchte. Der historische Teil wuchs nun zu einer Darstellung der Wissenschafts- und Geistesgeschichte heran, die weit über die Thematik der Farben hinausging und Goethe als kompetenten Wissenschaftshistoriker erweist.[21]

Im sogenannten *Göttinger Schema* (1801) legte Goethe die sechs Abteilungen des didaktischen Teils in ihrer späteren Abfolge fest; der polemische und der historische Teil erscheinen noch nicht als eigenständige Abschnitte. Nach einer neuerlichen Gesamtrevision der vorhandenen Materialien im Frühjahr 1803 konnte im Oktober 1805 schließlich der Druck beginnen. Das Unternehmen stockte jedoch immer wieder, vorwiegend aufgrund von Krankheiten Goethes sowie der Kriegsereignisse im Herbst 1806 mit anschließenden Plünderungen in Weimar. Im Februar 1807 war der Druck des didaktischen Teils abgeschlossen. Goethe glaubte, 1808 das gesamte Werk vorlegen zu können, so daß (heute sehr wertvolle) Separatdrucke des didaktischen Teils mit der Jahreszahl 1808 erschienen. Die Arbeit am polemischen Teil hatte Goethe im Dezember 1806 begonnen, sich Punkt für Punkt noch

19 Vgl. hierzu den Beitrag von Yoshito Takahashi im vorliegenden Band, S. 105-114.

20 *Temperamentenrose* (FA I, 23.2, S. 208, 395-397 [Kommentar]). – Einige Jahre später (wohl 1806) befragte Goethe »eine Gesellschaft Frauenzimmer« in Weimar über ihre Eindrücke bei der Kombination bestimmter Farben auf Stoffstreifen. Dazu: *Wirkung der Farben auf den Menschen* (FA I, 23.2, S. 294).

21 Angelika Groth: *Goethe als Wissenschaftshistoriker*. München 1972.

einmal mit Newton auseinandergesetzt, doch bald verlor er über »den dornenvollen polemischen Pfaden« (an Alexander von Humboldt, 3.4.1807; WA IV, 19, S. 298) den Spaß an der Arbeit, so daß der Druck dieses Teils erst im Januar 1810 vollendet werden konnte. Die Anfänge des historischen Teils gingen zusammen mit dem didaktischen im Herbst 1805 in Druck, doch war Goethe noch im Frühjahr 1810 bei der Arbeit. Mehrere Vertraute halfen ihm bei der Redaktion, mit Übersetzungsarbeiten oder eigenständigen Kapiteln (Friedrich August Wolf, Friedrich Wilhelm Riemer, Johann Heinrich Meyer, Karl Ludwig von Knebel, Thomas Johann Seebeck). Am 16. Mai 1810 erschien das Werk *Zur Farbenlehre* in einer Auflage von 500 Exemplaren auf weißem und 250 Exemplaren auf grauem Papier. Goethe bestieg unverzüglich die Kutsche nach Böhmen und empfand das Datum als Befreiungstag nach zwanzigjähriger Auseinandersetzung mit der Thematik. Noch war ihm unbekannt, daß kurz zuvor (1808) der Franzose Étienne Louis Malus die Polarisation des Lichts entdeckt hatte und die *Farbenlehre* damit bereits Erweiterungen entgegensah, die Goethe später mit seiner Abhandlung *Entoptische Farben* (1820) neben zahlreichen weiteren *Nachträgen zur Farbenlehre* in seiner Zeitschrift *Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie* (1817-1824) leistete.

Goethes langer und beschwerlicher Weg auf dem Gebiet der Farbenlehre, zu diesem »Revolutionsbuch der wissenschaftlichen gesunden Vernunft« (Knebel an seine Schwester Henriette, 21.8.1810; LA II, 6, S. 406), war also 1810 mit dem Erscheinen des Werks keineswegs abgeschlossen, im Gegenteil: Bis kurz vor seinem Tod beschäftigten Goethe Phänomene der Farbenlehre, noch im Februar 1832 korrespondierte er mit Sulpiz Boisserée über den Regenbogen,[22] an seinem letzten Lebenstag, am 22. März 1832, ließ er sich von der Schwiegertochter Ottilie eine Mappe zur Farbenlehre vorlegen.

Zum Inhalt: Die *Farbenlehre* besteht aus zwei Bänden und einem Heft, das eine Übersicht über das Gesamtwerk sowie 17 Tafeln mit Erläuterungen liefert. Der erste Teil des ersten Bandes ist dem didaktischen Teil gewidmet, den Goethe zurückhaltend *Entwurf einer Farbenlehre* nennt. Dieser liefert den Kern von Goethes *Farbenlehre*, die Darlegung seiner eigenen Vorstellungen, die in vielen Jahren gereift waren. Am Anfang der sechs Abteilungen, die durch eine Zugabe – einen langen Brief des Malers Philipp Otto Runge – ergänzt werden, steht die Diskussion der physiologischen Farben, die für Goethe den höchsten Stellenwert einnahmen. Die Hervorhebung der physiologischen Komponente deutet auf eine *aktive* Mitwirkung des Auges an allen Vorgängen des Farbenwesens. Die Vorstellung objektiver, außerhalb der menschlichen Existenz vorhandener Phänomene – für die Physik selbstverständlich – war für Goethe undenkbar. Licht und Farben als physikalische Qualitäten zu deuten, die lediglich als *äußere* Reize anzusehen seien, schien ihm unmöglich. Vielmehr reagiert das Auge aktiv und spezifisch auf das aus der Umgebung ihm Dargebrachte und erzeugt aus eigener Leistung in seiner Reaktion die Phänomene und Erscheinungen, die Farben genannt werden. Eine Farbempfindung

22 *Verhandlungen mit Herrn Boisserée den Regenbogen betreffend. 1832* (FA I, 25, S. 839-846).

ist demnach immer ein komplexes Zusammenspiel aus äußerer, objektiver Vorgabe und spezifischer Antwort des subjektiv reagierenden Sinnesorgans Auge. Was die Physiologie schließlich als objektivierbare Sehvorgänge deuten sollte, blieb bei Goethe noch ganz dem jeweiligen Individuum verbunden. Die Farbenwelt ist immer in erster Linie ein Erlebnis des einzelnen, konkreten Menschen. Goethes Vertrauen in das ihm wichtigste Sinnesorgan war grenzenlos. Begriffe wie ›optische Täuschung‹ oder gar ›optischer Betrug‹ wollte er nicht gelten lassen, denn das Auge konnte sich nach Goethes Auffassung nicht irren.

Nach heutiger Diktion untersuchte Goethe im physiologischen Teil seiner *Farbenlehre* in erster Linie Phänomene des Simultan- und Sukzessivkontrastes, die sich bei der Beobachtung als farbige Schatten oder negative bzw. komplementäre Nachbilder einstellen. Die Physiologie seiner Zeit hat ausgesprochen positiv auf diese Aspekte von Goethes *Farbenlehre* reagiert, zumal dadurch auch der Weg geebnet wurde, ursprünglich als pathologisch angesehene Vorgänge als physiologisch normale zu deuten (Johannes Evangelista Purkinje, Johannes Müller).[23] Den Primat des Auges, also des Physiologischen, hatte Goethe bereits in einem Brief an Schiller vom 15. November 1796 als Zielsetzung angedeutet: »Es wird wenn Sie wollen eigentlich die Welt des Auges, die durch Gestalt und Farbe erschöpft wird« (WA IV, 11, S. 264).

Die zweite Abteilung des didaktischen Teils ist den physischen (d. h. physikalischen) Farben gewidmet. Hier geht es vor allem um Phänomene der Lichtausbreitung und deren Beeinflussung durch Brechung, Spiegelung oder Beugung. Dabei entwickelte Goethe streng systematisch seine durch Beobachtung von Kantenspektren gewonnene Überzeugung, daß Farben immer nur an einer Grenze von hellen und dunklen Flächen entstehen können, immer Licht *und* Finsternis voraussetzen, zu denen als konstitutives Element ein trübes Medium hinzukommen muß. Goethes Urphänomen der *Farbenlehre*, die einfachste Basis, die für den Beobachter wahrnehmbar ist, aber nicht weiter erklärbar erscheint, zeigt sich in der Entstehung der Grundfarben Blau und Gelb in der Erdatmosphäre. Das Weltall ist durch totale Finsternis charakterisiert; tritt ein trübes Medium (wie hier die Erdatmosphäre) hinzu, so entsteht unter Mitwirkung des Sonnenlichts das Blau des Himmels. Die Sonne als Licht spendender, farbloser Körper erscheint, durch die Atmosphäre betrachtet, gelb. Durch Zu- oder Abnahme der Trübe entstehen im Zusammenwirken mit Licht oder Finsternis andere Farben wie z. B. das Rot des Morgen- oder Abendrots. Die Atmosphäre ist indes nur *ein* Beispiel für ein trübes Medium; auch der Rauch aus einem Schornstein, ein Opal, ein Prisma, eine Glasscheibe oder eine Linse wirken im gleichen Sinn. (Der Ausdruck ›trüb‹ ist also nicht in heutigem Sinne zu verstehen.) Die Trübe hat ihre Entsprechung wiederum im geistig-sittlichen Bereich: »Lieben und Hassen, Hoffen und Fürchten sind auch nur differente

23 Johannes Evangelista Purkinje: *Beobachtungen und Versuche zur Physiologie der Sinne*. 2 Bde. Prag 1823/1825; Bd. 2 [Goethe gewidmet]: *Neue Beiträge zur Kenntnis des Sehens in subjektiver Hinsicht*. – Johannes Müller: *Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen und der Tiere*. Leipzig 1826, vor allem S. 393-397; ders.: *Handbuch der Physiologie des Menschen*. 2 Bde. Koblenz 1837/1840; vor allem Bd. 2, S. 298-300.

Zustände unsres trüben Inneren, durch welches der Geist entweder nach der Licht- oder Schattenseite hinsieht« (Tagebuch, 25.5.1807; WA III, 3, S. 213).

Die chemischen Farben, die Goethe in der dritten Abteilung des didaktischen Teils beschreibt, sind immer mit dem sie tragenden Körper verbunden und beständig. Hier sind die Farben der Mineralien, der Pflanzen und Tiere ebenso gemeint wie die Malerfarben, die Pigmente.

Neben den physiologischen Erörterungen hat vor allem die sechste Abteilung des didaktischen Teils, überschrieben mit *Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe*,[24] die positiven Stimmen in der Rezeptionsgeschichte des Werks hervorgerufen. Hier setzte sich Goethe – erstmalig in dieser Form in der Geschichte der Farbenlehre überhaupt – mit der ästhetischen Wirkung der Farben auseinander und wandte sich direkt an die Maler;[25] hier beantwortete er letzten Endes seine in Italien gestellte Ausgangsfrage über die Wirkungen des Kolorits und dessen gesetzmäßige Verwendung. Besonders in diesem Abschnitt entwickelte Goethe die wesentlichen Leitbegriffe, die seine Auffassung von den Phänomenen der Welt und der menschlichen Existenz, vom Körperlichen, Geistigen und Sittlichen prägen. Letztlich ging es Goethe in seiner jahrzehntelangen Auseinandersetzung mit dem Farbenwesen um den Nachweis, daß sich dieses Gebiet mit den gleichen Leitgedanken und Ideen ordnen und verstehen lasse, die jedem seiner Tätigkeitsfelder als Dichter und Naturforscher zugrunde liegen. »Wenn ein paar große Formeln glücken, so muß das alles Eins werden, alles aus Einem entspringen und zu Einem zurückkehren« (WA IV, 21, S. 354), hatte Goethe am 19. Juli 1810 an Georg Sartorius geschrieben. Die »paar großen Formeln« manifestieren sich in wenigen Grundbegriffen, die auch in der Farbenlehre den Zugang erlauben: Polarität und Steigerung, Totalität und Harmonie, schließlich im schon erwähnten Urphänomen, der ›letzten Instanz‹ von Goethes Erkenntnismethode.

Polarität setzt zwar zwei Größen voraus; diese sind aber paarweise auftretende Einzelerscheinungen einer ursprünglichen Einheit, die auseinandertritt, um sich wieder zu finden: »Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das Leben der Natur; dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind« (FA I, 23.1, S. 239). Ein Teil des polaren Phänomens fordert den anderen und umgekehrt: Beim Magneten kann der Südpol nicht ohne den Nordpol gedacht werden, Ausatmen setzt das Einatmen voraus, wahre Liebe wird nur möglich durch die Fähigkeit zu hassen. Auch in der *Farbenlehre* macht sich Polarität als dominierendes Ordnungs- und Erklärungsmuster ständig bemerkbar. Die Urpolarität ist gegeben durch den Gegensatz von Licht und Finsternis, die aber (anders als bei Newton, der sich ausschließlich für die Analyse des Lichts interessiert) nur im Zusammenwirken Farben hervorrufen können. Zur Polarität tritt als zweites Moment die Steigerung hinzu. Goethe fand sie bei den Pflanzen im Wechsel der Blattformen in ihrem Aufstieg zur Blüte; er verfolgte sie in ihren einzelnen Stufen vom Mechanisch-Zufäl-

24 *Zur Farbenlehre* (FA I, 23.1, S. 247-284).

25 Vgl. Ulrich Otto: *Die Bedeutung von Goethes Farbenlehre für den Maler*. In: *Goethes Bedeutung für das Verständnis der Naturwissenschaften heute*. Kolloquium 26.-28. November 1982. Bayreuth [1982], S. 423-452.

ligen in der Materie bis zu den höchsten Dimensionen des Geistigen im Genialen.[26] Der Farbenkreis spiegelt die Gesetze der Steigerung im Farbenreich wider, in dem die Farbe Rot/Purpur als höchste Steigerungsform, als edle Mischung der gesteigerten Farben Gelbrot und Blaurot, gilt.

Der polemische Teil ist als zweiter Teil des ersten Bandes der *Enthüllung der Theorie Newtons*, der punktuellen Auseinandersetzung mit dem ersten Buch der *Optik* von Newton gewidmet, die dieser erstmals 1704 vorgelegt hatte. Am 26. Juni 1792 entlieh Goethe zuerst die lateinische Fassung des Werks aus der Weimarer Bibliothek, *nachdem* er sein spontanes Negativurteil über Newton bereits formuliert hatte. Im Sommer 1794 ließ er sich das englische Original in der 4. Auflage (1730) von Fritz von Stein in London besorgen.

Der eigentliche Streitpunkt in Goethes Newton-Polemik[27] bezieht sich auf einen Aspekt der physikalischen Optik, Newtons Entdeckung der Zerlegung des Lichts in seine Spektralfarben. Kennzeichnend ist, daß Newton in seiner Methodik das natürliche Phänomen auf ein Minimum reduzierte und sich auf künstliche Mittel konzentrierte. Das Sonnenlicht wurde auf einen winzigen Durchlaß beschränkt und auf eine genau ausgemessene Abfolge von Prismen geworfen. Goethe war nicht in der Lage, Newtons Erkenntnismethode wirklich zu begreifen. Im Vergleich mit seiner eigenen stellte er freilich die unglaublichsten Abweichungen fest, die ihm sämtlich suspekt und abartig erschienen. In der *Farbenlehre* nannte Goethe Newtons Vorstellungen schließlich (wörtlich:) närrisch, lächerlich, ungereimt, abstrus und fratzenhaft. Newton erschien als Falschspieler, der bewußt betrog und seine ganze Energie dafür verwandte, den selbst in die Welt gesetzten Irrtum zu erhalten und zu bestärken. Goethe glaubte, die Theorie Newtons »enthüllen«, sie geradezu Punkt für Punkt als Vergehen entlarven zu müssen, weil er sie trotz aller Unvergleichbarkeit als rivalisierende Theorie zu seinen eigenen Vorstellungen auffaßte, von deren absoluter Richtigkeit er überzeugt war. Es gibt keinen Zweifel daran, daß Goethes Newton-Polemik fachlich, d. h. bezüglich der physikalischen Optik, abwegig ist und in der vorgetragenen Form, mit der Unterstellung des bewußten Betrügens, im Grunde einen Skandal in der Wissenschaftsgeschichte darstellt. Man darf jedoch nicht übersehen, daß Goethes extreme Haltung gegenüber Newton keineswegs seine gesamte *Farbenlehre*, sondern nur deren physikalisch-optischen Teil bestimmt. Anders formuliert: Goethes Irrtümer diskreditieren keineswegs sein gesamtes Werk.

Die Feststellung der sachlichen Haltlosigkeit von Goethes Angriffen erklärt noch nicht die Motive seiner Polemik. Newtons Lehre und Methodik hatten alle für Goethe im Umgang mit der Natur entscheidenden Aspekte eliminiert; sie mußten

26 Vgl. FA I, 25, S. 795 f.

27 Vgl. Frederick Burwick: *The Damnation of Newton: Goethe's Color Theory and Romantic Perception*. Berlin 1986. – Kurt Robert Eissler: *Goethe. Eine psychoanalytische Studie, 1775-1786*. Bd. 2. München 1987, S. 1265-1270. – Dennis L. Sepper: *Goethe contra Newton. Polemics and the Project of a New Science of Color*. Cambridge u. a. 1988. – Wolfgang Buchheim: *Der Farbenlehrestreit Goethes mit Newton in wissenschaftsgeschichtlicher Sicht*. Berlin 1991.

ihm nicht nur zuwider sein, sondern auch wegen ihrer großen Bedeutung für die gesamten Naturwissenschaften und die Technik Angst machen, denn unbestritten führt der Weg Newtons weg von der sinnlich wahrnehmbaren Natur als konkreter Umwelt des lebenden Menschen in die Abstraktion von zerlegten, apparativ zu bearbeitenden Naturobjekten, die nicht mehr in ihrem ursprünglichen Zusammenhang geschaut werden können. Da aber für Goethe die Außenwelt über die sinnliche Wahrnehmung mit dem Menschen eine Einheit bildet, das Anschauen gleichzeitig ein Theoretisieren ist und das Auge nur seine Leistungen erbringen kann, weil es ›sonnenhaft‹, d.h. mit dem Objekt letzten Endes nahezu identisch ist, bedeutet die Entrückung des Phänomens aus der ursprünglich natürlichen Einbindung in die Experimentierstube des Naturgelehrten (z.B. die Newtonsche Dunkelkammer) gleichzeitig den Verlust des Weltbezugs für den Menschen, wobei der phänomenale Charakter des Geschauten verlorengeht. Hier liegt im übrigen die gemeinsame Wurzel von Goethes Newton-Polemik und Romantik-Kritik.[28]

Der historische Teil umfaßt nahezu den gesamten zweiten Band der *Farbenlehre*. Hier lieferte Goethe eine Übersicht über die Vorstellungen von den Farben, die – nach einem kurzen Kapitel über die Urzeit – mit den Griechen beginnt und sich bis in die Gegenwart erstreckt, indem sie in der *Konfession des Verfassers* mit einem Resümee seines Anteils an diesem Fach abschließt. Die Darstellung wechselt zwischen eigener Schilderung, der Darbietung von Zitaten oder längerer Quellentexte (teilweise in Übersetzung) sowie der knappen, kaum kommentierten Angabe von Literatur. Im Mittelpunkt von Goethes Erörterungen stehen die Forscherpersönlichkeiten. Seine Überzeugung, daß Wissenschaft immer vom einzelnen, konkreten Menschen ausgehe, drückt sich darin aus, daß er dem biographischen Element Raum gibt: »Ja eine Geschichte der Wissenschaften, insofern diese durch Menschen behandelt worden, zeigt ein ganz anderes und höchst belehrendes Ansehen, als wenn bloß Entdeckungen und Meinungen an einander gereiht werden« (FA I, 23.1, S. 518), schreibt Goethe in seiner Einleitung.

Die Darstellung weist hier über die Thematik der *Farbenlehre* oftmals hinaus. Es geht ebenso darum, bestimmte Formen der wissenschaftlichen Methodik zu charakterisieren, die Art und Weise zu bezeichnen, wie sich Menschen in den verschiedenen Jahrhunderten den Gegenständen der Natur genähert haben. Dabei wird auch in Kauf genommen, wenn das Farbenwesen nur am Rande gestreift oder gar völlig ausgeklammert wird. In diesem Sinne erhebt sich Goethes Darstellung zu einer universalen Wissenschaftsgeschichte, einer Geistesgeschichte der Naturbetrachtung, die Goethe selbst gegenüber Knebel am 25. Februar 1807 »als ein Symbol der Geschichte aller Wissenschaften« (WA IV, 19, S. 275) bezeichnet hat. Wenn Goethe am 11. Mai 1810 an Charlotte von Stein schreibt, er sei durch die *Farbenlehre* »zu einer Cultur gelangt, die ich mir von einer andern Seite her schwerlich verschafft hätte« (WA IV, 21, S. 290), so dürfte sich dieses in erster Linie auf die zahlreichen historischen Studien in diesem Zusammenhang beziehen. Die *Materialien zur Ge-*

28 Hans Joachim Schrimpf: *Über die geschichtliche Bedeutung von Goethes Newton-Polemik und Romantik-Kritik*. In: *Gratulatio. Festschrift für Christian Wegner*. Hamburg 1963, S. 63-82.

schichte der Farbenlehre, dieser »durch die Jahrtausende führende Roman des europäischen Gedankens« (Thomas Mann),[29] erscheinen nur bei oberflächlicher Betrachtung locker aneinandergereiht, vielmehr entspricht dem Aufbau des Werkes ein bestimmter Spannungsbogen, der sich in der Durchformung und Sprache der einzelnen Abschnitte bemerkbar macht.[30]

Der historische Teil der *Farbenlehre* hat in der Forschung kaum Beachtung gefunden. Ganz im Gegensatz zu einer solchen Mißachtung liefert dieser Teil des Werkes zahlreiche Einblicke in Goethes Wissenschaftsverständnis und seinen »Geist wahrer tiefer Humanität […]. […] der wissenschaftliche Mensch selbst wird gleichsam aufgerufen, vor allem ein Mensch zu sein« (Karl Ludwig von Knebel an Goethe, 10.8.1810; LA II, 6, S. 404).

»Der Mensch an sich selbst,« – so Goethe in einem Aphorismus – »in so fern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann, und das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat, und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen […] will« (FA I, 25, S. 104). Damit wird noch einmal deutlich unterstrichen, daß bei Goethe Naturstudien immer vom Subjekt, von einem konkreten Menschen, einer Forscherpersönlichkeit, ausgehen, daß sie einem Individuum vor Augen treten, daß sie durchaus eine ästhetische Komponente haben können und daß sie eben *nicht* exakt definierbares Experiment mit prinzipiell austauschbarem Experimentator sind. Der Naturforscher steht – und dies ist für Goethes Methodik kennzeichnend – nicht dem Untersuchungsgegenstand gegenüber, sondern bildet mit diesem gleichsam eine Einheit, in der Subjekt und Objekt gleichermaßen aufgehoben sind.

In diesem Sinne äußert sich Goethe gegenüber Eckermann am 26. Februar 1824 über seine *Farbenlehre*:

> […] hätte ich nicht die Welt durch Antizipation bereits in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben […]. Das Licht ist da und die Farben umgeben uns; allein trügen wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, so würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen. (MA 19, S. 89)

29 Thomas Mann: *Phantasie über Goethe* (1948). In: ders.: *Leiden und Größe der Meister*. Frankfurt a. M. 1982, S. 314.

30 Dorothea Kuhn: *Goethes »Geschichte der Farbenlehre« als Werk und Form*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 34 (1960), S. 356-377.

MARTIN BASFELD

*Die vier Elemente in Goethes Witterungslehre**

Goethe hat sich sein ganzes Leben mit der antiken Lehre der vier Elemente Erde, Wasser, Luft und Feuer beschäftigt.[1] Seine Dichtungen, seine Reisebeschreibungen wie auch seine naturwissenschaftlichen Werke enthalten zahlreiche Spuren dieser Auseinandersetzung. Schon in der väterlichen Bibliothek fand Goethe die wichtigsten Werke, die ihn mit der Grundidee des Empedokles bekannt machten, daß der Ausgleich der Kräfte von Liebe und Haß durch das Wirken der Elemente die ganze im Werden und Vergehen der Gestalten lebende Welt in Bewegung halte. Am deutlichsten wird der Einfluß dieser Vorstellungen auf Goethes Denken in seinen meteorologischen Studien. Sie gehören zu seinem späten wissenschaftlichen Werk. Trotz häufig vorkommender Wettersymbolik in seinen Dichtungen[2] und vielfältiger Wetterbeobachtungen scheint Goethe erst ab 1815 systematische Wettererkundungen betrieben zu haben. Entscheidende Anregung erhielt er dabei durch eine Veröffentlichung Luke Howards aus dem Jahr 1803,[3] in der zum ersten Mal die auch heute noch gültige Terminologie für die Klassifizierung der Wolkenformen mit ihren Grundtypen *Stratus* (Schichtwolken), *Cumulus* (Haufenwolken), *Cirrus* (Schäfchen- und Federwolken) und *Nimbus* (Regenwolken) vorgetragen wurde. Darin fand Goethe endlich ein Schema, das Übergängliche und Schwankende der Wolkenbildungen gestaltlich zu fassen: »Doch ihm erteilen luftige Welten / Das Übergängliche, das Milde, / Daß er es fasse, fühle, bilde«, dichtet er in *Wohl zu merken* (FA I, 25, S. 244).[4] Die Witterung ist nichts, was wir ausschließlich ohne Beteiligung wie ein von uns getrenntes Studienobjekt betrachten können. Im *Versuch einer Witterungslehre* schreibt Goethe dazu:

> Die Witterung offenbart sich uns insofern wir handelnde wirkende Menschen sind, vorzüglich durch Wärme und Kälte, durch Feuchte und Trockne, durch Maß und Übermaß solcher Zustände, und das alles empfinden wir unmittelbar ohne weiteres Nachdenken und Untersuchen. (FA I, 25, S. 274)

Der Mensch wird in seinen Lebenszuständen von der Atmosphäre, die ihn umgibt, vielfältig beeinflußt. Das Wetter erschließt sich nicht nur dem betrachtenden, son-

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Goethes Wolkenformen. Die Witterungslehre in seinem Werk*.

1 Vgl. Ralph Häfner: *Elemente*. In: Goethe-Handbuch, Bd. 4.1, S. 242-244.

2 Vgl. Albrecht Schöne: *Über Goethes Wolkenlehre* [1968]. In: ders.: *Vom Betreten des Rasens*. München 2005, S. 132-163.

3 Luke Howard: *On the Modifications of Clouds, and on the Principles of their Production, Suspension, and Destruction*. In: *Tilloch's Philosophical Magazine* 16 (1803) 62, S. 97-107; 16 (1803) 64, S. 344-357; 17 (1803) 65, S. 5-11.

4 Die meteorologischen Schriften Goethes werden nach FA I, 25 zitiert.

dern vor allem auch dem tätigen Menschen, indem es ihn in seiner Aktivität fördert (z. B. sonniges, klares und mäßig warmes Wetter) oder lähmt (z. B. schwüles, trübes und zu heißes Wetter).

Da Wärme, Luftbewegung, Feuchtigkeit und Landschaftsprofil Witterung und Klima bestimmen, liegt es nahe, das antike Konzept der vier Elemente als einfachste Formen der materiellen Welt bei ihrer Beschreibung zugrunde zu legen. Dazu wieder aus der *Witterungslehre*:

> Die Elemente daher sind als kolossale Gegner zu betrachten, mit denen wir ewig zu kämpfen haben, und sie nur durch die höchste Kraft des Geistes, durch Mut und List, im einzelnen Fall bewältigen.
>
> Die Elemente sind die Willkür selbst zu nennen; die Erde möchte sich des Wassers immerfort bemächtigen und es zur Solideszenz zwingen; als Erde, Fels oder Eis, in ihren Umfang nötigen.
>
> Eben so unruhig möchte das Wasser die Erde die es ungern verließ, wieder in seinen Abgrund reißen, die Luft die uns freundlich umhüllen und beleben sollte rast auf einmal als Sturm daher uns niederzuschmettern und zu ersticken; das Feuer ergreift unaufhaltsam was von Brennbarem, Schmelzbarem zu erreichen ist. (FA I, 25, S. 295 f.)

Die auf Intentionalität deutenden Begriffe (Gegner, Willkür, bemächtigen, freundlich umhüllen etc.), die Goethe in seiner Charakterisierung der Elemente verwendet, verweisen darauf, daß hier nicht von physikalischen Kräften im heutigen Sinne die Rede ist. Kräfte wirken zwischen den Körpern oder als Kraftfelder im Raum. Die Eigenschaften der Aggregatzustände (das, was in der Physik und Chemie von den antiken Elementen übrigblieb) werden als Folge sich wandelnder Bindungskräfte zwischen den Molekülen gedeutet. Sie werden ohne jede intentionale oder vitale Eigenschaft gedacht. Das war in der Antike anders. Aristoteles überliefert die Elementenlehre unter zwei lebensweltlichen Aspekten: einem irdisch-menschlichen[5] und einem kosmisch-göttlichen.[6]

Vom irdisch-menschlichen Gesichtspunkt aus erscheinen die Elemente als Folge der Einwirkung der vier Formqualitäten, der aktiven – warm und kalt – sowie der passiven – *Hygrón* (feucht, flüssig) und *Xerón* (trocken, fest) –, auf die formbare Materie (*Hyle*). Diese vier Qualitäten ergeben sich aus den Erfahrungen des eigenen Leibes im Umgang mit den materiellen Stoffen z. B. bei der Nahrungszubereitung, der Heilmittelherstellung und der handwerklichen Bearbeitung. Es gibt Körper, die sich leicht jeder äußeren Form anpassen, diese erfüllen, sich aber selbst schwer oder gar nicht voneinander abgrenzen lassen. Diese nennen wir feucht oder flüssig. Sich berührende Wassertropfen fließen in einen zusammen, Gase durchdringen sich,

5 Vgl. Aristoteles: *Meteorologie. Buch IV*. Übers. von Hans Strohm. Berlin 1979; ders.: *Über Entstehen und Vergehen*. Übers. von Paul Gohlke. In: Aristoteles: *Über den Himmel. Vom Werden und Vergehen*. Paderborn 1958; Gernot Böhme, Hartmut Böhme: *Feuer, Wasser, Erde, Luft. Eine Kulturgeschichte der Elemente*. München 1996, S. 111-121.

6 Vgl. Aristoteles: *Physikvorlesung*. Übers. von Hans Wagner. Berlin 1983; ders.: *Vom Himmel*. Übers. von Olof Gigon. In: Aristoteles: *Vom Himmel, Von der Seele, Von der Dichtkunst*. München, Zürich 1983, S. 55-180.

Wasser und Luft erfüllen jeden ihnen gebotenen Hohlraum. Andere Körper umgrenzen sich selbst und lassen sich in ihrer Form schwer verändern. Die Erde nennen wir fest und trocken. Aber auch das Feuer läßt sich nicht umgrenzen, da es keine definierte Körperlichkeit hat, so daß es sich jeder Formumwandlung entzieht. Es ist daher ebenfalls trocken.

Bezeichnen *Hygrón* und *Xerón* das passive Verhalten der Körper gegenüber Gestaltungsimpulsen von außen (rühren, hämmern, treiben, schnitzen, raspeln, biegen, ziehen, drücken usw.), so verweisen die aktiven Qualitäten ›warm‹ und ›kalt‹ auf innere Eigenschaften. Es handelt sich dabei nicht um Temperaturunterschiede im heutigen Sinne. Das Warme ist vielmehr das, was »Stoffe gleicher Gattung sammelt (jenes Trennen, was man dem Feuer zuschreibt, ist ja nur ein Sammeln des Gleichartigen, wobei natürlich das Fremdartige ausgeschieden wird)«.[7] Verbrennt z. B. Holz, trennen sich die flüchtigen Stoffe (Abgase, ätherische Öle) von den nicht flüchtigen Stoffen (Aschebestandteile). Erstere steigen gemeinsam auf, letztere sammeln sich am Boden. Das Kalte ist das, was »zusammenzieht und in ähnlicher Weise das Gleichartige und das Ungleichartige sammelt«.[8] Kälte ist also zugleich auch Schwere, durch die alles, was materiell ist, unabhängig von seinen sonstigen Eigenschaften, zusammengehalten wird. Feuer ist also trocken und warm, weil es nicht umgrenzt werden kann und das Schwere vom Leichten, Flüchtigen trennt. Luft ist feucht und warm, weil sie sich allen Formen anpaßt, keine Oberfläche bildet und leicht ist. Wasser ist feucht und kalt, weil es dieselben Fließeigenschaften wie Luft hat und sich jedoch unter seiner Oberfläche, die aber beweglich und durchdringlich erscheint, zusammenhält. Erde ist trocken und kalt, weil sie sich unter einer fest umgrenzten Oberfläche zusammenhält.

Unter kosmisch-göttlichem Aspekt betrachtet, hat jedes Element seinen natürlichen Ort im Weltganzen. Der Erdplanet bildet die Mitte der Welt, umgeben von der Atmosphäre. Diese grenzt an die Sphäre des Äthers, in der sich die Planeten als lebendige, beseelte Wesen bewegen. Sie alle erhalten ihren ursprünglichen Bewegungsimpuls vom ›unbewegten Beweger‹ (Gott)[9] jenseits der Fixsternsphäre.

Jedes Element strebt von sich aus an seinen natürlichen Ort: die schweren Elemente Erde und Wasser nach unten zur Weltmitte, die leichten Elemente nach oben zur Weltperipherie. Ein Stein fällt also nicht deshalb zu Boden, weil er von der Schwerkraft angezogen wird, sondern weil er ein natürliches Bestreben hat, sich zum Zentrum der Welt hin zu bewegen. Daß nun Festes, Flüssiges, Warmes und Kaltes in allen unlebendigen, lebendigen und beseelten Körpern gemischt ist, also keineswegs immer an seinem natürlichen Ort ist, liegt an den wechselnden Einflüssen von Mond, Sonne und Planeten auf die Erde, die die Elemente zwingen, nicht nur ihrem natürlichen Bewegungsdrang zu folgen, sondern auch erzwungene Bewegungen auszuführen. So zieht die Wärme der Sonne z. B. auch das Wasser mit der heißen Luft nach oben. Es bilden sich Wolken. Werden diese zu schwer, folgt das Wasser wieder seinem natürlichen Drang, und es beginnt zu regnen.

7 Siehe Aristoteles: *Über den Himmel* (Anm. 4), S. 244.
8 Ebd.
9 Siehe Aristoteles: *Physikvorlesung* (Anm. 5), Buch VIII; sowie Aristoteles: *Metaphysik XII*. Übers. von Hans-Georg Gadamer. Frankfurt a. M. 1984.

Die beiden beschriebenen Aspekte der Aristotelischen Elementenlehre kommen an zahlreichen Stellen der Goetheschen Texte zur Meteorologie zum Vorschein. So heißt es am Ende der dritten Strophe seines Gedichtes *Howard's Ehrengedächtnis* zusammenfassend über die Prozesse der Wolkenbildung: »Wie Streife steigt, sich ballt, zerflattert, fällt« (FA I, 25, S. 238). Der äußere Gegensatz verweist auf das Leichte und Schwere, der mittlere auf das Zentrieren und Auflösen. Wir haben es also vor allem mit dem Warmen (leicht und auflösend) und dem Kalten (schwer und zusammenziehend) als aktiven Gestaltungsqualitäten zu tun. Ihre Wirkungen stellt Goethe in den klassischen kosmischen Gegensatz. So heißt es in der *Cirrus*-Strophe desselben Gedichtes: »So fließt zuletzt was unten leicht entstand / Dem *Vater* oben still in Schoß und Hand« (FA I, 25, S. 240). In der *Nimbus*-Strophe dagegen charakterisiert er den herabströmenden Regen, das Gewitter als »Der Erde tätig-leidendes Geschick!« (ebd.). Zwischen der Region des Vater-Göttlichen und der Erde spielt sich das Geschehen der Wolkenmetamorphose ab. Es sind die Regionen, nach der das Feuer (das Warme und Trockene) bzw. die Erde (das Kalte und Trockene) streben. Zwischen ihnen liegen die Regionen der Luft und des Wassers (das Feucht-Warme und Feucht-Kalte) als eigentliche Medien der atmosphärischen Erscheinungen, die im Ballen und Zerflattern der Wolkenformen sichtbar werden.

Goethe teilt die Atmosphäre in eine obere, mittlere, untere und unterste Region. Die Witterungsphänomene erklärt er sich zunächst aus dem Konflikt zwischen oben und unten. Überwiegt die obere Region, herrscht trockenes, klares, ruhiges Hochdruckwetter. Überwiegt die untere Region, herrscht feuchtes, wolkiges, bewegtes Tiefdruckwetter.

> Die Herrschaft der obern Region manifestiert sich durch trocknes, helles Wetter, die Atmosphäre ist in einem Zustande daß sie Feuchtigkeit in sich aufnehmen, tragen, emporheben kann, sei es nun daß sie das Wäßrige zerteilt in sich enthalte, oder daß sie solches verändert, in seine Elemente getrennt in sich aufnehme. (FA I, 25, S. 231)

Die Herrschaft der unteren Region ist die Region der fallenden Regentropfen. Die mittlere Region ist der eigentliche Ort der Wolkenbildung, entweder in der Form der horizontalen Schichtenbildung (*Stratus*), die auf und absteigen kann, oder in der kräftigen vertikalen Gestaltung der großen Kumuluswolken. An ihnen läßt sich die polare Wirkung der Regionen zwischen unendlichem Raum und irdischem Boden besonders gut in der Gestaltbildung beobachten.

> Gewinnt nun die obere Region, ihre trocknende, Wasser auflösende, in sich aufnehmende Gewalt, die Oberhand, so werden diese geballten Massen an ihrem oberen Saum aufgelöst, aufgezupft, sie ziehen sich flockenweise in die Höhe und erscheinen als Zirrus und verschwinden zuletzt in dem unendlichen Raum. Überwindet nun aber die untere Region, welche die dichteste Feuchtigkeit an sich zu ziehen und in fühlbaren Tropfen darzustellen geneigt ist, so senkt sich die horizontale Basis des Kumulus nieder, die Wolke dehnt sich zum Stratus, sie steht und zieht schichtweise und stürzt endlich im Regen zu Boden, welche Erscheinung zusammen Nimbus genannt wird. (FA I, 25, S. 232)

Die drei Regionen sind bei Goethe nicht festen Höhenlagen zugeordnet, sondern bezeichnen funktionelle Schichten der Atmosphäre, die unter den verschiedensten Umständen – mal näher, mal ferner dem Erdboden – wirksam werden:

> Man nimmt diese drei Regionen als Norm an, bemerkt aber dabei, daß die Disposition der obersten Luft alle Feuchtigkeit in sich vollkommen aufzunehmen, auch bis zur Erde herunter steigen könne, da dann jeder Dunst- und Nebelstreif sogleich in Zirrus aufgelöst und sodann verflüchtigt wird. (ebd.)

Im Laufe der Jahre wird für Goethe das Barometer für die Beobachtung der Witterungserscheinungen immer wichtiger. Seine Zusammenschau von simultanen Wetterdaten aus weit voneinander getrennten Regionen der Erde führte ihn schließlich zu einer physikalisch unhaltbaren Theorie der pulsierenden Schwerkraft der Erde, die den Wechsel von hohem und tiefem Druck erklären soll. Er war sich seiner selbst dabei keineswegs sicher. Er suchte offensichtlich nach einer Möglichkeit, das bisher qualitativ gedachte Zusammenwirken der irdisch orientierten unteren Region mit der himmlisch orientierten oberen Region auch quantitativ darstellen zu können. Dabei ergeben sich auch neue Aspekte der Charakterisierung der Wettererscheinungen vom Gesichtspunkt der Elemente. In seiner Witterungslehre kann man dazu lesen:

> An die Barometer-Erscheinungen knüpfen wir nunmehr das Nächste was der Wolkengestalt entspricht, die Verneinung des Wasserentstehens und die Bejahung desselben. Hoher Barometerstand hebt die Wasserbildung auf, die Atmosphäre vermag die Feuchte zu tragen, oder sie in ihre Elemente zu zersetzen; niederer Barometerstand läßt eine Wasserbildung zu, die oft grenzenlos zu sein scheint. Nach unserer Terminologie würden wir also sagen: zeigt die Erde sich mächtig, vermehrt sie ihre Anziehungskraft, so überwindet sie die Atmosphäre, deren Inhalt ihr nun ganz angehört; was allenfalls darin zu Stande kommt muß als Tau, als Reif herunter, der Himmel bleibt klar in verhältnismäßigem Bezug. (FA I, 25, S. 259)

Hier erscheint zunächst ein offenkundiger Widerspruch zu Goethes früherer Konflikt-Theorie. War dort die Hochdruckwetterlage Ausdruck des Sieges der oberen (himmlischen, warmen und trockenen) Region der Atmosphäre und die Tiefdruckwetterlage Ausdruck des Sieges der unteren (erdbezogenen, feuchten und kalten), so zeigt jetzt hoher Druck die Übermacht der Erde und tiefer Druck die Übermacht der Atmosphäre an. Sieht man davon ab, daß Goethes quantitative Deutung einer pulsierenden Schwerkraft falsch ist, kann man den Widerspruch auflösen. Man muß dabei jedoch konsequent den Fehler vermeiden, die Wirksamkeit der Elemente sich mit dem Wirken physikalischer Kräfte oder Kraftfelder verwandt vorzustellen. Goethes Betrachtungsweise ist eine primär ästhetisch-morphologische. Sie kann dadurch die Naturphänomene des Wetters leichter mit der Lebenswelt des Menschen in Verbindung bringen als eine reine Wetterphysik. In seiner *Farbenlehre* spricht Goethe von der sinnlich-sittlichen Wirkung der Farben, wenn er den Zusammenhang der äußeren Farbwelt mit der Lebenswelt des Menschen im Auge hat. Man kann daher auch von einer Farbenanthropologie re-

den.[10] Ähnliches hat er wohl mit seiner Witterungslehre versucht. An die Stelle der Polarität Licht – Finsternis, die im Medium der Materie die Farberscheinungen der Welt hervorbringt, tritt die Polarität Erde – Wärme, die im Medium der luftig-wäßrigen Atmosphäre durch Schwere und Anziehungskraft einerseits bzw. Erwärmungskraft und Ausdehnung andererseits die Witterungserscheinungen hervorbringt.[11]

Wie läßt sich vor diesem Hintergrund der Widerspruch auflösen? Stabile, großräumige Hochdruckwetterlagen (Antizyklone) bilden sich besonders leicht über Landmassen aus. Sie sind im Sommer heiß, im Winter kalt. Die Feuchtigkeit der Luft, die tagsüber oft unsichtbar bleibt oder nur zarte Wolken bildet, schlägt sich bei nächtlicher Abkühlung nieder, im Sommer als Tau, im Winter oft als Reif. Sie kann auch zu starken Bodennebelbildungen führen. Wir haben es also mit einer Trennung der Elemente zu tun, die oben als typische Wirkung des Feuers beschrieben wurde. Wenn der Wassergehalt der Luft ebenfalls gasförmig ist, dann gehört er zur oberen Region. Die Wolkengestalten zeigen, wenn sie vorhanden sind, immer die Tendenz der Auflösung. Die *Gestaltungskräfte* der Atmosphäre unterliegen also dem Feuerelement von oben. Die *Masse* der Feuchtigkeit, der Inhalt der Atmosphäre, unterliegt dem Erdeinfluß und muß als Tau oder Reif herunter. Erde und Feuer sind trocken. Das Feuer behält das Warme bei sich (insofern siegt die obere Region), die Erde zieht das Kalte zu sich herab (insofern ist die Erde mächtig). In der Hochdruckwetterlage ist die Anziehungskraft der Erde »die Gewalt die den Zustand der Atmosphäre regelt und den Elementen ein Ziel setzt« (FA I, 25, S. 296). Der Einfluß der Erde und des Feuers als Elemente sorgt bei stabiler Hochdruckwetterlage für Ruhe und Beständigkeit sowie dafür, daß alle Elemente an ihrem natürlichen Ort bleiben (Luft und Feuer oben, Wasser und Erde unten).

Tiefdruckgebiete (Zyklone) laden ihre Energie und ihre Feuchtigkeit über dem Meer auf. Sie sind dynamisch, bewegen sich schnell und sind weniger ausgedehnt als die reinen Hochdruckgebiete. In ihnen vermischen sich Luft und Wasser ständig, was zu den unterschiedlichsten Wolkengestalten bis zu Regen und Sturm führt. »Niedriger Barometerstand hingegen entläßt die Elemente« (ebd.). Die Feuchtigkeit wird nicht durch die Übermacht der Erde aus der Atmosphäre abgezogen. Schwere und Anziehungskraft sind vielmehr innerhalb der Atmosphäre in der Tendenz zur Tropfen- oder Eisbildung wirksam. Die Wärme dynamisiert die Luftströmungen jedoch derart, daß selbst faustgroße Eisbrocken durch Strömungen in Kumuluswolken schwebend gehalten werden. Gewinnt also bei zunehmender Schichtdicke der Wolken mit der Tendenz zur Regentropfenbildung die untere, erdbezogene Region an Einfluß, so kann man andererseits sagen, daß die Erde nicht mächtig genug ist, die schweren Elemente ganz aus der Atmosphäre abzuziehen. Sie bleiben daher nicht wie im Hochdruckgebiet an ihren natürlichen Orten, sondern vermischen sich ständig, werden also von der Erde ›entlassen‹.

10 Vgl. Martin Basfeld: »*Zur Farbenlehre*«. In: Goethe-Handbuch, Bd. 3, S. 719-743; ders.: Farbenanthropologie. In: *open eyes 2005. Ansätze und Perspektiven der phänomenologischen Optik*. Berlin 2006, S. 13-32.

11 Vgl. FA I, 25, S. 297.

Die kurzen Ausführungen zeigen, welchen Einfluß die antike Elementenlehre auf Goethes Denken über das Wetter hatte. Wegen ihrer Herkunft aus der menschlichen Lebenswelt kann sie auch noch heute neue Forschungswege eröffnen. Eine phänomenologische Betrachtungsweise der Wärme findet ganz selbstverständlich wieder zu den Ideen der vier Elemente zurück.[12] Wenn diese auch vordergründig keine Rolle mehr bei der physikalischen und chemischen Begriffsbildung spielen, so bestimmen sie doch weiterhin implizit die Struktur der Modelle mit, durch die sich Physiker und Chemiker die Welt der atomaren Wirklichkeit vorstellbar machen.[13] Und wenn im Wetterbericht gemessene und gefühlte Temperatur unterschieden werden oder vor dem gefährlichen Einfluß ungünstiger Witterung auf die Reaktionsfähigkeit im Verkehr gewarnt wird, so deutet dies ebenfalls darauf hin, daß von einer vertieften qualitativen Erforschung des Wetters noch wesentliche Erkenntnisse über den Zusammenhang des Menschen mit der elementaren Natur zu erwarten sind.

12 Vgl. Martin Basfeld: *Wärme: Ur-Materie und Ich-Leib. Beiträge zur Anthropologie und Kosmologie*. Stuttgart 1998, Kap. III-V.

13 Vgl. Martin Basfeld: *Erkenntnis des Geistes an der Materie. Der Entwicklungsursprung der Physik*. Stuttgart 1992, Kap. 1, 8, 12.

GERNOT BÖHME

*»Mir läuft ein Schauer übern ganzen Leib« – das Wetter, die Witterungslehre und die Sprache der Gefühle**

I. Zugang von der Farbenlehre her

Es ist sicherlich nicht verfehlt, sich Goethes Witterungslehre mit Erwartungen zu nähern, die durch seine Farbenlehre geweckt worden sind, ist doch Goethes Begeisterung für Luke Howards Wolkenklassifikation durch das Gefühl motiviert worden, daß er es hier mit einer Zugangsweise zur Natur zu tun habe, wie er selbst sie seit langem in der Farbenlehre praktizierte. Bei mir nun waren diese Erwartungen noch dadurch verstärkt, daß ich in Goethes Farbenlehre das Paradigma einer Phänomenologie der Natur[1] – als Gegenentwurf zur neuzeitlichen Naturwissenschaft – sehe. Eine Phänomenologie der Natur versucht, eine strukturelle Ordnung in den Naturphänomenen aufzudecken, und zwar unter Absehung von kausalen Beziehungen und unter Verzicht auf eine Erklärung aus Nicht-Phänomenalem: »Man suche nur nichts hinter den Phänomenen: sie selbst sind die Lehre« (HA 12, S. 432). Dabei ist unter Phänomen nicht Gegebenes relativ zu einem transzendentalen Subjekt zu verstehen, sondern relativ zum inkarnierten Subjekt, zum Leib. So definiert Goethe bekanntlich Farbe als »die gesetzmäßige Natur in bezug auf den Sinn des Auges« (HA 13, S. 324). Eine Phänomenologie der Natur erforscht deshalb die Natur nicht in Hinblick auf ihre Beziehung zu anderen Gegenständen – vornehmlich zu Instrumenten –, sondern in Hinblick darauf, was sie für uns ist, nämlich für uns, insofern wir selbst Natur, also Leib sind.[2]

II. Witterungslehre

Gerade von einer Witterungslehre ist hier Bedeutendes zu erwarten. Unser Interesse am Wetter ist weitgehend durch die Frage motiviert, wie wir uns *draußen* fühlen werden, ob es heiß ist oder kalt, drückend, schwül, feucht, frisch, trüb oder heiter. Das Wetter interessiert uns, würden wir heute mit Hermann Schmitz sagen, als

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Goethes Wolkenformen. Die Witterungslehre in seinem Werk*.

1 Gernot Böhme: *Phänomenologie der Natur. Eine Perspektive*. In: Peter Matussek (Hrsg.): *Goethe und die Verzeitlichung der Natur*. München 1998, S. 436-461 (gekürzte Fassung japanisch in: Tadashi Ogawa, Shinji Kajitani [Hrsg.]: *Phaenomenologica*. Bd. 21. Tokyo 1999, S. 307-319).

2 Gernot Böhme: *Leibsein als Aufgabe. Leibphilosophie in pragmatischer Hinsicht*. Kusterdingen 2003.

subjektive Tatsache.[3] Nun gibt es die Meteorologie, eine Naturwissenschaft, die Wetterdaten erhebt, sie aggregiert und versucht, daraus Wettervorhersagen zu gewinnen. Das hat auch sein Anwendungsfeld und ist für die Schiffahrt, den Autoverkehr und die Agrikultur nützlich. Daß diese Art von Wetterforschung jedoch das Interesse des Individuums nicht hinreichend befriedigt, zeigt sich daran, daß man z. B. immer wieder versucht, eine subjektive Temperatur zu konstruieren. Wie wir uns in bezug auf Wärme und Kälte fühlen, ist also durch die objektive Temperatur nicht hinreichend bestimmt.

Wenn man nun aber mit solchen Erwartungen an Goethes Witterungslehre herangeht, so wird man erstaunlicherweise bald enttäuscht. Obwohl Goethes Ansatz bei der Howardschen Wolkenlehre durchaus einer Thematisierung des Wetters als Totalität subjektiver Tatsachen entspricht, und Goethe hat sie sogar im Sinne der Farbenlehre weiterentwickelt zu einem dynamischen Zusammenhang der Wolkenformen, so findet man doch keine Betrachtung zur sinnlich-sittlichen Wirkung der Wolken, nämlich zu der Frage, was die jeweilige Bewölkung als Erzeuger einer Stimmung bedeutet. Und das wäre nicht nur für die Frage, was jeweils für ein Wetter ist bzw. wie das Wetter ist, wichtig, sondern z. B. auch zur Bestimmung der Funktion von Wolken auf Landschaftsbildern.[4] Goethe verläßt in der Witterungslehre wider Erwarten sehr bald den phänomenologischen Zugang: Wetter wird ihm zum Gegenstand instrumenteller Bestimmung, zu etwas, das wesentlich durch Temperatur und Luftdruck zu charakterisieren ist. Schließlich erlaubt er sich sogar eine Erklärung der Wetterveränderungen durch ein nicht-phänomenologisches Prinzip, und zwar durch die metaphysische Hypothese[5] von Gravitationsschwankungen, von ihm verstanden als Atmung des Lebewesens Erde.

Diese erstaunliche Wendung[6] seiner Witterungslehre ist sicherlich bedingt durch Goethes Amtstätigkeit, in deren Rahmen er die Aufsicht über den Aufbau eines Stationsnetzes zur Wetterbeobachtung im Herzogtum Weimar hatte. Sie hat aber auch ihren Grund in Goethes Naturell. Goethe war alles andere als ein wetterfühliger Mensch. Ihn interessierte das Wetter als Rahmenbedingung für Unternehmungen. Das liest sich in der *Italienischen Reise* so: »Verzeihung, daß ich so sehr auf Wind und Wetter achthabe: der Reisende zu Lande, fast so sehr als der Schiffer, hängt von beiden ab« (HA 11, S. 12).

Herrscht in Goethes naturwissenschaftlichen und biographischen Schriften diese pragmatische Einstellung zum Wetter vor, so liegt es nahe, nach dem Verständnis

3 Hermann Schmitz: *System der Philosophie*. Bd. III, 4: *Das Göttliche und der Raum*. Bonn 1977, S. 372 ff.

4 Gernot Böhme: *Wolken und Wetter. Die Howard-Goethische Wolkenlehre als Anfang einer Phänomenologie des Wetters*. In: Stephan Kunz, Johannes Stückelberger, Beat Wismer (Hrsg.): *Wolkenbilder. Die Erfindung des Himmels*. München 2005, S. 25-30 (japanisch in: *Morphologie* 27 [2005], S. 66-75).

5 Von Goethe in der *Italienischen Reise* noch als »Grille« bezeichnet (HA 11, S. 17).

6 Ich habe sie näher untersucht in meinem Aufsatz *Das Wetter und die Gefühle. Für eine Phänomenologie des Wetters*. In: Bernd Busch (Red.): *Luft* [Katalog zur Ausstellung *Luft* in der Kunst- und Ausstellungshalle der BRD]. Bonn 2003, S. 148-161 (japanisch unter dem Titel: *Goethe und das Wetter. Für eine Phänomenologie des Wetters*. In: *Morphologia* 25 [2003], S. 50-64).

der Beziehung von Wetter und Gefühlen in seinen literarischen Arbeiten zu fahnden. Dabei war für mich das Wort ›Atmosphäre‹ leitend, das bekanntlich eine metaphorische Brücke zwischen diesen beiden Bereichen darstellt. Goethe verwendet den Ausdruck durchaus schon in metaphorischer Rede, wobei er den gestimmten Raum, ein Gefühl, das in der Luft liegt, so bezeichnet, wenngleich diese Verwendungsform nicht so häufig ist. Das mag daran liegen, daß diese Metaphorik sich erst im 18. Jahrhundert entwickelte, es hat aber auch seinen Grund darin, daß Goethes naturwissenschaftliche Schriften einen erheblichen Anteil seiner Werke ausmachen. Die metaphorische Verwendung von ›Atmosphäre‹ ist der von Ausdrücken wie ›Nimbus‹,[7] ›Aura‹[8] und ›Dunstkreis‹ verwandt. Nimmt man diese hinzu, dann zeigt sich, daß Goethe ein feines Gespür für den phänomenalen Zusammenhang von Wetter im subjektiven Sinne und Gefühl hatte, ja es finden sich bei ihm Stellen, die die Übertragung von Redeweisen aus dem Bereich des Wetters auf den der Gefühlslagen in der Sache nachvollziehbar machen. Ein Beispiel ist die berühmte Szene *Abend* in *Faust I* bzw. dem *Urfaust*.

III. Gefühl und affektive Betroffenheit

Bevor ich diese Szene in Erinnerung bringe und erläutere, muß eine Unterscheidung eingeführt werden, die sich in der neueren Phänomenologie der Gefühle als notwendig erwiesen hat. Ich meine die Unterscheidung von Gefühl und affektiver Betroffenheit. Man ist gewohnt, Gefühle als Zustände einer Innerlichkeit oder Seele zu verstehen. Hermann Schmitz hat nun in seinem Versuch, die Introjektion der Gefühle rückgängig zu machen, gezeigt, daß das, was man so Gefühle nennt, eigentlich die affektive Betroffenheit durch Gefühle ist und daß diese affektive Betroffenheit in leiblichen Regungen erfahren wird.[9] Gefühle selbst haben atmosphärischen Charakter, sie sind randlos in die Weite ergossen. So kann man von einem heiteren Tal oder einem melancholischen Abend reden. Diese Heiterkeit bzw. Melancholie werde jedoch dadurch empfunden, daß, wie man sagt, einem das Herz im Leibe hüpft bzw. man sich gedrückt und niedergeschlagen fühlt.

Nun also zu der Szene *Abend* in *Faust I*: Die darin sowohl bei Faust als auch bei Gretchen vorgeführte Erfahrungsweise wird von Mephisto bereits vorher in der Szene *Straße* angekündigt. Er sagt zu Faust vor dessen Eindringen in Gretchens Kammer:

> Indessen könnt ihr ganz allein
> An aller Hoffnung künft'ger Freuden
> In ihrem Dunstkreis satt Euch weiden.
> (FA I, 7.1, V. 2669-2671)

›Dunstkreis‹, ebenfalls ein Ausdruck aus dem Bereich des Wetters, bezieht sich hier auf die Atmosphäre, die Gretchen ihrer Kammer verliehen hat. Interessant ist, in

7 Im *Götz von Berlichingen* spricht Goethe von einem »Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit« (HA 4, S. 95).

8 Goethe verwendet den Ausdruck ›Aura‹ nicht.

9 Hermann Schmitz: *System der Philosophie*. Bd. III, 2: *Der Gefühlsraum*. Bonn 1969.

der Folge mitzuerleben, wie sich Fausts Liebe zu Gretchen entwickelt, indem er sie durch die Atmosphäre, die in ihrer Kammer herrscht, eigentlich erst kennenlernt. Zunächst war seine Beziehung zu ihr nichts als ein begehrliches Zugreifen: »Hör, du mußt mir die Dirne schaffen!« (FA I, 7.1, V. 2618).

Die Ausdrücke, mit denen Faust sein Erleben in Gretchens Kammer artikuliert, sind die typischen wetterbezogenen und olfaktorischen[10] Metaphern, die Gefühlsatmosphären charakterisieren. Atmosphären haben etwas Luftartiges, man erfährt sie atmend:

Wie atmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
(FA I, 7.1, V. 2691 f.)

Als bewegte Erscheinungen kann man sie wie Winde erfahren:

Ich fühl', o Mädchen, deinen Geist
Der Füll' und Ordnung um mich säuseln,
(FA I, 7.1, V. 2772 f.)

Die Gefühlsatmosphäre ist ferner einem Duft vergleichbar – man atmet sie ein und wird durch sie zu einer gewissen Empfindung gestimmt. Sie umgibt einen auch wie das Wetter, das einen je nach Lage niederdrückt oder erhebt. Das findet sich in folgenden Versen Fausts:

Umgibt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's so g'rade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?
(FA I, 7.1, V. 2721-2724)

Noch eindrucksvoller und gewissermaßen plastischer sind die Zeugnisse von Gretchens Erleben:

Es ist so schwül, so dumpfig hie,
Und ist doch eben so warm nicht drauß'.
Es wird mir so, ich weiß nicht wie –
Ich wollt, die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer über'n ganzen Leib –
Bin doch ein töricht furchtsam Weib!
(FA I, 7.1, V. 2753-2758)

Die Anwesenheit von Mephisto hat die Atmosphäre in Gretchens Kammer kontaminiert. Obgleich Faust und Mephisto schon fort sind, spürt Gretchen noch irgendwie Mephistos Atmosphäre – wie sie ja auch später, was Mephisto ihr attestiert, ein feines Gespür für seinen fragwürdigen Charakter zeigt:

10 Der Begriff ›Atmosphäre‹ ist zum ersten Mal im wissenschaftlichen Zusammenhang von Hubert Tellenbach, in seinem Buch *Geschmack und Atmosphäre*, Salzburg 1968, verwendet worden.

In meiner Gegenwart wird's ihr sie weiß nicht wie,
Mein Mäskchen da weissagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
(FA I, 7.1, V. 3538-3541)

Hier, in der Szene *Abend*, wird diese veränderte Atmosphäre wie ein Wetterumschlag wahrgenommen. Von draußen kommend, erfährt Gretchen in ihrer Kammer eine andere Wetterlage: schwül und dumpfig. Sie fühlt das als Beklemmung, ja Bedrohung und wünscht die Mutter herbei. Goethe läßt sie diese irritierende Anmutung mit der im 18. Jahrhundert weit verbreiteten Formel ausdrücken, einer Formel, die auch in theoretische Schriften zur Ästhetik Eingang gefunden hat: »Es wird mir so, ich weiß nicht wie –«.[11] Dieses *je ne sais quoi* steht für das Irrationale von Ereignissen, daß man nämlich in seinem Befinden von etwas Befremdlichem angerührt wird und nicht weiß, wie einem dabei geschieht.

Wir haben mit dieser Szene eine Situation, in der die Veränderung einer Gefühlsatmosphäre so erfahren wird, als habe sich das Wetter geändert. Das ist nur möglich, weil umgekehrt das Wetter als subjektive Tatsache, als quasi objektives Gefühl, als Stimmung, die im Raum hängt, wahrgenommen wird. Wie ein schwüles Wetter als bedrängend und beklemmend erfahren wird, so kann umgekehrt eine bedrängende und beklemmende Gefühlsatmosphäre mit dem Wetterattribut ›schwül‹ charakterisiert werden.

Die genannte Stelle aus der *Faust*-Szene *Abend* enthält aber noch eine andere Wettermetapher, die nach der obigen Unterscheidung nicht die Atmosphäre, sondern die in einer leiblichen Regung erfahrene affektive Betroffenheit durch sie charakterisiert: »Mir läuft ein Schauer über'n ganzen Leib –« (FA I, 7.1, V. 2757).

IV. ›Schauer‹ als Metapher für affektive Betroffenheit

Anders als beim Terminus ›Atmosphäre‹ ist ›Schauer‹ so sehr in die Sprache der Gefühle eingegangen, daß die Herkunft des Begriffs aus dem Bereich der Rede übers Wetter nicht mehr selbstverständlich ist. Der Unterschied mag auch daher resultieren, daß ›Atmosphäre‹ nicht ein Ausdruck der Alltagssprache, sondern der Gelehrtensprache war. Grimms Wörterbuch ist jedoch in dieser Frage völlig eindeutig.[12] Danach sagt man: »schauer, *in ältester sprache von einem plötzlich hereinbrechenden unwetter*« (Sp. 2321). Dann fügt Grimm hinzu: »*in der epischen dichtung übertragen auf die scharfen, heftigen stösze des kampfes*« (ebd.). Man sieht, daß ›Schauer‹ von dieser Herkunft her das Moment des Überraschenden, Erschütternden und Vorübergehenden hat.

Das Grimmsche Wörterbuch führt dann eine Klassifikation für die spezifischen Arten von ›Schauer‹ als Wetterereignis ein, also Regenschauer, Hagelschauer usw. Diese Verwendung von ›Schauer‹ zur Bezeichnung von Wetterereignissen findet sich

11 Siehe Montesquieus Artikel in der *Encyclopédie* zum Stichwort ›goût‹ und Wilhelm Hogarths *Zergliederung der Schönheit, die schwankenden Begriffe von dem Geschmack festzusetzen* (aus dem Englischen übersetzt von C. Mylius). Berlin, Potsdam 1754, S. 4.

12 DWb, Bd. 8, Sp. 2321-2330.

auch bei Goethe, so die bekannte Stelle aus dem *Osterspaziergang*, wo es von dem Winter, der sich schon in die Berge zurückgezogen hat, heißt:

Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur;
(FA I, 7.1, V. 908-910)

Interessant ist, daß sich bei Goethe auch eine Stelle findet, an der der metaphorische Übergang von der Wettersprache zur Gefühlssprache greifbar wird. Das Gedicht *Wandrers Sturmlied* beginnt mit folgenden Versen:

Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
(HA 1, S. 33)

Goethe stellt hier zwei Typen von ›Schauer‹ einander gegenüber, die aber darin übereinkommen, daß sie eine leiblich spürbare Erschütterung verursachen. Als Ort dieser Erschütterung wird das Herz genannt. Das Herz ist die Leibesgegend, in der affektive Betroffenheit als leibliche Regung gespürt wird. Auch Regenschauer und Sturm könnten im Herzen, also als emotionale Erschütterungen, erfahren werden. Doch der wandernde Dichter ist dagegen gefeit, weil er von ganz anderen Schauern geschüttelt wird – solchen, die dann im weiteren Verlauf der Hymne als die Begegnung mit Göttern und Musen geschildert werden.

Wir haben mit der zitierten Stelle zugleich einen klaren Beleg dafür, daß ›Schauer‹ nicht einfach die überraschende emotionale Ergriffenheit benennt, sondern ihre Erfahrung als leibliche Regung. Dabei muß der Ort dieser Regung nicht notwendig das Herz sein, es kann auch die Haut sein, über die ein Schauer läuft,[13] oder, wie wir es von Gretchen hörten, der ganze Leib: »Mir läuft ein Schauer über'n ganzen Leib –« (FA I, 7.1, V. 2757).

Charakteristisch für die Erfahrung des emotionalen Schauers ist – wie bei Wetterschauern – die Plötzlichkeit. So heißt es in Goethes *Werther* an mehreren Stellen, daß ihn oder Lotte ein Schauer ›überfällt‹,[14] z. B. in der letzten Szene, in der Werther und Lotte zusammen sind: Ein Schauer überfällt Werther, als er die Ossian-Lieder hervorholt, um sie Lotte vorzulesen, und von ihr heißt es dann: »Die Lippen und Augen Werthers glühten an Lottens Arme; ein Schauer überfiel sie« (HA 6, S. 114). Diese Stelle ist insofern interessant, als hier die leiblich spürbare emotionale Ergriffenheit in erotische Erregung übergeht – die ja ihrerseits ein Grundbeispiel für die leibliche Erfahrung von Gefühlen darstellt.

Die genannte Stelle aus dem *Werther* zeigt zugleich, daß ›Schauer‹ nicht notwendig eine negative emotionale Erfahrung bezeichnen muß – obgleich die erotische Tendenz dieses letzten Zusammenseins mit Werther für die sonst so ausgeglichene und treue Lotte etwas zutiefst Erschreckendes gehabt haben muß. Das Grimmsche Wörterbuch führt als Beispiel solch positiver Erfahrung aus Johann Karl August

13 Ebd., unter Nr. 8.
14 HA 4, S. 29; HA 6, S. 99, 107, 114; HA 11, S. 555; HA 19, S. 66.

Musäus' Volksmärchen »ein froher schauer« an.[15] In der Regel jedoch bezeichnet ›Schauer‹ ein Ereignis, das nicht nur den Menschen aus seiner Ruhe reißt, sondern ihn mit Düsterem, Unheimlichem, Bedrohlichem konfrontiert. Dafür möge eine Stelle aus *Dichtung und Wahrheit* stehen, an der Goethe sein elterliches Haus beschreibt: »Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düstere Beschaffenheit des Hauses war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in kindlichen Gemütern zu erwecken« (HA 9, S. 13). Ganz besonders deutlich wird diese Nähe von ›Schauer‹ und ›Schrecken‹, die ja dann auch zur Bildung des Ausdrucks des ›Schauerlichen‹ geführt hat, in der Kerkerszene des *Faust*:

Mich faßt ein längst entwohnter Schauer,
Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.
(FA I, 7.1, V. 4405 f.)

Noch stärker tritt dies in der Formulierung des *Urfaust* hervor: »Es faßt mich längst verwohnter Schauer. Inneres Grauen der Menschheit« (HA 3, S. 417).

Es ist klar, daß ›Schauer‹ so auch die menschliche Erfahrung mit dem Übermächtigen schlechthin, dem Göttlichen, dem Numinosen artikulieren kann. Die Rede vom ›heiligen Schauer‹ ist geläufig.[16] Schauer ist das *tremendum*. In Goethes *Faust* finden wir entsprechend die Rede vom ›Schauer‹ dort, wo es sich um die Begegnung mit ungreifbar Vorschwebendem, mit Geistern und Gespenstern handelt. Dabei ist bemerkenswert, daß ›Schauer‹ manchmal, wie es sich von der Rede über Wetterereignisse her nahelegt, auch dasjenige bezeichnet, was das Erschauern erregt. ›Schauer‹ in dieser Verwendung nähert sich der Rede über ›Atmosphären‹. So kann man bereits Goethes Vorrede zum *Faust*, die *Zueignung*, lesen. Dort wird das Vorschweben der dramatischen Gestalten ebenfalls mit Wettermetaphern bezeichnet: »Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt« (FA I, 7.1, V. 6). Dann heißt es weiter: »Ein Schauer faßt mich, Träne folgt den Tränen« (FA I, 7.1, V. 29). Das Grimmsche Wörterbuch redet davon, daß Schauer »*in freiem gebrauche […] wie selbständig und vom träger und verbreiter des schauers getrennt*«[17] behandelt wird. Im *Faust* selbst erfährt Faust den beschworenen und sich nähernden Geist als Schauer:

Es dampft! – Es zucken rote Strahlen
Mir um das Haupt – Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab
Und faßt mich an
(FA I, 7.1, V. 471-474)

Natürlich kann man auch alle Stellen, an denen davon die Rede ist, daß einen ein Schauer ›überfällt‹, in diesem Sinne lesen, wenngleich an den meisten Stellen nichts Atmosphärisches genannt ist. Eindeutig ist aber in dieser Hinsicht folgende Stelle des *Werther*, an der ein Ort beschrieben wird, an dem »hohe Buchenwände einen […] einschließen«, und wie es heißt: »durch ein daranstoßendes Boskett die Allee

15 DWb, Bd. 8, Sp. 2325.
16 Ebd., ein Zeugnis von Wieland.
17 Ebd., Sp. 2325 f.

immer düsterer wird, bis zuletzt alles sich in ein geschlossenes Plätzchen endigt, das alle Schauer der Einsamkeit umschweben« (HA 6, S. 56).

V. Die Sprache der Gefühle

Es gibt bisher kaum Untersuchungen zur Sprache der Gefühle, und was es gibt, enttäuscht. So ist Roland Barthes' *Fragmente einer Sprache der Liebe*[18] eigentlich überhaupt keine Untersuchung über die Sprache, sondern vielmehr der Versuch, im Sinne des Strukturalismus die zentralen Topoi der Liebe zu identifizieren – nebenbei gesagt: mit besonderer Berücksichtigung von Goethes *Werther*. So ist der von Ludwig Jäger herausgegebene Band *Zur Historischen Semantik des deutschen Gefühlswortschatzes*[19] der Vorlauf zu einem geplanten Wörterbuch, das aber – jedenfalls in dieser Entwicklungsphase – sich auf die eigentlichen Gefühlswörter wie Liebe, Furcht, Weinen etc. konzentrierte. Interessant würde die Frage nach den Gefühlswörtern aber erst dort, wo man den Bereich der Metaphorik betritt, weil Gefühle wegen des ihnen eigenen vagen und ephemeren Charakters sich weitgehend direkter und eindeutiger Bezeichnung entziehen. Eine Untersuchung metaphorischen Sprechens über Gefühle hat zudem den Vorteil, daß man dabei etwas zur Theorie der Gefühle selbst lernt, weil die Metaphern jeweils aus ihrem Herkunftsgebiet bestimmte Strukturen mitbringen und entsprechende Strukturen dann im Feld der Gefühle beleuchten.

Ich habe in diesem Vortrag durch die Untersuchung der Ausdrücke ›Atmosphäre‹ und ›Schauer‹ dafür ein Beispiel gegeben. Die Ausdrücke korrespondieren der phänomenologischen Unterscheidung von Gefühlen und affektiven Betroffenheiten, die in leiblichen Regungen spürbar werden. Der Ausdruck ›Atmosphäre‹ eignet sich dazu, das räumliche Ausgebreitetsein von Gefühlen und die emotionale Tönung der Weltsicht zu artikulieren. Der Ausdruck ›Schauer‹ eignet sich dazu, das Ergriffensein durch Gefühle, dessen Befremdlichkeit und Plötzlichkeit zu artikulieren, wie auch dazu, ernst zu nehmen, daß affektives Betroffensein in leiblichen Regungen spürbar wird.

Damit ist bei weitem nicht alles gesagt, nicht einmal alles darüber, was Ausdrücke aus der Wettersprache zur Benennung von Gefühlsereignissen und Gefühlscharakteren leisten. Man denke nur an Ausdrücke wie ein ›wolkiges‹ oder ein ›sonniges Gemüt‹, ›seine Stirn umwölkte sich‹, ebenso wie ›die Stimmung heiterte sich auf‹, ›sein Zorn brach mit einem Donnerwetter los‹. Ferner ist noch gar nicht ausgemacht, ob die Wettersprache gegenüber anderen Feldern, aus denen Gefühlsmetaphern stammen, einen Vorzug hat. Mein Bruder Hartmut und ich haben in unserem Buch zur Kulturgeschichte der vier Elemente[20] Andeutungen zu einer elementischen Sprache der Gefühle gemacht. Dabei ist etwa an Ausdrücke wie ›flammende Liebe‹, ›eine Woge der Freude‹, ›eine lastende Trauer‹, ›ein stürmischer Charakter‹ zu denken. Warum aber die Elemente sich besonders eignen, Gefühls-

18 Frankfurt a. M. ^{4}1992.

19 Aachen 1988.

20 Gernot Böhme, Hartmut Böhme: *Feuer, Wasser, Erde, Luft. Eine Kulturgeschichte der Elemente*. München 1996.

charaktere auszudrücken, ist ungeklärt. Liegt das daran, daß die klassische Elementenlehre – etwa bei Empedokles – als Theorie ergreifender Mächte konzipiert wurde, oder daran, daß der Mensch an der Dynamik der Elemente – also draußen – seine eigene, innere Dynamik zu erkennen lernt? Für die Wettermetaphern dagegen konnten wir ein Prinzip benennen, das die Metaphorik trägt: Das Wetter wird, jedenfalls als Totalität subjektiver Tatsachen, selbst in affektiver Betroffenheit erfahren und in leiblichen Regungen gespürt – wie die Gefühle.

KARL RICHTER

*Natur und Naturwissenschaft in Goethes Alterslyrik**

I. Alter und Erneuerung im Sonett »Mächtiges Überraschen«

Die Jahre um Schillers Tod markieren im Leben und Schaffen Goethes einen tiefen Einschnitt. Man kann sie mit gutem Grund als Jahre des Übergangs vom klassischen zum alten Goethe ansehen. Die Zäsur wird noch dadurch verdeutlicht, daß die Produktivität für längere Zeit weitgehend versiegt, bis sie sich – mit neuer Kraft, aber auch verändert – in den *Sonetten* von 1807/1808, dem Dramenfragment *Pandora* und den *Wahlverwandtschaften* wieder Bahn bricht.

Das erste der vierzehn Sonette, *Mächtiges Überraschen*, ist eine Deutung der Wende:

Mächtiges Überraschen

Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale
Dem Ozean sich eilig zu verbinden;
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltsam fort zu Tale.

Dämonisch aber stürzt mit einem Male –
Ihr folgten Berg und Wald in Wirbelwinden –
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begrenzt die weite Schale.

Die Welle sprüht, und staunt zurück und weichet,
Und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken;
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.

Sie schwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blinken
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben.
(MA 9, S. 12)

Die Wende kleidet sich in das Bild eines Naturereignisses: Der Lauf eines Stromes, der hohen Felsen entspringt, um schließlich in den Ozean zu münden, wird durch einen Bergsturz verlegt; ein See entsteht. Doch schon die Transformation des stürzenden Gesteins in die mythische Gestalt der Bergnymphe Oreas signalisiert symbolische Lesarten des Geschehens. Der seinem Aufgehen im Ozean entgegeneilende Strom verweist auf das Leben, der Bergsturz auf eine erste Altersleidenschaft Goethes,[1] die

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *»Wie herrlich leuchtet mir die Natur!« – Goethes Lyrik*.

1 Gemeint ist die Zuneigung zu Wilhelmine (Minna) Herzlieb. Doch haben bekanntlich auch Briefe Bettine Brentanos und Beziehungen zu Sylvie von Ziegesar auf den Sonett-Zyklus eingewirkt.

störend und belebend zugleich den Lauf der Jahre unterbricht. »Dämonisch« wird der Vorgang im 5. Vers genannt, und selten hat Goethe die widersprüchliche Einheit aus Willkür und wohltätiger Belebung, die er in *Dichtung und Wahrheit* zum Charakteristikum des Dämonischen macht (MA 16, S. 820), eindrucksvoller in ein Bild übersetzt. Im Bild der zum See ›zurückgedeichten‹ Welle verdankt sich die Erneuerung dem Zugleich des Elementaren und seiner Bändigung: von Leidenschaft und Entsagung, aber auch poetischem Furor und strenger Sonettform, die Goethe erstmals ausgiebiger nutzt.

Im Bild eines Naturvorgangs handelt Goethe von einer Belebung und Verjüngung des Alters gegen das Gesetz des biologischen Verfalls.[2] Das ›neue Leben‹, das in den letzten beiden Worten des Gedichts angesprochen wird, meint dabei auch die literarische Erneuerung. Während das Wasser des Flusses nur flüchtige Spiegelungen gestattet, kann es »zum See zurückgedeichet« die Spiegelung der »Gestirne« festhalten. Der See vermittelt dem Vergänglichen den Kontakt zum Ewigen und Bleibenden – eine Selbstdeutung der Dichtung. Der Naturvorgang wird zum Bild einer schöpferischen Erneuerung des Alternden.

Natürlich ließe sich das alles deutlicher sagen. Doch Goethe bekennt sich als Poet, zuweilen auch als Liebender, zur Form eines andeutenden Sprechens, eines ›geheimnisvollen Offenbarens‹, wie er es gelegentlich nennt. Das Symbol, das im Dargestellten auf ein dahinter Verborgenes verweist, ist eine der bekanntesten Formen dieses geheimnisvollen Offenbarens.[3] Sie prägt das Verfahrensmuster dieses Gedichts: Eine lebensgeschichtliche Erfahrung wird in einem symbolischen Naturbild gedeutet, dieses noch einmal mit Mythologemen befrachtet.

II. Naturphänomene in der Liebeslyrik des »West-östlichen Divan«

Knapp ein Jahrzehnt später wiederholt sich das alles im *West-östlichen Divan*: wieder eine Altersleidenschaft, die Liebe zu Marianne von Willemer; wieder eine Begegnung mit einer neuen und noch weit vielstimmigeren literarischen Welt; wieder die Thematik von Alter und Erneuerung; wieder aber auch diese auffälligen Transformationen persönlicher Erfahrung in Phänomene der Natur, auch deren häufige mythologische Überschichtung. Das Strukturmuster solcher Gedichte sei an einigen Beispielen nur ganz kurz, an einem etwas ausführlicher beleuchtet.

Phaenomen ist eines der Gedichte aus dem *Buch des Sängers* überschrieben:

Phaenomen

Wenn zu der Regenwand
Phoebus sich gattet,
Gleich steht ein Bogenrand
Farbig beschattet.

2 Dazu Walter Müller-Seidel: *Goethe und das Problem seiner Alterslyrik*. In: *Unterscheidung und Bewahrung*. Festschrift für Hermann Kunisch. Hrsg. von Klaus Lazarowicz u. Wolfgang Kron. Berlin 1961, S. 259-276.

3 Zum Symbolverständnis Goethes eingehender Karl Richter: *Naturwissenschaftliche Voraussetzungen der Symbolik am Beispiel von Goethes Alterslyrik*. In: *Jb. des Wiener Goethe-Vereins* 92/93 (1988/1989), S. 9-24.

Im Nebel gleichen Kreis
Seh ich gezogen,
Zwar ist der Bogen weiß,
Doch Himmelsbogen.

So sollst du, muntrer Greis,
Dich nicht betrüben,
Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirst du lieben.
(MA 11.1.2, S. 15)

Das Phänomen, von dem Goethe in der 1. Strophe des Gedichts handelt, ist das des Regenbogens. Dem stellt die 2. Strophe den weißen Bogen gegenüber, der entsteht, wenn das Sonnenlicht in den Nebel fällt. Die 3. Strophe macht das Verhältnis von farbigem Regenbogen und weißem Nebelbogen zum Gleichnis des Abstands, der das Alter von der Fülle der Jugend trennt. Doch den Unterschied überbrückt das Bewußtsein einer beglückenden Gemeinsamkeit. Beide Bögen sind ›Himmelsbögen‹, auch der altersgemäße weiße eine Verheißung: »Doch wirst du lieben«.

Im Gedicht *Hochbild* macht Goethe den Regenbogen zum Bild einer Grundsituation der Liebenden:

Hochbild

Die Sonne, Helios der Griechen,
Fährt prächtig auf der Himmelsbahn,
Gewiß das Weltall zu besiegen
Blickt er umher, hinab, hinan.

Er sieht die schönste Göttinn weinen,
Die Wolkentochter, Himmelskind,
Ihr scheint er nur allein zu scheinen,
Für alle heitre Räume blind

Versenkt er sich in Schmerz und Schauer
Und häufiger quillt ihr Thränenguß;
Er sendet Lust in ihre Trauer
Und jeder Perle Kuß auf Kuß.

Nun fühlt sie tief des Blicks Gewalten,
Und unverwandt schaut sie hinauf,
Die Perlen wollen sich gestalten:
Denn jede nahm sein Bildniß auf.

Und so, umkränzt von Farb' und Bogen,
Erheitert leuchtet ihr Gesicht,
Entgegen kommt er ihr gezogen,
Doch er! doch ach! erreicht sie nicht.

So, nach des Schicksals hartem Loose,
Weichst du mir Lieblichste davon,

Und wär' ich Helios der große
Was nützte mir der Wagenthron?
(MA 11.1.2, S. 86 f.)

Der Regenbogen, von dem das Gedicht handelt, entsteht, wenn sich das Sonnenlicht mit den Regentropfen vereint. Doch die Beziehung beider kann den vorgegebenen Abstand von Regen und Sonne nicht aufheben. An antike Mythologeme anknüpfend, übersetzt Goethe das ins Bild einer unerfüllten Liebe zwischen Helios und einer schönen Göttin, deren Tränen den Regen bilden. Im Naturphänomen wie in seinem mythologischen Korrelat deutet das Gedicht die Situation der Liebenden: ihre innige Verbundenheit, aber auch das Bewußtsein eines unaufhebbaren Abstands.

Doch solches Getrenntsein bleibt im Fortgang des *Buches Suleika* nicht unwidersprochen. Den Trennungen folgt das Wiederfinden, diesem erneute Trennungen. Verbinden und Trennen, Trennen und Verbinden begleiten die Liebenden wie ein Gesetz – so auch mit dem bekannten Gedicht *Wiederfinden*, das im Bild einer Kosmogonie die Motivik von Trennen und Verbinden fortschreibt:

Wiederfinden

Ist es möglich, Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich ans Herz!
Ach! was ist die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz.
Ja du bist es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart;
Eingedenk vergangner Leiden
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefsten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Brust,
Ordnet' er die erste Stunde
Mit erhabner Schöpfungslust,
Und er sprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein schmerzlich Ach!
Als das All, mit Machtgebärde,
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that sich das Licht! sich trennte
Scheu die Finsterniß von ihm,
Und sogleich die Elemente
Scheidend auseinander fliehn.
Rasch, in wilden wüsten Träumen,
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemeßnen Räumen,
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.

Stumm war alles, still und öde,
Einsam Gott zum erstenmal!
Da erschuf er Morgenröthe,

Die erbarmte sich der Quaal;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenspiel
Und nun konnte wieder lieben
Was erst auseinander fiel.

Und mit eiligem Bestreben
Sucht sich was sich angehört,
Und zu ungemeßnem Leben
Ist Gefühl und Blick gekehrt.
Sey's Ergreifen, sey es Raffen,
Wenn es nur sich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

So, mit morgenrothen Flügeln
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.
Beyde sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud und Quaal
Und ein zweytes Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweytenmal.
(MA 11.1.2, S. 88 f.)

Was alles in den Versen an alttestamentarischen, neuplatonischen, christlich-mystischen und islamischen Mythen ins poetische Bild einer Kosmogonie eingeschmolzen wird, sei hier nicht weiter verfolgt. Auch hier interessiert vor allem die naturgesetzliche Unterlegung der Kosmogonie in den Beziehungen zur Farbenlehre. Handelt die dritte Strophe von der Trennung von Licht und Finsternis im Prozeß der Weltentstehung, so die 4. von ihrer Vermittlung in der entstehenden Farbe. Die Grundannahmen der Goetheschen Farbenlehre gehen in die Verse ein: daß die Farben aus der Vermittlung von Licht und Finsternis durch die Trübe entstehen – gemäß der *Farbenlehre* ein »Urphänomen«, aus dem sich alle Besonderungen der Farberscheinungen weiter ableiten lassen:

> Wir sehen auf der einen Seite das Licht, das Helle, auf der andern die Finsternis, das Dunkle, wir bringen die Trübe zwischen beide, und aus diesen Gegensätzen, mit Hülfe gedachter Vermittlung, entwickeln sich, gleichfalls in einem Gegensatz, die Farben, deuten aber alsbald, durch einen Wechselbezug, unmittelbar auf ein Gemeinsames wieder zurück. (MA 10, S. 74)

Die Verse sind beides zugleich: Liebesgedicht und poetische Kosmogonie. Im Prinzip einer ›kosmischen Liebe‹ wird beides zur Einheit vermittelt. Die Weltschöpfung vollzieht sich in drei Stufen: »Einheit in Gott, Trennung in der Verwirklichung und *wieder lieben*, Erstreben der alten Einheit im Eros«.[4] Die Morgenröte erscheint in

4 Walter Marg: *Goethes »Wiederfinden«*. In: *Euphorion* 46 (1952), S. 59-79; hier S. 73.

diesem Geschehen als zweiter Schöpfungsakt, mit dem die Liebe in die Welt kommt. Liebe setzt die Aufspaltung der Wirklichkeit in Polaritäten voraus, überbrückt sie aber zugleich in Richtung auf eine ursprüngliche Einheit und Ungeschiedenheit in Gott. Insofern versteht sie sich als Prinzip der Schöpfung, das in jedem Liebesbund die Schöpfung fortsetzt, was schließlich die kühne, blasphemisch anmutende Aussage möglich macht: »Allah braucht nicht mehr zu schaffen, / Wir erschaffen seine Welt« (V. 39 f.).

Die Vorstellungswelt von Goethes Farbenlehre wird in den genannten drei Gedichten ein gutes Stück weit zur Interpretation seiner Gedichte. Doch auch zu anderen Forschungsbereichen werden die Liebenden in Beziehung gesetzt. Das bekannte *Gingo biloba*-Gedicht z. B. macht ein morphologisches Symbol, das Blatt des Ginkgo-Baums, zum Bild von Getrenntsein *und* Verbundensein, der Einheit über der Zweiheit (MA 11.1.2, S. 71). Und wenn im Gedicht *Abglanz* von zwei Spiegeln die Rede ist, die die Aussage der Liebe übernehmen, so überträgt Goethe in freiem poetischem Spiel eine Versuchsanordnung seiner Entoptik in die Sprache der Verse (MA 11.1.2, S. 91 f.). Die Vielstimmigkeit solcher naturwissenschaftlichen Orientierungen gehört zu den wichtigen Neuerungen, die Goethes Altersdichtung von seiner Dichtung der Klassik unterscheidet, für die vorrangig die Beziehung zur Morphologie konstitutiv war.

Sowohl die mythologischen Korrelate als auch die unterlegten Naturphänomene und -gesetze teilen der persönlichen Erfahrung, die allenthalben spürbar bleibt, etwas Überpersönlich-Allgemeines mit, das die Auffassung der Liebe entscheidend prägt. Trennen und Verbinden, Polarität und Steigerung, wie wir sie an den Metamorphosen der Liebe beobachten, verweisen auf analoge kosmische Gesetze. Deren Geltung teilt Abschieden, Trennungen, Alter und Tod etwas Unabänderliches mit. Doch sofern die Metamorphosen des Lebens auch über die Grenzen irdischer Existenz hinausweisen, wie das in den Gedichten *Selige Sehnsucht* und *Höheres und Höchstes* zum Ausdruck gebracht wird, bedingen sie auch ein Aufgehobensein in der Schöpfung, die selbst den Grenzerfahrungen des Todes und des Tragischen etwas Transitorisches mitteilt.

Was damit am scheinbar persönlichsten Bereich des *Divan* gezeigt wurde, dem Thema der Liebe, ließe sich ganz ähnlich auch an seiner religiösen, seiner geschichtlichen und seiner poetologischen Thematik veranschaulichen. Allenthalben wird der Kontakt zu den Gesetzen der Natur gesucht. Liebe, Religion, Geschichte und Poesie erweisen sich nur als je andere Dimensionen der gleichen Naturdeutung und -beziehung. Versteht man unter ›Naturlyrik‹ also eine Thematisierung der Natur um ihrer selbst willen, gibt es sie nirgends. Versteht man darunter die Orientierung an den Gesetzen der Natur, gibt es sie im Ganzen dieses Zyklus.

III. Von gedeuteten Symbolen zum Stil der Andeutung

Blicken wir noch einmal auf die eben beleuchteten Gedichte zurück. Wo zunächst scheinbar selbstgenügsam Naturphänomene und -vorgänge dargestellt werden, beziehen sich die Verse vorausdeutend bereits auf die Situation der Liebenden. Im Prinzip würde das ausreichen, um von Natursymbolik sprechen zu können. Doch die Gedichte belassen es nicht bei solcher Indirektheit, sondern lassen dem lyrischen

Bild die Bilddeutung folgen. Von einer Verschränkung von Symbol und Gleichnis ließe sich sprechen oder auch einer Struktur ›gedeuteter Symbole‹.[5]

Um das Gemeinte an den ausgewählten Beispielen zu zeigen:

Im Gedicht *Phänomen* nimmt die letzte Strophe des Gedichts die ausdrückliche Sinndeutung des weißen Bogens vor:

So sollst du, muntrer Greis,
Dich nicht betrüben,
Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirst du lieben.

Auch an den anderen Beispielen fällt dieser Umschlag vom Bild in die Bilddeutung auf, durch ein einleitendes »So« der letzten Strophe noch einmal eigens hervorgehoben:

in *Hochbild*:

So, nach des Schicksals hartem Loose,
Weichst du mir Lieblichste davon,
Und wär' ich Helios der große
Was nützte mir der Wagenthron?

in *Wiederfinden*:

So, mit morgenrothen Flügeln
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.
Beyde sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud und Quaal
Und ein zweytes Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweytenmal.

Von ›Musterbildern‹ war im *Buch der Liebe* die Rede gewesen. Hier, im *Buch Suleika*, wird das Musterhafte auch eines individuellen Paares mit geradezu definitorischer Klarheit ausformuliert und bewußt gemacht.

Doch gibt es im Alterswerk auch Gedichte, die es im Vergleich mit solcher Deutlichkeit bei einem kargen Stil vielschichtiger Andeutungen belassen. Was immer über Naturphänomene und -vorgänge hinaus gesagt wird, wird in auffälliger Weise hinter sie zurückgenommen.

Dem aufgehenden Vollmonde z. B., eines der beiden Dornburger Gedichte von 1828, ist ein solches Gedicht:

Dem aufgehenden Vollmonde

Willst du mich sogleich verlassen!
Warst im Augenblick so nah!
Dich umfinstern Wolkenmassen
Und nun bist du gar nicht da.

5 Dazu meinen in Anm. 3 zitierten Aufsatz, S. 23 f.

Doch du fühlst wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern!
Zeugest mir daß ich geliebt bin,
Sei das Liebchen noch so fern.

So hinan denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt das Herz auch schneller, schneller,
Überselig ist die Nacht.
(MA 18.1, S. 27)

Schon mit ihrem Titel beziehen sich die Verse auf einen Naturvorgang, der in einer mitunter beinahe alltäglich-schlichten Diktion (»Willst du mich sogleich verlassen! […]«) ohne großen literarischen Aufwand beschrieben scheint. Das Gedicht orientiert sich an der Liedform. In Wortwahl und parataktischer Reihung geht es allem Pathos aus dem Wege. Die einfache Abfolge von Fragen, Feststellungen und zuletzt Aufforderungen vermeidet den Eindruck einer weiter ausholenden Reflexion.

Doch der Eindruck der Einfachheit darf über eine hochgradige Reflektiertheit in der genauen Beobachtung des dargestellten Naturvorgangs nicht täuschen. Der noch eben durch »Wolkenmassen« umfinsterte Mond (1. Strophe) kündigt in der 2. Strophe sein Wiederhervortreten an, das in der letzten Strophe als Aufstieg zur vollen Helle des Mondes erfahren wird. Und gerade die scheinbar ganz freie poetische Metapher vom »Rand« des Mondes, der »als Stern« heraufblickt, läßt sich am genauesten von der *Farbenlehre* aus interpretieren. »[…] wenn Dünste oder Wolken um den Mond schweben; so spiegelt sich der Abglanz der Scheibe in denselben«, lesen wir darin (MA 10, S. 132); und an einer anderen Stelle: »Hinter einem Rand gesehene Lichter machen in den Rand einen scheinbaren Einschnitt« (MA 10, S. 30f.).

Falsch wäre auch die Annahme einer Mondlyrik, der es nur um den Zauber einer nächtlichen Natur geht. Der beobachtete Mondesaufgang nimmt auch hier die Spiegelungen einer lebensgeschichtlichen Situation auf. Goethe hatte sich im Spätsommer 1828 nach dem Tod Carl Augusts auf die Dornburger Schlösser zurückgezogen, um sich, wie er sagt, über dem »schmerzlichsten Zustand des Innern« wieder zurechtzufinden.[6] Dieses Gleichgewicht sucht das Gedicht-Ich, indem es das Innere im Äußeren der Natur objektiviert. Schrittweise signalisiert die Naturerfahrung die ihr übertragene Selbsterfahrung. Dem Mond als angesprochenem Gegenüber werden immer deutlicher die Andeutungen eines menschlichen Bezugs unterlegt. Ferne und erneute Gegenwärtigkeit des Lichts stehen assoziativ auch für das Ineinander von Verlust und bleibender Verbundenheit. Und in der letzten Strophe spricht das Gedicht-Ich ganz unverhüllt von sich selbst: »Schlägt das Herz auch schneller, schneller, / Überselig ist die Nacht«. Naturerfahrung ist in Selbsterfahrung übergegangen. Das Gedicht mündet in eine heikle Balance aus Schmerz und

6 So im Brief an Carl Friedrich Zelter vom 10. Juli 1828 (MA 20.2, S. 1131). Zu dem dunklen Hintergrund auch Albrecht Schöne: *»Regenbogen auf schwarzgrauem Grunde«. Goethes Dornburger Brief an Zelter zum Tod seines Großherzogs*. In: *Jb. des Wiener Goethe-Vereins* 81/82/83 (1977/1978/1979), S. 17-35.

Seligkeit. »Reiner Bahn« meint nicht nur den wolkenfreien Aufstieg des Mondes, sondern auch die eigene Lebensbahn, zwischen die Pole von Finsternis und Licht gespannt. Die Verheißung des Lichts – wenn auch des altersgemäß gedämpften Mondeslichts – wirkt dem Bedrohlichen entgegen. Und die Metapher vom Mond als »Stern« signalisiert eine höhere Leitung, aber auch das Bleibende und Ewige über allem Wechsel.

Die beobachteten Unterschiede des lyrischen Sprechens sind weniger in einem geschichtlichen Wandel begründet als in unterschiedlichen Ausprägungen des lyrischen Sprechens. Zur geselligen Liebeslyrik des *West-östlichen Divan* gehören Rätselgedichte ebenso wie andere, in denen sich die Liebenden mit geradezu definitorischer Bewußtheit über Wesen und Gesetze ihrer Liebe verständigen. Das Gedicht-Ich in den Dornburger Versen ist im klassischen Sinne ›einsamer Lyrik‹ mit sich allein, was die Natur zum einzigen Gegenüber macht und ihrer Vergegenwärtigung eine andere Präsenz gibt. Doch an die Stelle schließlicher Deutlichkeit ist ein Stil des Andeutens getreten. Er macht die dargestellte Naturgegenständlichkeit zur vielschichtigen und vieldeutigen Darstellung eines komplexen Altersbewußtseins.

IV. Naturwissenschaftliche Voraussetzungen der Symbolik

Vom Sturm und Drang bis ins hohe Alter hat Goethe sein Leben in engem Kontakt zur Natur gelebt – als Mensch, als Dichter, als Forscher. Entsprechend komplex sind die Voraussetzungen seines Naturverhältnisses im Wandel vom Naturgefühl des Sturm und Drang zum betrachtenden und forschenden Umgang mit der Natur in späteren Jahren. Doch sei abschließend in aller Kürze noch gefragt, wo und wie der lyrische Umgang mit der Natur mit demjenigen des Forschers zusammenhängt – bis hinein in allgemeinere poetologische und methodologisch-wissenschaftstheoretische Einstellungen.[7]

Vom Gedicht *Phaenomen* an standen markante Naturphänomene im Zentrum der untersuchten Gedichte. Die sinnlich wahrnehmbaren Phänomene sind für Goethe aber auch die primäre Gegebenheit seines Forschens, von der die weiterführenden »Operationen des Geistes« ihren Ausgang nehmen (MA 4.2, S. 204). Die erkenntnistheoretische Vermittlung von Objekt und Subjekt stellt die Naturbetrachtung dabei in einen Zusammenhang des menschlichen Lebens, was sie gleichzeitig aus ihrer »atomistischen Beschränktheit und Abgesondertheit« im Gefolge Newtons befreit (MA 10, S. 224 f.). Die beobachteten Naturphänomene stehen nicht nur für sich selbst, sondern deuten über sich hinaus, wie Goethe gleich im ersten Satz der *Einleitung* seiner Schrift *Zur Farbenlehre* feststellt: »Die Lust zum Wissen wird bei dem Menschen zuerst dadurch angeregt, daß er bedeutende Phänomene gewahr wird, die seine Aufmerksamkeit an sich ziehen« (MA 10, S. 19). Dieser Begriff ›bedeutende Phänomene‹ begegnet im weiteren Zusammenhang der Schrift noch oft.[8] ›Bedeutend‹ sind Phänomene, sofern sie im begrenzten Fall auf Ähnliches und

7 Ich hoffe, das in geraumer Zeit in einem Buch zur Alterslyrik Goethes eingehender darstellen zu können.

8 Zum Beispiel auch S. 67, 88, 98, 109, 124.

Verwandtes verweisen und etwas Gesetzmäßig-Allgemeines sichtbar werden lassen (vgl. z. B. MA 10, S. 45). Bedeutend sind sie vor allem aber auch durch ihre Beziehung auf den Menschen. »In der ganzen sinnlichen Welt kommt alles überhaupt auf das Verhältnis der Gegenstände untereinander an, vorzüglich aber auf das Verhältnis des bedeutendsten irdischen Gegenstandes, des Menschen, zu den übrigen«, lesen wir in *Zur Farbenlehre* (MA 10, S. 76). ›Bedeutende Phänomene‹ sind also charakterisiert durch einen gewissen Bedeutungsüberschuß, der bald ein Verhältnis von Besonderem und Theoretisch-Allgemeinem, bald Beziehungen von Mensch und Natur herstellt.

Das begründet aber auch eine Wendung ins Bildliche. Wurden nämlich Ähnlichkeiten und Beziehungen dieser Art zugestanden, so wurde es möglich, eine konkrete Erfahrung zum Bild einer anderen zu machen, auch menschliche und außermenschliche Natur sprachlich und bildlich aufeinander zu beziehen, wie es eine bekannte Passage des *Vorworts* zur *Farbenlehre* erläutert:

> Man hat ein Mehr und Weniger, ein Wirken ein Widerstreben, ein Tun ein Leiden, ein Vordringendes ein Zurückhaltendes, ein Heftiges ein Mäßigendes, ein Männliches ein Weibliches überall bemerkt und genannt; und so entsteht eine Sprache, eine Symbolik, die man auf ähnliche Fälle als Gleichnis, als nahverwandten Ausdruck, als unmittelbar passendes Wort anwenden und benutzen mag. (MA 10, S. 10).

Goethes wichtigste Äußerungen zu den Formen und Leistungen einer bildlichen Ausdrucksweise finden sich bezeichnenderweise nicht nur in seinen ästhetischen, sondern ähnlich häufig in seinen naturwissenschaftlichen Schriften. Literatur und Naturwissenschaft treffen sich also auch im Bewußtsein des Bildcharakters aller Erkenntnis. Allerdings gilt eine je andere Hierarchie gemeinsamer Interessen. Für den Naturforscher sind die Rückbeziehungen auf das forschende Subjekt sowie die Bildlichkeit der Darstellung oder auch die gelegentlich eingestandene Affizierung durch das ›Schöne‹ der Natur Bedingungen und Bedingtheiten der Naturerkenntnis. Für den Dichter sind sie Zielpunkt seiner Darstellung.

V. Paradigmata der Umsetzung von Naturwissenschaft in Poetik

Von den Jahren der italienischen Reise an war Goethe zu allen Zeiten bemüht, seine poetischen Verfahrensweisen auch von der naturwissenschaftlichen Reflexion her zu fundieren. Jede Richtung seines Forschens findet ihren literarischen Niederschlag, doch drei haben sich als poetisch und poetologisch ganz besonders produktiv erwiesen.

Die Morphologie gehört zu den Voraussetzungen der Weimarer Klassik. Im Studium der Bildung und Umbildung organischer Naturen glaubt Goethe »der Natur abgemerkt zu haben wie sie gesetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebild, als Muster alles künstlichen, hervorzubringen« (MA 12, S. 69).

Seit den späten 90er Jahren gewinnt daneben die Farbenlehre wachsende Bedeutung auch für die Dichtung. Das gilt insbesondere im Hinblick auf die »Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe«, der das Werk *Zur Farbenlehre* ein eigenes großes Kapitel widmet (MA 10, S. 229-273). Doch eröffnen die ausgedehnten Farbenstudien

Goethes auch ein neues Kapitel in der naturgesetzlichen Durchdringung der literarisch vermittelten Welt.

Ein drittes, hier nur gestreiftes Paradigma der Beziehungen von Dichtung und Naturwissenschaft liefert im Alterswerk Goethes die Entoptik.[9] Sie übersetzt die wissenschaftliche Arbeit mit Mehrfachspiegelungen in eine neuartige Technik der literarischen Auflösung eines Gegenstands in eine Mehrzahl von Perspektiven. Das Verfahren zählt zu den jüngsten und modernsten poetischen Verfahrensweisen in Goethes Alterswerk.

Alter und neues Leben, Traditionsbewußtsein und Modernität gehen in Goethes Altersgedichten eine spannungsreiche Beziehung ein. Von graduell neuer Qualität sind auch die Beziehungen von Lyrik und Naturwissenschaft. Neu ist die Vielfalt und Freiheit der beobachtbaren Kontakte. Neu aber auch das Bewußtsein einer Ubiquität und letztlichen Einheit von Naturgesetzen, die durch alles hindurchgehen – auch durch das poetologische Selbstverständnis.

9 Dazu eingehender Karl Richter: *Wiederholte Spiegelungen im »West-östlichen Divan«. Die Entoptik als poetologisches Paradigma in Goethes Alterswerk*. In: *Scientia Poetica* 4 (2000), S. 115-130.

GIOVANNI SAMPAOLO

*Raum-Ordnung und Zeit-Bewegung. Gespaltene Naturerkenntnis in »Wilhelm Meisters Wanderjahren«**

»Im Schatten eines mächtigen Felsen saß Wilhelm an grauser, bedeutender Stelle, wo sich der steile Gebirgsweg um eine Ecke herum schnell nach der Tiefe wendete« (FA I, 10, S. 263):[1] Bereits zu Beginn ordnen Goethes *Wanderjahre* die Person der überindividuellen Größe einer erhabenen Topographie unter. ›Mächtig‹ felsig, schwindelerregend vertikal, ›bedeutend‹ ist die Landschaft – unbedeutend indes der Held, der zu einer eigenen Bedeutung erst mühsam kommen soll. Der Roman selbst mußte ja lange auf Anerkennung einer eigenen Bedeutung warten. Denn erst ab Mitte des 20. Jahrhunderts fand die Forschung allmählich zu einer gewissen Orientierung in diesem Werk des alten Goethe, einem höchst befremdenden, romanähnlichen »Aggregat«,[2] indem man etwa den ungewohnt ›räumlichen‹ Charakter seines Aufbaus hervorhob: »Die Bilder stehen nicht zeitlich nacheinander«, kommentierte Erich Trunz in bezug auf die gesamte Erzählstruktur, »sondern räumlich nebeneinander« (HA 8, S. 529). Gezeigt wurde dann, daß die so lose und fragmentarische Haupthandlung wesentlich in einem abrupten Wechsel zwischen diversen räumlichen Bereichen oder ›Bezirken‹ besteht, die den eigentlichen narrativen Schwerpunkt bilden.[3] Es bestehen kaum Zweifel, daß ein geradezu demonstratives Hervortreten von Raum und Landschaft, selbst zuungunsten des Individuell-Menschlichen, bei aller Diskontinuität die ganze Haupthandlung prägt.

»Was bin ich denn gegen das All?« (382), fragt sich Wilhelm unter dem Sternenhimmel. Diese Fragestellung ist sehr bezeichnend für die Rahmenerzählung. Der Held ist viel weniger eine individualisierte Figur als ein Medium, durch das der Leser Einblick in verschiedene Raumordnungen bekommen kann. Man denke nur an die utilitaristisch verwalteten Gärten im Anwesen des Oheims, an die großartige Verräumlichung von Denken und Tun in den Landschaften der Pädagogischen Provinz, an die Amerikapläne des Auswandererbundes. Dem stehen aber die in das Werk eingestreuten Erzählungen gegenüber, die vielmehr um Menschlich-Psychologisches kreisen. Immer deutlicher erwies sich allerdings der vermeintliche Gegensatz zwischen einer ›Rahmenhandlung‹ einerseits und darin eingebauten ›Novellen‹

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Gestaltete Natur. Gartenkultur und Landschaft*.

1 Zitate nach dieser Ausgabe von *Wilhelm Meisters Wanderjahren* werden künftig nur mit der Seitenzahl in Klammern nachgewiesen. Aus Raumgründen wird auf Literaturhinweise so gut wie gänzlich verzichtet.

2 Zu Kanzler von Müller, 18.2.1830 (Gespräche, Bd. 3.2, S. 571).

3 Vgl. Heidi Gidion: *Zur Darstellungsweise von Goethes »Wilhelm Meisters Wanderjahre«*. Göttingen 1969.

andererseits, von dem die frühere Forschung ausgegangen ist, als schon rein erzähltechnisch nicht haltbar,[4] zumal ein solcher Gegensatz auf ein vereinfachendes erbauliches Deutungsschema hinauslief: Die utopisch-pädagogische Rahmenerzählung sollte den textuellen Bereich der Entsagenden darstellen, die Binnenerzählungen dagegen private Dramen als abschreckende Gegenbeispiele der nicht oder noch nicht Entsagenden. Eine solch saubere Trennung läßt sich nun im Textgemenge der *Wanderjahre* kaum vornehmen. An die Komplexität dieses verwegen experimentellen, additiven Montagewerks ist auf anderen Wegen heranzukommen.

Voreilige Verallgemeinerungen verbieten sich, man muß auf einzelnes eingehen. Beginnen wir also mit einer Probe. Textgenetisch bilden die ersten Kapitel, d. h. die Partie um Sankt Joseph den Zweiten, ein besonders kompaktes und aussagekräftiges Untersuchungsmuster, weil Goethe sie zuallererst niederschrieb und schon 1809 separat in Cottas *Taschenbuch für Damen* als Vorabdruck des erst viel später zu vollendenden Romans publizierte. Diese Leseprobe läßt sich also wohl quasi als ein Manifest dessen betrachten, was der Autor mit dem seitdem schrittweise expandierenden Projekt *Wilhelm Meisters Wanderjahre* ungefähr vorhatte. Auf jenen Seiten begegnet man nun zuerst der optisch eindringlichen Schilderung einer kleinen Familie, die im Gebirge lebt und detailgetreu dem Bildmotiv der ›Flucht nach Ägypten‹ ähnelt. Es ist ein ›lebendes Bild‹, das bis in die leuchtenden Farben das ikonographische Vorbild der Heiligen Familie repliziert und dessen exemplarischen Bildgehalt ausstrahlt. Der Bericht aber, mit dem das Familienoberhaupt dem vorbeireisenden Wilhelm Meister auseinandersetzt, wie er selbst allmählich zu einem zweiten Sankt Joseph wurde, löst die Statik jenes Bildes dadurch auf, daß er dynamisch und sukzessive die diversen Vorfälle Revue passieren läßt, aus denen das lebende Bild entstanden ist.

Durch diese Entstehungsgeschichte zeigt sich die Ähnlichkeit zwischen den Einzelheiten dessen, was Wilhelm zu sehen bekommt, und den einzelnen Attributen des heiligen Vor-Bildes als das Ergebnis nichtssagender Zufälle – wo nicht einer bedenklichen Nachahmungssucht. Die schillernde Ambivalenz dieser Kapitel ist auf diese Duplizität der Erzählweise zurückzuführen. Auf der einen Seite steht ein heiles, wenn man will ein heiliges *Bild* mit dessen durchaus diesseitiger Geltung einer Ikone des ›Allgemeinmenschlichen‹; auf der anderen Seite die biographische *Geschichte* eines Imitators, in der man die taktvolle Karikatur des Typs vom romantischen neu-katholischen Dilettanten erkennen darf. Die beiden Ebenen sind getrennt. Sie existieren aber gleichzeitig, keine widerruft die andere. Das lebende Bild ist auf einmal, in einem Zuge gegeben; seine Form ist also durch Simultanität, die von Josephs Erzählung hingegen durch Zeit und Werden bestimmt, und dies auch in der thematischen Substanz. Denn als Restaurator von Ruinen konfrontiert sich Sankt Joseph II. bereits in seinem Beruf mit den Wandlungen, die Jahre und Jahrhunderte mit sich bringen.

Zu verzeichnen ist aber darüber hinaus ein drittes Hauptregister, nämlich die *Reflexion*, die sich über jene Antithese von Zustand und Prozeß hinwegsetzt, um

4 Vgl. hierzu etwa Manfred Engel: *Modernisierungskrise und neue Ethik in Goethes »Wanderjahren«*. In: *Wertwandel und neue Subjektivität*. Hrsg. von Henning Kössler. Erlangen 2000, S. 87-111; Ewald Rösch: *Goethes Novelle »Nicht zu weit«*. In: *Jb. des Freien Deutschen Hochstifts* 2002, S. 54-115.

durch allgemeingültige Sentenzen zu einer weiteren Perspektive zu gelangen, zu einer Beobachtung zweiter Ordnung, in der keine einzelnen Phänomene mehr geschildert, sondern vielmehr allgemeine Gesetze reflektiert werden. Ein Beispiel nur aus dem von Joseph Gesagten: »Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt sein« (285). In diesem Vorabdruck findet man also tendenziell die Montage von drei unterschiedlichen Diskurshaltungen. Diese drei Schreibweisen wird der Erzähler selbst an einer viel späteren Stelle des Romans, in einem seiner typischen Eingriffe, sogar beim Namen nennen:

> Unsere Leser überzeugen sich wohl, daß von diesem Punkte an wir bei'm Vortrag unserer Geschichte nicht mehr *darstellend*, sondern *erzählend* und *betrachtend* verfahren müssen, wenn wir in die Gemütszustände, auf welche jetzt alles ankommt, eindringen und sie uns vergegenwärtigen wollen. (484; Hervorhebungen G. S.)

Wie beiläufig auch immer, so lenkt doch dieser Appell an den Leser dessen Aufmerksamkeit auf einen bestimmten *modus operandi* des Textes. Erwähnt werden drei unterschiedliche Vortragsweisen: erstens die ›Darstellung‹ – äußerlich, räumlich –, zweitens die ›Erzählung‹ – zeitlich, innerlich – und drittens die ›Betrachtung‹, die selbstreferentielle Meta-Dimension des Denkens also, die jene Polarität umfassen kann. Der Wechsel dieser Schreibweisen ist jeweils durch einen Gegenstandswechsel bedingt. In einem Gespräch mit Eckermann am 18. Januar 1827 verrät Goethe etwas von einer solchen programmatischen Formpluralität der *Wanderjahre*: »Woher dieses entstanden, sagte Goethe, will ich Ihnen erklären. Ich ging dabei zu Werke wie ein Maler, der bei gewissen Gegenständen gewisse Farben vermeidet und gewisse andere dagegen vorwalten läßt« (857). Was die *Wanderjahre* vorführen, ist also nicht, wie die ältere Interpretation meinte, ein Wertgefälle von Rahmenerzählung und Novellen, sondern vielmehr ein Experimentieren mit der Dissonanz gegensätzlicher, aber gleichwertiger Schreibweisen, die jeweils eine andere notwendige Komponente des Daseins versprachlichen können. Es gilt nun zunächst, sie ein wenig im einzelnen zu charakterisieren.

Das erste Element ist die Darstellung des Sichtbaren. »Der Dichter ist angewiesen auf Darstellung«, heißt es nicht zufällig in einem Aphorismus aus diesem Roman; »Auf ihrem höchsten Gipfel scheint die Poesie ganz äußerlich« (568). Die figurative, darstellende Schreibweise läßt jede Sinnform nur als externalisiertes, sichtbares, räumlich gegebenes Gebilde zu. Daher rührt die außergewöhnliche Rolle der Orte, eines der auffälligsten Merkmale dieses Werks. Die Lehre der einseitigen Ausbildung wird beispielsweise in die eigentümliche Topographie der Pädagogischen Provinz übertragen, einer weit ausgedehnten Bildungsanstalt, in der die funktionale Ausdifferenzierung der Berufe, die in einer auf Spezialisierung ausgerichteten Moderne zu erlernen sind, in eine Vielfalt von »Regionen« (520) umgesetzt wird. Jede Sinnsphäre wird verräumlicht, und so ist jeder Wortwechsel zwischen den Figuren ein »ortgemäßes Gespräch« (533). Die vom Wanderer besuchten Bereiche werden in ihrem typischen Zustand, mit repräsentativen und unwandelbaren Eigenschaften ausgestellt. Dies wird bildlich evident an der unbeirrbar heiteren Wetterlage der Landschaften, an dem konstant bleibenden Mittagslicht, der idealen Bedingung für klarste Sichtbarkeit. Die Gegenstände der Darstellung sind statisch

und simultan gegeben, den Ent-Sagenden ist ausdrücklich verboten, untereinander von Vergangenheit und Zukunft zu sprechen, »nur das Gegenwärtige sollte sie beschäftigen« (296). Wenn nicht schon die Zeit, so ist im Haupterzählstrang sicher das Werden suspendiert: Zeitlichkeit erscheint hier nur unter dem Aspekt der Dauerhaftigkeit – deshalb die auffallende Präsenz der Steine und des geologischen Themas schon ab dem tonangebenden Romanbeginn, der bereits eingangs angeführt wurde. Bei den felsigen Landschaften der *Wanderjahre* wird das nach Goethe »frühest[e] Gestein dieser Welt« (289) explizit genannt, Felix hüpft nämlich »von Granit zu Granit« (301), auf dem Gestein also, das Goethe schon 1784 – am Anfang seiner naturwissenschaftlichen Studien – als rettenden Gegenpol des »menschlichen Herzens« angesehen hat, des »beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung« (HA 13, S. 255). Stein bedeutet Permanenz. Dieser muß aber von menschlicher Seite geholfen werden, wie es der alte Sammler am Ende des ersten Buchs Wilhelm lehrt. Er ist selbst ein Repräsentant der »Beharrlichkeit auf dem Besitz« (410), der an seinen uralten, aber gut erhaltenen, weil liebevoll gepflegten Gegenständen sowie an seinem ganzen Haus eine Lehre demonstriert: »Sie sehen hier, wie lange etwas dauern kann, und man muß doch auch dergleichen sehen, zum Gegengewicht dessen was in der Welt so schnell wechselt und sich verändert« (ebd.). Merken wir uns für später den Begriff »Gegengewicht«.

Anders als in seinen Lehrjahren ist der wandernde Held jetzt ein Betrachter der Dinge außer ihm geworden,[5] der Bereiche, durch die Wilhelm wie in einer ausgedehnten Galerie zieht, in der Bilder und Räume sich seinem Blick darbieten. Progression und Bewegung kommen deswegen nur als ein visuelles In-den-Sinn-Eindringen vor. Das Vorstoßen in die Erkenntnis der Dinge ist im Zugang der ewig lernenden Titelfigur zu geheimen Orten verbildlicht. Schwellen und Vorhöfe markieren die schrittweise Steigerung der Aura, bis Wilhelm zu »sichtbaren Gegenstände[n] der Verehrung« (419) kommt – denn der Inhalt dieser verborgenen, sakralen Orte ist ausnahmslos bildende Kunst. Diese ist in den *Wanderjahren* die mustergültige Erscheinungsform von Räumlichkeit überhaupt mit deren Vorzügen: organischer Zusammenhang der Teile eines Ganzen (man denke an Wilhelms Ausbildung in der plastischen Anatomie), greifbares Dasein, Festigkeit. In keinem anderen von Goethes Romanen ist eine vergleichbare Häufigkeit der Bildbeschreibung festzustellen.

Ebenso auffällig sind im Haupterzählstrang die Individuen der Gemeinschaft untergeordnet. Gesellschaft wird als ein weiteres Hauptphänomen des Wechselverhältnisses vorgeführt, das die Bestandteile eines Ganzen bindet. Alle sozialen Gruppierungen der Rahmenhandlung sind gesetzlich garantierten Ordnungen unterworfen. Die Romanfiguren werden ständig auf Normen, Vorschriften, Verbote hingewiesen. Jede Spontanität ist unterbunden, ein Normenüberschuß bringt den präskriptiven Charakter sozialer Systeme überdeutlich zum Vorschein. Zuletzt wird ein Staat geplant, in dem die strengste Ordnung waltet. Von dieser künftigen Gesellschaft werden fast nur Zwangsdispositive erwähnt, ein staatspolizeilicher Me-

5 Vgl. *Lehrjahre*, 8. Buch: »[…] die Neugierde, die Wißbegierde des Kindes ließen ihn erst fühlen, welch ein schwaches Interesse er an den Dingen außer sich genommen hatte« (HA 7, S. 498).

chanismus zum Schutz vor den Veränderungen, zu denen die Natur sonst die Menschen verleiten würde.[6]

All dem widersprechen die verschiedenen Erzählungen, die in den Roman eingeflochten sind. Kontrapunktisch stellen sie alle Motive und Prinzipien der sogenannten Rahmenhandlung auf den Kopf. Hat diese eine Topographie unwandelbarer, symbolischer Räumlichkeiten zum Gegenstand, so läßt sich die Stimmführung des Kontrapunkts am besten mit der bei weitem längsten aller Erzählungen Goethes verdeutlichen: *Der Mann von funfzig Jahren* ist quasi ein Gegenroman im Roman, der in entschiedenem Gegensatz zur Rahmenerzählung gerade die Zeitlichkeit und die Unaufhaltsamkeit des Werdens thematisiert. Schon der Titel führt mit lapidarer Drastik zur zentralen Frage: der zeitlichen Bedingtheit und Vergänglichkeit des einzelnen, eben des Mannes ›von fünfzig Jahren‹. Die trügerischen Versuche des Protagonisten, vor dem natürlichen Alterungsprozeß zu fliehen, weichen schließlich – nach recht traumatischen, hauptsächlich körperlichen Erfahrungen – der Einsicht in das Naturgesetz, d. h. letztlich der bewußten Hinnahme der eigenen Sterblichkeit. Nicht von ungefähr läßt Goethe die Figur mit Zitaten aus Ovids großem Gedicht spielen, dem Paradigma jeder literarischen Verarbeitung des Themas »Metamorphose«. – Man könnte hinzufügen, daß die zuletzt für die *Wanderjahre* ausgeführte Erzähleinlage, und zwar die Novelle *Nicht zu weit*, den Kontrast zur narrativen Haltung der Rahmenhandlung bis zum äußersten zuspitzt, indem sie eine ängstlich-chaotische Zeiterfahrung zum Prinzip der gewagtesten Erzählform erhebt.

Auch im gesamten Aufbau des Werks haben wir es also mit Schreibweisen zu tun, die miteinander in Konflikt stehen und aus denen entgegengesetzte Wirklichkeiten hervorgehen. Man wird selbstverständlich erinnert an Kants Unterscheidung des Raums als Form des äußeren Sinns und der Zeit als Form des inneren Sinns. Aus solchen Prämissen folgt die Dichotomie dessen, was in der Pädagogischen Provinz ganz explizit als »zwiefache Darstellung« (525) thematisiert wird. In der Künstlerregion inszeniert Goethe nämlich einen Abriß von Lessings epochemachender *Laokoon*-Abhandlung mit ihrer theoretischen Gegenüberstellung von Raum- und Zeitkunst. Vor einer plastischen mythologischen Gruppe mit winckelmannschem Pathos, die wie ein Gegenstück zur vieldiskutierten vatikanischen anmutet,[7] fordert ein Kunstlehrer die Schüler mit folgenden Worten auf: »[…] wer wäre denn hier, der uns in Gegenwart dieses stationären Werkes mit trefflichen Worten die Einbildungskraft dergestalt erregte, daß alles was wir hier fixiert sehen wieder flüssig würde« (526).[8] Also das Fixierte und das Flüssige – dies aber nicht nur ästhe-

6 Vgl. Thomas Degering: *Das Elend der Entsagung: Goethes »Wilhelm Meisters Wanderjahre«*. Bonn 1982, S. 61-116.

7 Die Szenerie mit den plastischen »Kraftgestalten« im »großen von oben glücklich erleuchteten Saal« (525) weist eindeutig auf die unauslöschliche Erinnerung an die erste Begegnung des jungen Goethe mit der vollständigen *Laokoon*-Gruppe in einem »geräumigen, […] fast kubischen Saal« hin, nämlich dem Mannheimer Antikensaal, nach der Schilderung in *Dichtung und Wahrheit* einem »von oben wohl erleuchteten Raum« (vgl. HA 9, S. 500-502).

8 Ein Schüler beginnt also einen »Vortrag, worin er das gegenwärtige Kunstwerk nur zu beschreiben schien, bald aber warf er sich in die eigentliche Region der Dichtkunst, tauchte sich in die Mitte der Handlung«, so daß »wirklich die starre Gruppe sich um ihre Achse zu bewegen […] schien« (ebd.).

tisch, sondern auch politisch. »Der Kampf des Alten, Bestehenden, Beharrenden mit Entwicklung, Aus- und Umbildung ist immer derselbe«, heißt es in den *Maximen und Reflexionen*: »Aus aller Ordnung entsteht zuletzt Pedanterie; um diese los zu werden, zerstört man jene, und es geht eine Zeit hin, bis man gewahr wird, daß man wieder Ordnung machen müsse. […] es ist immer derselbe Konflikt, der zuletzt wieder einen neuen erzeugt« (HA 12, S. 383). Die systematisch geordneten sozialen Gebilde der Rahmenhandlung, die neben vielen exemplarischen Aspekten allzu pedantische, beinahe totalitäre Züge verraten, stehen der Dynamik der Erzähleinlagen gegenüber, wo echtes Leben zwar pulsiert – jedoch bis zu unheimlicher, zerstörerischer Verwirrung gesteigert. Keine der beiden komplementären Dimensionen kann somit als selbstgenügsam gelten, denn beide werden konsequent in geradezu irritierender, übertriebener Einseitigkeit dargestellt.

Erinnert dies alles denn nicht sonderbar genau an typische Verfahrensweisen des Naturwissenschaftlers Goethe? Seine späten Reflexionen über Gestalt und Metamorphose, »Ausdehnung und Bewegung« (750), oder mit ganz anderen Worten: Räumlichkeit und Zeitlichkeit betonen ausdrücklich die unausweichliche Problematik solcher Gegensätze. Es kommt zu keiner dialektischen Synthese mehr, wie dies etwa noch in den klassischen Hexametern zur *Metamorphose der Tiere* möglich gewesen war: »Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken […], von beweglicher Ordnung«.[9] Ein besonderes theoretisches Unbehagen tritt beim späten Goethe zutage, betrachtet man etwa eine philosophische Schrift wie *Bedenken und Ergebung* (1820). Sie wurde ein Jahr vor der Erstausgabe des Romans publiziert und artikuliert nachdrücklich, anhand von Kantischen Begriffen, ein Gefühl von Ausweglosigkeit, eben von Bedenken und schließlich von Resignation:

> […] die Idee ist unabhängig von Raum und Zeit, die Naturforschung ist in Raum und Zeit beschränkt, daher ist in der Idee Simultanes und Sukzessives innigst verbunden, auf dem Standpunkt der Erfahrung hingegen immer getrennt, und eine Naturwirkung, die wir der Idee gemäß als simultan und sukzessiv zugleich denken sollen, scheint uns in eine Art Wahnsinn zu versetzen. Der Verstand kann nicht vereinigt denken, was die Sinnlichkeit ihm gesondert überlieferte […]. (HA 13, S. 31 f.).

Diese Schrift läßt die Frage am Ende offen – mit der Aussicht, sie allenfalls in der »Sphäre der Dichtkunst« zu transzendieren (ebd., S. 32). Mit der Vorstellung eines Konfliktes von Systematik und Prozessualität tritt ein weiterer Aufsatz aus dem Jahre 1823 hervor unter dem nicht weniger bezeichnenden Titel *Probleme*:

> Natürlich System, ein widersprechender Ausdruck.
>
> Die Natur hat kein System, sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Zentrum, zu einer nicht erkennbaren Grenze. […] Die Idee der Metamorphose ist eine höchst ehrwürdige, aber zugleich höchst gefährliche Gabe von oben. Sie führt ins Formlose; zerstört das Wissen, löst es auf. Sie ist gleich der vis

9 HA 1, S. 203, V. 50 f. Ein Vergleich mit Schillers Begriff der »lebende[n] Gestalt« aus den Briefen *Über die ästhetische Erziehung* läge nahe. Vgl. SNA 20, S. 355. Dieser wird als eine Synthese aus dem zeitlich bedingten, lebensnahen »Stofftrieb« und dem Streben des »Formtriebs« nach der Zeitlosigkeit der Gestalt postuliert.

> centrifuga und würde sich ins Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben: ich meine den Spezifikationstrieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen dessen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen. Eine vis centripeta, welcher in ihrem tiefsten Grunde keine Äußerlichkeit etwas anhaben kann. […] Da nun aber beide Kräfte zugleich wirken, so müßten wir sie auch bei didaktischer Überlieferung zugleich darstellen, welches unmöglich scheint. […] Wir müßten einen künstlichen Vortrag eintreten lassen. Eine Symbolik wäre aufzustellen! Wer aber soll sie leisten? (HA 13, S. 35 f.)

Wenn hier ungelöste Grundfragen von Goethes Naturwissenschaft hörbar werden, ist es wohl nicht unwahrscheinlich, daß die ›Symbolik‹, die er gleichzeitig in den *Wanderjahren* ›aufstellt‹, mit eben diesem Gegensatz – einer gespaltenen Naturerkenntnis – zu korrelieren ist. Beispiele einer aufgespaltenen Symbolik, d. h. einer solchen, die mit ›Gegengewichten‹ operiert, gibt es in diesem Roman genug, und zwar nicht nur auf der Metaebene der oben skizzierten, zueinander gegenläufigen Erzählmodi. Die Musik z. B. manifestiert sich in der Diskurshaltung der vorwiegend räumlichen Figuration als strukturell-geometrische Harmonie eines großen Ganzen (Chor und Orchester), in der Diskurshaltung der vorwiegend zeitlichen Erzählung dagegen als emotional wandelbare Melodie.[10] Eine Novelle wie *Wer ist der Verräter?* entwickelt lustspielartig die amouröse Anziehung und Abstoßung unter vier Figuren, die jeweils gegensätzlich gekennzeichnet sind durch prononcierte Seßhaftigkeit oder Reiselust, und führt sie zu einem ausgeglichenen glücklichen Ende. Lucidor und Lucinde versus Antoni und Julie: Sind das denn nicht eben die Zentripetal- und Zentrifugalkraft wie in der naturwissenschaftlichen Schrift? Parallel dazu gibt es einen gleichen Gegensatz zwischen den Auswanderern um Lenardo und der Truppe der »vaterländischen« (673) Einwanderer um Odoard.

Auf noch anderer Ebene verdichten sich all diese Polaritäten in der großen Allegorie um die weise Makarie. Sie betrachtet in sich selbst bei rätselhaften Visionen die Himmelskörper, wobei entscheidend ist, daß ihr Standpunkt sich fortwährend bewegt. Denn »sie wandelt seit ihrer Kindheit um die Sonne, und zwar, wie nun entdeckt ist, in einer Spirale, sich immer mehr vom Mittelpunkt entfernend und nach den äußeren Regionen hinkreisend« (734). Makarie weist also auf eine vergeistigte Spielart der Metamorphose hin – die Bemerkung »wie nun entdeckt ist«, laut Lesarten zuletzt hinzugefügt (vgl. WA I, 25.2, S. 199), hängt offensichtlich mit Goethes gleichzeitigen Studien zur botanischen Spiraltendenz im Herbst 1828 zusammen. Fast immer ausgeklammert in der Forschung ist, daß Makaries Figur spiegelbildlich zur Gestalt der derben Gesteinsfühlerin gezeichnet ist, die zum Erdinneren strebt. Das Zentripetal-Körperliche der letzteren und das Zentrifugal-Geistige der anderen – beide im Goetheschen Sinne ›abnorm‹, d. h. nicht pathologisch, sondern einfach einseitig – sind Teilbilder, die nur zusammen einen Sinn ergeben können. »Um mich zu retten« – so eine weitere Betrachtung ›im Sinne der Wanderer‹ – »betrachte ich alle Erscheinungen als unabhängig von einander und suche

10 Zum Gegensatz von Simultanität und Sukzession in Harmonie und Melodie vgl. MA 6.2, S. 177, und vor allem die *Erwiderung* des Botanikers Ernst Heinrich Friedrich Meyer auf Goethes bereits zitierten *Problem*-Aufsatz (MA 12, S. 294-305).

sie gewaltsam zu isolieren; dann betrachte ich sie als Korrelate, und sie verbinden sich zu einem entschiedenen Leben« (576).

Der Theoretiker Goethe neigt immer dazu, »durch Gegensätze zu operieren, die Frage von zwei Seiten zu beantworten und so gleichsam die Sache in die Mitte zu fassen«.[11] An zwei Stellen der *Wanderjahre* wird aber präzisiert: »Man sagt: zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwischen« (584; vgl. auch 535). Da Wahrheit erst aus einem Geflecht von lebendig offenen Problemen und Antinomien zu erarbeiten ist, verflüchtigt sich jede traditionelle Erzählerinstanz, jede übergreifende *auctoritas* in diesem Roman. Der intermittierend aufscheinende Redaktor, »der Sammler und Ordner dieser Papiere« (690), verfügt über keinen Überblick, er vermittelt nur stückweise sein Wissen, weil er selbst ein Beobachter von Teilergebnissen ist. Er ist nur dazu da, den Leser zu aktivieren. Denn die *Wanderjahre* rechnen mit einem besonders produktiven Leser, konfrontieren ihn mit unvollständigen und widersprüchlichen Dokumenten, bieten ihm provokative Hyperbeln – keine Parabel. Um mit einem Spruch ›aus Makariens Archiv‹ zu schließen: »Und so wäre denn endlich Wissenschaft das Theorem, Kunst das Problem« (769).[12]

11 *Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke* (1798) (HA 12, S. 68). Man vgl. z. B. auch die methodologische Überlegung über die Aufstellung von zwei entgegengesetzten Hypothesen in den *Vorarbeiten zu einer Physiologie der Pflanzen* (WA II, 6, S. 316 f.).

12 *Neben* dem Romantext kann ein weiterer Diskursmodus den Salto mortale über die Raum-Zeit-Alternative hinweg wagen: Nur die Verse des Gedichts *Vermächtnis* (585 f.) können von der Ewigkeit sprechen.

MANFRED OSTEN

*Dr. Faust – ein Auslaufmodell der Evolution? Goethes Tragödie und die Verheißungen der Lebenswissenschaften**

I.

Im zweiten Teil der *Faust*-Tragödie und dort im zweiten Akt findet sich eine Empfehlung, die der Leser als narzißtische Kränkung empfinden könnte. Proteus empfiehlt Homunculus, er möge auf dem Weg vom Anfang der Schöpfung bis hinauf zum Menschen höchste Vorsicht walten lassen:

> Nur strebe nicht nach höheren Orden,
> Denn bist du erst ein Mensch geworden,
> Dann ist es völlig aus mit dir.
> (FA I, 7.1, V. 8330-8332)[1]

Ist der Mensch also ein Fehler der Schöpfung, den es künftig zu vermeiden oder zumindest zu korrigieren gilt? Auf diese Frage hat Goethe bereits 1829 eine eindeutige Antwort. Gegenüber Eckermann äußert er sich über die Menschheit als Auslaufmodell der Evolution: »Ich sehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an ihr hat und er abermals Alles zusammenschlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung. […] es steht in der fernen Zukunft schon Zeit und Stunde fest, wann diese Verjüngungs-Epoche eintritt« (FA II, 12, S. 675). Goethe hat es allerdings nicht hierbei belassen. Er thematisiert jenen Versuch, mit welchem die Menschheit sich selber im Wege einer zweiten, das heißt der scientistischen Evolution optimiert, im Zeichen der Verheißungen der Lebenswissenschaften des 21. Jahrhunderts.

In genialer poetischer Fiktion läßt Goethe nämlich im zweiten Teil der *Faust*-Tragödie durch den zum Gen-Designer avancierten Famulus Wagner den Schöpfungsdefekt des Menschen gentechnisch korrigieren. Goethe wagt hier ein weit über unser Jahrhundert hinausweisendes Experiment, dessen naturwissenschaftliche *science-fiction*-Kühnheit bislang wenig beachtet worden ist. 1828 hatte Friedrich Wöhler erstmals erfolgreich anorganische Materie in organische umgewandelt, indem er Harnstoff synthetisierte – ein Experiment, dessen lebenswissenschaftliche Tragweite für Goethe offenbar eine ähnliche Bedeutung hatte wie für die Nachgeborenen heute die postmoderne Nachricht von der Entschlüsselung des menschlichen Genoms. Das heißt, Goethe schlägt vor dem Hintergrund des Wöhlerschen Experiments im *Faust* nicht nur ein neues Blatt im Buch des Lebens auf. Goethes Neukonzeption der Homunculus-Szenen antizipiert vielmehr im Wege »sehr ernste[r]

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Naturerfahrung und Naturwissenschaft in Goethes »Faust«*.

1 Im folgenden wird *Faust* nach FA I, 7.1 mit Angabe der Verszahl zitiert.

Scherze«[2] modernste lebenswissenschaftliche *human-engineering*-Visionen eines ›genreichen‹ Menschentyps, den der Molekularbiologe und Princeton-Professor Lee M. Silver für das 24. Jahrhundert bereits prognostiziert hat.

Goethe konzentriert sich bei diesem Konzept einer ›künstlichen‹ Optimierung des Menschen auf das komplexeste Organ des Menschen: das Gehirn. Geschaffen werden soll nämlich ein »Hirn, das trefflich denken soll« (V. 6869). Goethe selber hatte bereits intensiv die Anfänge der Hirnforschung seiner Zeit verfolgt. Dies gilt vor allem für die von Franz Joseph Gall, Carl Gustav Carus und Samuel Thomas von Soemmerring entwickelten Theorien über das menschliche Gehirn. Vor diesem frühen neurowissenschaftlichen Hintergrund wird transparent, daß Goethe mit der Gestalt des Homunculus offenbar eine neuronale Optimierung des Menschen im Wege »sehr ernste[r] Scherze« vorführt, die letztlich den Menschen befreien soll von jenen faustisch-selbstzerstörerischen Tendenzen, die vor allem im fünften Akt der *Faust*-Tragödie in Gestalt fataler Gewalt und Irrtümer manifest werden.

Als fundamentaler neurologischer Schöpfungsdefekt des menschlichen Zerebralsystems erscheint bei Goethe nämlich das Großhirn: der Neokortex des Menschen als Sitz des »ungeduldigen Verstandes« (FA I, 13, S. 353), den Goethe in *Maximen und Reflexionen* charakterisiert als jenen Defekt, der »Uebereilungen« generiert und »die Phänomene gern los seyn möchte« (ebd.). Und es sind diese Übereilungen, die sich ihrerseits erweisen als Quellgrund von Gewalt (übereiltes Handeln) und Irrtum (übereiltes Denken). Fausts eigene Übereilungen im Zeichen seiner Verfluchung der Geduld lassen ihn daher als Prototyp des Menschen im Sinne eines Auslaufmodells der Hominiden-Evolution erscheinen.

Goethes Homunculus ließe sich daher verstehen als die Gegenwelt dieses Auslaufmodells, das optimiert und verjüngt werden soll. Auch sonst mangelt es im *Faust* nicht an Verjüngungsverheißungen der Lebenswissenschaften des 21. Jahrhunderts. Erinnert sei an die Szene in der Hexenküche im ersten Teil der *Faust*-Tragödie, wo mit Hilfe der Hexe dem gealterten, eines Verjüngungsmittels und Aphrodisiakums bedürftigen Faust »Wohl dreißig Jahre« (V. 2342) mit Hilfe einer Droge so »vom Leibe« (V. 2342) geschaffen werden sollen, daß er »Bald Helenen in jedem Weibe« (V. 2604) sehen kann. Auffällig ist, daß Mephisto seinem Verjüngungsprobanden Faust ironisch zunächst eine natürliche Alternative zur scientistischen Verjüngungsdroge empfiehlt. Faust lehnt dieses Angebot allerdings ab. Albrecht Schöne hat dargelegt, daß es sich bei dieser natürlichen Verjüngungskur um Christoph Wilhelm Hufelands Empfehlungen gehandelt haben dürfte, die Goethe gekannt hat – Empfehlungen also aus der Feder eines Arztes,

> die auf den »Genuß einer reinen gesunden Luft, einfacher und frugaler Kost, täglich starke Bewegung im Freien« abgestellt waren: auch »Gelehrte« und »Kopfarbeiter« sollten es »nicht unter ihrer Würde« halten, wenn man »täglich einige Stunden oder alle Jahre einige Monate den Spaten und die Hacke zur Hand nähme und sein Feld oder seinen Garten bearbeitete«; das werde »eine

2 An Wilhelm von Humboldt, 17.3.1832 (WA IV, 49, S. 283).

> Verjüngung und Restauration bewirken, die der Lebensdauer und dem Lebensglück von unglaublichen Nutzen sein würde.«[3]

Faust aber folgt jener künstlichen Verjüngungs- und Aphrodisiakums-Alternative des Mephisto, die Peter Sloterdijk im ersten Band seiner *Kritik der zynischen Vernunft* überzeugend in Relation setzt mit den Verheißungen der modernen Lebenswissenschaften. Sloterdijk versteht Mephisto in diesem Zusammenhang als den ersten »Sexualpositivist[en] unserer Literatur«:

> Mephisto ist der erste Sexualpositivist unserer Literatur; seine Sehweise ist schon die des Sexualkynismus. »Zwar Kind ist Kind, und Spiel ist Spiel.« Für ihn bleibt es kein Geheimnis, wie man in dem Mann Faust die Uhr aufzieht: es gilt »nur«, die Vision der nackten Frau in ihm wachzurufen, moderner ausgedrückt: die erotische Illusion, die »Imago«, das Suchbild, das Sexschema. Der Verjüngungstrank weckt den Trieb, der jede Frau so begehrenswert macht wie Helena. Wer sich verliebt, so gibt die Goethesche Ironie zu verstehen, wird im Grunde Opfer einer chemischen Reaktion; modernere Zyniker oder Spaßvögel versichern, die Liebe sei nichts weiter als eine Hormonstörung. Der zynische Biß liegt in dem »nichts weiter«, das literarisch gesehen zur Satire gehört, existentiell zum Nihilismus, epistemologisch zum Reduktionismus, metaphysisch zum (vulgären) Materialismus. Als heiterer Materialist doziert Mephistopheles die animalische Zwangsläufigkeit der Liebe.[4]

Wenn Sloterdijk Faust definiert als Opfer und Ergebnis biochemischer Reaktionen, so ist dies eine Einsicht, die inzwischen von den Lebenswissenschaften mit zahlreichen neuen molekularbiologischen und gentechnischen Verjüngungshinweisen ergänzt wird. Unter modernen *Hightech*-Jüngern wird hierbei unter anderem die These vertreten, daß die Abschaffung des physischen Verfalls ein rein technisches Problem sei. So ist der bereits als Legende gefeierte US-Erfinder Ray Kurzweil davon überzeugt, daß irgendwann Nanoroboter den ungenau arbeitenden Verdauungstrakt ersetzen können. Die Minimaschinen würden dann exakt die richtigen Stoffe in der perfekten Menge zum korrekten Gewebe oder Organ transportieren. Den Weg zur Verjüngungsdroge der Hexenküche in der *Faust*-Tragödie scheint heute vor allem das *National Institute on Aging* in Maryland in den USA zu gehen. Dort geht es inzwischen um einen Versuch mit Menschen, deren Alterung durch reduzierte Kalorienzufuhr beeinflußt werden soll. Rhesusaffen zumindest scheint solche Diät gegen Altersdiabetes zu schützen; auch scheinen sie gesündere Herzen zu haben als gewöhnliche Vielfraß-Äffchen.

Angeblich lassen sich diese Ergebnisse allerdings nicht eins zu eins auf den Menschen übertragen. Inzwischen ist klar, daß der Prozeß des Alterns zumindest bei den Säugetieren universal ist. Und es ist auch unbestritten, daß vom Fadenwurm über die Fruchtfliege bis zum Menschen ganz bestimmte Gene dabei eine Rolle spielen – mögliche Angriffsorte also für eine künftige scientistische Verjüngungsmedizin.

3 Zit. nach: *Faust*-Kommentar, Anm. 101, in FA I, 7.2, S. 283 f.
4 Peter Sloterdijk: *Kritik der zynischen Vernunft*. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1983, S. 342.

Dem als Dozent verkleideten Mephisto ist diese moderne Verjüngungsmedizin noch nicht zur Hand, denn der fortschrittliche Scholar bedroht hier Mephisto als greisenhaften Gelehrten mit einem ungewöhnlichen Entsorgungsvorschlag zur Lösung der Phänomene der alternden Gesellschaft des 21. Jahrhunderts. Er schlägt nämlich vor, die demographische Entwicklung auf das 30. Lebensjahr zu begrenzen:

Hat einer dreißig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie tot.
Am besten wär's euch zeitig totzuschlagen.
(V. 6787-6789)

Ein ungemütlicher Vorschlag, dem inzwischen die von amerikanischen Forschern gegründete *Methusalem-Stiftung* mit hohen Spendenmitteln zu begegnen versucht, und zwar in Gestalt des sogenannten Maus-Methusalem-Projekts. Spender einer halben Million Dollar ist die *XPrize-Stiftung*, die den erst kürzlich prämierten ersten Weltraumflug mit einem Privatraumschiff initiiert hatte. Um den Maus-Methusalem-Preis bewerben sich bereits sechs Forschergruppen. Gewinner ist, wer die langlebigsten Labormäuse erzeugt. Die Stifter sind jedenfalls davon überzeugt, daß die Alterungsprozesse kontrollierbar und damit irgendwann auch beim Menschen gezielt steuerbar sein werden.

II.

Es stellt sich die Frage nach dem Ursprung des auffällig kalten anatomischen Blicks, mit dem Goethe im *Faust* immer wieder ironisch Schöpfungsdefekte des antiquierten Menschen in die Nähe der Verheißungen der modernen Lebenswissenschaften rückt. Goethe kannte vor allem Gall, den Arzt, Anatom und Begründer der Phrenologie, der aus der äußeren Schädelform auf geistig-seelische Anlagen schließen zu können glaubte. Durch seine Beiträge zu Johann Kaspar Lavaters *Physiognomischen Fragmenten* (1775) vorbelastet und durch Soemmerrings Gehirnanatomie (*Über das Organ der Seele*, 1796) mit der Materie vertraut, interessierte sich Goethe schon aufgrund seiner morphologischen Anschauungen für Galls Studien und bewunderte sein gehirnanatomisches Wissen. Hinzu kommt bei Goethe vor allem der große Einfluß des Jenaer Anatomen Justus Christian Loder (1753-1832), der 1778 auf den Lehrstuhl für Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunst an die Universität Jena berufen worden war und als begabter Sezierer galt. Goethe pflegte mit ihm einen regelmäßigen Kontakt, besuchte seine Vorlesungen und erhielt die Erlaubnis, in der praktischen Anatomie an der Sektion von Leichen teilzunehmen.

Wenn Mephisto im *Prolog* dem Schöpfer vorwirft, daß der Mensch die Vernunft lediglich brauche, um »tierischer als jedes Tier zu sein« (V. 286), so ergibt sich hier eine auffällige Nähe zum gehirnanatomischen Hinweis Georg Büchners im *Danton* (erster Akt): »Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren«.[5] Um hieraus dann den Schluß zu ziehen:

5 *Georg Büchner: Werke und Briefe.* Münchner Ausgabe. Hrsg. von Karl Pörnbacher u. a. München ^{8}2001, S. 91.

»Es wurde ein Fehler gemacht, wie wir geschaffen worden«.[6] Durs Grünbein hat 1995 anläßlich der Verleihung des Büchner-Preises darauf aufmerksam gemacht, daß der Arztsohn Büchner auf diese Weise die alte Schaubude des Theaters als moralische Anstalt geschlossen habe, um das Theater der Anatomie zu eröffnen.[7] Man könnte ergänzen, daß Goethes anatomischer Blick dieses Theater ebenfalls öffnet. Dies geschieht vor allem im zweiten Teil der *Faust*-Tragödie in Gestalt der Homunculus-Szenen – ein Theater, das Goethe allerdings den Zeitgenossen verheimlicht hat durch seinen Entschluß, den *Faust* zu versiegeln.

In *The Origin of Species* hat Charles Darwin Goethe ausdrücklich gerühmt als »an extreme partisan of similar views«.[8] Wenn Goethe seinen Homunculus den Weg der evolutionären Stammesgeschichte des Menschen zurückgehen läßt zum »Origin of Species«, so ist dies nicht nur Goethes Entdeckung des Zwischenkieferknochens als Indiz der animalischen Herkunft des Menschen geschuldet. Der Gang zurück zum Anfang der Schöpfung ist hier durchaus auch begleitet vom illusionslosen Blick des Anatomen auf den neuronalen Schöpfungsdefekt des Menschen – ein Defekt, den es künftig zu vermeiden gilt, im Sinne der eingangs erwähnten Warnung des Proteus:

> Nur strebe nicht nach höheren Orden,
> Denn bist du erst ein Mensch geworden,
> Dann ist es völlig aus mit dir!
> (V. 8330-8332)

Homunculus geht daher vom »Origin of Species« aus Wege nach vorn mit einem neuen Ausgang im Sinne einer organisch-evolutionären Optimierung des neuronalen Schöpfungsdefekts des Menschen. Homunculus also als poetische Fiktion eines Abschieds vom antiquierten Menschen, eines Abschieds vom verdüsterten und beschränkten Menschen? Goethe legt diese Deutung selber nahe durch seinen erläuternden Hinweis zum Verständnis des Homunculus, indem er ihn vieldeutig als ein »geistige[s] Wesen« charakterisiert, das den großen Vorzug habe, »durch eine vollkommene Menschwerdung noch nicht verdüstert und beschränkt worden« zu sein.[9]

Offenbar hegte Nietzsche ähnliche Gedanken, allerdings nicht im Sinne einer evolutionären Umartung, auch nicht – wie behauptet wurde – im Sinne einer gewollten biologischen Züchtung, sondern im Geiste einer neuen Erziehung. Immerhin notierte er 1881: »Die Behauptungen Darwin's sind zu prüfen – durch Versuche! […] Es müssen Versuche auf 1000[de] von Jahren hin geleitet werden! Affen zu Menschen erziehen!«.[10] Das heißt, wenn Nietzsche im *Zarathustra* im Namen

6 Ebd.

7 Durs Grünbein: *Den Körper zerbrechen.* In: ders.: *Galilei vermißt Dantes Hölle und bleibt an den Maßen hängen. Aufsätze 1989-1995*. Frankfurt a. M. 1996, S. 75-86; hier S. 82.

8 Charles Darwin: *The Origin of Species, 1876*. Ed. by Paul H. Barrett, R. B. Freeman. New York 1988, S. XIV, Anm. 2.

9 Zu Eckermann, 16.12.1829 (FA II, 12, S. 365).

10 Friedrich Nietzsche: *Nachgelassene Fragmente: Frühjahr 1881 – Sommer 1882*, Nr. 11 [177]. In: ders.: *Werke. Kritische Gesamtausgabe*. Hrsg. von Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. 5. Abt., 2. Bd. Berlin, New York 1973, S. 406.

des »Übermenschen« fordert, »Der Mensch aber ist Etwas, das überwunden werden muss«,[11] so zielt dies auf eine kulturelle Evolution als Korrektur der defizienten biologischen Evolution.

Voreilig wäre gleichwohl der Schluß, daß Goethe den Propheten der Hypermoderne heute zustimmen würde. Der euphorischen Prognose, daß es der Menschheit gen- und nanotechnisch jetzt vergönnt sei, die Evolution selbst in die Hand zu nehmen, würde er wahrscheinlich begegnen mit den Worten:

> Übrigens aber ist der Mensch ein dunkeles Wesen, er weiß nicht woher er kommt, noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht und Gott soll mich auch davor behüten.[12]

11 Friedrich Nietzsche: *Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen (1883-1885)*. In: ders.: *Werke. Kritische Gesamtausgabe*. Hrsg. von Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. 6. Abt., 1. Bd. Berlin 1968, S. 328.

12 Zu Eckermann, 10.4.1829 (FA II, 12, S. 350).

CHRISTIAN HELMREICH

*Theorie und Geschichte der Naturwissenschaft bei Goethe und Alexander von Humboldt**

> Allerdings ist die Natur in jedem Winkel der Erde ein Abglanz des Ganzen. Die Gestalten des Organismus wiederholen sich in anderen und anderen Verbindungen.
>
> (*Kosmos* II, S. 89)[1]

Sich an Eckermann wendend, soll Goethe am 11. Dezember 1826 gesagt haben, Alexander von Humboldt gleiche

> […] einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hier bleiben und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt. (FA II, 12, S. 183)

Ähnlich begeisterte Äußerungen Goethes sind schon aus dem Jahr 1797 überliefert – einer Zeit, in der Alexander von Humboldt, der fast zwei Monate lang in Jena und Weimar verbrachte, verschiedene naturwissenschaftliche Versuche mit Goethe unternahm. Damals schrieb Goethe an Herzog Carl August, Humboldt sei ein »wahrhaftes Cornu Copiae der Naturwissenschaften« (WA IV, 12, S. 54).[2] Auch wenn sich Goethe über Humboldt nicht immer so enthusiastisch geäußert hat wie hier,[3] auch wenn die Beziehung zwischen diesen beiden großen Autoren nicht

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *»[…] auf jede Frage die beste und gründlichste Antwort«. Goethe und Alexander von Humboldt*. – Diese Arbeit entstand während eines Forschungsaufenthaltes am Institut für Philosophie, Wissenschaftstheorie, Wissenschafts- und Technikgeschichte der Technischen Universität Berlin, der durch ein Stipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung ermöglicht wurde. An dieser Stelle sei Herrn Prof. Dr. Eberhard Knobloch für die Einladung nach Berlin, der Alexander von Humboldt-Stiftung für ihre großzügige Unterstützung gedankt.

1 Zur Zitierweise: Bei den Werken Goethes wird mit den Siglen WA und FA auf die Weimarer und auf die Frankfurter Ausgabe verwiesen, bei Humboldt auf die Erstausgabe des *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*. 5 Bde. Stuttgart, Tübingen 1845-1862 (wobei sich die Zitate dank der exzellenten Seitenkonkordanz auch nachweisen lassen in der im Eichborn-Verlag erschienenen Neuausgabe: *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*, ediert u. mit einem Nachwort versehen von Ottmar Ette u. Oliver Lubrich. Frankfurt a. M. 2004).

2 Vgl. auch Goethes Briefe an Karl Ludwig von Knebel vom 2. und vom 28. März 1797 (WA IV, 12, S. 56 u. 82) sowie den Brief an seinen Verleger Friedrich Gottlob Unger vom 28. März 1797 (WA IV, 12, S. 79 f.).

3 Irritiert war Goethe bekanntlich von den vulkanistischen Ansichten, die Humboldt in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts verfocht. In einem Gespräch mit dem Kanzler

immer so eng war wie in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts,[4] bietet die Gegenüberstellung von Goethe und Alexander von Humboldt ein besonders reizvolles und spannendes Thema. Beide haben sich intensiv mit den Werken des jeweils anderen auseinandergesetzt. Mehr als fünfzig Jahre nach ihrer ersten Begegnung und fünfzehn Jahre nach dem Tod Goethes flicht Alexander von Humboldt 1847 in seinem großangelegten Spätwerk, dem *Kosmos*, ein überschwengliches Lob auf den Freund ein, und zwar an zentraler Stelle, am Schluß des Kapitels, das sich mit der Geschichte der literarischen Naturbeschreibung seit dem Altertum beschäftigt:

> Wo ist das südlichere Volk, welches uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt: in den *Leiden des jungen Werther* wie in den *Erinnerungen an Italien* [sic!], in der *Metamorphose der Gewächse* [sic!] wie in seinen *vermischten Gedichten*? Wer hat beredter seine Zeitgenossen angeregt »des Weltalls heilige Räthsel zu lösen«, das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Bande umschlang? wer hat mächtiger hingezogen in das ihm geistig heimische Land, wo
>
> Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
> Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?[5]

Trotzdem mag es geradezu paradox erscheinen, wenn wir uns nun mit der Theorie und der Geschichte der Naturwissenschaften bei Goethe und Alexander von Humboldt beschäftigen, wobei wir bei Humboldt insbesondere den *Kosmos*, bei Goethe aber vorzüglich die *Farbenlehre* betrachten wollen – paradox, weil gerade Goethes große Farbenschrift aus dem Jahr 1810 von Alexander ignoriert und gewissermaßen systematisch totgeschwiegen wurde. In einem Brief aus dem Jahr 1849 schreibt Humboldt, er erwähne »z. B. der Farbenlehre nie«, da er es sich »zum unverbrüchlichen Gesez gemacht habe, nie ein unfreundliches Wort über Göthes naturwissenschaftliche Arbeiten zu veröffentlichen«.[6] Wie dem auch sei: Die Gegenüberstellung von Goethe und Alexander von Humboldt ist deshalb sinnvoll und

Müller bemerkt Goethe im Jahr 1828, er werde »Humboldt oder die andern Plutonisten […] schändlich blamieren«; er zimmere schon »Xenien genug im stillen gegen sie« (Gespräche, Bd. 3.2, S. 255). Öffentlich hat Goethe diese Verärgerung aber nicht kundgetan. Vgl. hierzu u. a. Wolf von Engelhardt: *Goethe und Alexander von Humboldt – Bau und Geschichte der Erde*. In: *Das Allgemeine und das Einzelne – Johann Wolfgang von Goethe und Alexander von Humboldt im Gespräch*. Hrsg. von Ilse Jahn u. Andreas Kleinert. Stuttgart 2003, S. 21-31.

4 Nach 1797 sahen sie sich nur noch zwei Mal, und auch die Korrespondenz zwischen ihnen besteht aus gerade einmal 21 Briefen.

5 *Kosmos* II, S. 75. Es fällt auf, daß in dieser Aufzählung außer dem Titel von Goethes erstem Roman und den abschließend zitierten zwei Zeilen aus Mignons Lied alle anderen Titel und Zitate berichtigt werden müssen. Humboldts Anspielung auf »des Weltalls heilige Räthsel« dürfte eine ungenaue Reminiszenz der Verse 5-7 des Gedichtes *Die Metamorphose der Pflanzen* sein: »Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern / Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz, / Auf ein heiliges Rätsel« (FA I, 1, S. 639).

6 Zit. nach Kurt-R. Biermann: *Goethe in vertraulichen Briefen Alexander von Humboldts*. In: GJb 1985, S. 11-33; hier S. 23.

interessant, weil dabei das Spezifische ihrer je eigenen Auffassung von Natur und von Naturwissenschaft besonders deutlich zutage tritt.

I. Das Natur-Ganze und seine Gesetze

Um gewisse Grundzüge ihrer Natur- und Wissenschaftsauffassung ans Licht zu bringen, wollen wir uns nun dem historischen Teil der *Farbenlehre* und der *Geschichte der physischen Weltanschauung* aus dem *Kosmos* zuwenden, zwei Texten also, in denen Goethe und Humboldt wissenschaftshistorische und – damit verbunden – theoretische Probleme untersuchen. Wünscht man nun, beide Texte zu vergleichen, so darf allerdings der jeweilige Kontext, mithin die unterschiedliche Ausrichtung beider Texte nicht aus den Augen verloren werden. In der Tat wollen weder Goethe noch Humboldt eine allgemeine Wissenschaftsgeschichte liefern. Beide untersuchen die Vorgeschichte des von ihnen behandelten Problems. Goethe geht es um eine Geschichte der Erforschung der Farben – eine Geschichte der Farbenlehre, die sich allerdings, wie Goethe einmal schreibt, nur »in Gefolg der Geschichte aller Naturwissenschaften« (FA I, 23.1, S. 596) begreift, also in einem allgemeineren Kontext verstanden werden kann.[7] Humboldt definiert seine Geschichte der physischen Weltanschauung als »Geschichte der Erkenntniß eines Naturganzen, […] Darstellung des Strebens der Menschheit das Zusammenwirken der Kräfte in dem Erd- und Himmelraume zu begreifen« (*Kosmos* II, S. 135).

Der soeben zitierte Satz ermöglicht es uns, sogleich einen bedeutenden Berührungspunkt zwischen Goethes und Humboldts Wissenschaftstheorie und -praxis zu beleuchten. Beide Autoren sind durchdrungen von der Idee des Naturganzen und der damit verbundenen Konzeption der Einheit der Naturerscheinungen. Hier dürften sich Goethes Auffassungen im Laufe seines Lebens kaum verändert haben.[8] Um eine eindrucksvolle Passage aus dem historischen Teil der *Farbenlehre* zu zitieren: »Alles ist in der Natur aufs innigste verknüpft und verbunden, und selbst was in der Natur getrennt ist, mag der Mensch gern zusammenbringen und zusammenhalten« (FA I, 23.1, S. 667).

Wenn wir dieses den Goethefreunden wahrlich nicht unbekannte Thema hier kurz angeschnitten haben, so auch weil Humboldt sich für seine ähnlich lautenden Gedankengänge implizit oder explizit auf Goethe beruft. In einem vielzitierten Brief an Karoline von Wolzogen vom 16. Mai 1806 bezieht er sich auf die Jahre 1795 bis 1797, in denen er häufig zu Gast in Jena und Weimar war und in regem Gedankenaustausch mit Goethe stand:

> […] in den Wäldern des Amazonenflusses wie auf dem Rücken der hohen Anden erkannte ich, wie von Einem Hauche beseelt von Pol zu Pol nur Ein Leben aus-

7 Ähnlich formuliert Goethe schon in der Einleitung des historischen Teils: »Um sich von der Farbenlehre zu unterrichten, mußte man die ganze Geschichte der Naturlehre wenigstens durchkreuzen, und die Geschichte der Philosophie nicht außer acht lassen« (FA I, 23.1, S. 515).

8 Man denke etwa an die Naturbeschreibungen des *Werther*, etwa an den berühmten Brief vom 10. Mai, in dem schon der *microcosmos in macrocosmo*-Gedanke sich manifestiert, was später für Goethes Naturauffassung von Bedeutung sein wird.

> gegossen ist in Steinen, Pflanzen und Thieren und in des Menschen schwellender Brust. Ueberall ward ich von dem Gefühl durchdrungen, wie mächtig jene jenaer Verhältnisse auf mich gewirkt, wie ich, durch Goethe's Naturansichten gehoben, gleichsam mit neuen Organen ausgerüstet worden war![9]

Ein Jahr später widmet Humboldt Goethe die deutsche Fassung seines *Essai sur la géographie des plantes* unter dem Titel *Ideen zu einer Geographie der Pflanzen*. Und es überrascht nicht, daß man fast vierzig Jahre später noch in dem großen Alterswerk Humboldts, dem *Kosmos*, Goethesche Töne zu vernehmen glaubt: »Was mir den Hauptantrieb gewährte«, so lesen wir in der *Vorrede*, »war das Bestreben die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganze aufzufassen«.[10]

Bei Goethe wie bei Humboldt ist der Gedanke von der Einheit der Natur kein abstraktes Gebilde, sondern durchaus faßbar. Hinzuweisen wäre hier auf die für Goethe insbesondere in seinen Schriften über die vergleichende Anatomie eminente Bedeutung des Typus-Begriffs.[11] Bei Humboldt findet die Idee der Natur-Einheit eine etwas andere, aber mit Goethes Gedankengängen durchaus kompatible Ausprägung. So versucht Humboldt in seinen pflanzengeographischen Schriften die Gesetze aufzufinden und zu formulieren, die sich in der »Verteilung der Pflanzenformen« in den einzelnen Erdzonen manifestieren. Dieser Punkt ist das Hauptthema der verschiedenen französischen Schriften, die Humboldt unter dem Titel *Über die Gesetze, die man bei der Verteilung der Pflanzenformen beobachtet* veröffentlichte.[12] Die erste dieser Schriften sandte Alexander von Humboldt im Jahre 1816 an Goethe, der – durch dieses »herrlich[e] Heft« angeregt – ein kurzes Gedicht *An Alexander von Humboldt* verfaßte, in dem Goethe u. a. die Gedanken Humboldts zustimmend umschreibt: »Die Welt in allen Zonen grünt und blüht / Nach ewigen beweglichen Gesetzen« (FA I, 2, S. 794).

9 Zit. nach Karl Bruhns (Hrsg.): *Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie*. 3 Bde. Leipzig 1872, Bd. I, S. 417 f.

10 *Kosmos* I, S. VI. Vgl. auch I, S. 7, 16, 39, 40, oder im zweiten Band den Begriff des ›Weltganzen‹ (*Kosmos* II, S. 135) oder des ›Naturganzen‹ (II, S. 137, 138).

11 Vgl. besonders die *Allgemeine Einleitung in die vergleichende Anatomie* (1795) und den Aufsatz *Anschauende Urteilskraft* (FA I, 24, S. 447 f.). Vgl. auch FA I, 24, S. 404: »Hiebei fühlte ich bald die Notwendigkeit einen Typus aufzustellen, an welchem alle Säugetiere nach Übereinstimmung und Verschiedenheit zu prüfen wären«. Die morphologischen Studien Goethes haben bei Humboldt (anders als seine anderen wissenschaftlichen Unternehmungen) stets ein positives Echo gefunden.

12 Vgl. besonders Alexandre de Humboldt: *Sur les lois que l'on observe dans la distribution des formes végétales*. In: *Annales de Chimie et de Physique* I (1816), S. 225-239, u. Alexandre de Humboldt: *Nouvelles recherches sur les lois que l'on observe dans la distribution des formes végétales*. In: *Annales de Chimie et de Physique* XVI (1821), XVI, S. 267-292.

II. Empirie

Das Festhalten am Gedanken des Naturgesetzes erklärt auch Goethes Kritik an den von keinen leitenden Ideen ausgehenden und zu keinen Ideen führenden empirischen Untersuchungen – eine Kritik (und hiermit wäre ein zweiter Konvergenzpunkt zwischen beiden Autoren erwähnt), die auch von Humboldt zuweilen geäußert wurde. Im historischen Teil der *Farbenlehre* zeichnet Goethe ein extrem negatives Bild des gerade im 18. Jahrhundert oft als Begründer der empirischen Methode in den Naturwissenschaften gefeierten Francis Bacon. Besonders tadelnswert findet Goethe die Methode Bacons, die er im Grunde genommen als destruktiv kennzeichnet, eine *Un*-Methode gewissermaßen:

> Da er […] die Menschen an die Erfahrung hinwies, so gerieten die sich selbst überlassenen ins Weite, in eine grenzenlose Empirie; sie empfanden dabei eine solche Methodenscheu, daß sie Unordnung und Wust als das wahre Element ansahen, in welchem das Wissen einzig gedeihen könne. (FA I, 23, S. 676 f.)

In einem Brief an Friedrich Heinrich Jacobi aus dem Jahr 1808 präzisiert Goethe noch einmal seine Kritikpunkte. Bacon komme ihm vor, schreibt er, wie ein Herkules, der »einen Stall von dialektischem Miste reinigt, um ihn mit Erfahrungsmist füllen zu lassen«.[13] Eine ähnlich negative Einschätzung Bacons findet man nun bei Humboldt nicht.[14] Humboldt selbst definiert sich ja als empirischer Naturforscher, so z. B. schon 1807 in der Einleitung der deutschen Fassung der *Ideen zu einer Geographie der Pflanzen*. Dieses Credo wiederholt Humboldt noch 1845 im ersten Band des *Kosmos*. Die »*empirische Betrachtung*«, betont er, »ist der alleinige Boden, auf dem ich mich weniger unsicher zu bewegen verstehe« (*Kosmos* I, S. 68). Aber sowohl in seiner pflanzengeographischen Schrift aus dem Jahr 1807 als auch im späten *Kosmos* weist Humboldt auf die Grenzen der empirischen Methode hin – eine Methode, die gewissermaßen *zur Zeit* eben die einzig mögliche sei, jedoch als ein *Provisorium* zu gelten habe. Anders gesagt: Die Idee der Einheit der Natur bleibt auch dann noch die Leitidee der Humboldtschen Wissenschaft, wenn sich die konkrete Arbeit des Wissenschaftlers mit Einzelheiten und Detailproblemen zu beschäftigen hat: »[…] das Streben nach dem *Verstehen* der Welterscheinungen [bleibt] der höchste und ewige Zweck aller Naturforschung« (*Kosmos* I, S. 68; vgl. schon I, S. 55, 65). Deshalb auch ist für Humboldt »endloses Anhäufen roher Materialien« (*Kosmos* I, S. 21) unzulässig; es gilt, der Masse der Einzelheiten nicht zu unterliegen (*Kosmos* I, S. 6). Wie Goethe, und wahrscheinlich durchaus unter seinem Einfluß, hebt Humboldt also auch das Sterile einer rein kumulativ verfahrenden empirischen Forschung hervor: »Die philosophische Naturkunde erhebt sich über die Bedürfnisse einer bloßen Naturbeschreibung. Sie besteht nicht in einer sterilen Anhäufung isolierter Tatsachen«.[15]

13 Brief vom 7.3.1808 (zit. in FA I, 23.1, S. 1316).
14 Vgl. etwa *Kosmos* II, S. 324, 353 f.
15 Alexander von Humboldt: *Über den Bau und die Wirkungsart der Vulkane* [1823]. In: *Alexander von Humboldt. Studienausgabe*. Hrsg. von Hanno Beck. Bd. 5. Darmstadt 1987, S. 298-318; hier S. 314.

III. Das Auge

Hier sei wieder verwiesen auf den bereits zitierten Satz aus Goethes *Farbenlehre*: »[…] selbst was in der Natur getrennt ist, mag der Mensch gern zusammenbringen und zusammenhalten« (FA I, 23.1, S. 667). Wichtig ist also nicht allein die Natur, sondern auch – und vielleicht besonders – die Leistung des Betrachters, der ja das zusammenzubringen vermag, was möglicherweise getrennt vorlag. Oder, um uns hier anders auszudrücken: Von Bedeutung ist die Frage der Wahrnehmung, die Stellung des Wahrnehmenden. Wie – d. h. durch *welche Organe* – soll die Natur wahrgenommen werden? Im *Kosmos* scheint Humboldt eine konzise Antwort zu geben, die, so mag man glauben, auch von Goethe hätte verfaßt werden können: »Das Auge«, schreibt Humboldt, »ist das Organ der Weltanschauung« (*Kosmos* I, S. 85 f., vgl. auch II, S. 60, 342). Deshalb auch ist die Augenmetaphorik prägend für das gesamte Werk Humboldts. Seine nach dem *Kosmos* populärste Veröffentlichung, die schon 1808 in erster Auflage erschienene Sammlung von Beschreibungen und Analysen gewisser charakteristischer Naturerscheinungen, trägt den an Georg Forster erinnernden Titel *Ansichten der Natur*, ein zum Teil, schreibt Humboldt, »im Angesicht großer Naturgegenstände«[16] entstandenes Werk. Eindrucksvoll beschreibt er dort den am Abhang der Anden lebenden Südamerikaner als glücklichen Menschen, weil ihm verliehen ist, »ohne seine Heimat zu verlassen, alle Pflanzengestalten der Erde zu *sehen*, wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt«.[17] Im *Kosmos* will Humboldt seinen Lesern die »Ansicht des Naturganzen« geben. Ein schweres Unterfangen, denn:

> An ferne Wanderungen gewöhnt, habe ich […] vielleicht den Mitreisenden den Weg gebahnter und anmuthiger geschildert, als man ihn finden wird. Das ist die Sitte derer, die gern Andere auf den Gipfel der Berge führen. Sie rühmen die Aussicht, wenn auch ganze Theile der Gegend in Nebel verhüllt bleiben. (*Kosmos* I, S. 38)

Auch hier bedarf es nicht vieler Worte, um die Parallelen mit Goethes Lob des »sonnenhaft[en]« Auges hervorzuheben, das sich »am Lichte fürs Licht« bildet, um gleich zwei berühmte Ausdrücke aus der Einleitung zum didaktischen Teil der *Farbenlehre* zu zitieren (FA I, 23.1, S. 24). Bekanntlich besteht ja einer der wichtigsten Kritikpunkte Goethes an Newton darin, daß er die Sinne verwirre. Bezeichnenderweise muß man, um sein Experiment zu wiederholen, »das Zimmer recht dunkel« machen und das Licht durch eine winzige Öffnung, ein »foramen exiguum im Fensterladen« einlassen (FA I, 23.1, S. 895) – eine »düster[e] empirisch-mechanisch-dogmatische Marterkammer« (FA I, 25, S. 61), gegen die anzukämpfen Goethe nicht müde wird.

Wie in anderen Texten unterstreicht Goethe im historischen Teil der *Farbenlehre* immer wieder die Beobachtungsgabe der verschiedenen von ihm behandelten Naturwissenschaftler: Die Griechen z. B. »schauten die Gegenstände tüchtig und lebendig und fühlten sich gedrungen, die Gegenwart lebendig auszusprechen« (FA I,

16 Ebd., S. IX.
17 Ebd., S. 192 (Hervorhebung Ch. H.).

23.1, S. 597).[18] Spendet der Verfasser der *Farbenlehre* den Humanisten Lob, so deshalb, weil sich »am Altertum ihr Blick für die Natur und für die Darstellung derselben« schärfte (FA I, 23.1, S. 654).

Es sei uns erlaubt, an dieser Stelle innezuhalten, an der in der Tat nicht nur die Affinität zwischen der Goetheschen und der Humboldtschen Wissenschaftskonzeption augenfällig wird, sondern gleichzeitig tiefgreifende Unterschiede sich manifestieren.

IV. Die Wahrnehmung und die Instrumente

Die Wahrnehmung der Naturphänomene wird von Goethe gleichsam als ein im wahrsten Sinne des Wortes körperliches Ereignis beschrieben – ein Ereignis also, das sich unserem Körper offenbart und durch das wir uns gewissermaßen unseres Körpers bewußt werden. Die Fixierung auf den menschlichen Körper erscheint schon auf den ersten Seiten der *Farbenlehre*, und folgende Passage gibt von diesem so wichtigen Element der Naturauffassung Goethes ein besonders beredtes Zeugnis:

> Man schließe das Auge, man öffne, man schärfe das Ohr, und vom leisesten Hauch bis zum wildesten Geräusch, vom einfachsten Klang bis zur höchsten Zusammenstimmung, von dem heftigsten leidenschaftlichen Schrei bis zum sanftesten Worte der Vernunft ist es nur die Natur, die spricht, ihr Dasein, ihre Kraft, ihr Leben und ihre Verhältnisse offenbart, so daß ein Blinder, dem das unendlich Sichtbare versagt ist, im Hörbaren ein unendlich Lebendiges fassen kann.
>
> So spricht die Natur hinabwärts zu andern Sinnen, zu bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen; so spricht sie mit sich selbst und zu uns durch tausend Erscheinungen. Dem Aufmerksamen ist sie nirgends tot noch stumm […]. (FA I, 23.1, S. 12 f.)

Die Natur und der menschliche Körper antworten einander, sind aufeinander bezogen. Deshalb auch sind all die Instrumente, die die Naturerscheinungen den menschlichen Sinnen entziehen, für Goethe überflüssige oder gar kontraproduktive Apparate. »Der Mensch an sich selbst«, schreibt Goethe in einer berühmten nachgelassenen Aufzeichnung, »in so fern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann« (FA I, 25, S. 104, Nr. 68).

Ganz anders ist bekanntlich die Position Humboldts, der in seinen geschichtlichen Ausführungen im *Kosmos* z. B. für die Erfindung des Fernrohrs Worte findet, die wir bei Goethe vergeblich suchen würden:

> Durch die raumdurchdringende Eigenschaft des Fernrohrs wird, fast wie auf einmal, ein beträchtlicher Theil des Himmels erforscht, die Zahl der erkannten Weltkörper vermehrt, ihre Gestaltung und Bahn zu bestimmen versucht. Die Menschheit gelangt jetzt erst in den Besitz der »himmlischen Sphäre« des Kosmos. (*Kosmos* II, S. 397; vgl. auch III, S. 60)

18 Vgl. auch FA I, 25, S. 115: »Wenn man die Probleme des Aristoteles ansieht, so erstaunt man über die Gabe des Bemerkens und für was alles die Griechen Augen gehabt haben«.

Die »raumdurchdringende Kraft« (*Kosmos* II, S. 355) des Fernrohrs wird bei Humboldt zu einer stehenden Wendung, die im *Kosmos* mehrfach begegnet. Dieses überschwengliche Lob eines Instruments, mit dem »man in die Ferne sieht« (ebd.), überrascht denjenigen nicht, der die Gliederung der Humboldtschen *Geschichte der physischen Weltanschauung* betrachtet. Unter den drei Gesichtspunkten, die den Verfasser des *Kosmos* bei seinen historischen Ausführungen ausdrücklich geleitet haben, gehört eben auch (als dritter Punkt)

> die Erfindung neuer Mittel sinnlicher Wahrnehmung, gleichsam die Erfindung neuer Organe, welche den Menschen mit den irdischen Gegenständen wie mit den fernsten Welträumen in näheren Verkehr bringen, welche die Beobachtung schärfen und vervielfältigen. (*Kosmos* II, S. 138; vgl. auch II, S. 341, 342, 370)

In der chronologischen Auffächerung seiner *Geschichte* ist die Bedeutung dieser Erfindung neuer Organe noch eindeutiger. Humboldt gliedert sein geschichtliches Panorama in der Tat in sieben Epochen. Die sechs ersten Epochen führen uns bis an das Ende des 15. Jahrhunderts, bis zur Entdeckung Amerikas, die für Humboldt eine eindeutige Zäsur markiert. Abgeschlossen ist dann die »Reihe der Ereignisse und Begebenheiten«, die »plötzlich den Horizont der Ideen erweitert« haben (*Kosmos* II, S. 397). Der (europäische) Mensch hat die verschiedenen Weltgegenden betreten oder befahren und für sich in Besitz genommen. Die siebte Epoche, die das 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert umfaßt (also bis in des Verfassers Jetztzeit führt), wird von Humboldt eingeleitet durch die Erwähnung des Teleskops und charakterisiert sich eben durch die Erfindung noch anderer Instrumente, die von dem ehemaligen Forschungsreisenden sorgfältig verzeichnet und deren Wirkungen ebenfalls ausführlich erwähnt werden: Thermometer, Barometer, Hygrometer (*Kosmos* II, S. 377, 378, 380) – andere Instrumente, insbesondere die nautischen Instrumente, wie z. B. Kompaß und Sextanten, hatte Humboldt schon in den vorhergehenden Abschnitten erwähnen können.

Die Instrumente sind für Humboldt vom Menschen geschaffene Organe (*Kosmos* II, S. 370), also gleichsam Erweiterungen des menschlichen Körpers. Eine solche Einschätzung des Instrumentenwesens ist Goethe sicherlich fremd. Die letztgenannten Instrumente (Thermometer, Barometer usw.) sind für Humboldt auch deshalb so wichtig, weil es sich um messende Instrumente handelt, mit denen also die Zahlenverhältnisse, die in der Natur verborgen liegen, offenbart werden können: »[…] das Messen und Auffinden numerischer Verhältnisse, die sorgfältigste Beobachtung des Einzelnen bereitet zu der höheren Kenntniß des Naturganzen und der Weltgesetze vor« (*Kosmos* I, S. 19).

V. Lob der Mathematik

Die von Humboldt erwähnten numerischen Verhältnisse ermöglichen es uns, eine zweite grundlegende Differenz zwischen Goethe und Humboldt hervorzuheben. Es geht um die Funktion der Mathematik in den Naturwissenschaften. Im *Kosmos* erwähnt Humboldt die 1845 erfolgte Entdeckung des Planeten Neptun durch den Astronomen Urbain Le Verrier. Humboldt, der selbst kein Mathematiker war, sieht es als einen Triumph des mathematischen Wissens an, daß die genaue Stellung dieses

Planeten *berechnet* werden konnte, noch bevor dieser Himmelskörper überhaupt teleskopisch erfaßt, d. h. *gesehen* werden konnte (*Kosmos* II, S. 211). Mit anderen Worten: Die Mathematik kann ein verfeinerter Gesichtssinn sein – ein Gedanke, der der Goetheschen Perspektive diametral entgegengesetzt ist. Auch Goethe nennt die Mathematik ein Organ, aber ein »Organ des inneren höheren Sinnes« (FA I, 25, S. 119, Nr. 150). Wenn es aber um die Außenwelt, um die Phänomene geht, muß der Mathematiker behutsam arbeiten. Goethe kämpft gegen die »Falsche Vorstellung, daß man ein Phänomen durch Kalkül oder durch Worte abtun und beseitigen könne«.[19] In seiner *Farbenlehre* erwähnt Goethe in einem durchaus als sprachskeptisch zu nennenden Impetus den »Mathematiker, dessen Formel immer noch richtig bleibt, wenn auch die Unterlage nicht zu ihr paßt, auf die sie angewendet worden« (FA I, 23.1, S. 30). So ist es die falsche Anwendung mathematischen Wissens, die Newton zu seinen irrigen Vorstellungen vom Wesen des Lichts und der Farbe verführt hat.

Interessanterweise tritt in dieser Frage der Unterschied zwischen Humboldt und Goethe ganz konkret auch in ihrer Wissenschaftsgeschichtsschreibung zutage. Goethe setzt in seiner Geschichte der Farbenlehre zwischen dem Altertum und der Renaissance ein der »Zwischenzeit« (FA I, 23.1, S. 611), d. h. dem Mittelalter, gewidmetes Kapitel ein. Da er für diese Zeit, sieht man von seinen Ausführungen zu Roger Bacon ab, nur wenige Materialien besitzt, beginnt das Kapitel bezeichnenderweise mit einem *Lücke* betitelten Abschnitt (ebd.). Bei Humboldt wird diese Zeit anders überbrückt, und zwar mit einem Blick auf die Kultur und Wissenschaft der Araber, einem »edeln, von der Natur begünstigten Stamme« (*Kosmos* II, S. 246). Die Araber nun sind einerseits für Humboldt die »eigentlichen Gründer der *physischen Wissenschaften*«, weil sie, anders als die Alten, experimentieren (*Kosmos* II, S. 248 f.), weil sie bedeutende Fortschritte verzeichnen können in den Bereichen der Botanik und der Chemie, aber auch weil das Abendland ihnen mathematische Kenntnisse verdankt, die »die Fortschritte des mathematischen Theils des Naturwissens befördert« hat (*Kosmos* II, S. 264). Daß Humboldt folgerichtig die großen Mathematiker der Neuzeit geradezu überschwenglich feiert, kann hier nicht unerwähnt bleiben. Er nennt insbesondere Newtons *Principia mathematica* ein »unsterbliche[s] Werk« (*Kosmos* II, S. 394) und beendet kurz darauf den siebten und letzten Abschnitt seiner *Geschichte der physischen Weltanschauung* mit einem Lob der mathematischen Abstraktion, die Goethe, hätte er den *Kosmos* lesen können, durchaus verstört haben dürfte:

> Die Geistesarbeit zeigt sich in ihrer erhabensten Größe da, wo sie, statt äußerer materieller Mittel zu bedürfen, ihren Glanz allein von dem erhält, was der mathematischen Gedankenentwicklung, der reinen Abstraction entquillt. (*Kosmos* II, S. 394)

19 Zitat aus den unter dem Titel *Ferneres über Mathematik und Mathematiker* aus dem Nachlaß edierten Blättern (FA I, 25, S. 88). Vgl. auch den ebenfalls zu Lebzeiten Goethes unveröffentlichten Text *Über Mathematik und deren Mißbrauch*.

VI. Bewegung

Abschließend sei ein letzter Punkt benannt, bei dem zwischen Goethe und Humboldt ein bedeutender Unterschied in der Naturwahrnehmung auszumachen ist. Während die Goethesche Beobachtung der Phänomene mit einer bestimmten Behutsamkeit und Geduld einhergeht – notwendig auch, um die von Goethe geforderte Vermannigfaltigung der Phänomene und der Versuche zu leisten –, ist für Humboldts Schilderung der Wissenschaft eine andere Eigenschaft überaus charakteristisch: die *Beweglichkeit* des Beobachters. Wissenschaft ist für Humboldt in erster Linie die Erkundung des Raums, und die Humboldtschen Helden sind die Eroberer und Erforscher von vorher ungesehenen Weltgegenden. Unsere Absicht ist es hier natürlich nicht, Goethe etwa als einen in wissenschaftlichen Dingen Seßhaften zu stilisieren.[20] Es braucht nicht ausgeführt zu werden, wie wichtig die Italienreise Goethes für seine botanischen Studien war, da er doch bekanntlich die Idee seiner Urpflanze im botanischen Garten in Padua und im Garten der Villa Giulia in Palermo faßte; und auch für die Entwicklung von Goethes Farbtheorie sind die Betrachtungen in der freien Natur von außerordentlicher Bedeutung, z. B. während seiner Campagne in Frankreich.

Für Alexander von Humboldt gilt aber die allmähliche Erforschung vorher unbekannter Räume als wissenschaftshistorisches Ereignis schlechthin. Mit Vorliebe verweilt er gerade bei den »Weltbegebenheiten, welche plötzlich den Horizont der Beobachtung erweitert haben« (*Kosmos* II, S. 138). Geradezu empathisch schildert er den Zug Alexanders des Großen nach Indien und die »Zeit der oceanischen Entdeckungen«, d. h. die Epoche des Christoph Kolumbus, die »für die Bewohner Europa's die Werke der Schöpfung verdoppelt hat« (*Kosmos* II, S. 266).[21] Den Heerzug Alexanders beschreibend, gibt Alexander von Humboldt z. B. eine detaillierte Aufzählung der neuentdeckten Pflanzen, Tiere, Gebirge, Flüsse, der Wüsten, der Salzsteppen, des ewigen Schnees, der bewässerten Reisfelder, der Baumwolle, der Gewürze, des Opiums, des Zuckerrohrs, der Bambusgräser, des Feigenbaums, der riesigen tropischen Farnarten, der fächerartigen Schirmpalmen, des »zarten, ewig frischen Grünes angepflanzter Pisang-Gebüsche« (*Kosmos* II, S. 187 ff.; hier S. 190) – der fragmentarische Versuch eines Welt-Inventars.

Deshalb auch wendet sich Humboldts wissenschaftshistorisches Interesse, nachdem er die Entdeckung Amerikas geschildert hat, einer anderen Disziplin zu: Die modernen Entdecker neuer Welten sind nicht mehr die Seefahrer oder die großen Landreisenden, sondern die Astronomen, die durch ihre Erforschung des Himmels-

20 Vgl. allerdings folgende nicht zu seinen Lebzeiten publizierte Bemerkung Goethes, die vielleicht auch wie eine verdeckte Humboldt-Kritik gelesen werden könnte: »Um zu begreifen daß der Himmel überall blau ist, braucht man nicht um die Welt zu reisen« (FA I, 25, S. 113). Humboldt nahm auf seine Amerikareise in der Tat ein Instrument (ein Cyanometer) mit, das die Blau-Intensität des Himmels messen konnte.

21 Dies erklärt auch, warum Humboldt der Entdeckung von Amerika ein umfangreiches, ungefähr zehn Jahre vor der Publikation des *Kosmos* veröffentlichtes Werk gewidmet hat: *Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent*. 5 Bde. Paris 1836-1839 (Erstveröffentlichung in einem Folioband, Paris 1834-1838).

raums vorher unerforschte Zonen beleuchten können, d. h. ganz konkret die Himmelskarte durch neue Himmelskörper bereichern.

Hiermit wäre auch ein schließlich entscheidender Punkt bezeichnet, bei dem wir nicht nur die z. T. divergierende Naturwahrnehmung zwischen Goethe und Humboldt bemerken können, sondern auch einen erheblichen Kontrast der Geschichtsauffassung beider Autoren. Die Metapher des immer weiter zu erforschenden Raumes weist Humboldt aus als einen Vertreter einer optimistischen Fortschrittsidee, ist er doch davon überzeugt, daß der zur Zeit »eroberte Besitz nur ein sehr unbeträchtlicher Theil von dem ist, was bei fortschreitender Thätigkeit und gemeinsamer Ausbildung die freie Menschheit in den kommenden Jahrhunderten erringen wird. Jedes Erforschte ist nur eine Stufe zu etwas Höherem in dem verhängnißvollen Laufe der Dinge« (*Kosmos* II, S. 399). Eine ganz andere Färbung erhält die Geschichte der Naturwissenschaft aber bei Goethe, weil bei ihm nichts endgültig entdeckt wird, einige Wahrheiten ungesehen in verkannten Schriften schlummern, wohingegen Irrtümer sich einer großen Beliebtheit erfreuen.[22] Humboldt beschreibt die Wissenschaftsgeschichte wie das allmähliche Beschriften von Landkarten, Goethe bemüht im historischen Teil seiner *Farbenlehre* zwei andere Metaphern. In der Einleitung zum dritten Teil seiner *Farbenlehre* erwähnt er eine *Spiralbewegung* – eine Bewegung, die Goethe ja gerade bei seinen Pflanzenstudien faszinierte, die im Bereich der Historiographie aber gewissermaßen wie eine Variante der Zyklus-Idee eingeführt wird: »Auf diesem Wege«, schreibt Goethe, »wiederholen sich alle wahren Ansichten und alle Irrtümer« (FA I, 23.1, S. 515), also: *nihil novi sub sole*. Etwas pessimistischer noch sind die zusammenfassende Betrachtung und das Bild des betrogenen Schatzgräbers, das Goethe nach der Beschreibung der ja zum Teil mit großer Sympathie geschilderten Farbtheorien der Antike bietet. Die Griechen, so Goethe, haben sich der Wahrheit entschieden genähert, ohne sie aber richtig ergreifen zu können:

> Und wie einem Schatzgräber, der durch die mächtigsten Formeln den mit Gold und Juwelen gefüllten blinkenden Kessel schon bis an den Rand der Grube heraufgebracht hat, aber ein einziges an der Beschwörung versieht, das nah gehoffte Glück unter Geprassel und Gepolter und dämonischem Hohngelächter wieder zurücksinkt, um auf späte Epochen hinaus abermals verscharrt zu liegen; so ist auch jede unvollendete Bemühung für Jahrhunderte wieder verloren; worüber wir uns jedoch trösten müssen, da sogar von mancher vollendeten Bemühung kaum noch eine Spur übrig bleibt. (FA I, 23.1, S. 602)

22 Dies ist gewissermaßen das Ergebnis der historischen Betrachtungen Goethes. Der Autor der *Farbenlehre* ist davon überzeugt, daß »die Wahrheit […] so wenig als Glück einen dauerhaften Sitz auf der Erde gewinnen« kann (FA I, 23.1, S. 756). Auch in seinen maximenartigen Aufzeichnungen begegnen ähnlich pessimistische Betrachtungen zur Wissenschaftsgeschichte: »Das längst Gefundene wird wieder verscharrt« (FA I, 13, S. 114, Nr. 2.4.1), das Falsche ist bequemer als das Wahre (FA I, 13, S. 33, Nr. 1.191; vgl. auch FA I, 25, S. 103, Nr. 66).

ABHANDLUNGEN

EHRHARD BAHR

*Unerschlossene Intertextualität: Macphersons »Ossian« und Goethes »Werther«**

Außer Shakespeare gibt es wohl keine literarische Figur aus Großbritannien, die für das geistige Europa des jungen Goethe so wichtig geworden ist wie James Macpherson und sein *Ossian*. Zu nennen wäre vielleicht noch Oliver Goldsmith mit seinem Roman *The Vicar of Wakefield*, der nicht nur dem Sesenheim-Erlebnis die literarische Prägung gab, sondern Goethe auch mit der Ironie im Roman vertraut machte. Doch die Figur des keltischen Barden Ossian gehört neben Homer zu den literarischen Ikonen von Goethes erstem Welterfolg, den *Leiden des jungen Werthers* von 1774. Bekanntlich liest Werther zuerst seinen geliebten Homer, dann Ossian. Die sinnkonstituierende Bezugnahme wird vom Protagonisten mit dem bekannten Brief vom 12. Oktober selbst eingeleitet:

> Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt. Zu wandern über die Heide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln, die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebürge her, im Gebrülle des Waldstroms, halb verwehtes Ächzen der Geister aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode gejammerten Mädgens, um die vier moosbedeckten, grasbewachsnen Steine des edelgefallnen ihres Geliebten. Wenn ich ihn denn finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Heide die Fußtapfen seiner Väter sucht und ach! ihre Grabsteine findet. (MA 1.2, S. 264)

Wir lesen daraus, da wir den Schluß kennen, daß hier der eigene Tod und Lottes erhoffte Todesklage bereits vorweggenommen werden, aber wir dürfen nicht den Enthusiasmus überhören, mit dem Werther von dem »Herrliche[n]« spricht und von der Natur in Sturmwind und Dämmerlicht, die ihm der sagenhafte keltische Dichter erschließt.

* Mein Beitrag geht auf den Vortrag zurück, den ich anläßlich der Konferenz *Goethes geistiges Europa* im Goethe-Museum Düsseldorf im Juni 1999 gehalten habe. Der Vortrag ist in den Anmerkungen auf den letzten Stand der Forschung gebracht und in der vorliegenden Fassung im Juli 2004 abgeschlossen worden. Meine These zur Intertextualität des *Werther* ist im Ansatz entwickelt in meinem Aufsatz *Ossian-Rezeption von Michael Denis bis Goethe: Ein Beitrag zur Geschichte des Primitivismus in Deutschland*. In: *Goethe Yearbook* 12 (2004), S. 1-15.

Nach der politischen und militärischen Niederlage der schottischen Unabhängigkeitsbewegung in der Schlacht von Culloden im Jahre 1746 hatte James Macpherson (1736-1796) seinen Landsleuten ein literarisches Erbe entdeckt, das ihrem tief verletzten Nationalstolz als Kompensation gerade zurecht kam: ein altgälisches Nationalepos mit einem Barden, der nach Meinung der enthusiastischen Kritiker den Vergleich mit Homer nicht zu scheuen brauchte. 1760 gab Macpherson als erstes die *Fragments of Ancient Poetry Collected in the Highlands of Scotland, and Translated from the Galic or Erse Language* heraus; es folgten 1762 *Fingal*, 1763 *Temora* und 1765 schließlich *The Works of Ossian*, eine Gesamtausgabe in zwei Bänden.[1] Bei den Fragmenten von 1760 handelte es sich dabei um eine kongeniale Übersetzung. Die darauffolgenden Texte wurden von Skeptikern als geniale Literaturfälschung hingestellt, was ihrer Wirkung jedoch keinen Abbruch tat. Man hat Macphersons *Ossian* als die folgenreichste Fälschung der Literaturgeschichte bezeichnet, deren Wirkung man nur damit erklären konnte, daß Macpherson nicht nur seinen Landsleuten, sondern ebenso seinen Zeitgenossen im Europa nördlich der Alpen etwas verschaffte, wonach sie schon lange gesucht hatten: nämlich den »Homer des Nordens« (Madame de Staël). Und da es diesen nicht gab, so mußte man ihn erfinden. Diese Erfindung war, wie Gerhard Kurz erklärt hat, ein »untrügliches Symptom [des] neuen Ausdrucksbedürfnisses«.[2]

Die sogenannte Ossianische Kontroverse setzte in Großbritannien kurz nach Veröffentlichung der *Fragments of Ancient Poetry* von 1760 ein. Zu den Wortführern der Polemik gegen Macpherson gehörte Samuel Johnson, der die Übersetzungen für eine schottische Verschwörung hielt und die Authentizität der Ossian-Dichtungen in Frage stellte. Macpherson suchte der Echtheitsfrage mit der Veröffentlichung der Handschriften in seinem Besitz zu begegnen, doch starb er 1796, bevor die Drucklegung erfolgte. Erst 1805 kam es zu einem Bericht der *Highland Society of Scotland*, der darauf hinauslief, daß eine Handschrift, die mit dem Inhalt der *Poems of Ossian* übereinstimmte, nicht nachzuweisen war. Doch der Bericht bestätigte zugleich die Existenz der mündlichen Überlieferung in den Highlands, auf die Macpherson zurückgegriffen haben mag. Man vermied es sorgfältig, »die ossianischen Gedichte als Fälschung zu bezeichnen«.[3] In einer Rezension des Berichts aus demselben Jahr verwarf Walter Scott das binäre Modell von Original und Fälschung und bestätigte Macpherson, daß er »seine Quellentexte so adaptiert habe wie jeder produktive Rezipient literarischer Vorlagen«.[4] Doch zu diesem Zeitpunkt hatte Macphersons Übersetzung bereits ihre Wirkung getan. Während James Macpherson lange Zeit mit dem Odium des Literaturfälschers behaftet gewesen ist, hat sich in der Anglistik inzwischen eine Umwertung durchgesetzt, indem man auf seine

1 Zur Entstehung der einzelnen Ossian-Editionen siehe Wolf Gerhard Schmidt: *»Homer des Nordens« und »Mutter der Romantik«: James Macphersons »Ossian« und seine Rezeption in der deutschsprachigen Literatur*. Berlin 2003, Bd. 1, S. 73-87.

2 Gerhard Kurz: *»Volkspoesie«-Programme*. In: *Deutsche Literatur: Eine Sozialgeschichte*. Bd. 4: *Zwischen Absolutismus und Aufklärung: Rationalismus, Empfindsamkeit, Sturm und Drang*. Hrsg. von Ralph-Rainer Wuthenow. Reinbek 1980, S. 254-260; hier S. 256.

3 Siehe Wolf Gerhard Schmidt (Anm. 1), S. 231-239; bes. S. 234.

4 Schmidt (Anm. 1), S. 238.

dichterische Leistung in der englischen Sprache hingewiesen hat.[5] Mit Wolf Gerhard Schmidts Veröffentlichung zur Ossian-Rezeption in der deutschsprachigen Literatur aus dem Jahr 2003 ist diese Umwertung auch für die Germanistik vollzogen.

Ossians Wirkung war nicht auf die Literatur und auf Deutschland beschränkt. Auch in Frankreich, besonders unter der Ägide Napoleons, gab es eine Ossian-Phase in Literatur und bildender Kunst. Napoleon Bonaparte war ein begeisterter Leser von Macpherson. Auf seinen Feldzügen deklamierte er aus *Ossian* und machte aus dem Ossianismus eine Mode in Frankreich. In Frankreich schuf Jean Auguste Dominique Ingres zahlreiche Ossian-Illustrationen und -Gemälde, in Deutschland und England waren es Philipp Otto Runge und Angelica Kauffmann.[6] Franz Schubert und Johannes Brahms komponierten Lieder zu Ossian-Texten, und Felix Mendelssohn Bartholdy schuf seine *Hebriden*-Ouvertüre.

Zwischen 1767 und 1769 brachte Johann Michael Denis das Gesamtwerk Ossians in deutscher Übersetzung in drei Bänden heraus.[7] Diese Ausgabe enthielt auch eine Übersetzung der *Critical Dissertation on the Poems of Ossian* von Hugh Blair. Als Macphersons Mentor war er von der Authentizität der Texte überzeugt, und seine Schrift stellte die wichtigste Informationsquelle für die deutschen Leser des 18. Jahrhunderts dar. Später fügte Denis seiner Übersetzung der Ossian-Texte seine eigene Bardendichtung als »Sineds Lieder« hinzu.[8] Diese Ausgaben lösten die Welle der ›Barden-Poesie‹ in der deutschen Literatur aus. Johann Gottfried Herder schrieb seinen berühmten Aufsatz *Ossian und die Lieder alter Völker* aufgrund der Lektüre dieser Übersetzung. Friedrich Gottlieb Klopstock und die Dichter des Göttinger Hains glaubten, in Ossian den genialen Ahnherrn einer einheimischen Dichtung gefunden zu haben, wobei sie zwischen Germanen und Kelten nicht zu unterscheiden wußten: Alles floß für sie im Begriff des »Nordischen« zusammen.[9]

Der junge Goethe wurde ebenfalls von der Wirkung Ossians ergriffen. Seine Ossian-Kenntnisse sind bereits für 1769 bezeugt.[10] Er war es, der Herder schließlich das englische Exemplar aus der Bibliothek seines Vaters verschaffte. Typisch für die Ossian-Wirkung war, daß jener seinen Aufsatz ohne die Kenntnis des englischen Originals geschrieben hatte.[11] Herders Wertschätzung führte zu Goethes

5 Fiona Stafford: *Introduction: The Ossianic Poems of James Macpherson*. In: James Macpherson: *The Poems of Ossian and Related Works*. Hrsg. von Howard Gaskill mit einer Einführung von Fiona Stafford. Edinburgh 1996, S. VI-XXI.

6 Siehe Werner Hofmann (Hrsg.): *Ossian und die Kunst um 1800*. [Ausst.-Katalog.] Hamburger Kunsthalle 9. Mai – 23. Juni 1974. München 1974.

7 *Die Gedichte Ossian's, eines alten celtischen Dichters*, aus dem Englischen übersetzt von M. Denis. 3 Bde. Wien 1768-1769.

8 Michael Denis: *Ossians und Sineds Lieder*. 5 Bde. Wien 1784. 6 Bde. Wien ²1791-1792.

9 Michael Maurer: *Aufklärung und Anglophilie in Deutschland*. Göttingen 1987, S. 350.

10 Siehe Howard Gaskill: *»Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt«: Goethe and Ossian Reconsidered*. In: *Goethe and the English-Speaking World*. Hrsg. von Nicholas Boyle u. a. Rochester, NY 2002, S. 47-59; hier S. 50. Siehe auch Günter Niggl: *Ossian in Goethes Werther*. In: ders.: *Studien zur Literatur der Goethezeit*. Berlin 2001, S. 30-46.

11 Siehe dazu Robert T. Clark: *Herder: His Life and Thought*. Berkeley, Los Angeles 1955, S. 146; Alexander Gillies: *Herder und Ossian*. Berlin 1933, S. 30-34; ders.: *Herder: Der Mensch und sein Werk*. Hamburg 1949, S. 73-77.

erneuter Beschäftigung mit Ossian in Straßburg: 1771 schickte er seine Übersetzung der *Gesänge von Selma* an Friederike Brion in Sesenheim. Für den *Werther* stellte Goethe eine neue, stärker rhythmisierte Übersetzung her, die er um einige Zeilen aus einem anderen Ossian-Text mit dem Titel *Berrathon* ergänzte.[12] In Frankfurt übersetzte Goethe für Herder weitere Gesänge. Dazu wählte er das siebte Buch von *Temora*, weil sich darin einige Proben des angeblich »gälischen Textes« (MA 1.1, S. 843) befanden.[13] Herder nahm dann diese Übersetzung Goethes leicht überarbeitet in die *Volkslieder* von 1779 auf. 1773 gab Goethe zusammen mit Johann Heinrich Merck anonym *The Works of Ossian, Vol. I* auf Englisch im Selbstverlag heraus; zwischen 1775 und 1777 wurde diese Ausgabe mit dem zweiten, dritten und vierten Band abgeschlossen. Die Titelvignette in allen vier Bänden stammte von Goethe. Damit waren die sogenannten Werke Ossians auf dem deutschen Büchermarkt auf Deutsch und Englisch gut vertreten.[14]

Macphersons *Ossian* hatte die Wirkung eines Mythos auf das geistige Europa in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: Es ging um den »Homer des Nordens« und seine Dichtung, um die Abwendung von den ästhetischen Normen der klassischen Antike und um die Utopie einer archaischen Welt ohne Entfremdung. Die aufklärerische Vernunft war sich zu diesem Zeitpunkt selbst problematisch geworden.[15] Ihr wurde die Entfremdung des Menschen von der Natur und Gesellschaft zugeschoben. Der Ossian-Mythos enthielt das Versprechen einer Rückkehr zur Natur und zu einer zwar barbarischen, doch einfacheren und ehrlicheren Gesellschaft, in der Konflikte, die in der zivilisierten Welt unterdrückt wurden, offen ausgetragen werden konnten. Man braucht nur an die Worte zu denken, mit denen Herder seinen Ossian und dessen Gesänge als »Lieder […] wilder, ungesitteter Völker« feierte:

> Oßian […] der war wildes Volk? […] Wißen Sie also, daß je wilder, d. i. je lebendiger, je freiwürkender ein Volk ist […] desto wilder, d. i. desto lebendiger, freier,

12 Die von Goethe übersetzten *Songs of Selma*, die er in den *Werther* übernahm, sind in Bruchstücken bereits in den *Fragments* von 1760 enthalten. Sie erscheinen zum ersten Mal vollständig in *Fingal* (London 1762), S. 209-218. Ebenso *Berrathon: A Poem* (S. 257-270), aus dem Goethe einige Sätze für das letzte Blatt der Wertherschen Übersetzung verwendete. Dieses Gedicht galt als Ossians letzter Gesang (*Ossian's last hymn*), den er angeblich kurz vor seinem Tod gedichtet habe (*Fingal*, S. 257), und erhält damit besondere Verweisungsfunktion im Zusammenhang des Romans. Siehe auch Niggl (Anm. 10) und dessen Interpretation der Anfangssätze aus *Berrathon* im *Werther*, S. 44-46.

13 Goethes ursprüngliche Ossian-Übersetzungen sind zugänglich in *Der junge Goethe*. Hrsg. von Hanna Fischer-Lamberg, neu bearb. Ausgabe in 5 Bänden. Berlin 1963-1973, Bd. 2, S. 76-81, 64-66, sowie in MA 1.1, S. 185-195, 843-845.

14 Siehe Uwe Böker: *The Marketing of Macpherson: The International Book Trade and the first Phase of German Ossian Reception*. In: *Ossian Revisited*. Hrsg. von Howard Gaskill. Edinburgh 1991, S. 73-93.

15 Klaus F. Gilles Werther-Aufsatz *Die Leiden und Freuden des jungen Werthers*. In: *Zwischen Kulturrevolution und Nationalliteratur: Gesammelte Aufsätze zu Goethe und seiner Zeit*. Berlin 1998, S. 11-27, verdanke ich wichtige Anregungen zur geistesgeschichtlichen Einordnung des Romans.

sinnlicher, lyrisch handelnder müßen auch, wenn es Lieder hat, seine Lieder seyn![16]

Die kulturhistorischen Daten und Fakten der Ossian-Aneignung hat man lange Zeit als bekannt vorausgesetzt und auch für den Werther-Roman übernommen. Typisch für die traditionelle Forschung ist Herbert Schöfflers ausführliche Studie von 1941,[17] die noch vom Vorurteil der Literaturfälschung durch Macpherson ausgeht und damit vom Standpunkt der neuen Forschungsergebnisse Wolf Gerhard Schmidts weitgehend überholt ist. Dagegen hat John Hennigs Untersuchung der Goetheschen Übersetzungen von 1988 weiterhin Geltung.[18] Erich Trunz hat die in Frage kommenden Textstellen in der Hamburger Ausgabe ausführlich kommentiert (HA 6, S. 575-577). Dasselbe läßt sich nicht für die Frankfurter und die Münchner Ausgabe sagen, in denen der Stellenkommentar ziemlich lakonisch ausgefallen ist.[19] In der Frankfurter Ausgabe spricht Waltraud Wiethölter zwar sehr zutreffend vom »Zitat- und Wiederholungscharakter« der Liebesaffäre, geht aber nicht auf Ossian ein (FA I, 8, S. 953). Peter Pütz hat 1983 Werthers Leiden an der Literatur auch am Ossian-Text belegt – dieser beschleunige Werthers »Krankheit zum Tode«: »Die Literatur ist nicht mehr Arznei, sondern Droge«.[20] Horst Flaschkas kontextuelle Werkanalyse geht nicht über die oft kommentierte Gegenüberstellung von Homer und Ossian im ersten und zweiten Teil hinaus.[21] Dagegen hat Hans Rudolf Vaget in einer eindringlichen Interpretation von 1985 herausgearbeitet, daß die gemeinsame Ossian-Lektüre auf dem Kanapee in Lottes Haus den erotischen Höhepunkt des Romans darstellt: »Lotte erwidert, wenn auch nur für Sekunden, Werthers eruptive Liebesbezeugung«. Der Leseakt wird zum Liebesakt »im Medium einer poetisch verklärten Todeserwartung«.[22] Günter Niggl konzentrierte sich auf die Sätze aus dem Anfang des Gedichts *Berrathon*, in dem Ossian seinen baldigen Tod voraussagte, indem er ausführte, daß diese Verse Werther »kataraktisch in die endgültige Verzweiflung« stürzten und »ihn im Versuch, die Geliebte

16 Johann Gottfried Herder: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Bernhard Suphan. 33 Bde. Berlin 1877 ff., reprograf. Nachdruck Hildesheim 1967, Bd. 5, S. 164.

17 Herbert Schöffler: *Ossian. Hergang und Sinn eines großen Betrugs*. In: *Deutscher Geist im 18. Jahrhundert: Essays zur Geistes- und Religionsgeschichte*. Hrsg. von Götz von Selle. Göttingen ²1967, S. 135-154.

18 John Hennig: *Goethe and the English Speaking World*. Bern u. a. 1988, S. 152-166.

19 In die Frankfurter Ausgabe hat sich im Stellenkommentar ein Fehler eingeschlichen: Goethes Übersetzung der *Songs of Selma* war für Friederike Brion bestimmt und nicht für Herder, wie es im Kommentar heißt (FA I, 8, S. 971). Die Übersetzung stammt aus ihrem Nachlaß und befindet sich heute im Goethe-Museum Düsseldorf. Für Herder übersetzte Goethe einen Text aus dem siebten Buch von *Temora*, der neben dem englischen Text auch eine gälische Vorlage aufweist (siehe MA 1.1, S. 185-195).

20 Peter Pütz: *Werthers Leiden an der Literatur*. In: *Goethe's Narrative Fiction: The Irvine Goethe Symposium*. Hrsg. von William J. Lillyman. Berlin, New York 1983, S. 55-68; hier S. 63.

21 Horst Flaschka: *Goethes »Werther«: Werkkontextuelle Deskription und Analyse*. München 1987, S. 199.

22 Hans Rudolf Vaget: *»Die Leiden des jungen Werthers« (1774)*. In: *Goethes Erzählwerk*. Interpretationen hrsg. von Paul Michael Lützeler u. a. Stuttgart 1985, S. 37-72; hier S. 55.

›mit wüthenden Küssen‹ doch noch zu gewinnen, die bisher geachtete Grenze überschreiten« ließen.[23]

Unerschlossen geblieben ist jedoch der Stellenwert des interpolierten Ossian-Textes, insofern er auf ein Hauptthema des Romans hinzielt, nämlich auf die Ausschaltung des Rivalen und Nebenbuhlers durch den Zweikampf mit der Waffe. Keiner der Aufsätze in der Sammlung zur *Werther*-Forschung, herausgegeben 1994 von Hans Peter Herrmann, oder Gert Mattenklotts Beitrag im *Goethe-Handbuch* von 1997 gehen darauf ein.[24] Es handelt sich beim Ossian-Text um Intertextualität im eigentlichen Sinne des Wortes, denn der sogenannte Vor-Text ist als deutlich markiertes Zitat in den Romantext aufgenommen und nimmt über zwölf Seiten in der Erstfassung des Romans von 1774 ein. Mit Lottes Aufforderung an Werther, ihr seine Übersetzung einiger Gesänge Ossians vorzulesen, wird der Vor-Text funktional in die Romanhandlung integriert. Ossians *Songs of Selma* enthalten zwei Episoden, die beide das Motiv der Frau zwischen zwei Männern zum Thema haben, wobei sich beide Rivalen oder Nebenbuhler im Zweikampf gegenseitig töten. Im ersten Gesang klagt Colma um den Tod von Bruder und Geliebtem, die sich im Zweikampf auf der Heide gegenseitig töteten:

> Aber wer sind die dort unten liegen auf der Heide – Mein Geliebter? Mein Bruder? – Redet o meine Freunde! Sie antworten nicht. Wie geängstet ist meine Seele – Ach sie sind tot! – Ihre Schwerte rot vom Gefecht. O mein Bruder, mein Bruder, warum hast du meinen Salgar erschlagen? O mein Salgar, warum hast du meinen Bruder erschlagen? – Ihr wart mir beide so lieb! (MA 1.2, S. 285)

Im zweiten Gesang wird Daura von ihrem Vater Alpin beklagt. Sie ist von einem Nebenbuhler auf eine Insel entführt worden. Ihr Verlobter Amar hält ihren Bruder Arindal für verantwortlich und tötet ihn mit einem Pfeil, um sich anschließend ins Meer zu stürzen, um Daura von der Insel zu retten oder zu sterben. Dauras Vater berichtet über diesen Vorgang:

> Armar kam in seinem Grimm, drückt ab den grau befiederten Pfeil, er klang, er sank in dein Herz, o Arindal, mein Sohn! […] er sank dran nieder und starb. Welch war dein Jammer, o Daura, da zu deinen Füßen floß deines Bruder Blut. […]
>
> Armar stürzt sich in die See, seine Daura zu retten oder zu sterben. Schnell stürmt ein Stoß vom Hügel in die Wellen, er sank und hub sich nicht wieder.
>
> Allein auf dem seebespülten Felsen hört ich die Klage meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schreien […]. (MA 1.2, S. 289)

Die Parallelen zur *Werther*-Konstellation sind offensichtlich: Auch Lotte steht zwischen zwei Männern, die sich in gegenseitiger Rivalität befinden. Doch diese intertextuelle Parallele ist von der Forschung bisher nicht berücksichtigt worden. Ein

23 Niggl (Anm. 10), S. 46.

24 Hans Peter Herrmann (Hrsg.): *Goethes »Werther«: Kritik und Forschung*. Darmstadt 1994; Gert Mattenklott: *»Die Leiden des jungen Werthers«*. In: Goethe-Handbuch, Bd. 3, S. 51-101. Vgl. dagegen Kathryn R. Edmunds: *»Der Gesang soll deinen Namen erhalten«. Ossian, Werther and Texts of/for Mourning*. In: *Goethe Yearbook* 8 (1996), S. 45-65, und Wolf Gerhard Schmidt (Anm. 1), Bd. 2, S. 760-779.

Ansatz dazu befindet sich im Kommentar der Hamburger Ausgabe, doch dieser Ansatz ist nicht ausgeführt worden (HA 6, S. 582). Die Schwierigkeit besteht darin, daß im Ossian-Text eine Rivalität von Bruder und Liebhaber vorliegt, die im *Werther* nicht gegeben ist. Doch mit Hilfe einer strukturalistischen Analyse läßt sich dieses Problem lösen. Das Motiv der Frau zwischen zwei Männern enthält die Todesfeindschaft bzw. Rivalität der Männer. Dabei spielt es keine Rolle, ob sie Brüder oder Liebhaber sind. In beiden interpolierten Ossian-Gesängen betrachtet jeweils der Bruder die erotische Beziehung seiner Schwester als Raub und Bedrohung. Der Liebhaber wird vom Bruder als Rivale in der Geschwisterbeziehung aufgefaßt. Deshalb reagiert er auf den Liebhaber der Schwester wie auf einen Feind. Umgekehrt betrachtet der Liebhaber den Bruder als Rivalen in der emotionellen Bindung der Frau. Die Liebhaber-Beziehung der Frau verhält sich zur Geschwisterbeziehung aus der Sicht des Mannes, sei er nun Bruder oder Liebhaber, wie ›neue‹ Verwandtschaft zu ›alter‹ Feindschaft. Der Konflikt zwischen den rivalisierenden Parteien wird in archaischen Zeiten wie der des Ossian durch den Zweikampf mit der Waffe ausgetragen.

Lotte und Werther identifizieren sich nach Angabe des Erzählers mit diesem Konflikt. Es heißt dort nach der beendeten Ossian-Lektüre: »[…] die Bewegung beider war fürchterlich. Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schicksal der Edlen, fühlten es zusammen, und ihre Tränen vereinigten sie« (MA 1.2, S. 290). Bei dieser Identifikation mit dem archaischen Konflikt bekommt Albert aufgrund der bestehenden Ehe die Bruder-Rolle zugewiesen, während Werther für sich selbstverständlich die Liebhaber-Rolle in Anspruch nimmt. Die Innenansicht, die der Erzähler von Lotte vermittelt, zeigt deutlich, daß sie vor der letzten Begegnung mit Werther zwischen dessen Bruder- und Liebhaber-Rolle schwankt und sich nicht einzugestehen wagt, daß sie im Grunde Werther die Liebhaber-Rolle zugeschrieben hat. Allerdings hat Goethe diese uneingestandene Neigung erst in der zweiten Fassung von 1787 zum Ausdruck gebracht, wo es heißt:

> Lotte war […] in einen sonderbaren Zustand geraten. Nach der letzten Unterredung mit Werthern hatte sie empfunden, wie schwer es ihr fallen werde sich von ihm zu trennen […].
>
> Werther [war ihr] so teuer geworden, gleich von dem ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an hatte sich die Übereinstimmung ihrer Gemüter so schön gezeigt, der lange dauernde Umgang mit ihm, so manche durchlebte Situationen hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was sie interessantes fühlte und dachte, war sie gewohnt mit ihm zu teilen und seine Entfernung drohete in ihr ganzes Wesen eine Lücke zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte. O, hätte sie ihn in dem Augenblick zum Bruder umwandeln können! wie glücklich wäre sie gewesen! (MA 2.2, S. 447 f.)

Was im letzten Satz mitgeteilt wird, ist die Tatsache, daß Lotte in Werther den Liebhaber erkennt, aber ihn nicht als Liebhaber zu nennen wagt. Die Intertextualität zwischen dem interpolierten Ossian-Text und der Romanhandlung besteht nicht in der Analogie, sondern in der Homologie, ist aber deshalb nicht weniger zwingend.

Die archaische oder vorchristliche Art und Weise der Auseinandersetzung mit dem Nebenbuhler muß sich für Werther während der Ossian-Lektüre als attraktive

Alternative darstellen. Bei den Waffen, die sich Werther am folgenden Tag von Albert ausleiht, handelt es sich um ein Paar Pistolen. Zum Selbstmord braucht man jedoch nur eine Pistole. Seit dem 16. Jahrhundert wurden Pistolen allgemein in doppelter Ausfertigung geliefert, sei es, weil sie so schwer zu laden waren und erst als Paar, d.h. mit zwei Schüssen, eine ernstzunehmende Waffe darstellten, sei es, weil sie vor allem zu Duellzwecken verwendet wurden. In den fürstlichen Waffenkammern und im bürgerlichen Besitz waren bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Pistolen in Paaren vorhanden,[25] und ein solches Paar Pistolen leiht sich Werther von Albert. »Wollten Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reise ihre Pistolen leihen«, steht auf dem offenen Zettel, den Werther von seinem Bedienten übergeben läßt (MA 1.2, S. 293). Bis zum Bericht über den eigentlichen Selbstmord ist von den Pistolen nur im Plural die Rede. Erst danach heißt es, daß der Bediente »seinen Herrn an der Erde, die Pistole und Blut [findet]« (MA 1.2, S. 298).

Anhand der Ossian-Lektüre muß Werther der Zweikampf als Alternative in den Sinn gekommen sein, wenn er nicht sogar von dieser Vorstellung beherrscht war. Und dies gilt nicht nur für Werther, sondern auch für Lotte, denn die Beschreibung ihres Zustands läßt sich auch auf ein bevorstehendes Duell beziehen. Es heißt dort:

> [Lotte] ging in ihr Zimmer in dem Zustand des unaussprechlichsten Leidens. Ihr Herz weissagte ihr alle Schröcknisse. Bald war sie im Begriff sich zu den Füßen ihres Mannes zu werfen, ihm alles zu entdecken, die Geschichte des gestrigen Abends [mit der Ossian-Lektüre; E.B.], ihre Schuld und ihre Ahndungen. Dann sah sie wieder keinen Ausweg des Unternehmens, am wenigsten konnte sie hoffen ihren Mann zu einem Gange nach Werthern zu bereden. (MA 2.1, S. 295)

Sollte dieser Gang dazu dienen, Werther den Selbstmord auszureden oder ein Duell zu vermeiden? Die Frage bleibt offen. Lotte ist zur Passivität verurteilt und muß abwarten, zu welcher Handlung sich Werther entschließt: Duell oder Selbstmord. Nur der Leser ist über Werthers Entschluß durch den Brief vom 21. Dezember informiert, doch nicht Lotte.

Die vorchristliche Art und Weise der Auseinandersetzung mit dem Nebenbuhler, wie sie die Ossian-Texte verherrlichen, sind eine große Versuchung für die beiden Romanfiguren Werther und Lotte. »Deinen Mann zu ermorden! – Dich! – mich«, erwägt Werther in seinem Brief an Lotte vom 21. Dezember (MA 1.2, S. 281). Doch der Zweikampf erweist sich als unmögliche Alternative. Werther sucht nach einer neuen Lösung der archaischen Konfliktsituation, die ihn in ihrer tragischen Endgültigkeit bei Ossian bis zu Tränen beeindruckt hatte. Dem von christlicher Empfindsamkeit geprägten Vertreter des Bürgertums verbietet sich das Duell als Mord am Nebenbuhler. Zum stoischen Liebesverzicht kann sich Werther aber auch nicht entschließen. Wenn er schließlich die Waffe, die für den Zweikampf gedacht ist, gegen sich selbst richtet, so ist diese Entscheidung eine für das 18. Jahrhundert höchst moderne Lösung einer archaisch-barbarischen Konfliktstruktur, wie sie sich

25 Manfred Bachmann (Hrsg.): *The Splendor of Dresden: Five Centuries of Art Collecting: An Exhibition from the State Art Collections of Dresden, German Democratic Republic*. New York 1978, S. 124-127.

in der Ossian-Lektüre der *Songs of Selma* in doppelter Ausführung – erst Colma zwischen Bruder und Geliebtem, dann Daura zwischen Armar und Arindal – dem modernen Liebespaar Lotte und Werther eingeprägt hatte. Werthers Lösung trägt deutlich die Züge eines säkularisierten Jahrhunderts, für das die christlichen Maßstäbe nicht mehr verbindlich sind, das aber keine Rückkehr in die archaische Barbarei erlaubt.

Wäre Werther adlig gewesen, hätte er vielleicht anders gehandelt, doch als Bürgerlicher verwirft er die barbarische Lösung, die dem Adel zumindest bis ins 19. Jahrhundert vorgeschrieben war. Man denke nur an den Baron von Instetten in Fontanes *Effi Briest* von 1896.

Fassen wir zusammen: Macphersons Ossian-Texte verschafften den Schotten für eine kurze Zeit eine literarische Kompensation ihres verletzten Nationalgefühls, auch wenn die Quellen dieser archaischen Dichtung von einigen Kritikern angezweifelt wurden. In England fanden die Ossian-Texte eine vorbereitete Rezeptionshaltung, denn sie entsprachen der Erwartung der von Thomas Percy angeregten Suche nach Quellen einheimischer Dichtung. Die Ossian-Texte ließen sich mit Percys *Reliques of Ancient English Poetry* von 1765 in Verbindung bringen. Diesen Weg nahm auch Herder, der unter dem Eindruck der Lektüre der *Reliques* stand, als er 1771 seinen Ossian-Aufsatz in Bückeburg schrieb.[26] Seine Wertschätzung Ossians führte zu seiner Definition von Volkslied und Volksdichtung im Deutschen.

Aber mit der Übersetzung der fingierten Werke von Ossian war noch etwas mehr übertragen worden. Gerade bei Ossian stellt sich ganz besonders die Frage nach dem, was hier mit der Übersetzung übertragen oder eingeführt wurde. Wir haben von einem Ossian-Mythos gesprochen. Dieser Mythos stellt besonders im *Werther* die Versuchung zu einem prähistorischen Barbarentum dar, das zur Zeit der Modernisierung am Ende des 18. Jahrhunderts als begehrenswerte Utopie erscheinen mußte. Diese Sehnsucht nach Wildheit und Ungesittetheit, die in verschiedenen Texten zum Ausdruck kommt, gehört zur Grund- und Unterströmung dieser Zeit. Man braucht nur an Klopstocks Bardiete zu denken oder die Gedichte der Brüder Stolberg.[27] In der deutschen Übersetzung der Verteidigungsschrift des Ossian von Hugh Blair heißt es:

26 Clark (Anm. 11), S. 146.

27 Zum Primitivismus in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts siehe Hans Peter Herrmann: *»Ich bin fürs Vaterland zu sterben auch bereit«. Patriotismus oder Nationalismus im 18. Jahrhundert? Lesenotizen zu den deutschen Arminiusdramen 1740-1808*. In: ders., Hans-Martin Blitz, Susanna Moßmann: *Machtphantasie Deutschland: Nationalismus, Männlichkeit und Fremdenhaß im Vaterlandsdiskurs deutscher Schriftsteller des 18. Jahrhunderts*. Frankfurt a.M. 1996, S. 32-65, und Hans-Martin Blitz: *»Gieb, Vater, mir ein Schwert!« Identitätskonzepte und Feindbilder in der »patriotischen« Lyrik Klopstocks und des Göttinger »Hain«*, ebd., S. 80-122. Unter Primitivismus verstehe ich den germanisch-(keltischen) Paganismus im Gegensatz zum ästhetischen Paganismus, wie er von Peter Gay: *The Enlightenment: An Interpretation: The Rise of Modern Paganism*. New York 1966, und Henry C. Hatfield: *Aesthetic Paganism in German Literature: from Winckelmann to the Death of* Goethe. Cambridge, Mass. 1964, definiert worden ist. Siehe meinen Aufsatz *Ossian-Rezeption von Michael Denis bis Goethe* (Anm. *).

> Sie [die modernen Menschen] unterdrücken oder bemänteln ihre Leidenschaften. Sie formen ihr Aeußerliches nach einem allgemeinen Modelle des Wohlstandes und der Höflichkeit.[28]

Im englischen Originaltext lautet dieser Satz: »Men […] subdue or disguise their passions; they form their exterior manners upon one uniform standard of politeness and civility«.[29]

Es handelt sich um eine Tendenz der Entzivilisierung, für die Herder mit seinem Ossian-Aufsatz, der ja zum Teil auf Hugh Blairs *Critical Dissertation* beruht, die Stichwörter lieferte: Wildheit und Ungesittetheit. Man kann auch von einem »Unbehagen in der Kultur« des 18. Jahrhunderts sprechen,[30] das sich mit Hilfe der fingierten Ossian-Texte Ausdruck verschaffte. Die Ossian-Texte gehören somit zu den *master narratives* der Geschichte und Kultur des Primitivismus in Deutschland.

Dazu gehört schließlich, daß sich Werthers und Lottes Sinnlichkeit ausgerechnet an der Mordthematik der Ossian-Gesänge entzündet. Der Mord am Rivalen als möglicher Ausweg aus der Krise führt zur Entsublimierung der Leidenschaften. Die gemeinsame Lektüre löst die totale Enthemmung aus, die bis zu diesem Zeitpunkt von der Konvention in Schranken gehalten wurde:

> Ihre Sinnen verwirrten sich, sie druckte seine Hände, druckte sie wider ihre Brust, neigte sich mit einer wehmütigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten sich. Die Welt verging ihnen, er schlang seine Arme um sie her, preßte sie an seine Brust, und deckte ihre zitternde, stammelnde Lippen mit wütenden Küssen. (MA 1.2, S. 290).

Diese Dimensionen der Ossian-Intertextualität sind in der Werther-Forschung bisher nicht erschlossen und konsequent zur Interpretation des Romans verwendet worden. Die beiden Handlungen aus den *Songs of Selma* haben eine ähnliche Verweisungsfunktion wie die später hinzugefügte Episode vom Bauernburschen. In allen drei Fällen geht es um Mord um der Geliebten willen. Im Kontext des Romans handelt es sich um einen leidenschaftlichen Protest gegen die gesellschaftliche Ordnung des 18. Jahrhunderts, nach der ein Mensch, in diesem Falle eine Frau, nichts mehr ist als »das Eigentum eines andern«, wie Lotte sich ausdrückt (MA 1.2, S. 279).[31]

Über diese innertextliche Verweisungsfunktion zeigt die Verwendung der Ossian-Texte auf beeindruckende Weise, wie Goethe mit einem literarischen Denkmal des

28 Michael Denis: *Ossians und Sineds Lieder.* Bd. 3. Wien 1784, S. VI.

29 *The Poems of Ossian and Related Works* (Anm. 5), S. 346.

30 Siehe Klaus F. Gille (Anm. 15), S. 19.

31 Uwe Böker (Anm. 14) kommt dieser Interpretation am nächsten, indem er die Verwendung der Ossian-Texte als eine »Rebellion« betrachtet, die im Untergang endet. Damit stellt er den Roman in die unmittelbare Nähe des *Götz von Berlichingen* (S. 87). Von Uwe Böker übernehme ich dankbar das Motiv der »Rebellion« gegen das patriarchalische Besitzdenken, das von Lotte verinnerlicht wird. Zur Ossian-Intertextualität des *Götz von Berlichingen* siehe Wolf Gerhard Schmidt: *Moralische Selbstgewißheit und scheiternde Helden: Zur Funktion der »Ossian«-Intertextualität in Goethes »Götz«-Dramen.* In: GJb 2004, S. 13-22.

geistigen Europas seiner Zeit umgeht. Wie seine Zeitgenossen erliegt er der Faszination des Archaischen, die Macpherson diesen Texten eingeschrieben hatte. Goethe verarbeitete sie dann intertextuell und wies ihnen eine Zentralstellung in seinem Roman zu, der zum Sprachrohr seiner Generation wurde. Doch dabei blieb es nicht: Mit dem Erzähler distanzierte sich der Autor zugleich kritisch von dieser Zeitströmung, indem er die vom Ossian-Mythos angebotene barbarische Lösung mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit seines Jahrhunderts konfrontierte und für seinen Helden und seine Zeit zurückwies. Die Rebellion gegen die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts wurde zurückgenommen, indem Werther seine Aggression gegen sich selbst richtete. Wie entscheidend diese Absage ist, läßt sich daraus ersehen, daß mit dem *Werther* Goethes Interesse an Ossian nachläßt. Angesprochen auf seinen Ossianismus von Henry Crabb Robinson im August 1829, erklärte Goethe sarkastisch, daß die Kritiker immer übersehen hätten, daß Werther seinen Verstand verloren hatte, als er sich dem keltischen Dichter zuwandte. Doch Ossianismus und Ossian sind zwei verschiedene Dinge, und Ossian-Einfluß auf sprachliche Formulierungen und Figurenkonzeption läßt sich auch nach dem *Werther* nachweisen. Immerhin brachte Goethe in seinem Briefwechsel mit dem Komponisten Johann Friedrich Reichardt um 1789/1790 den Gedanken zur Sprache, die Helden Ossians auf die Bühne der Oper zu bringen, doch diese Pläne zerschlugen sich.[32] Dagegen paßte die Personenbeschreibung des Harfners in *Wilhelm Meisters theatralischer Sendung* auf den sagenhaften Ossian, wie man ihn sich damals vorstellte:

> Ein kahler Scheitel, von wenig grauen Haaren umkränzt, große blaue Augen die unter langen weißen Augenbrauen hervorsahen, eine wohlgebildete Nase, an die sich ein weißer mittelmäßiger Bart anschloß, mußte der Gesellschaft ein sonderbares Bild vorstellen. Ein langes dunkelfarbiges Gewand bedeckte einen schlanken Körper vom Halse bis zu den Füßen. (MA 2.2, S. 203)

In den *Lehrjahren* erfuhr die Figur des Harfners dann eine Umfunktionierung, indem sein Leiden psychologisch begründet wurde und der Patient eine italienische Vorgeschichte erhielt.[33]

32 Siehe Wolf Gerhard Schmidt (Anm. 1), Bd. 2, S. 790-791.

33 Siehe Cristina Ricca: *Der »Harfner« Domenico Antonio Giovinazzi*. In: GJb 2000, S. 282-285.

ALEXANDER KOŠENINA

Es »ist also keine dichterische Erfindung«: die Geschichte vom Bauernburschen in Goethes »Werther« und die Kriminalliteratur der Aufklärung

Goethes programmatische Bemerkung in *Dichtung und Wahrheit*, in seinem Roman *Die Leiden des jungen Werther* »Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben« (MA 16, S. 622), leuchtet aus dem Kontext der Autobiographie unmittelbar ein. Da ist zum einen das handlungsspendende Dreiecksverhältnis mit Charlotte Buff und Johann Georg Christian Kestner im zwölften Buch; zum anderen Goethes Blick auf das melancholische Zeitalter, die eigenen Depressionen und Suizidneigungen sowie den konkreten Selbstmordfall des jungen Karl Wilhelm Ferdinand Jerusalem im anschließenden dreizehnten Buch der Lebensbeschreibung. An die wirklichkeitshaltige kleine Binnengeschichte vom Bauernburschen, die erst 1787, in der zweiten Fassung dieses »psychologischen Romans«[1] hinzukommt, wird man hingegen eher nicht denken.

Diese – in Kommentaren stets übergangene – Episode soll im folgenden aus drei Gründen etwas genauer betrachtet werden: Erstens ist es eine von Werther verfolgte und anschließend erzählerisch dokumentierte Fallgeschichte, die das in *Dichtung und Wahrheit* reflektierte Verhältnis von Wirklichkeit und Poesie exemplarisch aufgreift; zweitens stellt Werther dadurch seine auch an anderen Stellen des Romans angedeutete juristische Ausbildung unter Beweis, die für das modernisierte Rechtsverständnis der Aufklärung steht; drittens macht er sich durch die Darstellung des Falls zu einem Anwalt des gerade erst aufkommenden literarischen Genres der Kriminalgeschichte, die bei Goethe sonst eine erstaunlich geringe Rolle spielt. Lediglich eine Erzählung aus den *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* (1795) von einem jungen Mann namens Ferdinand, den ein Zufall zum Diebstahl verführt und den sein schlechtes Gewissen zur Wiedergutmachung treibt (MA 4.1, S. 497-513), verdient diesen Titel.

(1) *Fallgeschichte* – Werther leitet die auf drei Textpassagen verteilte Fallgeschichte von der Liebe eines Knechts zu seiner Herrin mit einer poetologischen Bemerkung ein. Er kündigt »eine Szene« aus Wahlheim an, »die, rein abgeschrieben die schönste Idylle von der Welt gäbe«; es gehe dabei um nichts »Hohes und Vornehmes«,

1 Der Untertitel zu Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser* scheint auch Werthers »Krankheit zum Tode« (MA 2.2, S. 390) angemessen zu fassen. Im Selbstmordgespräch benutzt Werther diesen biblischen Begriff (Joh 11, 4), der dann bei Søren Kierkegaard (1849) Karriere macht, für eine unausweichliche Stufenlogik der Selbstverzehrung. Später beschreibt Goethe Werthers Schicksal gegenüber Johann Kaspar Lavater auch als »Historia morbi«, vgl. Hans Gerhard Gräf: *Nachträge zu Goethes Gesprächen*. In: GJb 1919, S. 283-285.

sondern lediglich um einen »Bauernbursch, der mich zu dieser lebhaften Teilnehmung hingerissen hat« (MA 2.2, S. 360). Alles ist auf das *genus humile* einer Naturidylle gestimmt, »Unschuld und Wahrheit« prägen den Ausdruck des verliebten Menschen. Wie schon als Zeichner gibt Werther sich als künstlerischer Dilettant und ästhetischer Schwärmer zu erkennen, indem er den Unsagbarkeitstopos bemüht:

> Ja, ich müßte die Gabe des größten Dichters besitzen, um dir zugleich den Ausdruck seiner Gebärden, die Harmonie seiner Stimme, das heimliche Feuer seiner Blicke lebendig darstellen zu können. (MA 2.2, S. 361)

Kein poetisches Mittel scheint zur Darstellung heftiger Verliebtheit hinreichend.

An diese erste Begegnung vom Mai 1771 – übrigens unmittelbar vor Werthers »Bekanntschaft […], die [s]ein Herz näher angeht« (ebd.) – knüpft der Brief vom 4. September 1772 an. Voran geht am Vortag die kurze Briefnotiz, in der Werther sich verzweifelt fragt, wie Lotte »ein anderer lieb haben *kann*, lieb haben *darf*, da ich sie so ganz allein, so innig, so voll liebe« (MA 2.2, S. 418). Es folgt die zweite Zusammenkunft mit dem Knecht aus Wahlheim, der inzwischen »aus dem Dienste gejagt« wurde (ebd.), weil er die Liebe zu seiner Herrin nicht zähmen konnte. Die anfängliche Naturidylle schlägt im wörtlichen Sinne in eine ›tragische Geschichte‹ um. Unter Titeln wie François Rossets *Histoires tragiques* (1605) werden in ganz Europa spektakuläre Kriminalfälle für die juristische Ausbildung ebenso wie zum Zweck schierer Unterhaltung gesammelt. François Gayot de Pitavals *Causes célèbres et intéressantes* (20 Bde., 1734-1743) ist lediglich die bekannteste und in Deutschland verbreitetste Kollektion, noch Schiller versieht 1792 eine vierbändige Auswahlübersetzung mit einem Vorwort.[2]

Diese Tradition schimmert wie ein Palimpsest aus der Binnengeschichte im *Werther* hervor. Damit wird eine andere Facette des *genus humile* sichtbar, die nicht die von Werther angespielte Naturidylle, sondern ungeschönte Realität – einen Realismus im Epochen übergreifenden Sinne Erich Auerbachs – beleuchtet. Wie in vielen dokumentarischen Verbrechensdarstellungen der Zeit verwandelt der befragende Berichterstatter die vom Angeklagten in Ich-Form zu Protokoll gegebene Erzählung in eine erlebte oder indirekte Rede. Genauso verfährt Werther, dem der Bauernbursche »seine Geschichte« anvertraut (MA 2.2, S. 418). Von seiner Liebeskrankheit erfährt man, wie »die Leidenschaft […] sich […] tagtäglich vermehrt« habe, wie er »zuletzt nicht gewußt habe was er tue, […] wo er mit dem Kopfe hin gesollt« (MA 2.2, S. 419). Appetitlosigkeit, Schlafstörungen, Atem- oder Sprachnot (»an der Kehle gestockt«), Vergeßlichkeit und Besessenheit (»wie von einem bösen Geist verfolgt«) sind unmittelbare psychophysische Symptome der obsessiven Verliebtheit, die sich bis zur intendierten oder sogar ausgeführten sexuellen Nötigung, wenn nicht Vergewaltigung steigern:

> bis er eins Tags, als er sie in einer obern Kammer gewußt, ihr nachgegangen, ja vielmehr ihr nachgezogen worden sei; da sie seinen Bitten kein Gehör gegeben, hab' er sich ihrer mit Gewalt bemächtigen wollen, er wisse nicht wie ihm ge-

2 Vgl. Alexander Košenina: *»Tiefere Blicke in das Menschenherz«: Schiller und Pitaval*. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 55 (2005), S. 383-395.

schehen sei, und nehme Gott zum Zeugen, daß seine Absichten gegen sie immer redlich gewesen, und daß er nichts sehnlicher gewünscht, als daß sie ihn heiraten, daß sie mit ihm ihr Leben zubringen möchte. (MA 2.2, S. 419)

Bemerkenswert an dieser Selbstwahrnehmung ist die Passivkonstruktion – nicht das sprechende Ich, sondern eine unwiderstehlich aus dem psychischen Innenraum hervortreibende Kraft (die schon zu dieser Zeit mit Es bezeichnet wird)[3] ist Subjekt dieser verschiedenen Handlungen: Die Leidenschaften vermehren sich unkontrolliert, *es* stockt an der Kehle, ein böser Geist verfolgt den Sprecher, *etwas* zieht ihn der Geliebten nach, ihm geschieht etwas ohne sein Wissen und Wollen. Dieser Bericht aus der Objektstellung mündet in das schüchterne Geständnis, daß die Dame seines Herzens sein Begehren mit kleinen »Vertraulichkeiten« und mit »Nähe« (MA 2.2, S. 419) angeblich einverständig beantwortet habe. Es ist frappierend, wie konstant diese Strategie der Selbstentlastung von Delinquenten über Jahrhunderte hinweg betrieben wird. Frühe Kriminalerzählungen weisen sie ebenso auf wie die auf Gefangenenbefragungen basierenden Individualgeschichten aus dem Berliner Gefängnis Tegel im Jahre 2001.[4]

Goethes Bauernbursche hätte sich bis hierher mit dem Vorwurf sexueller Nötigung auseinanderzusetzen, der sich aus der ersten Textstelle zwar nicht einwandfrei ergibt (»hab' er sich ihrer mit Gewalt bemächtigen wollen«; MA 2.2, S. 419), wohl aber aus der dann berichteten Gegenwehr der Frau (»Sie erwehrte sich sein«; ebd.).[5] Vereitelt wird der Übergriff durch den Bruder der Herrin, der aber nicht etwa an der Bedrohung seiner Schwester Anstoß nimmt, sondern an einer möglichen Ehe mit Nachkommen, die seinen eigenen Kindern das Familienerbe streitig machen könnten. Allein aus diesem ökonomischen Grund verwirft er dann auch die Annäherung eines anderen Knechts, der sich um seine Schwester bemüht.

Werther beschließt seinen Bericht über die Bekenntnisse des Bauernburschen mit einer Versicherung der Authentizität: Nichts sei darin »übertrieben, nichts verzärtelt«, überhaupt sei die dargestellte Leidenschaft »keine dichterische Erfindung« (MA 2.2, S. 420). Wie nahe hier Wirklichkeit und Poesie – um nochmals die Wendung aus *Dichtung und Wahrheit* aufzugreifen – tatsächlich zusammenrücken, wird sich gleich noch zeigen. Denn genau mit dem Umschlag der unglücklichen Liebesgeschichte in einen Kriminalfall, in einen Mord aus Eifersucht, qualifiziert sich die Episode zur Aufnahme in eine Sammlung oder Chronik sensationeller *Histoires tragiques*, der sie möglicherweise ohnehin entsprang. Indem Werther diesen Fall in seinen drei Stadien – Verliebtheit, obsessives Begehren, Rache – beobachtet, protokolliert und deutet, erscheint er als Anhänger literarischer Erziehungsversuche, in denen die innere Entwicklung von Charakteren im Sinne naturwissenschaftlicher Experimente verfolgt und geleitet wird. In noch völlig dilettantischem Sinne unterzieht er den Bauernburschen einer teilnehmenden Beobachtung, wie sie

3 Vgl. Ludger Lütkehaus (Hrsg.): *»Dieses wahre innere Afrika«: Texte zur Entdeckung des Unbewußten vor Freud*. Frankfurt a. M. 1989.

4 Hans Joachim Neubauer: *Einschluss. Bericht aus einem Gefängnis*. Berlin 2001.

5 Gegenwehr und Hilferufe waren vor Gericht das entscheidende Kriterium, um den Tatbestand der Notzucht festzustellen. Vgl. dazu umfassend Gesa Dane: *»Zeter und Mordio«. Vergewaltigung in Literatur und Recht*. Göttingen 2005.

später Wilhelm Meister durch die pädagogisch-illuminatisch inspirierte Turmgesellschaft erfahren wird. Anders als die weitblickenden Emissäre des Turms vermag er allerdings nicht rechtzeitig zu intervenieren und zu korrigieren, um Unglück von seinem ›Zögling‹ abzuwenden.[6]

(2) *Reformiertes Rechtsverständnis* – Werthers dritte Begegnung mit dem Bauernburschen wird aus der Perspektive des Herausgebers berichtet. Als Werther erfährt, in Wahlheim sei der Knecht einer Witwe erschlagen worden, zweifelt er keinen Augenblick, daß der ihm so wert gewordene Bauernbursche mit dieser Tat seinen Nebenbuhler ausgeschaltet habe. Er eilt an den Ort des Geschehens. Dort wird gerade der mutmaßliche Täter von bewaffneten Männern herbeigeführt. Das Volk hält den Mord bereits für erwiesen, auch Werther greift im ersten Affekt jedem ordentlichen Verfahren voraus und tritt dem Tatverdächtigen mit Fassungslosigkeit gegenüber:

> Was hast du begangen, Unglücklicher! rief Werther aus, indem er auf den Gefangenen losging. Dieser sah ihn still an, schwieg und versetzte endlich ganz gelassen: Keiner wird sie haben, sie wird keinen haben. (MA 2.2, S. 437)

Diese Aussage ist einigermaßen rätselhaft. Ist sie ein Mordgeständnis oder bloßer Ausdruck von Genugtuung über den möglicherweise von anderer Hand getöteten Knecht? Kann das Weiterleben der Frau nicht neue Liebhaber und damit Nebenbuhler für den Bauernburschen mit sich bringen? Und wie ist schließlich seine Gelassenheit zu verstehen; spricht sie für kalkulierten Vorsatz und damit Mord, oder erlaubt sie auch die Annahme von Totschlag im Affekt, gefolgt von nachträglicher Ruhe und Befriedigung?

Statt zum Ankläger macht sich Werther im folgenden zum Verteidiger. Bereits durch seine Anrede des Beschuldigten als »Unglücklicher« erweist er sich als Anhänger zeitgenössischer Rechtsreformen, über die der Jurist Goethe auch in *Dichtung und Wahrheit* berichtet: »Es zeigten sich große Bewegungen in der Jurisprudenz; es sollte mehr nach Billigkeit geurteilt werden« (MA 16, S. 505). Unter den Richtern »verbreitete sich der Humanismus, und alles wetteiferte, auch in rechtlichen Verhältnissen höchst menschlich zu sein. Gefängnisse wurden gebessert, Verbrechen entschuldigt, Strafen gelindert […]; ein Damm nach dem andern ward durchbrochen« (MA 16, S. 599).[7]

Nicht die Tat, sondern der Täter steht seither im Vordergrund; dieser wird nicht länger dämonisiert und verdammt, sondern die Anteilnahme an dem »Unglücklichen« und das verstehende Interesse an den Umständen und persönlichen Motivationen, die zur Tat geführt haben, stehen im Vordergrund. Der Jurist August Gott-

6 Dieser Gedanke ist als Anknüpfung an Nicolas Pethes' Studie über den literarischen Menschenversuch zu verstehen, in der naturwissenschaftliche Experimentaltechnologien wie Isolieren, Irritieren, Observieren, Protokollieren, Interpretieren auf die Romanpoetik übertragen werden. Vgl. besonders die literarische Versuchsbeschreibung des *Wilhelm Meister*. In: Nicolas Pethes: *Zöglinge der Natur. Der literarische Menschenversuch des 18. Jahrhunderts*. Göttingen 2007, S. 298-322.

7 Vgl. weiterführend Wolfgang Klien: *Juristische Tätigkeit*. In: Goethe-Handbuch, Bd. 4.1, S. 591-594.

lieb Meißner, der ab 1778 das Genre der modernen Kriminalerzählung begründet, erklärt im Vorwort zu seinen *Kriminalgeschichten*: »[…] so vergesse man auch nie den großen Unterschied zwischen *gesezlicher* und *moralischer* Zurechnung; zwischen dem Richter, der nach Thaten, und demjenigen, der nach dem Blick ins Innerste des Herzens urtheilt«.[8] Diese naturrechtliche Unterscheidung der unverbrüchlichen *imputatio juridica* von der *imputatio moralis*, die alle psychologischen und sozialen Umstände des Verbrechersubjekts mit ins Kalkül zieht, um über die Zurechnungsfähigkeit und gegebenenfalls über strafmildernde Umstände entscheiden zu können, bedeutet einen ungeheuren Reformschub für das frühneuzeitliche Rechtsverständnis.

Werther wünscht sich selbst eine solche humanitäre Doppelperspektive – auch in bezug auf seinen eigenen Fall. Im Selbstmordgespräch verwahrt er sich ausdrücklich vor einer schnellen Aburteilung von Handlungen, die auf den ersten Blick den bürgerlichen Wertvorstellungen zu widersprechen scheinen:

> Daß ihr Menschen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt, das ist töricht, das ist klug, das ist gut, das ist bös! Und was will das alles heißen? Habt ihr deswegen *die inneren Verhältnisse* einer Handlung erforscht? wißt ihr mit Bestimmtheit *die Ursachen* zu entwickeln, *warum* sie geschah, *warum* sie geschehen mußte. Hättet ihr das, ihr würdet nicht so eilfertig mit euren Urteilen sein. (MA 2.2, S. 388; Hervorhebungen A.K.)

Der verständige, kausalpsychologische Umgang mit wahnsinnigen und kriminellen Außenseitern entwickelt sich zu dieser Zeit parallel. Fälle beider Art stehen in Zeitschriften wie Karl Philipp Moritz' *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* nebeneinander, sie werden als exemplarische Übungsfälle diskutiert, wie sie überall begegnen könnten. Ihr Realitätsstatus läßt sich am besten mit der Formel »mögliche Menschen der wirklichen Welt«[9] aus Friedrich von Blanckenburgs *Versuch über den Roman* beschreiben, der gleichzeitig mit dem *Werther* von 1774 erschien. Nicht die verbürgte historische Authentizität ist also entscheidend, sondern die *darstellerische* Wahrscheinlichkeit, Realitätshaltigkeit, psychologische Stimmigkeit und damit die Beispielhaftigkeit. Hans Blumenberg nannte das 1964 in einem wegweisenden Aufsatz über den Roman »die *Wirklichkeit des Möglichen*«, wobei die »bestimmten Regeln der inneren Konsistenz« ausschlaggebend sind.[10]

Genau solch einen Fall stellt die Episode vom Bauernburschen dar, ganz unabhängig von dessen vielleicht sogar nachweisbarer historischer Quelle. Werther verhält sich dazu auf zweierlei Weise: zum einen stark identifikativ, denn schließlich sieht er sein aussichtsloses Werben um Lotte in der unglücklichen Liebe des Knechts gespiegelt; zum anderen als ein Jurist der neuen Schule, als der er sich bereits durch die Regelung von Erbschaftsangelegenheiten und Diskussionen über Rechtsfragen

8 August Gottlieb Meißner: *Ausgewählte Kriminalgeschichten*. Mit einem Nachwort hrsg. von Alexander Košenina. St. Ingbert 2003, ²2004, S. 7.

9 Friedrich von Blanckenburg: *Versuch über den Roman* (1774). Mit einem Nachwort von Eberhard Lämmert. Stuttgart 1965, S. 257.

10 Hans Blumenberg: *Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans*. In: Hans Robert Jauß (Hrsg.): *Nachahmung und Illusion*. München 1969, S. 9-27; hier S. 20f.

ausgewiesen hat.[11] Daß er die kodifizierte *imputatio juridica* um die ursachenorientierte *imputatio moralis* ergänzt sehen möchte, wird im Selbstmordgespräch besonders deutlich. Nach Manier der Juristen wirbt er durch Beispiele um Zustimmung, etwa mit der Geschichte von der Selbstmörderin aus enttäuschter Liebe[12] oder mit der Konstellation ›Mord aus Eifersucht‹. Werther stellt dazu etwa die rhetorische Frage: »Wer hebt den ersten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne sein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert?« (MA 2.2, S. 388).

Fallsammlungen und Chroniken der Zeit wimmeln von ähnlichen Straftaten, deren psychologische und soziale Umstände man verstehen kann, die man deshalb aber sicher nicht billigen wird. Ein inhaltlich verwandtes Verbrechen, das sich im Jahre 1729 in der Nähe von Gotha ereignete, handelt beispielsweise unter dem Titel *Tödliche Eifersucht* von einem Hauslehrer, der ein heimliches Verhältnis zu seiner Herrin, der Frau des Pfarrers, unterhält. Als seine Geliebte, die noch dazu ein Kind von ihm erwartet, sich von einem anderen Kavalier nach Hause begleiten läßt, stellt der Theologiestudent Lucas sie morgens im Stall zur Rede und erschlägt sie mit einem Stein und einer Axt »wie einen Ochsen«.[13] Unglücklicherweise nutzt der Pfarrer, der seine Frau schwer verletzt findet, die blutige Tatwaffe zur gewaltsamen Öffnung des verschlossenen Arzneischränkchens und gerät so unter Tatverdacht. Er wird arretiert und wirkt höchst suspekt, da er aus Furcht vor Schande den Ehebruch in seinem Hause verschweigt. Doch dann kommt man dem Informator auf die Spur, findet seinen blutigen Schlafrock, nimmt ihn gefangen. Im Gefängnis unternimmt der Delinquent einen Selbstmordversuch, an dessen Folgen er kläglich verendet; anschließend rädert man den Leichnam zur symbolischen Bestrafung. »Neben ihm wurden das Messer und die Axt angebracht, der Stein aber, mit dem er zuerst auf die Pfarrersfrau einschlug, wurde ihm auf das Herz gelegt«.[14]

(3) *Neue Kriminalliteratur* – Die Aufnahme der Binnengeschichte vom Bauernburschen in den *Werther* von 1787 steht genau für diesen aktuellen Trend. Goethe – so meine These – integriert diesen Fall eben *nicht nur* als »Hebel der Handlung, Mittel der psychologischen Motivierung« oder zur »symbolischen Spiegelung

11 Schlüssig nachgewiesen hat das Alfred R. Neumann: *Werther the Lawyer*. In: Luanne T. Frank, Emery E. George (Hrsg.): *Husbanding the Golden Grain*. Ann Arbor 1973, S. 218-222. Die juristischen und kameralistischen Qualitäten des auf eine Verwaltungskarriere zusteuernden Werther betont unabhängig davon auch Daniel Wilson: *Patriarchy, Politics, Passion: Labor and Werther's Search for Nature*. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 14.2 (1989), S. 15-44.

12 In erzählerisch dokumentierten Suizidfällen der Zeit taucht der ›Selbstmord aus enttäuschter Liebe‹ am häufigsten auf. Vgl. Christian Heinrich Spieß: *Biographien der Selbstmörder*. Eine Auswahl, hrsg. von Alexander Košenina. Göttingen 2005.

13 Zuerst erschien der Fall in Chroniken von Johann Bernard Heller: *Zehen Sammlungen sonderbahrer alt- und neuer Merkwürdigkeiten*. Jena, Leipzig 1731. Jetzt in Michael Kirchschlager, Lothar Bechler (Hrsg.): *Das Thüringische Obscurum. Erschreckliche, scheuderliche & greuliche Geschichten sowie allerlei andere Merkwürdigkeiten aus alten Chroniken*. Weißensee 2001, S. 105-106; hier S. 105.

14 Ebd., S. 106.

der Haupthandlung«;[15] vielmehr spielt er darüber hinaus auch auf eine literarische Mode und ein neues Genre an. Schillers »wahre Geschichte« *Verbrecher aus Infamie*, die auf die dokumentierte und von seinem Lehrer Jakob Friedrich Abel parallel dargestellte *Species facti* von Johann Friedrich Schwan zurückgeht, erscheint just 1786 in der *Rheinischen Thalia*. Ganz im Sinne der neuen Imputationslehre propagiert darin Schiller, daß uns an den »Gedanken« dieses Verbrechers »unendlich mehr als an seinen Taten« liege und »noch weit mehr an den Quellen seiner Gedanken als an den Folgen jener Taten« (SNA 16, S. 8f.). Ein Jahr zuvor verfolgt Moritz mit seinem psychologischen Roman *Anton Reiser* (Bd. 1, 1785) die gleiche neue Tendenz, »vorzüglich die *innere* Geschichte des Menschen« zu schildern, die »den Blick der Seele in sich selber« schärfe und darauf ziele, »die Aufmerksamkeit des Menschen mehr auf den Menschen selbst zu heften«.[16] Dem *Vorschlag zu einem Magazin einer Erfahrungs-Seelenkunde* (1782) zufolge sei für ein solches Unternehmen »die Geschichte der Missetäter und der Selbstmörder« besonders vielversprechend.[17] Natürlich entstammen die sozialen Außenseiter, die zum Studienobjekt der neuen Anthropologie werden, kaum zufällig der Unterschicht: Goethes Bauernbursche repräsentiert wie Schillers Sonnenwirt oder Moritz' Reiser den Menschen im naturnahen, unkultivierten Zustand und spiegelt damit die Mehrheit der Bevölkerung. Während die beiden ersten Figuren dem sozialen Druck sowie ihrer Rachgier unterliegen, entkommt Anton Reiser mühsam, aber letztlich doch erfolgreich allen Widrigkeiten und Ungerechtigkeiten, er endet weder im Verbrechen noch im Selbstmord.

Zum erfolgreichsten Anwalt der neuen Imputationslehre wird seit 1778 der bereits erwähnte August Gottlieb Meißner. Außer in Zeitschriften erscheinen seine Kriminalgeschichten in insgesamt vierzehn Sammlungen sogenannter *Skizzen*, die zwischen 1778 und 1796 in drei verschiedenen Ausgaben vorliegen. Einige dieser Verbrechensdarstellungen lassen sich auf historische Dokumente oder auch auf Parallelüberlieferungen zurückführen, die Authentizität und der Grad erzählerischer Modellierung sind also im Unterschied zum *Werther* exemplarisch nachvollziehbar.[18] Hier geht es um ganz besondere »mögliche Menschen der wirklichen Welt«, nämlich überwiegend um historische Fälle. Wichtiger noch als diese verbürgte Authentizität ist die humanitäre, rechtsreformerische Strategie, die sich be-

15 So liest die »Parallelerzählung« Melitta Gerhard: *Die Bauernburschenepisode im »Werther«* [zuerst 1916]. In: Hans Peter Herrmann (Hrsg.): *Goethes »Werther«. Kritik und Forschung*. Darmstadt 1994, S. 23-38.

16 Karl Philipp Moritz: *Werke in zwei Bänden*. Hrsg. von Heide Hollmer u. Albert Meier. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1999, S. 86.

17 Ebd., S. 796. Im *Ideal einer vollkommnen Zeitung* (1784) heißt es ergänzend: »Die kurze *Geschichte der Verbrecher* aus den Kriminalakten gezogen, wie belehrend müßte sie sein, wenn die allmäligen Übergänge von kleinen Vergehen bis zum höchsten Grade der moralischen Verderbtheit mit einigen treffenden, allgemein auffallenden Zügen darin gezeichnet wären« (zit. nach: *Das Karl Philipp Moritz-ABC. Anregung zur Sprach-, Denk- und Menschenkunde*. Hrsg. von Lothar Müller. Frankfurt a. M. 2006, S. 392).

18 Vgl. Alexander Košenina: *Schiller und die Tradition der (kriminal)psychologischen Fallgeschichte bei Goethe, Meißner, Moritz und Spieß*. In: Alice Stašková (Hrsg.): *Friedrich Schiller und Europa: Ästhetik, Politik, Geschichte*. Heidelberg 2007, S. 119-139.

reits in manchen Titeln zeigt, z. B. *Blutschänder, Feueranleger und Mörder zugleich, den Gesetzen nach, und doch ein Jüngling von edler Seele* oder *Unkeusche, Mörderin, Mordbrennerin, und doch blos ein unglückliches Mädchen*. Verbrecher und doch Mensch – so fassen diese Überschriften die doppelte Perspektive der *imputatio juridica* und *imputatio moralis* zusammen, die im Prozeß des Erzählens verschmolzen werden.[19]

Der Reformanwalt Werther, der sich in der Binnengeschichte von Heinrich dem Blumensucher bereits als ›verständiger Arzt‹ qualifiziert hat,[20] folgt genau diesem Modell. Engagiert und mit großer Anteilnahme verteidigt er den Angeklagten als Menschen, ohne deshalb seine Tat zu rechtfertigen: »[…] obgleich Werther mit der großen Lebhaftigkeit, Leidenschaft und Wahrheit, alles vorbrachte, was ein Mensch zur Entschuldigung eines Menschen sagen kann; so war doch, wie sichs leicht denken läßt, der Amtmann dadurch nicht gerührt« (MA 2.2, S. 437).

Der Amtmann folgt ohne ordentliches Verfahren stur dem »vorgeschriebenen Gang« und tadelt Werther dafür, »daß er einen Meuchelmörder in Schutz nehme!« (MA 2.2, S. 437 f.). Mit Meißner zu sprechen ist er kein Richter, der den »Blick ins Innerste des Herzens« wagt. Albert schließt sich dem Amtmann an. Werthers Vorschlag, wegzusehen, »wenn man dem Menschen zur Flucht behülflich wäre« (MA 2.2, S. 438), weist über die reformierte Rechtsauffassung freilich hinaus. Für Strafvereitelung oder Schuldminderung ohne einen Nachweis mangelnder Zurechnungsfähigkeit plädieren weder Meißner noch andere Autoren. Werthers abwegiger Vorschlag kann nur als Zeichen der Verzweiflung bei gleichzeitiger Identifikation mit dem Delinquenten gedeutet werden. Eine vom Herausgeber aufgefundene Notiz Werthers bestätigt diese Lesart: »*Du* bist nicht zu retten Unglücklicher! ich sehe wohl daß *wir* nicht zu retten sind« (MA 2.2, S. 438; Hervorhebungen A. K.).

Indem Werther den Fall des Bauernburschen so eng mit seiner eigenen ausweglos scheinenden Liebesgeschichte verknüpft, gerät er gewissermaßen in Widerspruch zur Idee der selbst präsentierten Fallgeschichte. Anders als der Erzähler im *Anton Reiser*, der sich im narrativen Prozeß von der Selbstbeobachtung distanziert und sie so zur Fremdbeobachtung objektiviert,[21] fällt Werther mit seiner Schlußwendung hinter die aus der Außenperspektive verfolgte, selbst aufgezeichnete und gedeutete Geschichtserzählung (*Species facti / Relatio facti*) zurück. Wenn Werther tatsäch-

19 Meißner (Anm. 8), S. 12-24 u. 37-41. Vgl. zuletzt Gunhild Berg: *Der Prozeß der ›anthropologischen Zwänge‹ (Michel Foucault). Juristische, moralische und psychologische Verhandlungen am Beispiel der spätaufklärerischen Kriminalerzählungen August Gottlieb Meißners*. In: Maximilian Bergengruen u. a. (Hrsg.): *Sexualität, Recht, Leben. Die Entstehung eines Dispositivs um 1800*. München 2005, S. 195-216; Jürgen Weitzel: *August Gottlieb Meißner – Der Mann und seine Kriminalgeschichten*. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 31.2 (2006), S. 131-141.

20 Der ›verständige Arzt‹ läßt sich sympathetisch auf die Wahnwelt des psychisch Kranken ein, die Therapie erfolgt durch geduldiges Verstehen des Patienten und seiner eigenen inneren Handlungslogik, die dann nach und nach mit der Wirklichkeit ausgesöhnt werden soll. Vgl. zu dem Konzept Georg Reuchlein: *Bürgerliche Gesellschaft, Psychiatrie und Literatur. Zur Entwicklung der Wahnsinnsthematik in der deutschen Literatur des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts*. München 1986; zu Goethe: S. 130-203.

21 Dieses Verfahren faßt prägnant Pethes (Anm. 6), S. 249.

lich über eine Rechtsausbildung verfügt, in der er zweifellos sein juristisches Urteilsvermögen an exemplarischen Relationen oder Pitavalgeschichten zu schulen gehabt hätte, dann versagt er an dieser Stelle als professioneller Anwalt ebenso wie als dilettierender Sensationsjournalist oder Kriminalschriftsteller.

Das neue Genre der Verbrechenserzählung sucht eine Balance zwischen Unterhaltung und Belehrung. Der Zeitschriftenherausgeber Schiller weiß beispielsweise um die Schwäche des Publikums für »piquante Erzählungen […], das Bizarre und Fremde«, etwa für »Meissnerische Dialoge« (SNA 25, S. 70); andererseits verteidigt er aber »die republikanische Freiheit des lesenden Publikums, dem es zukömmt, selbst zu Gericht zu sitzen« (SNA 16, S. 8). Die Leser des *Werther* können von diesem Recht zum eigenständigen Urteilen reichlich Gebrauch machen. Die Briefperspektive, dialogische Kontroversen zwischen Werther und Albert oder der Perspektivismus des dokumentierenden, gelegentlich aber auch kommentierenden Herausgebers lassen dafür mehr Raum als eine ausschließlich auktoriale Erzählung. Das flüchtige Spiel mit dem Genre der juristischen Fallgeschichte bleibt für Goethe allerdings Episode, zu groß mögen die Vorbehalte gegenüber jeder Form populärer Unterhaltungs- und Modeliteratur gewesen sein.

Nicht erst in der klassischen Zeit spricht er abfällig über »nivellirende Naturen« (WA IV, 14, S. 135), schon 1779 prägt er mit Blick auf den Weimarer Vielschreiber Friedrich Justin Bertuch den Ausdruck »verbertucht« (WA IV, 4, S. 91).[22] Meißner und andere Kriminalautoren der Zeit hätte Goethe zweifellos solchen »nivellirenden Naturen« zugerechnet. Über eine von Meißners Geschichten brach er denn auch in diesem Sinne den Stab:

> Wird für eine wahre Criminalanekdote ausgegeben. Interessant aber fatal. Sie hat das Widerliche der Wahrheit und ohngeachtet des bißchen Dichtung, was darin zu seyn scheint, wird sie zu keinem Ganzen. (WA I, 40, S. 476)

Werthers Versicherung, die Episode vom Bauernburschen sei »keine dichterische Erfindung« (MA 2.2, S. 420), hätte sie Goethe also noch längst nicht empfohlen, immer schon interessierte er sich weit mehr für Kunst und Dichtung als für »das Widerliche der Wahrheit«. In seiner eingangs zitierten Wendung aus *Dichtung und Wahrheit*, im *Werther* »Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben«, müßte die Betonung deshalb auf *Poesie*, nicht auf *Wirklichkeit* liegen.

22 Vgl. Siegfried Seifert: *Goethe/Schiller und die »nivellirenden Naturen«. Literarische Diskurse im »klassischen Weimar«*. In: Gert Theile (Hrsg.): *Das Schöne und das Triviale*. München 2003, S. 79-92.

KLAUS-DETLEF MÜLLER

Das Elend der Dichterexistenz: Goethes »Torquato Tasso«

Als Goethe 1786 heimlich nach Italien aufbricht, begründet er die Flucht in einem Brief an den Herzog Carl August, seinen Mäzen und Freund, mit der ernüchternden Erfahrung einer dichterischen Stagnation, die ihm bei der Vorbereitung der ersten Gesamtausgabe seiner Werke bei Göschen bewußt geworden ist: »Die vier ersten Bände sind endlich in Ordnung, […] zu den vier letzten bedarf ich Muse und Stimmung, ich habe die Sache zu leicht genommen und sehe jetzt erst was zu thun ist, wenn es keine Sudeley werden soll«.[1] Die Produktion des ersten Weimarer Jahrzehnts ist überwiegend Fragment geblieben und verlangt fortgesetzte Arbeit. In einem weiteren Brief an Carl August aus Rom nennt er die »Beschäftigungen und Zerstreuungen« der Weimarer Existenz als Hindernis: »Da ich mir vornahm meine Fragmente drucken zu lassen, hielt ich mich für todt, wie froh will ich seyn, wenn ich mich durch Vollendung des angefangnen wieder als Lebendig legitimiren kann«.[2] Zum Angefangenen gehört auch das 1780 begonnene Fragment des *Torquato Tasso*.[3] Ausgerechnet dieses ›italienischste‹ der unvollendeten Werke bereitet ihm aber die größten Schwierigkeiten. In den Aufzeichnungen und Briefen aus Italien ist immer wieder von Plänen und konzeptionellen Erwägungen die Rede, auch von Zweifeln am Sinn der Weiterarbeit:

> Hätte ich nicht besser getan nach meinem ersten Entschluß diese Dinge fragmentarisch in die Welt zu schicken, und neue Gegenstände, an denen ich frischeren Anteil nehme, mit frischem Mut und Kräften zu unternehmen? Tät' ich nicht besser Iphigenia auf Delphi zu schreiben, als mich mit den Grillen des Tasso herum zu schlagen, und doch habe ich auch dahinein schon zu viel von meinem Eignen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben sollte.
> (FA I, 15.1, S. 182)

Die wiederholten Anläufe bleiben auf dem italienischen Boden vorerst ohne Ergebnis, und das Schauspiel wird erst 1789 in Weimar abgeschlossen. Ein möglicher Grund für diesen verzögerten Abschluß könnte die durch die Italienreise bewirkte Klärung der dichterischen Existenz sein. Auf dieser Hypothese beruhen meine folgenden Überlegungen.

Torquato Tasso wird zu Recht als das »erste reine Künstlerdrama der Weltliteratur« verstanden.[4] Als solches verarbeitet es viele Elemente aus autobiographischer

1 Brief vom 2.9.1786 (FA II, 2, S. 648).
2 Brief vom 12.12.1786 (FA I, 15.2, S. 1058).
3 Die Urfassung des *Tasso* ist nicht erhalten. Goethe hat sie auch als Fragment nicht drucken lassen. Vgl. den Kommentar von Dieter Borchmeyer in FA I, 5, S. 1374 ff.
4 Kommentar von Dieter Borchmeyer in FA I, 5, S. 1416.

Erfahrung, auf die Goethe auch wiederholt hingewiesen hat, nicht zuletzt in der von Eckermann überlieferten Bestätigung einer Äußerung Jean Jacques Ampères:

> Wie richtig hat er bemerkt, daß ich in den ersten zehn Jahren meines weimarischen Dienst- und Hoflebens so gut wie gar nichts gemacht, daß die Verzweiflung mich nach Italien getrieben, und daß ich dort mit neuer Lust zum Schaffen die Geschichte des Tasso ergriffen, um mich in Behandlung dieses angemessenen Stoffes von demjenigen freizumachen, was mir noch aus meinen weimarischen Eindrücken und Erinnerungen Schmerzliches und Lästiges anklebte. Sehr treffend nennt er daher auch den Tasso einen gesteigerten Werther.[5]

Allerdings ist Tasso alles andere als ein Selbstporträt Goethes, weshalb ich auf die biographischen Spekulationen verzichte, deren begrenztes Deutungspotential die neuere Forschung schon nachgewiesen hat. Die wirklichen Korrespondenzen liegen auf der typologischen Ebene, dem Verständnis von Dichtung und Dichter. Dabei hat Goethe einen ganz anderen Erfahrungshorizont als Tasso. Wenn Leonore die Feindschaft Tassos und Antonios damit erklärt, daß die Natur versäumt habe, aus beiden einen Mann zu formen (FA I, 5, S. 782, V. 1704-1706),[6] so ist genau diese Einheit des nur scheinbar Entgegengesetzten, bezogen auf die Personenkonstellation, Goethes Problem: Er ist in Weimar Diplomat wie Antonio und Dichter wie Tasso zugleich. Es kann auch keine Rede davon sein, daß sein Fürst »von seinem Staate« nie »ein ernstes Wort« mit ihm gesprochen hätte (V. 2367 f.). Gerade die Einbeziehung des Dichters in die öffentlichen Angelegenheiten, der realisierte Wunschtraum der Aufklärung und des Sturm und Drang, so weit er sich als Fortsetzung der Aufklärung verstehen durfte, stellt die Frage nach den Forderungen und Ansprüchen der Dichtkunst selbst und den Ansprüchen an den Autor.

Das Drama entwickelt seinen Gehalt aus der Konstellation seiner Figuren. Schon Zeitgenossen verstanden diese als problemorientiert und fragten, wie Eckermann berichtet, »welche *Idee* Goethe darin zur Anschauung zu bringen gesucht«. Die Antwort ist so aufschlußreich wie sibyllinisch:

> »*Idee* […] – daß ich nicht wüßte! – Ich hatte das *Leben* Tassos, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand in mir das Bild des *Tasso*, dem ich, als prosaischen Kontrast, den *Antonio* entgegenstellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte.[7]

Die ›Figur‹ des Tasso ist vor allem deshalb symptomatisch und bedeutsam, weil an ihr die Problematik der Dichterexistenz in nachantiker Zeit thematisiert und die Andersartigkeit der modernen Welt für den am antiken Ideal gebildeten und von seiner Gültigkeit überzeugten Autor als Entfremdung erfahrbar gemacht werden konnte. In der Reflexion über die Probleme der Dichterexistenz greift Goethe ein ganz aktuelles Thema auf, das mit dem Status der Dichtung und mit ihrer Funktionszuweisung in der entstehenden klassischen Literaturperiode zusammenhängt und das deshalb nicht von ungefähr im italienischen Renaissance-Kontext zur Dar-

5 Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe*. Wiesbaden 1959, S. 475 (3.5.1827).
6 Zitate aus *Torquato Tasso* im folgenden nach FA mit Angabe von Verszahlen.
7 Eckermann (Anm. 5), S. 481 (6.5.1827).

stellung gelangt, d.h. im Kontext einer klassizistischen Literaturepoche, genauer: der für die Neuzeit prägenden und für die europäische Literatur mustergültigen. Der Zugang ist im Schillerschen Sinne ein sentimentalischer. Was am historischen Tasso als ein merkwürdiges und fast schon pathologisches Fehlverhalten festgehalten wird, ist in dieser Sicht eine Vorwegnahme der Probleme eines neuen Dichtungs- und Kunstverständnisses, das seinen Anspruch in der Gegenwart des Schreibzeitpunktes geltend macht: das am Muster der Antike gewonnene Programm des reinen und autonomen Kunstwerks. Ein solcher emphatischer Dichtungsbegriff muß sich gegen die Zwänge der verdinglichten Wirklichkeit behaupten, für die hier der Hof steht, der aber in paradoxer Verschränkung nicht die Kunstproduktion behindert, sondern sie allererst ermöglicht.

Tasso ist ein gefeierter Dichter am Hof des Herzogs Alfons II. d'Este in Ferrara. Der Hof sorgt auf mäzenatische Weise für seinen materiellen Unterhalt. Umgekehrt verpflichtet ihn das, seine literarische Tätigkeit in den Dienst des Hofes zu stellen und dessen Repräsentationsbedürfnisse zu befriedigen. Er hat den Ruhm des Fürstenhauses zu mehren, das sich durch die Förderung der Künste und Wissenschaften großes Ansehen in Italien erworben hat: In Ferrara wirkten schon Ariost und Petrarca, und der Herzog hat den Ehrgeiz, den größten lebenden Dichter mit seinem Namen und dem seines Territoriums dauerhaft zu verbinden. Der Fürst als Mäzen und der Dichter als Stimme und Medium seiner Repräsentation stehen also in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis, so daß der Fürst nicht nur den Rahmen für die dichterische Produktion stellt, sondern auch erwarten darf, daß der Autor sich dem vorgegebenen Lebensstil anpaßt. In diesem Sinne ist Tasso Objekt einer Erziehung und Bildung, und es ist ein Privileg, daß man ihm bei diesem Prozeß seiner Formung mit Zuneigung und Takt begegnet. Auf jeden Fall ist der Dichter aber als Abhängiger in eine Gesellschaftsform eingepaßt und also unfrei. Das ist eine Konstellation, die über Jahrhunderte akzeptiert und internalisiert war und insofern kaum als problematisch ins Bewußtsein drang. Erst das Heraustreten der Literatur und der Kunst aus ihrer höfischen Institutionalisierung,[8] ihre Verbürgerlichung im 18. Jahrhundert, änderte allmählich diese Wahrnehmungsweise. Wenn Kunst und Literatur gesellschaftliche und humanitäre Orientierungsfunktion beanspruchen durften, wie das seit der Aufklärung selbstverständlich war, und wenn sie damit ins Zentrum auch der politischen Welt rückten oder das auch nur für sich annahmen, dann konnte der Künstler sich nicht mehr mit der Rolle der Dienstbarkeit, der Abhängigkeit und der Unterordnung begnügen, sondern mußte seine Ebenbürtigkeit mit denjenigen einfordern, die das Funktionieren der Gesellschaft bestimmten. Der Anspruch war zwar nur in Ausnahmefällen durchzusetzen, aber immerhin ist Goethe ein Beispiel dafür, daß schon zu seinen Lebzeiten der Dichterfürst den Herzog von Weimar (den Fürsten) immer stärker in den Schatten stellte.

8 Vgl. hierzu Peter Bürger: *Institution Kunst als literatursoziologische Kategorie. Skizzen einer Theorie des historischen Wandels der gesellschaftlichen Funktion der Literatur.* In: *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte / Cahiers d'Histoire des Littératures Romanes* 1 (1977), S. 50-76, und zum speziellen Fall *Tassos* Christa Bürger: *Der Ursprung der bürgerlichen Institution Kunst im höfischen Weimar. Literatursoziologische Untersuchungen zum klassischen Goethe.* Frankfurt a.M. 1977, S. 167-176.

Das mag ein Sonderfall in einer kleinen Residenz (wie es auch das Ferrara der Este war) gewesen sein, aber es zeigte eine Veränderung von Denkmustern an. Eine solche Einschätzung der Dichtkunst in das Zeitalter der Renaissance zurückzuprojizieren war natürlich ein Anachronismus. Aber der historische Tasso war für die literarische Objektivierung der zeitgenössischen Problematik geeignet, weil er die von der Konvention gesetzten Grenzen permanent verletzte. Was an seinem Verhalten als pathologisch wahrgenommen wurde, eröffnet Goethe die Möglichkeit, ein modernes Literaturverständnis in den Renaissance-Kontext zurückzuspiegeln und in einem subjektiven Fehlverhalten objektive Probleme eines veränderten Kunst- und Wirklichkeitsverständnisses zur Darstellung zu bringen.[9]

Der Zeitpunkt der Handlung ist der kritische Moment, in dem der Dichter sich von seinem Werk trennt, es dem Publikum übergibt und damit das Produkt seines Geistes von sich ablöst. Tasso hat diesen Moment immer wieder hinausgezögert, weil er sich nicht sicher war, daß das Werk den hohen ästhetischen Anforderungen genügt, mit denen die Kunst über ihre Zeit hinauswirken und ihrem Anspruch auf Objektivität genügen kann. Wenn Dichtung mehr sein will und sein kann als Sinnenreiz und kultivierte Unterhaltung, wenn sie Wahrheit beansprucht und diese in der Form objektivieren muß, dann ist das Ringen um Vollkommenheit für den Dichter schaffensnotwendig. Genau hier holt aber der Interessengegensatz mit dem Hof Tasso ein, denn der Fürst will die Dichtung als Gegenstand seiner Repräsentation, d. h., er ist auch mit einer relativen Vollkommenheit zufrieden, wenn er sie nur als Werk vorweisen kann. Tasso fühlt sich also bedrängt und in gewisser Weise auch enteignet, denn die Preisgabe des noch nicht Abgeschlossenen ist für den in und mit seinem Werk Lebenden Raub. Er gibt dem Druck nach, aber sein Entschluß ist ein Gestus der Dankbarkeit, keine freie Entscheidung. Er weiß, daß er zwar »der Dichtung holde Gabe« (V. 405) besitzt, daß aber das »eigensinn'ge Glück« (V. 407) ihn in des »engen Lebens« (V. 417) materielle Not gestoßen hat, in der er das Los seiner Eltern als Verfolgte und Verbannte teilen mußte. Erst der Fürst hat ihn in die »schöne Freiheit« (V. 418) einer Lebensform versetzt, die das Talent produktiv und damit objektiv machte, und so ist die Übergabe des Werkes der Dank für eine Befreiung (Entlastung) zur schöpferischen Tätigkeit, die aber in den heteronomen Ansprüchen wieder zur Unfreiheit führt.

Die Übergabe erfolgt im Park des Lustschlosses zu Belriguardo, also in einem Raum der Muße, in dem der Hof sich ein privates Refugium des Glücks geschaffen hat. Hier inszenieren die Prinzessin und Leonore ein Schäferspiel, indem sie sich »in die goldne Zeit der Dichter träumen« (V. 23), Kränze binden und damit die Hermen Vergils und Ariosts, der großen Gestalten der epischen Dichtkunst, krönen. Es handelt sich also um eine Kunstwelt des schönen Scheins und der symbolischen Gesten, fern von der Wirklichkeit der politischen Welt. Die beiden Frauen spielen, was Tasso in seinem Schäferspiel *Aminta* als eine dichterische Utopie gestaltet hat. Tasso ist auch der Inhalt ihres Spiels, wobei sie sich als Gegenstand seiner dichterischen Liebe fühlen, aber sehr wohl immer wissen, daß das Spiel wirklichkeitsfern

9 Zum historischen Kontext vgl. Dieter Borchmeyer: *Höfische Gesellschaft und Französische Revolution bei Goethe. Adliges und bürgerliches Wertsystem im Urteil der Weimarer Klassik*. Kronberg/Ts. 1977.

und scheinhaft ist, daß es die ideale, platonische Liebe meint und ästhetisch inszeniert. Wirklichkeit und Schein bleiben für den Hof getrennt, so daß der Fürst der inszenierten Schäferwelt schon mit Spott begegnet (V. 238), auch wenn er innerhalb gewisser Grenzen bereit ist, hier mitzuspielen. Das betrifft eine Handlung, die aus der zeichenhaft als Realität beschworenen elysischen Welt eines ›Goldenen Zeitalters‹ eine bedeutungshaltige symbolische Geste begründet. Der Fürst schmückt und krönt Tasso mit einem Kranz, den die Prinzessin für die Büste des Vergil gewunden hat, erhöht ihn damit sinnbildlich zur Unsterblichkeit. Tasso fühlt sich im Wissen um die Grenzen seines Werkes und seines Vermögens überfordert: »Es ist zu viel!« (V. 493). Er kann sich noch nicht, wenn überhaupt, mit Vergil auf eine Stufe stellen. Zugleich äußert er aber sein Dichtungsideal in einer Elysiumsvision. Die wahre Dichtung hat ihren Ort in der »alten Zeit« (V. 546), in der »gleiches Streben Held und Dichter bindet« (V. 551). In diesem Sinne waren für den großen Alexander Achill und Homer, der Held der *Ilias* und deren Sänger, gleichberechtigte Gestalten in der elysischen Welt. Das an der Antike gewonnene Dichtungsideal geht also der modernen Trennung von heroischer und poetischer Welt voraus: Das Weltverhalten der gesellschaftlichen Eliten ist für die Antike als von vornherein politisch und die Poesie als wirklichkeitsbestimmend gedacht, sie normiert das heroische Verhalten – beide Seiten sind notwendig vermittelt. Von hier aus gewinnt Tasso seine Vorstellung dessen, was die Dichtung leisten könnte und leisten sollte – nicht ohne Grund warnt Leonore vor einer Verkennung des Gegenwärtigen, dessen Andersartigkeit der vom Ideal bestimmte Dichter nur als defizient erfahren kann.

In diese Welt des ästhetischen Scheins, der sich im Spiel noch behaupten kann, tritt nun in I/4 der Diplomat Antonio ein. Er ist die für die im Drama verhandelte Frage nach der Dichterexistenz und der Institutionalisierung der Dichtung in der höfischen Welt zentrale Figur. Antonio hat am päpstlichen Hof in Rom eine politische Mission erfolgreich abgeschlossen und seinem Fürsten durch geschicktes Verhandeln ein kleines Territorium (ein »Streifchen Land«, V. 619) gewonnen. Dieser Erfolg wird nun neben die poetische ›Eroberung‹ Jerusalems gestellt, die mit leichter Ironie als die Leistung Tassos gepriesen wird (V. 687). Wenn damit die Vergleichsebene des Heroischen ins Spiel kommt, so trifft die Ironie allerdings auch Antonio, der im neuzeitlichen Kontext nicht als Held, sondern als Diplomat gehandelt und eine Übereinkunft mit dem Herrschaftsanspruch des Papstes (Gregor XIII.) erreicht hat. Dafür sollen die Frauen ihm auf Alphons' Anregung in der Fortsetzung des Spiels eine »Bürgerkrone« aus Eichenlaub winden (V. 682-685). Der Eichenkranz steht damit im Kontrast zum Lorbeer. Tassos Bekränzung begegnet Antonio hingegen mit bitterem Spott:

> Mir war es lang bekannt daß im Belohnen
> Alphons unmäßig ist […]
> (V. 697 f.)

Und er setzt dieser mißgünstigen Bemerkung die Spitze auf, indem er den zweiten auf der Szene Bekränzten, den Dichter Ariost, geradezu hymnisch lobt.[10] Das ist

10 Peter Michelsen hat in einer grundlegenden Untersuchung des *Torquato Tasso* darauf hingewiesen, daß die Dichterkrönungsszene von dem Titelkupfer in Johann Friedrich

ein Akt subtiler Bosheit, denn Ariost war ebenfalls Dichter am Hof von Ferrara, aber er war zugleich Diplomat und Feldherr, stammte zudem aus dem hohen Adel und war damit seinem Fürsten ebenbürtig. Während Tasso sich eher Vergil als dem epischen Dichter der Antike wesensverwandt weiß, ist Ariost in der ironisch-spielerischen Distanz zum heroischen Geschehen in seinem *Rasenden Roland* ein moderner Dichter, dessen Stil mit dem feierlichen Ernst im *Befreiten Jerusalem* kontrastiert und der zudem in der Verbindung von poetischem Vermögen und lebenspraktischem Wirken die Einseitigkeit Tassos in ein ungünstiges Licht stellt.[11]

Antonio urteilt über Ariost durchaus kompetent, erweist sich also als ein Kenner, der den Wert der Dichtung sehr wohl zu schätzen weiß. Er dichtet zudem in ›Nebenstunden‹ gelegentlich selbst, wenn auch ohne Talent. Er versucht, wie Tasso sarkastisch bemerkt, »mit steifem Sinn / Die Gunst der Musen zu ertrotzen« (V. 2329 f.). Bei aller Eifersucht gegen Tasso ist er jedenfalls kein Banause auf dessen ureigenstem Gebiet, während umgekehrt Tasso auf seinem Gebiet gar nicht erst zugelassen ist. Antonios emphatisches Lob Ariosts ist also eine subtile Kränkung, die sich ohne sein Zutun fortsetzt, als der Fürst sich mit ihm zu ernsten Geschäften zurückzieht und Tasso in der Gesellschaft der Frauen zurückläßt, wohin die beiden Männer zu geselliger Muße in den Abendstunden zurückkehren wollen. Mit dem Dichter spricht er in der Tat kein ernstes Wort über seinen Staat (V. 2367 f.).

Für Tasso ist durch die Konfrontation mit Antonio die »goldne Zeit«, die im Schäferspiel scheinhaft wiederhergestellt war, auf schmerzliche Weise neuerlich verloren. Ihr Inbegriff ist für ihn ja das Zusammenwirken von Held und Dichter als zweier gleichbedeutender Repräsentanten in einer vollkommenen Ganzheit. Das erklärt auch die Faszination des Lorbeers, der nach seiner Einschätzung nicht nur den Dichter krönt, sondern auch »um Heldenstirnen wehen soll« (V. 498). Selbst die Prinzessin weiß aber, daß eine solche poetische Reminiszenz nicht eine zwar ferne, aber im Grunde doch reale Vergangenheit, sondern eine unwirkliche Utopie bezeichnet:

Die goldne Zeit womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, so wenig als sie ist,

Koppes Übersetzung des Tassoschen Epos *La Gerusalemme Liberata* angeregt ist. Hier »sieht man im Vordergrund die Vollfiguren der beiden mit Lorbeerkränzen geschmückten Dichter Homer und Vergil, während im Hintergrund dem niederknieenden Tasso der Kranz von Apoll überreicht wird«. Daß Goethe Homer durch Ariost ersetzt und die Dichterkrönung in einen höfischen Kontext überträgt, hat für die Konzeption des Dramas also paradigmatische Bedeutung. Michelsen geht auch darauf ein, daß in Tassos Ideal Dichter und Held zusammengeführt sind, und deutet das als Zusammengehörigkeit von Wort und Tat in Tassos Antikenverständnis (Peter Michelsen: *Goethes Torquato Tasso: »poeta delaureatus«*. In: Achim Aurnhammer [Hrsg.]: *Torquato Tasso in Deutschland. Seine Wirkung in Literatur, Kunst und Musik seit der Mitte des 18. Jahrhunderts*. Berlin, New York 1995, S. 65-84; hier S. 65 f.).

11 Auf die Einschätzung Tassos und Ariosts als unterschiedliche Dichtertypen weist Goethe in der *Italienischen Reise* (*Zweiter Römischer Aufenthalt*) ausdrücklich hin: Wenn von »nationaler Dichtung« die Rede ist, so stellt sich noch 1787 die Frage, »ob man Ariost oder Tasso, welchen von beiden man für den größten Dichter halte« (FA I, 15.1, S. 407).

Und war sie je, so war sie nur gewiß
Wie sie uns immer wieder werden kann.
(V. 998-1002)[12]

Tassos Maxime, die den vollen utopischen Anspruch auf ganzheitliche Selbstverwirklichung formuliert, »erlaubt ist was gefällt« (V. 994), wird deshalb zu der lebenspraktischen Einsicht verkürzt: »erlaubt ist was sich ziemt« (V. 1006).[13] Das Ideal der poetischen Vision wird damit relativiert und in die Grenzen schöner Geselligkeit verwiesen. In deren Namen fordert die Prinzessin die Annäherung an Antonio.

Das führt in II/3 zu einer stürmischen Werbung um dessen Freundschaft. Antonio steht zwar auch unter dem Zwang der höfischen Normen und Konventionen, aber er entzieht sich dem in der gesellschaftlichen Ordnung durch seine Position Unterlegenen, und er tut das auf kränkende Weise, indem er die dichterische Existenz als parasitär und nutzlos erklärt:

Es ist wohl angenehm sich mit sich selbst
Beschäft'gen, wenn es nur so nützlich wäre.
Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen. Denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jedem was er sei.
(V. 1237-1243)

Die Phantasie wird damit zur Gegenwelt des wirklichen Lebens erklärt. Den Dichterkranz erklärt Antonio als eine wenig bedeutende Geste:

Und oft entbehrt ein würd'ger eine Krone.
Doch gibt es leichte Kränze […]
[…], sie lassen sich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.
(V. 1299-1302)

Wo Tasso sich, dem Wunsch der Prinzessin folgend, erniedrigt und auf seine Unerfahrenheit verweist (V. 1263), entgegnet Antonio mit Arroganz:

Wo Lippenspiel und Saitenspiel entscheiden,
Ziehst du als Held und Sieger wohl davon.
(V. 1372 f.)

Mit dieser durch ihre Ironie erniedrigenden Zusammenstellung von Dichter und Held trifft er die empfindlichste Stelle von Tassos Wunsch- und Selbstbild und erklärt es zugleich als »unsittlich«, daß der »übereilte Knabe […] des Mann's / Vertraun und Freundschaft mit Gewalt ertrotzen [will]« (V. 1365-1365). Auf diese

12 In einer Notiz aus Italien heißt es: »Und soll ich dir gesteh<en> wie ich denck<e> / Die goldne Zeit p / Sie war wohl nie wen<n> sie jetzt nicht ist / Und war sie je so kan sie wieder seyn« (FA I, 15.2, S. 840).

13 Tasso beruft sich auf sein Schäferspiel *Aminta*, die Prinzessin auf Guarinis *Il pastor fido* (vgl. den Kommentar von Dieter Borchmeyer in FA I, 5, S. 1437 f.).

kalkulierte Beleidigung reagiert Tasso mit einer Duellforderung und verletzt damit die Würde des Ortes und die Gesetze der Sitte, das Geziemende. Der Schauplatz der gespielten arkadischen Welt wird damit zum Kriegsschauplatz, wobei Tasso als zum Kampf bereiter Held durchaus lächerlich ist. Der Fürst muß eingreifen, und er tut das mit Milde und Schonung, indem er dem Dichter Stubenarrest verordnet. Aber gerade das ist in hohem Maße erniedrigend, wie denn auch in der Folge sein Vergehen als das eines unmündigen Knaben und Kindes verhandelt wird. Dies steigert den ohnehin vorhandenen Verfolgungswahn. Die Unterwerfung unter die als Züchtigung erfahrene Maßnahme erfolgt deshalb mit einer sehr sinnfälligen Geste: Tasso gibt den Lorbeerkranz zurück, ohne auf den mit ihm verbundenen Anspruch zu verzichten: »Wer weinte nicht, wenn das Unsterbliche / Vor der Zerstörung selbst nicht sicher ist?«, und schlingt ihn um den Degen, der Ruhm »leider nicht erwarb« (V. 1589-1592). Damit ist der Traum einer heroischen Existenz beendet, der auch dem *Befreiten Jerusalem* zugrunde lag. Denn Tasso wollte mit seinem Gedicht nicht weniger, als einem neuen Kreuzzug den Weg zu bereiten und hier auch selbst zu kämpfen:

> Bescheiden hofft' ich, jenen großen Meistern
> Der Vorwelt mich zu nahen; kühn gesinnt
> Zu edlen Taten unsern Zeitgenossen
> Aus einem langen Schlaf zu rufen, dann
> Vielleicht mit einem Christen-Heere
> Gefahr und Ruhm des heilgen Kriegs zu teilen.
> (V. 2634-2639)

Damit reiht er sich ein in die Bestrebungen des Papstes, der mit der »Macht / Der Christenheit« die Türken zu vertilgen strebt (V. 624 f.) Auch mit diesem Traum ist er freilich nicht autonom, denn alles Wissen vom Krieg, das Voraussetzung seines Epos ist, verdankt er seinem Fürsten:

> Der tatenlose Jüngling – nahm er wohl
> Die Dichtung aus sich selbst? Die kluge Leitung
> Des raschen Krieges – hat er die ersonnen?
> Die Kunst der Waffen die ein jeder Held
> An dem beschiednen Tage kräftig zeigt,
> Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Mut
> Und wie sich List und Wachsamkeit bekämpft,
> Hast du mir nicht, o kluger tapfrer Fürst,
> Das alles eingeflößt als wärest du
> Mein Genius, der eine Freude fände
> Sein hohes unerreichbar hohes Wesen
> Durch einen Sterblichen zu offenbaren?
> (V. 428-439)

Das Heroische, mit dem Tasso seine poetische Existenz erweitern und bestätigen will, ist also dichterischer Schein und endet mit der beschämenden Niederlage in einem Kampf, der nicht geführt werden kann und darf und der als solcher schon eine stellvertretend scheinhafte Handlung wäre.

Torquato Tasso ist streng nach den Regeln der klassizistischen Poetik, wie sie im Anschluß an die Renaissance-Poetik kodifiziert wurden, aufgebaut. Das Drama ist in jeder Hinsicht Goethes reinstes klassisches Drama. Unter diesem Gesichtspunkt ist es höchst ungewöhnlich, daß der Protagonist Tasso im 3. Akt, dem Peripetie-Akt, gar nicht auf der Bühne erscheint. Das ist aber konzeptionell durchaus sinnvoll, denn er steht sehr wohl im Zentrum der Dramenhandlung, insofern in seiner Abwesenheit ausschließlich über ihn verhandelt wird. Und es ist für das Problem der Dichterexistenz hoch bedeutsam, daß die nun auf verschiedenen Ebenen durchgeführten Reflexionen ohne seine Beteiligung vorgenommen werden: Das Dichtertum ist in der höfischen Welt vollständig fremdbestimmt. Im Gespräch der Prinzessin mit Leonore Sanvitale wird zunächst festgehalten, daß die Charaktere Tassos und Antonios unvereinbar sind:

Zwei Männer sind's […],
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht *Einen* Mann aus ihnen beiden formte.
(V. 1704-1706; Hervorhebung K.-D. M.)

Das ist aber mehr als eine persönliche Kontingenz. Was Tasso für sich anstrebte und als dichterischen Traum formulierte, die Einheit von Held und Dichter, ist in der Wirklichkeit unwiderruflich auseinandergefallen und könnte nur in der Assoziierung des Getrennten eine Entsprechung finden. Die Dichtung ist in den Bereich der gesellschaftlichen Arbeitsteilung getreten: Der Dichter und der Held, letzterer in der zeitgemäßen Gestalt des Diplomaten, sind zu einseitigen Spezialisten auf ihrem jeweiligen Gebiet geworden. Goethe hat das, wie schon erwähnt, zwei Jahrhunderte später, in seinem ersten Weimarer Jahrzehnt, leidvoll erfahren, als er noch einmal versuchte, beides zu vereinbaren, und in beidem auf Grenzen stieß. Auf der Handlungsebene ergibt sich aus der zur Feindschaft gesteigerten Unvereinbarkeit, aus der zur Peripetie eskalierten Krise, die Notwendigkeit, daß Tasso, der in seiner gesellschaftlichen Position schwächere der Kontrahenten, sich aus Ferrara entfernen muß, wie er das dann auch selbst beabsichtigt.

Damit treten die Interessen ins Spiel. Leonore Sanvitale sieht eine Möglichkeit, den gefeierten Dichter für den Hof der Medici in Florenz zu gewinnen und ihn zugleich persönlich an sich zu binden. Dieses Kalkül bezeugt den hohen gesellschaftlichen Wert der Dichtung und des Dichters, dessen Ruhm den Ruf des Hofes, der ihn für sich gewinnen kann, ehrt und erhöht. Die italienische Renaissancekultur ist in den vielen kleinen, ohne viel Macht miteinander rivalisierenden Territorien, wie der Fürst weiß, auf den Glanz von Künsten und Wissenschaften und deren symbolisches Kapital angewiesen:

Das hat Italien so groß gemacht
Daß jeder Nachbar mit dem andern streitet
Die Bessern zu besitzen, zu benutzen.
Ein Feldherr ohne Heer scheint mir ein Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt:
Und wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt
Ist ein Barbar, er sei auch wer er sei.

Gefunden hab' ich diesen und gewählt,
Ich bin auf ihn als meinen Diener stolz
Und da ich schon für ihn so viel getan,
So möcht' ich ihn nicht ohne Not verlieren.
(V. 2843-2853)

Die Abhängigkeit von Fürst und Dichter ist also durchaus wechselseitig, allerdings im Horizont einer Instrumentalisierung des symbolischen Kapitals. Vom Papst heißt es in diesem Sinne:

Er ehrt die Wissenschaft, sofern sie nutzt,
Den Staat regieren, Völker kennen lehrt;
Er schätzt die Kunst, sofern sie ziert, sein Rom
Verherrlicht, und Palast und Tempel
Zu Wunderwerken dieser Erde macht.
(V. 665-669)

Diese Haltung unterscheidet ihn von den »großen Fürsten alter Zeiten« (V. 664), die Tassos Ideal sind, und auch für Alphons ist Antonio, der ihm einen kleinen Zipfel Land gewinnt, wichtiger als Tasso, der ihn mit dem *Befreiten Jerusalem* verherrlicht, der aber zugleich weiß: »sein [Antonios] bedarf man, leider! meiner nicht« (V. 2392).

Leonore Sanvitale handelt aber nicht nur politisch, wenn sie Tasso für Florenz zu gewinnen sucht, sondern zugleich aus persönlichem Interesse. Sie will die Prinzessin als seine Muse ersetzen und durch ihn unsterblich werden wie Laura durch Petrarca (V. 1932-1940). Der vergängliche Reiz der schönen Frau wird in der Dichtung dauerhaft bewahrt. Das angebotene Mäzenat der Frauen ist also, was sie angeht, Eigennutz, und zugleich ist ihr Anspruch auf Tasso ein geradezu vernichtendes Opfer für die Prinzessin.

Zum Vermittler des von den Frauen erdachten Hilfsangebots wird ausgerechnet Antonio bestellt. Der bereut zwar seine Maßlosigkeit, rechtfertigt sie aber mit einer begründeten Eifersucht auf Tassos Sonderstatus am Hofe:

Ja, mich verdrießt – und ich bekenn' es gern –
Daß ich mich heut so ohne Maß verlor.
Allein gestehe, wenn ein wackrer Mann
Mit heißer Stirn von saurer Arbeit kommt
Und spät am Abend in ersehntem Schatten
Zu neuer Mühe auszuruhen denkt,
Und findet dann von einem Müßiggänger
Den Schatten breit besessen, soll er nicht
Auch etwas menschlichs in dem Busen fühlen?
(V. 1996-2004)

Er beneidet Tasso um den Lorbeer, also den Dichterruhm, und um die Gunst der Frauen. Leonore macht ihm zwar klar, daß der Lorbeer vielmehr ein Zeichen des Leids als des Glücks ist (V. 2039) und daß die Gunst der Frauen Fürsorge für den Lebensuntüchtigen ist, aber Antonio kann nur bitter konstatieren:

Glückselger Jüngling dem man seine Mängel
Zur Tugend rechnet, dem so schön vergönnt ist
Den Knaben noch als Mann zu spielen, der
Sich seiner holden Schwäche rühmen darf!
(V. 2087-2090)

In Tassos Abwesenheit von der Bühne verändert sich durch diese Reflexionen über seine Existenz seine Wahrnehmung ins Positive. War er auf der Handlungsebene bisher der Abhängige, Hilflose, Übereilte, nicht recht Lebensfähige, so zeigt sich umgekehrt in der Spiegelung durch die anderen Figuren, daß der Hof auf ganz verschiedene Weise seiner bedarf: Der Dichter verleiht ihm Glanz, verschafft den Frauen nicht zu ersetzende Glücksmöglichkeiten und ist für den erfolgreichen Höfling ein Gegenstand tiefen Neides. Daß er so gesehen werden kann und muß, daß er umworben wird, selbst wenn er im Umgang versagt hat, macht deutlich, daß die schöne Gesellschaft viel stärker auf die Dichtung angewiesen ist, als sie es sich angesichts des Machtgefälles eingestehen kann. Wenn Tasso von der Wirklichkeit überfordert ist und versagt, ist er als Dichter doch für das gesellschaftliche Ganze von vergleichbarem Rang wie der Fürst selbst. Die wechselseitige Abhängigkeit wird als verborgene Gleichrangigkeit deutlich. Die Peripetie stellt also das im persönlichen Umgang gestörte Verhältnis zugunsten des Dichters und seiner höchsten Würde vorläufig wieder her.

Tasso macht von der ohne sein Zutun entstandenen neuen Konstellation entschlossen Gebrauch. Aus dem erniedrigenden Stubenarrest entlassen, der nicht zuletzt seinen wiederholt ausgesprochenen Anspruch auf Freiheit sinnfällig verletzt, entschließt er sich seinerseits, Ferrara zu verlassen, nicht jedoch mit dem Ziel Florenz, wie Leonore es ihm nahelegt. Er weiß, daß er sich damit in neue und noch größere Abhängigkeit begeben würde, und deshalb greift er zur Verstellung. Auf das Freundschafts- und Hilfsangebot Antonios reagiert er mit der unerhörten Forderung, der Widersacher solle sein Werk vom Fürsten zurückverlangen, damit er es in Rom vollenden könne. Er zwingt ihn damit zu einem Dienst, den der Höfling aus Überzeugung verweigern möchte, denn der Mäzen wird dadurch gleichsam beraubt, so wie er zuvor den Dichter beraubt hatte. Der schon durch seinen Status fremdbestimmte Antonio wird im Handeln noch einmal zusätzlich fremdbestimmt, und Tasso genießt das mit Bosheit. Wenn er Antonios weltklugen Rat als »Tyrannei / Der Freundschaft« (V. 2681 f.) bezeichnet, so handelt er seinerseits tyrannisch, indem er eine Lösung ertrotzt, die der Hof und der Höfling nur zugestehen können, weil sie nicht ihrerseits als tyrannisch erscheinen wollen. Es handelt sich um ein dialektisches Machtspiel, das deutlich macht, daß Herrscher und Poet sich ausnahmsweise sehr wohl als Gleiche begegnen können. Wo die Sitte gilt, wo also offene Gewalt sich verbietet, ist derjenige vorläufig im Vorteil, der die Sitte verletzt. Aber das setzt auch voraus, daß es in diesem besonderen Kontext ein wirkliches Machtgefälle nur sehr eingeschränkt gibt, auch wenn der Hof das Kunstwerk noch gar nicht in seiner objektiven Qualität wahrnimmt, sondern es veräußerlicht.

Daß Tasso seinen Willen ertrotzen kann, ist aber zugleich ambivalent. Denn eigentlich will und kann der menschenscheue und von Ängsten gepeinigte Dichter den Schutz des Ferraresischen Hofes gar nicht verlassen. Er weiß, daß er seinem

Fürsten jenes Maß an Welt verdankt, das den Autor des weltfernen Schäferspiels erst in den Stand versetzt hat, das Epos über den Glaubenskrieg als aktuelle Objektivierung des Wirklichkeitsganzen zu schreiben und damit den Dichtungsanspruch in seinem umfassenden Sinne zu verwirklichen. Und zugleich ist er angewiesen auf ein Publikum von Kennern, wie er es bei der höfischen Elite in Ferrara in exemplarischer Weise gefunden hat. Auf »allgemeinen Ruhm« (V. 442) glaubt er verzichten zu können.[14] Damit wäre der Abschied von Ferrara so etwas wie eine Selbstverbannung. Was sie zudem als vernichtend erscheinen läßt, ist die Liebe zur Prinzessin Leonore. Die seit ihrer Kindheit kranke Frau und der übersensible Dichter sind sich durch den für beide beglückenden Umgang wechselseitig unverzichtbar geworden. Das Verhältnis ist als Liebesbeziehung manifest, denn auch die Prinzessin bekennt: »da ergriff / Ihn mein Gemüt und wird ihn ewig halten« (V. 1835 f.). Sie verdankt ihm das ihr verbliebene Minimum an Vitalität. Allerdings ist Liebe für sie, bedingt durch Stand, verinnerlichte Konvention und körperliches Leiden, nur in der sublimierten Form einer platonischen Minnebeziehung vorstellbar, während Tasso diese Einschränkung ganz unpoetisch nur als eine Phrase begreifen kann und den geforderten Verzicht auf seine wirkliche »Leidenschaft« (V. 3261) als Selbstvernichtung wahrnimmt.

Seiner Dichterwürde ist er sich wohl bewußt, wenn er sein Talent als eine Gabe der Natur preist, um die er sich von dem dilettierenden Antonio zu Recht beneidet glaubt (V. 2320-2336). Er unterstellt auch schon, daß der Adel der Geburt dem Seelenadel keineswegs überlegen sei (V. 2350-2357), aber er weiß ebenso, daß die Inferiorität des Standes ihn von der Prinzessin trennt. Dafür gibt es ein sehr signifikantes Detail: Weil er überzeugt ist, wegen seiner Verfehlung am Hof selbst nicht mehr zugelassen zu sein, bittet er Leonore d'Este, sich dafür zu verwenden, daß ihm die Stelle eines Kastellans und Gärtners in einem der Schlösser des Fürsten zugewiesen wird, um wenigstens nicht völlig von ihr getrennt zu werden (V. 3190-3211). Auf die Erhöhung und Selbsterhöhung des Dichters folgt also die maßloseste, geradezu masochistische Selbsterniedrigung. Und diese schlägt wieder in Hybris um, denn er begegnet der sich in der Sorge um den selbstentfremdeten Freund äußernden Zuneigung der Prinzessin mit spontaner Leidenschaft, vergißt sich in einer stürmischen Umarmung. Damit verletzt er zum zweiten Mal nach der Duellforderung und sehr viel stärker noch als in dieser die Sitte, den Daseinsgrund der höfischen Welt und ihrer ästhetischen Kultur. Die Prinzessin kann, obwohl sie Tasso, wenn auch in vorgängiger Entsagung, liebt, auf dieses die ständische Ordnung und ihre Persönlichkeit verletzende Sakrileg nur mit einer Totalverweigerung reagieren: Sie stößt ihn von sich mit einem einzigen, vernichtenden Wort: »Hinweg!« (V. 3284). Dabei macht der Text die unerhörte Szene gewissermaßen nachträglich öffentlich, indem erst jetzt mitgeteilt wird, daß sowohl Leonore als auch der Fürst und Antonio »*eine Weile*« bzw. »*eine Zeitlang*« heimliche Zeugen dieser

14 Nicholas Boyle hat darauf hingewiesen, daß auch Goethe zunächst kein Interesse an öffentlicher Wirkung für seine Dichtung hatte, daß er sich mit einem (höfischen) Publikum von Kennern begnügte und erst später seine Verpflichtung gegenüber dem Publikum erkannte. Vgl. Nicholas Boyle: *Goethe. Der Dichter in seiner Zeit*. Bd. I: *1749-1790*. München ²1999, S. 310 ff, 371 ff.

Begegnung waren.[15] Es gibt also in der höfischen Welt keine schützende Intimität. Und als Tasso den Frauen folgen will, reagiert Alphons geradezu mit Panik: »Er kommt von Sinnen, halt ihn fest« (V. 3285). Die Aufforderung richtet sich an Antonio. Und so stehen sich in der letzten Szene noch einmal die beiden Kontrahenten in der höfischen Welt, der Dichter und der Politiker (die neuzeitliche Metamorphose des antiken Helden), gegenüber, die in der modernen Wirklichkeit nicht mehr, wie im ›Goldenen Zeitalter‹, zu vereinigen sind. Tasso sieht in Antonio seinen »Kerkermeister« und »Marterknecht« (V. 3302), das Haupt einer »Verschwörung« (V. 3322), die zu seiner Vernichtung ersonnen ist und in der auch die anderen Personen ihre Rollen spielen, der Fürst als »Tyrann« (V. 3304), die Prinzessin als »Sirene« (V. 3333) und »Buhlerin« (V. 3348) und Leonore Sanvitale als »verschmitzte k<l>eine Mittlerin« (V. 3352). Das Selbstwertgefühl einer beanspruchten Gleichrangigkeit und Gleichwertigkeit auf der einen Seite und die Hypochondrie und der Masochismus auf der anderen Seite steigern sich zu einem maßlosen Verfolgungswahn. Zugleich erkennt Tasso aber, daß er sich sein Glück selbst verscherzt hat, und nun ist es Antonio, der ihn zur Selbstbesinnung und Selbsterkenntnis leitet:

> Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
> Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.
> (V. 3432 f.)

Goethe greift bei der Dramatisierung dieser Leidensgeschichte auf die hypochondrischen und pathologischen Züge des historischen Tasso zurück, wie er sie aus den Quellen kennt. Aber zugleich sind diese biographischen Momente Manifestation einer Sozialpathologie der modernen Dichterexistenz, wie sie im zeitgenössischen Kontext auch an Autoren wie etwa Karl Philipp Moritz, Jakob Michael Reinhold Lenz, Friedrich Hölderlin und Heinrich von Kleist zu beobachten war, die mit Tasso nicht zuletzt durch das Syndrom der Melancholie verbunden waren. Es sind also nicht nur eingebildete, sondern durchaus objektivierbare Kränkungen, die der Dichter erfährt. Sein an einem antiken Ideal orientiertes sentimentalisches Selbstbild kontrastiert mit seiner tatsächlichen Existenz. Dichtung und Wirklichkeit sind mit dem in der Renaissance beginnenden Klassizismus auf fatale Weise ungleichzeitig geworden, und das ist die Bedingung des Konzepts der ästhetischen Autonomie. Tassos Größenphantasien und seine Selbsterniedrigung sind komplementäre Äußerungsweisen, die die Handlung des Dramas bestimmen. Im lebensweltlichen Kontext fällt der Dichter damit aus der Zeit. Die beiden Verfehlungen Tassos sind in diesem Sinne symptomatisch. Mit der Duellforderung ist er hinter seiner Zeit zurück: Konflikte werden nicht mehr im heroischen Kampf gelöst. Und mit der Umarmung postuliert er eine Gleichheit von Wert und sozialem Rang, deren Zeit

15 Von Tassos Melancholie spricht schon sein erster zeitgenössischer Biograph Giuseppe Battista Manso (1621). Dieser Hinweis gewinnt in der Melancholiediskussion des 18. Jahrhunderts zentrale Bedeutung, insofern der Dichter hier als einer der Prototypen des Melancholikers verstanden wird. Vgl. hierzu Hans-Jürgen Schings: *Melancholie und Aufklärung. Melancholiker und ihre Kritiker in Erfahrungsseelenkunde und Literatur des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart 1977 (zu *Torquato Tasso* insbesondere S. 264-267).

noch nicht gekommen ist. Die Dichterexistenz ist unter diesen Umständen eine Leidensgeschichte, wie das im Seidenwurmgleichnis festgehalten wird:

> Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
> Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.
> Das köstliche Geweb entwickelt er
> Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
> Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.
> (V. 3083-3087)

In einer solchen ›Krankheit zum Tode‹ ist Tasso in der Tat ein gesteigerter Werther, gesteigert auch insofern, als in seinem Falle, anders als bei dem Dilettanten Werther, dem Leiden die Leistung vorausgeht und Tasso Grund hat, sich in seinem Selbstverständnis für gesund zu erklären (V. 3063). Schon Caroline Herder hat richtig gesehen, daß Tassos Charakter in Goethes Darstellung nicht der eines einzelnen Menschen ist, sondern das ›Dichtertalent‹ repräsentiert, dessen Problem Goethe als »*Disproportion des Talents mit dem Leben*« bezeichnet habe.[16] Das ist zutreffend, wenn die griffige Formel nicht nur bedeuten soll, daß der Dichter dem Leben nicht gewachsen ist, sondern wenn auch gilt, daß das Leben dem Dichter schuldig bleibt, was er in der berechtigten Sicht seiner wirklichkeitskritischen Intuition fordern und erwarten darf. Daß die Welt ihm seine Ansprüche verweigern und seine Vorstellungen widerlegen kann, setzt sie nicht ins Recht – im Gegenteil: sein Elend ist die Manifestation eines Mangels.

Torquato Tasso ist jedoch nicht nur retrospektiv, sondern aktuell und antizipatorisch. Das Drama ist ein für die deutsche Klassik zentrales Werk, weil Goethe hier die moderne, das heißt von der klassischen Antike durch eine unwiderrufliche Zäsur unterschiedene Dichtkunst selbst thematisiert. Das dürfte der Grund dafür sein, daß er es erst nach seiner Italienreise in Weimar fertigstellen konnte, nachdem er seine Situation am Weimarer Hof endgültig geklärt, sich für die Dichterexistenz entschieden hatte.[17] Er bringt diese dramatisch zur Darstellung, indem er den Dichter als dramatische Figur einführt. Die Differenz von antiker und moderner

16 Caroline Herder an Johann Gottfried Herder, 20.3.1789 (FA II, 3, S. 469 f.).

17 Noch vor der Rückkehr aus Italien bittet er Carl August in einem Brief aus Rom vom 17. März 1788 um weiteren ›Urlaub‹ (und meint damit die Entbindung von seinen amtlichen Pflichten), indem er sein Selbstverständnis neu definiert: »Ich darf wohl sagen: ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden; aber als was? – Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. […] Nehmen Sie mich als Gast auf, laßen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maas meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen«. Er nennt seinen Nachfolger Johann Christoph Schmidt sogar ausdrücklich einen »fähigern« und ist bemüht, seine früheren politischen Leistungen zu verkleinern: »Hätte ich beym Antritt meiner Interims Administration mehr Kenntniß des Details, in denen damals einigermaßen verworrnen Zuständen mehr Entschloßenheit, bey einem allgemeinen, öffentlichen und heimlichen Widersetzen mehr Festigkeit gehabt; so hätte ich Ihnen manchen Verlust und mir manche Sorge, Verdruß und wohl gar Schiefheit ersparen können« (FA II, 3, S. 394-396). Die freie Wahl der Dichterexistenz schließt in dieser Selbstdarstellung administrative Tätigkeiten geradezu aus.

Dichtung ist ein Topos, der seit der sogenannten *Querelle des anciens et des modernes* im klassizistischen Frankreich des 17. Jahrhunderts die Dichtungstheorie bestimmt. Es geht in diesem Streit um die Frage, ob die antike Dichtung in ihrer urbildlichen ästhetischen Vollkommenheit oder die neuzeitliche Dichtung in ihrer Reaktion auf eine komplexer gewordene und damit als höherwertig eingeschätzte Wirklichkeit einen höheren Rang habe, d. h., es geht letztlich um die Autorität und die normative Verbindlichkeit des aus der Antike gewonnenen und zur Norm festgeschriebenen literarischen Paradigmas, das sich zunächst uneingeschränkt behauptet hatte. Die Diskussion war zu Goethes Zeit insofern fortgeschritten, als die schlichte Opposition ›antik‹ oder ›modern‹ nicht mehr diskutiert werden konnte, da eine nachklassizistische Kunst, vor allem seit der Aufklärung, ihre Geltung erstritten hatte. Die Fragestellung hatte sich damit insofern verändert, als die Andersartigkeit der modernen Kunst geschichtsphilosophisch begründet werden konnte: Sie erscheint als ein Produkt der veränderten Wirklichkeit, auf die die Kunst mit anderen Mitteln reagieren mußte. Gleichwohl bleibt die Antike (genauer: ein Bild der Antike) aber ein Beispiel dafür, was die Kunst unter Idealbedingungen als Höchstes leisten kann. Sie kann gerade damit die Andersartigkeit der literarischen Produktion in der Moderne bewußtmachen. Andersartig heißt nicht geringerwertig, wenngleich die antike Vollendung als Ideal verstanden wird, aber auch nicht höherwertig, weil die moderne Wirklichkeit sehr wohl als problematisch zu verstehen ist. Der *Tasso* steht damit im Zentrum einer aktuellen poetologischen Diskussion, indem er die literarischen Möglichkeiten eines nach der Aufklärung abermals klassizistischen Dichtungskonzepts im Kontext einer veränderten Wirklichkeit reflektiert. Dabei wird das Problem nicht poetologisch diskutiert, sondern an der prekären Stellung des Dichters in der verdinglichten und sich arbeitsteilig organisierenden Gesellschaft zur Anschauung gebracht.

Der Tasso Goethes muß schon im Renaissancekontext auf schmerzliche Weise erfahren, daß sich die Rolle des Dichters in der modernen Zeit grundlegend verändert hat. Das Ideal einer Identität oder zumindest Gleichrangigkeit von Dichter und Held ist nicht mehr lebbar, denn die Dichtung bestimmt nicht mehr die Lebenswelt, sondern erfüllt eine begrenzte Funktion in einer sich ausdifferenzierenden Gesellschaft, die im günstigsten Falle den Dichter hochschätzt, sich aber nicht mehr von ihm bestimmen läßt. Das gilt in gesteigerter Form, nach einer vorübergehenden Selbsttäuschung der Literatur, auch wieder für Goethes Gegenwart.[18]

Die Abhängigkeit vom Mäzenaten als spezifische Bedingung der höfischen Dichtung hat Tasso akzeptiert und verinnerlicht. Daß über die materiellen Bedingungen der Künstlerexistenz in einer fordernden Weise gesprochen werden kann und muß, ist allerdings eine Sichtweise des 18. Jahrhunderts, das für den Künstler als den Sachwalter und Erzieher der Menschheit nicht nur künstlerische, sondern auch

18 Gerhard Kaiser (*Der Dichter und die Gesellschaft in Goethes »Torquato Tasso«*. In: ders.: *Wandrer und Idylle. Goethe und die Phänomenologie der Natur in der deutschen Dichtung von Geßner bis Gottfried Keller.* Göttingen 1977, S. 175-208) deutet die »individuelle Katastrophe« Tassos als »extreme Konsequenz einer allgemeinen Konfliktlage im Weltverhältnis des modernen Dichters« (S. 207). Tasso gerate bei Goethe in Konflikt mit der Welt, weil er schon moderner Dichter ist.

soziale Autonomie einforderte. Verlangt wird eine materielle Sicherheit ohne Abhängigkeit von Gönnern, die ja ihrerseits an den Künstler unangemessene und kunstfremde Ansprüche stellen können. Aus dieser Sicht erscheint Tassos Existenz als eine Art goldener Käfig, und es ist nur zu verständlich, daß sein Einverständnis mit dieser Lebensform in der Form von Melancholie und sogar in pathologischen Zügen als letztlich doch erzwungen und zerstörerisch erscheint. Denn die gesellschaftliche Abhängigkeit steht ja in einem fundamentalen Widerspruch zum Anspruch der Kunst als der höchsten Äußerungsform des menschlichen Geistes. Idealiter ist also Tasso den Personen des Hofes mindestens ebenbürtig. Und im nachhinein ist es ja klar, daß die beiden Leonoren und Antonio nur als Figuren in seinem Umkreis in Erinnerung geblieben sind, d. h. Eingang in das kulturelle Gedächtnis gefunden haben, und das wiederum durch eine Dichtung, und selbst Alfons II. von Este hat im Gedächtnis der Geschichte und der Kultur längst nicht die Bedeutung von Tasso. Von diesem historischen Befund konnte Goethe bei der Konzeption des Dramas ausgehen, d. h., das Urteil der Geschichte ist der dargestellten Wirklichkeit vorgängig und relativiert so den unmittelbaren Eindruck der vorgegebenen Hierarchie. In vergleichbarer Weise ist auch der Herzog Carl August von Sachsen-Weimar vor allem deshalb lebendiger Gegenstand der Erinnerung nicht nur von Spezialisten (Historikern), weil sein Name sich mit dem Goethes verbindet. Dieser Rang des Dichters steht aber in einem Mißverhältnis zu seiner sozialen Existenz. Tasso ist in seinem Verhalten zwar historisch, d. h. im Kontext der dargestellten geschichtlichen Welt, im Unrecht, aber es ist nicht so, wie die ältere Forschung meinte, daß die schöne Gesellschaft des Hofes von Ferrara ein gültiger Maßstab für Humanität sei und daß Tasso deshalb schuldhaft scheitere. Doch er scheitert auch nicht tragisch, etwa in dem Sinne, daß die moderne Welt der Größe und dem Anspruch des Genies nicht gewachsen sei und ihn deshalb nur vernichten könne, wie das etwa in Wolfdietrich Raschs großer Untersuchung[19] angenommen wird. Gerhard Neumann hat demgegenüber mit gutem Grund darauf hingewiesen, daß der Text sich nicht in Oppositionen, also im Zeichen von Unvereinbarkeit als Grundlage von Tragik, sondern in Konfigurationen bewegt:[20] Das Verhältnis von Dichter und Gesellschaft stellt sich in den Dialogen der unterschiedlichen Figuren immer anders dar und verändert sich zugleich mit dem Handlungsverlauf. Keiner der Dialoge und Monologe kann dem anderen gegenüber Wahrheit beanspruchen: Das Problem wird vielmehr nur perspektivisch umkreist und stellt sich ebenso wie die Beziehungen der Figuren immer neu her. Ein solch subtiles Spiel der Konfigurationen fordert aber die klassische Form. Daß es sich jedoch eher um eine Problemlage des 18. als des 16. Jahrhunderts handelt, dürfte klar geworden sein. In der Möglichkeit einer Übereinanderprojektion liegt jedoch die Qualität des Sujets. Was in dieser Konstellation deutlich wird, ist die historisch entstandene Trennung von Kunst und Leben und die besondere Möglichkeit und Würde der Dichtung, die das klassische Ideal neu begründet und rechtfertigt. Aus der Erinnerung an die Antike leitet die Kunst

19 Wolfdietrich Rasch: *Goethes »Torquato Tasso«. Die Tragödie des Dichters*. Stuttgart 1954.

20 Gerhard Neumann: *Konfiguration. Studien zu Goethes »Torquato Tasso«*. München 1965.

in nachklassischer Zeit paradigmatisch ihre Ansprüche her: Das Klassische ist damit normatives Ideal. In Goethes Drama wird die Dichtung auf diese Weise selbstreflexiv. Denn der Dichter Tasso objektiviert in seinem Verhalten die Mängel der geschichtlichen Wirklichkeit, indem er scheinhaft über deren Grenzen hinausgeht. Damit liefert er sich aber der Gefahr einer Lebensferne aus, die ihn im wirklichen Leben, also in der Gesellschaft, gefährdet. Nur im Möglichkeitsmodus des ästhetischen Scheins können aber die Grenzen und Mängel der Realität in dieser Klarheit bewußt werden, so daß die (klassische) Kunst einen emanzipatorischen Anspruch realisiert. Der Künstler zahlt dafür den Preis, indem die schlechte Realität auf ihn zurückschlägt.[21] Und doch ist er im Recht, weil er auf dem für das neue Dichtungsverständnis bestimmenden Prinzip der ästhetischen Autonomie besteht, auch wenn dieses für Goethes Gegenwart Tassos Lebensbedingung, das höfische Mäzenat, aufhebt. Andererseits ist ästhetische Autonomie aber ziemlich genau das Gegenteil dessen, was der Tasso Goethes anstrebt: eine Dichtung als integrales Moment des gesellschaftlichen Ganzen, nicht als eine zweite, andere Wirklichkeit. Faktisch ist dieser Dichtertraum Projektion eines utopischen Antikeverständnisses und genauso unwirklich wie die Erhöhung der Kunst durch die Zuschreibung von Autonomie. Das gilt auch und gerade in sozialer Hinsicht: Indem der moderne Dichter sich aus den Zwängen des Mäzenats befreit, begibt er sich in die nicht minder unfreie Abhängigkeit vom literarischen Markt. Beide Vorstellungen authentischer Kunst, das antike Ideal ebenso wie der moderne Autonomiegedanke, sind insoweit Paradigmen, die meßbar machen, wie weit die Vorstellung einer vollkommenen Dichterexistenz hinter den tatsächlichen Möglichkeiten zurückbleibt – in subjektiver Wahrnehmung vielfach als Elend. Goethe mußte das mit guten Gründen nicht so sehen, aber er hat das Problem erkannt und für sich gelöst, indem er nach seiner Rückkehr nach Weimar, also nach der italienischen Reise, die dichterische von der politischen Existenz trennte. Insofern ist *Torquato Tasso* nicht nur das erste Künstlerdrama der Weltliteratur, sondern zugleich eine poetologische Reflexion, die erst auf der Grundlage der neuen Existenz in Weimar fertiggestellt werden konnte.

21 Lawrence Ryan deutet den Dramenschluß als den Untergang des Dichters und als eine Wiedergeburt, als Wiedergewinn der Ganzheit aus dem Inneren. Ob das allerdings als Aufhebung des epischen zum lyrischen Dichter verstanden werden muß, scheint mir fraglich. Vgl. Lawrence Ryan: *Die Tragödie des Dichters in Goethes »Torquato Tasso«*. In: *Jb. der Deutschen Schillergesellschaft* 9 (1965), S. 283-322; hier S. 310.

PETER PHILIPP RIEDL

»Wer darf ihn nennen?«. Betrachtungen zum Topos des Unsagbaren in Goethes »Faust«

Die philosophische Suche nach Wahrheit stößt seit jeher an die sprachlichen Grenzen unseres Denkens. Die Erkenntniskritik impliziert so eine grundlegende Reflexion der Möglichkeiten und Grenzen einer genauen sprachlichen und begrifflichen Erfassung zentraler philosophischer Vorstellungen. Dieser elementare begriffliche Klärungsprozeß führt mitunter auch zu der Diagnose, daß sich gerade die letzten, entscheidenden Fragen der exakten sprachlichen Fixierung entziehen. So befand etwa Platon, daß sich das höchste Wissen nicht in Worte fassen lasse wie andere Wissensgegenstände.[1] Plotin umschrieb mit der Wendung *schweigende Rede* die strikte Unsagbarkeit des *Einen*. Indem das *Eine* unsagbarer ist als das Schweigen, so Plotins dialektische Denkbewegung, gründet die Sprache selbst im Schweigen, d. h. eben in der Unsagbarkeit des *Einen*.[2] Das Unsagbare ist damit der kreative Impuls der schweigenden Rede. Im christlichen Verständnis trägt das *Eine* den Namen *Gott*. Dessen Schönheit wiederum hat Augustinus mit dem Signum des Unsagbaren behaftet: *ineffabilis pulchritudo Dei*.[3] Das Unaussprechliche ist für Augustinus indes keine Grenze der Sprache, sondern die innere Bestimmung der Sprache selbst, die dementsprechend stets in ein spannungsvolles und, in der Moderne, zunehmend produktives und kreatives Verhältnis zum Unsagbaren, Unaussprechlichen gesetzt worden ist. Das Unsagbare wurde so, gerade in der Dichtung, zu einem Katalysator poetischer und poetologischer Innovationen.

Dieses kreative Potential erkannte in der deutschen Literatur nicht zuletzt jener Dichter, der den Topos des Unsagbaren, seine Affinität zum Erhabenen und seine theologischen Implikationen als einen wichtigen Baustein in seinem Konzept einer heiligen Poesie verankert hat: Friedrich Gottlieb Klopstock.[4] Einen markanten Widerhall findet diese Synthese theologischen Denkens und rhetorisch-poetischen Sprechens in der Antwort Fausts auf die berühmte Gretchenfrage, die bereits in der frühen Fassung von Goethes Drama, dem von Erich Schmidt so genannten *Urfaus*t, gestellt wird. In der Szene *Marthens Garten*, nachdem Margarete am Spinnrad den

1 *Epistula* VII, 341 c. – Platon: *Werke in acht Bänden*. Griechisch u. Deutsch. Hrsg. von Gunther Eigler. Bd. 5: *Phaidros, Parmenides, Briefe*. Bearbeitet von Dietrich Kurz. Darmstadt 1981, S. 412 f.

2 Vgl. u. a. *Enneaden* III, 8 (30), 6, 11; V, 3 (49), 13, 1 f.; 14, 1-8. – *Plotins Schriften*. Übersetzt von Richard Harder. Neubearbeitung mit griechischem Lesetext u. Anmerkungen fortgeführt von Rudolf Beutler u. Willy Theiler. Bd. III u. Bd. V. Hamburg 1964 u. 1960.

3 Vgl. Aurelius Augustinus: *Der Gottesstaat / De Civitate Dei*. Bd. 1. In deutscher Sprache von Carl Johann Perl. Paderborn u. a. 1979; hier X, 14.

4 *Von der heiligen Poesie* ist die Vorrede zum ersten Band des *Messias*, erschienen 1755, überschrieben.

Verlust ihrer Ruhe sowie die Bedrückung ihres Herzens, aber auch ihre ehrliche, tiefe und innige Liebe, die sie für Faust empfindet, eindringlich bekannt hat, wendet sie sich nun direkt an den Geliebten, den sie hier erstmals bei seinem Vornamen, Heinrich, anredet und richtet die scheinbar so einfache, tatsächlich aber in diesem Kontext so tückische Frage an ihn: »Wie hast du's mit der Religion?«.[5]

Daß Margarete den geliebten Mann erstmals mit Namen anspricht und dem Gespräch allein durch Art und Ton der Anrede einen bedeutungsvollen, ernsthaften und essentiellen Charakter verleiht, signalisiert bereits, wie wichtig ihr gerade diese Frage ist. Der angesprochene Heinrich windet sich, weicht der konkreten, eindeutigen Frage immer wieder aus, bis Margaretes Unruhe in einem Maße wächst, daß er schließlich, als letzten Ausweg, zu einem rhetorischen Befreiungsschlag ansetzt. Margaretes enttäuschte und illusionslose Feststellung: »So glaubst du nicht« (V. 1122), erwidert Faust mit der einzig längeren zusammenhängenden Rede der Szene, einer Rede, die sich formal zu einem freirhythmischen Hymnus in der Tradition Klopstocks auswächst. In den 1770er Jahren und damit in der Entstehungszeit der frühen Fassung hat zudem Goethe selbst seine großen Hymnen gedichtet. Auch zu ihnen steht Fausts dithyrambisches Credo poetisch in einem inneren Verwandtschaftsverhältnis.

In der frühen Fassung lautet Fausts Bekenntnis, das sich im *Fragment* sowie in *Faust I* nahezu identisch liest, folgendermaßen:

Mishör mich nicht du holdes Angesicht.
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen?
Ich glaub ihn!
Wer empfinden?
Und sich unterwinden
Zu sagen ich glaub ihn nicht!
Der Allumfasser
Der Allerhalter
Fasst und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst!
Wölbt sich der Himmel nicht dadroben
Liegt die Erde nicht hierunten fest
Und steigen hüben und drüben
Ewige Sterne nicht herauf!
Schau ich nicht Aug in Auge dir!
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbaar Sichtbaar neben dir,
Erfüll davon dein Herz so gros es ist

5 Johann Wolfgang von Goethe: *Urfaust, Faust. Ein Fragment, Faust. Eine Tragödie*. Paralleldruck der drei Fassungen. Hrsg. von Werner Keller. 2 Bde. Frankfurt a. M. 1985; hier: Bd. 2, S. 440, V. 1107. Die folgenden Zitate werden im fortlaufenden Text nachgewiesen.

Und wenn du ganz in dem Gefühle seelig bist,
Nenn das dann wie du willst,
Nenns Glük! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Nahmen
Dafür. Gefühl ist alles
Nahme Schall und Rauch
Umnebelnd Himmels Glut.
(V. 1123-1150)

Margaretes ausgesprochen schlagfertige Antwort, das alles sei ja »recht schön und gut« (V. 1151), kenne sie das Gesagte doch in etwas anderen Worten auch aus dem Katechismus – seit der *Fragment*-Fassung hat Goethe den Katechismus durch den Pfarrer ersetzt –, verdeutlicht, wie gezielt Faust hier die vertrauten religiösen Denkschemata des gläubigen Mädchens für seine ganz anders gearteten Zwecke instrumentalisiert. Daß, wie etwa Nikolaus von Kues ausdrücklich betont hat, Gott jenseits aller Namen sei, ist theologisches Gemeingut und damit auch Gegenstand religiöser Unterweisung, sei es im Katechismus, sei es in der Sonntagspredigt. Das weiß natürlich auch der ehemalige Student der Theologie, Heinrich Faust, und spekuliert dementsprechend auf den Wiedererkennungseffekt seiner Worte, die jedoch ein anderes Ziel verfolgen: Faust will einerseits mit diesen Ausführungen seinen – zumindest in der religiösen Perspektive der frommen Margarete – Agnostizismus, den das Mädchen mit seiner Gefühlssicherheit ausgemacht hat, camouflieren, andererseits will er mit seinem Ablenkungsmanöver in erster Linie eines erreichen: Er will Margarete um jeden Preis verführen. Doch damit gehen Fausts Worte im Kontext des Dramas nicht auf.

In der konkreten Situation, Margaretes innerer Zerrissenheit zwischen Liebe und wachsender Beklemmung, ist das emphatische Bekenntnis zunächst einmal nichts anderes als ein rhetorischer Schachzug, mit dem Faust seine intellektuelle Überlegenheit gegenüber dem einfachen Mädchen skrupellos ausspielt. Psychologisch gesehen, kompensiert er damit »ein Unterlegenheitsbewußtsein […] gegenüber dem Menschen Margarete«.[6] Faust kalkuliert mit ihrem Mißverstehen und vermeidet so das Eingeständnis, daß er, der Teufelsbündler, wenn überhaupt, an etwas anderes glaubt als Margarete. Mit Schiller gesprochen: Dem Naiven der Volksreligion kann er sich zwar sentimentalisch annähern. In gewisser Weise mag der Intellektuelle das einfache Mädchen sogar um seine Gefühlsgewißheit, auch in religiösen Dingen, beneiden. Etwas anderes als eine reflektierende und damit distanzierende Haltung kann er gegenüber einem naiven Volksglauben dennoch nicht einnehmen.

Gleichwohl ist Fausts Hymnus auf den Unnennbaren von einer eigenartigen Ambivalenz, die in der Forschung zwar wiederholt konstatiert,[7] aber noch nicht so

6 So Hans Arens: *Kommentar zu Goethes »Faust I«*. Heidelberg 1982, S. 328.

7 Vgl. z. B. den Kommentar von Albrecht Schöne: *Johann Wolfgang Goethe: »Faust«. Kommentare*. 4., überarb. Aufl. Frankfurt a. M. 1999, S. 322. Demgegenüber liest Hans Arens die durchaus ambivalente Rede Fausts allzu eindimensional und gelangt daher zu einem abwertenden Gesamturteil: »Dieser durch Überredungsabsicht stark rhetorisch gefärbte Text hat zumeist mehr Bewunderung gefunden, als er verdiente« (Arens [Anm. 6], S. 332).

recht ausbuchstabiert worden ist. Die hymnisch-enthusiastische Rede Fausts ist zugleich Täuschungsmanöver eines Verführers und wahrhaftiger, unverstellter Ausdruck des Denkens und Empfindens eines Stürmers und Drängers. Die durchaus ernstgemeinte und ehrliche Beschwörung des eigenen Gefühls folgt einer Strategie der Verstellung und damit jenen Klugheitslehren der Moralistik, gegen die gerade die Stürmer und Dränger mit einer nicht zuletzt sprachlichen Emphase, die auch Fausts Rede hier auszeichnet, zu Felde gezogen sind. Zugespitzt formuliert: Der Stürmer und Dränger Faust lügt hier mit der Wahrheit. Zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust.

Faust setzt seinen Hymnus über den Unnennbaren mit einer Folge von rhetorischen Fragen an, die allesamt auf die Substitution von Gottes Namen abzielen. Den »Mißbrauch des göttlichen Namens« hat Goethe selbst, laut Eckermanns Eintrag vom 31. Dezember 1823, bis ins Alter kritisiert und betont, die Menschen würden »das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen […] vor Verehrung nicht nennen mögen«, wären sie nur »durchdrungen von seiner Größe« (FA II, 12, S. 524). Das ausdrückliche Verbot, den Namen Gottes auszusprechen, gilt allein im jüdischen Glauben. Obgleich das Christentum dieses eindeutige Verdikt nicht übernommen hat, mußte es sich dennoch mit dem Paradoxon auseinandersetzen, von demjenigen notwendigerweise zu sprechen, der an sich unaussprechlich ist. Die Namenlosigkeit Gottes ist nachgerade die Voraussetzung für die Vielzahl von Benennungen, die aufgrund ihrer Vorläufigkeit und ihres fragmentarischen Charakters allesamt die Ganzheit Gottes verfehlen. Faust wiederum kann mit seinem Hinweis auf die Unnennbarkeit Gottes die eigene Glaubensferne als theologisch korrektes Ausdrucksproblem des Unsagbaren, in der verbürgten Tradition von u. a. Gregor von Nyssa bis Nikolaus von Kues, ausgeben.[8] Seine rhetorische Frage: »Wer darf ihn nennen?«, ist daher »entschieden doppeldeutig«.[9] Über die Problematik, Gottes Größe mit Begriffen der menschlichen Sprache zu erfassen, wurde Margarete ja durch Katechismus und Pfarrer ausreichend unterrichtet. Wenn Faust hier freilich von *dürfen* spricht, kann damit auch die grundsätzliche Berechtigung, sich zu Gott zu bekennen oder einem anderen ein solches Bekenntnis abzuverlangen, gemeint sein. Die Frage würde sich in diesem Fall selbst verneinen, das heißt: Die Frage nach Gott läßt sich ohne einen angemessenen Begriff, den es nun einmal nicht gibt, nicht kurz und bündig beantworten. Faust versucht damit indirekt, Margaretes so einfach, unmißverständlich und klar anmutende Frage als in der Sache irrelevant zurückzuweisen. Diese keineswegs unwesentliche Nuance registriert die aufmerksame Margarete und reagiert auf Fausts so zweischneidige Confessio zurückhaltend: »Ohngefähr sagt das der Cathechismus [seit der *Fragment*-Fassung: »der Pfarrer«] auch / Nur mit ein bisgen andern Worten« (V. 1152 f.).

Das Unsagbare auszusprechen, bedeutete, so der Gedankengang Fausts, die höchste Wahrheit und das größte Geheimnis durch die genuinen Beschränkungen unseres Denkens und Sprechens ihrer Letztgültigkeit zu berauben. Wir denken und

8 Die theologischen Traditionen erläutert Elizabeth M. Wilkinson: *Theologischer Stoff und dichterischer Gehalt in Fausts sogenanntem Credo*. In: *Goethe und die Tradition*. Hrsg. von Hans Reiss. Frankfurt a. M. 1972, S. 242-258.

9 So Schöne (Anm. 7), S. 325.

sagen lediglich das, was wir begreifen können, und stoßen daher beim Unbegreiflichen und Absoluten an die Grenzen der Kommunizierbarkeit, womöglich auch an die Grenzen des eigenen Bekennens und insbesondere des eigenen Bekennen-Könnens. Die einzige Möglichkeit, die Aporie, das Unsagbare zu benennen, aufzulösen, ist die Suche nach Umschreibungen, die Faust additiv aneinanderreiht, bis hin zu jener stammelnden Wortsuche, die wiederum zu den Kernelementen von Klopstocks Poetik des Unsagbaren gehört. Die freien Rhythmen und unregelmäßigen Verslängen sind, in Klopstocks Hymnen und in Fausts Rede, Ausdruck innerer Unruhe; sie verdeutlichen, daß der Versuch, das Unsagbare zu sagen, einen rhetorischen Kraftakt erfordert. Faust redet also in sowohl theologisch als auch poetisch und poetologisch verbürgten Traditionen.

Die paradigmatischen Bezeichnungen »Allumfasser« (V. 1130) und »Allerhalter« (V. 1131) für Gott sind signifikante Belege für die jahrhundertealte und dementsprechend intensive Suche nach dem einen rechten Wort, das freilich mit letzter Gültigkeit nicht genannt werden kann. Das Kompositum »Allumfasser« ist das Sinnbild für die unbeschränkte Herrschaft, die Universalität Gottes, gemäß der Vorstellung eines Pantokrators, der in der byzantinischen Kunst mit seinen ausgestreckten Armen diese Totalität bildlich symbolisiert. Der »Allerhalter« steht ebenso für die grenzenlose Allmacht Gottes, die der Mensch ja gerade nicht im eigentlichen Sinne begreifen, geschweige denn benennen kann. Denkbar wäre allerdings auch eine begriffliche Anlehnung an die Idee der All-Erlösung, die auf die *Apokatastasis panton*-Lehre des Origenes (3. Jh.) zurückgeht. Diese theologische Vorstellung einer ›Wiederbringung aller‹, einer Erlösung ausnahmslos aller Wesen, die, unabhängig von ihrer Lebensbilanz und damit ohne Jüngstes Gericht, gerettet werden, spielt auch in *Faust II*, insbesondere in der letzten Szene, eine nicht unwesentliche Rolle. Auch in Klopstocks Oden und Hymnen finden sich Spuren der *Apokatastasis panton*-Lehre, die das verheißt, was eine seiner Hymnen bereits im Titel prophezeit: *Die Glückseligkeit Aller* (1759).

Die Begriffe »Allumfasser« und »Allerhalter« in Fausts Bekenntnisrede sowie seine Bemerkungen zum Unaussprechlichen sind theologisch alles andere als abwegige Vorstellungen, wie ja auch Margaretes Reaktion beweist. Darüber hinaus klingt in Fausts Credo das pantheistische Gedankengut beseelter Immanenz an, also die Auffassung eines *Deus sive natura*, aus der ja auch Goethe selbst seine eigene Naturfrömmigkeit modelliert hat. Die Behauptung, das Göttliche sei in der Natur »Unsichtbaar Sichtbaar« (V. 1142), als offenbares Geheimnis, anwesend, folgt zudem einem magischen Weltbild, das Faust zu Beginn des Dramas bereits zur Beschwörung des Erdgeistes verleitet hat, auch wenn sein Versuch, die schaffende Natur, *natura naturans*, intuitiv zu erfassen, zu schauen, gescheitert ist, wie Faust überhaupt in all seinen Unternehmungen ein Scheiternder ist und die tragische Diskrepanz zwischen Wollen und Vollbringen zu keiner Zeit überwinden kann. Nur diese pantheistischen und naturmagischen Einflüsse in Fausts Glaubensbekenntnis geltend zu machen, hieße jedoch, die Ambiguität seiner Worte zu verkennen. Das Problem der Unaussprechlichkeit Gottes folgt ohnehin grundlegenderen theologischen Traditionen.

Die Wahrheit, so versucht sich Faust herauszureden, liege nicht im expliziten Bekenntnis zu dem, dessen Name so ohne weiteres nicht genannt werden könne,

sondern in der höchsten Instanz des Menschen selbst – seinem Gefühl: »Gefühl ist alles / Nahme Schall und Rauch« (V. 1148f.). Im Gefühl hat auch Klopstock sein Modell einer heiligen Poesie sowie seine Dichtung im generellen wirkungsästhetisch verankert und daraus die entsprechenden produktionspoetischen Konsequenzen gezogen, die auch in Fausts Glaubensbekenntnis aufscheinen: Die Strategie folgt der rhetorischen Kernaufgabe des *movere*, der emotionalen Bewegung, und formt so den appellativen Charakter der Rede, die sich direkt an das Gegenüber, Margarete, die überzeugt oder, besser gesagt, überredet werden soll, wendet. Die rhetorischen Fragen zu Beginn verleihen dem Credo sogleich eine pathetische Kraft, die Margarete unmittelbar überwältigen soll. Die Wirkung entsteht hier durch tatsächliche oder simulierte Kunstlosigkeit, verbürgt doch die (suggerierte) Spontanität des eigenen Sprechens absolute Wahrhaftigkeit. In der dreimaligen und damit intensivierenden Wiederholung von »dir« am Ende der entsprechenden Verse (V. 1138, 1140, 1142) wird die Anrede zusätzlich verstärkt und die Leidenschaft des Ausdrucks erhöht, zumal die besondere Stellung durch die Inversion der Sätze nachdrücklich hervorgehoben wird. Die identischen Reime betonen sowohl die innige Verbindung, die der Sprecher zu seinem Gegenüber herstellt, als auch die Aufforderung, Margarete möge das, was sie um sich herum wahrnimmt, ohne Vorbehalt annehmen und – das ist natürlich das entscheidende Ziel von Fausts Redestrategie – ihn selbst mit unangenehmen Fragen nach höheren Instanzen verschonen. Fausts Rede ist ein intensiver und rhetorisch entsprechend eindringlich gestalteter Appell an Margarete, auch die religiösen Dinge in seinem Sinne zu sehen.

Unterstützt wird die Emotionalität der Rede durch das auch von Klopstock favorisierte Stilideal der prägnanten Kürze, der *brevitas*, die den Ausdruck der Leidenschaft zu verstärken vermag.[10] Die zentralen Behelfsnamen für Gott bilden jeweils einen eigenen Vers. Allein diese Isolierung hebt sie augenfällig und rhetorisch forciert hervor. Die spätere hastige Aufzählung möglicher Bezeichnungen für die erfüllte Seligkeit des eigenen Gefühls – »Nenns Glük! Herz! Liebe! Gott!« (V. 1146) – erinnert an jene »erhabne Schreibart«,[11] die sich in Klopstocks Poetik durch Kürze, Einfachheit, Stärke, Lebendigkeit, Schnelligkeit, Leidenschaft und Klarheit auszeichnet. In Geist und Tradition der – gerade auch für die Poetik und Ästhetik der Neuzeit so folgenreichen – Schrift *Vom Erhabenen* des (Pseudo-)Longinus (1. Jh. n. Chr.) evoziert die Größe eines erhabenen Redegegenstands gerade durch Verzicht auf äußerlichen Figurenschmuck besondere Wirkung. Die Isolierung von Wörtern erzeugt eine spannungsvolle rhythmische Bewegungskraft, die einem hochgradigen Erregungszustand der Seele entspringt und sich in scheinbar spontanen Gefühlsaus-

10 In seiner Abhandlung *Von der Darstellung* (1779) betont Klopstock: »Von der Einfachheit ist die Kürze niemals, und von der Stärke nur selten trennbar« (Friedrich Gottlieb Klopstock: *Sämmtliche Werke* [18 Bde.]. Leipzig 1823-1830; hier: Bd. XIII-XVIII: *Sämmtliche sprachwissenschaftliche und ästhetische Schriften, nebst den übrigen bis jetzt noch ungesammelten Abhandlungen, Gedichten, Briefen etc.* Hrsg. von A.[ugust] L.[eberecht] Back u. A.[lbert] R.[ichard] C.[onstantin] Spindler. Leipzig 1830. Im folgenden wird nach dieser Ausgabe abgekürzt zitiert: Back, Spindler IV, S. 8.

11 So Klopstock in seiner *Einleitung zu den geistlichen Liedern* (1758). In: Friedrich Gottlieb Klopstock: *Ausgewählte Werke*. Bd. II. Hrsg. von Karl August Schleiden. München, Wien 1981, S. 1012.

brüchen entlädt. Während es Klopstock bei seiner Annäherung an den Unaussprechlichen indes um die Anrufung des *Einen* ging, erwähnt Faust den Namen Gottes eher notgedrungen am Ende einer Reihe, die mit den Begriffen Glück, Herz und Liebe seine eigentlichen, zentralen Anliegen in den Mittelpunkt rückt. Fausts Hymnus erscheint so wie die Kontrafaktur der religiösen Hymnen Klopstocks, so wie ja auch Goethe selbst mit seinem *Prometheus* (1773/1775), gerade im Vergleich zu Klopstock, eine Art »Anti-Hymne«[12] gedichtet hat.

Faust mißbraucht daher Klopstocks heilige Poesie für unheilige Zwecke, die Verführung Margaretes, und nimmt seinen Worten genau das, was in Klopstocks Dichtungsverständnis der höchste Zweck aller Poesie ist: »moralische Schönheit«[13] beziehungsweise »sittliche Schönheit«[14]. Moralische Schönheit allein, so Klopstock, »verdient es, daß sie unsere ganze Seele in Bewegung setze«.[15] Faust instrumentalisiert diese erhabene Dichtungsart, zu der er sich andererseits aber auch im Vollzug seines eigenen Sprechens, seiner, im Sinne Klopstocks, Sprechbewegung, die hochgradig affektiv ist und das Ziel des *movere* verfolgt, emphatisch bekennt. Die Wahrheit liegt also gewissermaßen bereits im Sprechakt selbst, in der spezifischen Art und Weise des Sprechens, in der Form. Will Klopstock mit seiner emphatisch bewegten Hymnendichtung, die der religiös-ästhetischen Vermittlung der Unaussprechlichkeit Gottes dient, die Gefühle der Leser oder Hörer suggestiv erreichen und so ihre Seelenkräfte aktivieren, kurz: Ergriffenheit, Begeisterung, ja Ekstase erzeugen, so geht es Faust in erster Linie darum, daß sich Margarete für ihn begeistert, sich ihm hingibt. Das ist nichts anderes als ein eklatanter Mißbrauch der von Klopstock avisierten Gefühlstotalität, dürfen sich doch allein in der religiös inspirierten Dichtung, in der heiligen Poesie, die höchsten, erhabenen Gedanken emphatisch, in einer hochpoetischen Sprache, als Ausdruck moralischer oder sittlicher Schönheit artikulieren. Faust depotenziert dahingehend die höchste Autorität deutscher Hymnendichtung, den *Übervater* Klopstock, desavouiert aber zugleich seinen Verdrängungsversuch durch die unlauteren Absichten, die seinem eigenen, durchaus wahrhaftigen erhabenen Gesang eingeschrieben sind. Wenn Klopstock eine Gefühlstotalität beschwört, dann jene, die das Unsagbare göttlicher Allmacht umfassend, das heißt geistig und emotional, im erhabenen Gesang erlebbar macht. Faust dagegen verherrlicht einen Gefühlsabsolutismus, dem sich Margarete ergeben soll.

Der erhabene Gesang, der allein die ganze Seele zu bewegen vermag, ist in Klopstocks Poetik an Würde und hohe Gesinnung, das heißt an moralisch-sittliche Werte gebunden. Die Quelle der Erhabenheit ist jene Seelengröße, die Faust vermissen läßt; er erzielt mit seiner hymnischen Rede immerhin auch nicht jenen Erfolg, den ihr Klopstock, allerdings nur bei Erfüllung aller poetischen und ethischen

12 So Hans-Georg Kemper: *Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit*. Bd. 6.II: *Sturm und Drang: Genie-Religion*. Tübingen 2002, S. 394.

13 Klopstock: *Von der heiligen Poesie* (1755). In: Back, Spindler IV (Anm. 10), S. 91; vgl. auch ders.: *Von dem Range der schönen Künste und der schönen Wissenschaften* (1758). In: ebd., S. 115.

14 Klopstock: *Von der Darstellung*. In: Back, Spindler IV (Anm. 10), S. 11.

15 Klopstock: *Von der heiligen Poesie*. In: Back, Spindler IV (Anm. 10), S. 91.

Voraussetzungen und Implikationen, verheißen hat. Faust profaniert nicht nur die Intentionen und Impulse eines religiösen Sängers; er mißbraucht auch dessen spezifische erhabene Ausdruckssprache für seine eher unheiligen Zwecke. Im Sinne Klopstocks kommt die Zweckentfremdung des hymnischen Gesangs einem Verrat der Erhabenheit heiliger Poesie gleich. Einen erhabenen Lobpreis Gottes, wie ihn Margarete sich von Faust gewünscht hätte, hat Klopstock zum Beispiel in seinem freirhythmischen Hymnus *Das grosse Halleluja* (1766) angestimmt. Der Reiz eines Vergleichs mit Fausts Bekenntnisrede liegt einerseits in der Art der Sprechbewegung, deren performative Qualität den ästhetischen Wert des sechsstrophigen Gedichts ausmacht, andererseits in der Anrufung dessen, der mit Namen nicht zu nennen ist:

> Ehre sey dem Hocherhabnen, dem Ersten, dem Vater der Schöpfung!
> Dem unsre Psalme stammeln,
> Obgleich der wunderbare Er
> Unaussprechlich, und undenkbar ist.
> […]
> Ehre dir! Ehre dir! Ehre dir!
> Hocherhabner! Erster!
> Vater der Schöpfung!
> Unaussprechlicher! Undenkbarer![16]

Wie in Fausts Glaubensbekenntnis steht im Zentrum dieses enthusiastisch vorgetragenen Lobpreises das Gefühl. Bereits der Titel weist darauf hin, daß der angestimmte Ton des erhabenen Gesangs auch sein Thema, sein Inhalt ist. Das hebräische Wort *Halleluja* bedeutet: jauchzen, jubeln, preisen. Der Betende, dem es schier die Sprache verschlägt, ist überwältigt von der Unfaßbarkeit Gottes und versucht nun, seinen seelischen Erregungszustand in Worte zu fassen. Der Gebetscharakter des hymnischen Gesangs wird durch den anaphorischen Aufruf, Gott zu ehren, der jede Strophe, mit Ausnahme der zweiten, einleitet, rhetorisch bekräftigt. Die stammelnde und lallende Suche nach einem Wort für den Unnennbaren steigert den Lobpreis von einem Superlativ zum nächsten. Die hymnische Begeisterung des Sängers soll sich so auch auf den Hörer unmittelbar übertragen. Einfachheit, Kürze und leidenschaftliche Bewegtheit erzeugen eine Gefühlstotalität, der sich der Hörer oder Leser nicht entziehen kann. Gemäß der antiken Vorstellung, der auch (Pseudo-) Longins *Vom Erhabenen* gefolgt ist (13, 2),[17] muß ein Dichter beim Schreiben selbst begeistert sein, wenn er eine entsprechende Wirkung hervorrufen will. Nur von einer entflammten Seele kann der Funke überspringen. Das gilt für Klopstocks erhabene Gesänge. Und so weit folgt auch Faust der Strategie Klopstocks.

Klopstock entwirft in dem Hymnus *Das grosse Halleluja* eine Poetik des Stammelns. Das entspricht biblischer Offenbarung, vermag doch, wie es etwa bei Jesus Sirach, 43,30 f. heißt, selbst der höchste Lobpreis der unaussprechlichen Größe

16 Friedrich Gottlieb Klopstock: *Oden*. Hrsg. von Franz Muncker u. Jaro Pawel. Bd. 1. Stuttgart 1889, S. 175 f. Zitiert sind die erste und die letzte Strophe.

17 Longinus: *Vom Erhabenen*. Griechisch/Deutsch. Übersetzt u. hrsg. von Otto Schönberger. Stuttgart 1988.

Gottes nicht gerecht zu werden. Zugleich soll aber der Mensch, so fordert es der Apostel Paulus im Brief an die Römer, Gott benennen, führe das doch zum ewigen Heil (Röm. 10,13). Eine Entscheidung für das Aussprechen von Gottes Namen beantwortet aber noch nicht die essentielle Frage nach dem Wie. Das eklatante Spannungsmoment zwischen der Notwendigkeit, den Namen des Herrn zu nennen, und der Einsicht in die Unaussprechlichkeit des Allmächtigen ist die eigentliche Herausforderung für einen Dichter, der einen poetischen Gottesdienst zelebrieren will. Genau an diesem aporetischen Befund, der Suche nach angemessenen Kommunikationsformen für das Unsagbare, setzt für den Dichter-Propheten, der sich selbst in der Rolle eines poetischen Vermittlers göttlicher Offenbarung sieht, die kreative Entwicklung neuer Ausdrucksmöglichkeiten ein. Das Unvermögen der (konventionellen) Sprache gebiert neue poetische Ausdrucksformen, die sich insbesondere über die Sprechbewegung selbst artikulieren: durch Figuren besonders erregter Leidenschaft wie Wiederholungen, Inversionen, Hyperbata, Interjektionen, Ausrufe, Apostrophen, Jubelrufe. Die so entstehenden rhythmischen Brechungen sind Ausdruck des Überwältigtseins eines Sprechers, der sein Empfinden jedenfalls nicht mit den Mitteln rational kontrollierter Sprache angemessen verkünden kann. Daher mündet der Lobpreis zuletzt in eine asyndetische Aneinanderreihung stakkatohaft vorgetragener Ausrufe, die dem Unaussprechlichen gelten und ihn auf hochemotionale Weise preisen. Das Gefühl weiß mehr, als die Sprache zu artikulieren vermag. Da Gott nicht angemessen ausgesprochen werden kann, bleibt nur ein ewiges Stammeln als ebenso ungekünstelter wie kreativer Ausdruck eines tatsächlichen Unvermögens.

Das hymnische Du ist bei Klopstock selbstredend Gott, der zuletzt durch die dreifache Wiederholung des Lobpreises »Ehre dir!« emphatisch gesteigert angerufen wird. In Goethes Drama ist das hymnische Du, das Faust anspricht, nicht Gott, sondern Margarete, die ebenfalls, dreifach gesteigert, direkt angesprochen wird. Faust huldigt einem Absolutismus des Gefühls, das sich von einem Gotteslob, wie es Klopstock angestimmt hat, gründlich emanzipiert. Der religiöse und theologische Fluchtpunkt beider Hymnen ist die Unaussprechlichkeit Gottes. Das Unsagbare wird auch in beiden Fällen wortreich, aber einfach, ohne schmuckvolle Redefiguren und gerade deswegen mit großer Emphase umschrieben. Versetzt bei Klopstock der Gedanke an Gott den inspirierten Dichter in einen seelischen Erregungszustand, der über die elementare Bewegungskraft der poetischen Sprache auch den Leser oder Hörer suggestiv zu affizieren versucht, so bleibt Fausts Hymnus, dessen Ton merklich von Klopstock beeinflußt ist, ein entsprechender Wirkungserfolg versagt. Margarete mag ein einfaches Kind aus dem Volk sein, dumm ist sie deswegen nicht. Im Gegenteil: Ihre Gefühlssicherheit gerät auch nach Fausts rhetorisch so aufwendigem Ausweichmanöver nicht ins Wanken: »Wenn man's so hört, mögts leidlich scheinen / Steht aber doch immer schief darum, / Denn du hast kein Christenthum« (V. 1158-1160).

Sei es in Klopstocks religiösen Hymnen, sei es in Fausts Glaubensbekenntnis – in beiden Fällen ist der Versuch, das Unsagbare in Worte zu fassen, der rhetorische Gewaltakt eines Sprechers, der nach einigermaßen angemessenen Worten für sein leidenschaftliches Empfinden sucht. Das rhetorische Prinzip emotiver Überwältigung gewinnt unmittelbare Präsenz durch den performativen Akt des Sprechens

selbst. Das inszenierte Ringen um den rechten Ausdruck ist eigentlich die Inszenierung eines Scheiterns, wird doch die Suche nach einem Wort für das Unsagbare durch entsprechend additiv aneinandergereihte Einzelbegriffe zwangsläufig ins Unendliche perpetuiert. Das Problem des Unsagbaren erzwingt eine skrupulöse Suche nach immer neuen Behelfsworten sowie Neuschöpfungen, die alle eines auszeichnet: ihre Vorläufigkeit. Radikaler als Klopstock relativiert der sprachkritische Stürmer und Dränger Faust die grundsätzliche Relevanz noch so einschlägiger Worte, die niemals dasjenige ganz zu erfassen vermögen, was sie an sich erfassen sollten.

Die Inszenierung des Ringens um das Wort und auch des Scheiterns der Wortsuche erfolgt in jedem Falle durch Simulation von Simultanität. Der rhetorische Kraftakt geschieht, zumindest wird das poetisch suggeriert, im fruchtbaren Augenblick höchster emotionaler Erregung und gebiert blitzartig jenen authentischen Ausdruck, der allein die Wahrhaftigkeit des Gesagten verbürgt. Über die Wirkung simulierter Natürlichkeit heißt es etwa in (Pseudo-)Longins *Vom Erhabenen*: »Pathetische Mittel reißen dann nämlich stärker mit, wenn sie der Sprecher nicht als Mittel zu verwenden, sondern der Augenblick zu gebären scheint« (18, 2). Kunst sei dann am Ziel, »wenn sie Natur scheint« (22, 1). Die kunstvolle Verschleierung der Kunstfertigkeit des Redners, die *dissimulatio artis*, ist essentiell für den persuasiven Erfolg einer Rede. Die Macht der *natura*, eine natürlich erscheinende Affekt-Rhetorik, ist ungleich wirkungsvoller als die rhetorische *ars*, die Mittel der gelehrten *officia*-Schulrhetorik. Der Dichter, so fordert es Klopstock, müsse zudem »herzlichen Antheil« nehmen »an dem, was er sagt«.[18] Nur seine Seelengröße vermag auch erhabene Gedanken zu erzeugen, zumal in einem alles überwältigenden Augenblick, der jedes Kalkül *a priori* ausschließt. Die Verbalisierung des Unsagbaren, des Unaussprechlichen, ist nicht das Ergebnis ruhigen, rationalen Nachdenkens; sie entspringt nicht eingehender Reflexion und Selbstreflexion. Sie ist, zumindest in der poetischen Inszenierung und Stilisierung, ein Gnadenakt der Inspiration, eine Art säkularisiertes Pfingstwunder, oder soll zumindest als ein solches erscheinen.

Ist nun aber Fausts Rede in erster Linie Verstellung, der kühl kalkulierte Versuch, die eigene intellektuelle Überlegenheit skrupellos auszunutzen, um das Mädchen nach den Regeln rhetorischer und poetischer Kunst wirkungsvoll überreden zu können? Oder ist sein Credo doch auch Ausdruck seiner Verlegenheit, in die er aufgrund der direkten und für ihn so heiklen Frage Margaretes geraten ist? Gewiß ist Faust vom Vorwurf der Manipulation nicht ganz freizusprechen. Als Antwort auf Margaretes Frage gewinnt Fausts beredtes Credo erkennbar den Charakter eines Ausweich-, ja Täuschungsmanövers. Andererseits artikuliert sich in seiner so zweischneidigen Bekenntnisrede auch die Sprache eines Stürmers und Drängers, der tatsächlich die absolute Gültigkeit von Worten bezweifelt, und das keineswegs nur in diesem besonderen Fall. Sein leidenschaftliches Plädoyer, der Unaussprechlichkeit Gottes gerecht zu werden und das Heiligste nicht durch schnöde Mißachtung der überaus engen Grenzen, die dem sprachlichen Ausdrucksvermögen nun einmal gesetzt sind, zu banalisieren, korreliert mit den sprachkritischen Überlegungen des Bibelübersetzers Faust in der Studierstube. Sein Reden entspringt jener

18 Klopstock: *Von der Darstellung*. In: Back, Spindler IV (Anm. 10), S. 9.

Genieästhetik eines affektiven, spontanen, inspirierten Sprechens, das auch seine Antwort auf die Gretchenfrage bestimmt.

Als Gegenpol in der Gelehrtenhandlung dient der Famulus Wagner, der den formalen Kunstregeln der Rhetorik bedingungslos folgt. Bekennt sich Wagner ausdrücklich im Geiste des Humanismus zu einer gelehrten Schulrhetorik, so vertritt Faust programmatisch die neue, auf die Wahrheit des eigenen Fühlens und Empfindens rekurrierende innere Affekt-Rhetorik der Geniebewegung, die sich dem Geltungsanspruch der alten kunstrichterlichen Autoritäten im Namen der Natur und der Natürlichkeit kraftvoll widersetzte. Was Faust hier dem humanistischen Apologeten der Regelrhetorik Wagner entgegenhält, wird er später auch in seiner Bekenntnisrede Margarete einzuschärfen versuchen: Die Sprache darf nichts anderes sein als der unverstellte Ausdruck der höchsten Instanz des Menschen, seines Gefühls. Fausts emphatisch vorgetragenes Glaubensbekenntnis gegenüber Margarete wird durch seine grundsätzliche Verankerung in der neuen Poetik natürlichen und leidenschaftlichen Sprechens sowohl inhaltlich als auch sprachlich und formalästhetisch grundsätzlich bekräftigt und beglaubigt. Von der Totalitätserfahrung, die er Margarete predigt, träumt Faust schließlich von Anfang an selbst.

Fausts Credo speist sich darüber hinaus aus Quellen, die den Anspruch emphatischer Wahrhaftigkeit zusätzlich untermauern. Neben dem Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars aus Jean-Jacques Rousseaus *Émile ou de l'Éducation* (1762) ist der Einfluß von Johann Gottfried Herders *Johannes* (1774) nachgewiesen worden. Spuren von Herders Schrift finden sich sowohl in Fausts Versuch, den Beginn des Johannes-Evangeliums zu übersetzen, als auch in seiner Bekenntnisrede. Herder reflektiert das grundsätzliche Paradoxon, mit den beschränkten Möglichkeiten menschlicher Sprache über Göttliches reden zu müssen: »[…] ich muß eine elende Menschliche Sprache reden!«.[19] Im schriftlichen Nachdenken räumt Herder zugleich das zwangsläufige Scheitern all dieser Bemühungen ein.

Herders Einsicht, daß die Distanz zwischen göttlichem Glanz und irdischem Abglanz für eine genaue kognitive und sprachliche Erfassung des Allerhöchsten zu groß sei, mündet in jene sprachskeptische Anerkennung des Unsagbaren, mit der auch Faust seine Bekenntnisrede einleitet: »[…] kein Gedanke kann ihn denken: kein Wort ihn nennen: kein Geschöpf sehen und empfinden«.[20] Konsequenterweise schränkt Herder all seine Versuche, Worte für den Unaussprechlichen und für das Unsagbare zu finden, sogleich wieder ein und kommentiert seine eigene Begriffssuche in zahlreichen Parenthesen, die in Klammern gesetzt sind, mit kritischen und selbstquälerischen Bemerkungen wie: »lauter Menschliche unvollkommene Worte«;[21] »unvollkommenes, menschliches Wort!«;[22] »ich schäme mich das Wort zu setzen, für das ich doch kein andres Wort habe«.[23] Für seine wortreichen Um-

19 Johann Gottfried Herder: *Johannes*. In: J. G. Herder: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Bernhard Suphan. Bd. VII. Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Berlin 1884. Hildesheim 1967, S. 313-334; hier S. 320.
20 Ebd., S. 321.
21 Ebd.
22 Ebd., S. 322.
23 Ebd.

schreibungsversuche findet Herder immer nur »schwache Theilbegriffe«,[24] so daß er sich schließlich selbst eingestehen muß, die Kluft zwischen dem, was er empfindet, und dem, was er sprachlich auszudrücken vermag, nicht überwinden zu können. Durch eine Enumeratio von Teilbegriffen wird die Unsagbarkeit des Göttlichen einerseits bestätigt und auch durch die kommentierenden Parenthesen, in denen Herder die Relevanz der gefundenen Begriffe immer wieder hinterfragt, bekräftigt, andererseits aber auch paraphrasierend unterlaufen. Die Unmöglichkeit, das eine entscheidende Wort zu finden, läßt die kreative sprachliche Suche zu einem unabschließbaren Prozeß werden.

Fausts Hymnus auf den Unnennbaren, so läßt sich resümieren, ist eigenartig ambivalent. Seinem leidenschaftlich vorgetragenen Credo ist weder sprachlich noch inhaltlich die innere Wahrhaftigkeit abzusprechen. Faust adaptiert in einem Augenblick, in dem es um den unverstellten, authentischen Ausdruck seines Fühlens und Denkens geht, den hochemotionalen Ton der erhabenen Hymnen Klopstocks, der die Wahrhaftigkeit der Empfindung nicht nur bekräftigen soll, sondern sie auch tatsächlich bestätigt. Faust, so meine These, glaubt in diesem Augenblick wirklich, was er emphatisch sagt. Fausts Lüge besteht nicht darin, daß er Margarete etwas Falsches mitteilte. Faust sagt, was er denkt und empfindet, weiß aber zugleich, daß er in dieser besonderen Situation seine Rede strategisch einsetzt und damit die Wahrheit instrumentalisiert und funktionalisiert. Er versucht Margarete zu manipulieren, ohne lügen zu müssen. Das unterscheidet ihn von mustergültigen Verstellungskünstlern Goethescher Provenienz wie Reineke Fuchs oder Pylades in *Iphigenie auf Tauris*. Den Zwiespalt zwischen Wahrheit und Verstellung trägt Faust in seiner Bekenntnisrede in sich und mit sich selbst aus; seine innere Zerrissenheit ist im Drama konsequent psychologisiert. Faust weiß jedenfalls wirklich, was er tut, vor allem weiß er, daß er Margaretes konkreter Frage ausweicht, wenn er sein Glaubensbekenntnis ihr gegenüber in dieser Form ablegt. Daß Faust hier mit der Wahrheit lügt, ist ein weiterer Beleg für die grundsätzliche Diskrepanz zwischen Wollen und Vollbringen, die seine Zerrissenheit als tragisch ausweist. Andererseits ist es für Faust auch ernüchternd, daß seine Confessio so recht bei Margarete nicht verfangen will. Die affektive Sprache der Begeisterung findet keinen Widerhall, spürt doch Margarete die Differenz zu ihrem frommen Kirchenglauben, der so unerschütterlich ist, daß ihm ein auch noch so emphatisch vorgetragener Hymnus nichts anhaben kann. In Fragen der Religion läßt sich Margarete nicht so einfach überwältigen. Gegenüber Fausts anderen Verführungskünsten zeigt sie sich dagegen weit weniger immun.

Fausts poetischer, an Klopstocks freirhythmischen Hymnen geschulter Vortrag provoziert zuletzt noch die Frage nach dem Selbstverständnis des Dichters. Im hymnischen Überschwang seiner Bekenntnisrede erscheint ja Faust selbst als ein Dichter, der indes mit der Wahrheit lügt. Kann ein Dichter also gleichsam objektiv lügen, selbst wenn er subjektiv die Wahrheit sagt? Platons Vorbehalt gegenüber der Dichtkunst gewönne in diesem Fall eine ganz neue Dimension. Im Gegenzug war aber auch Klopstock nur in seiner Dichtung jener *heilige Jüngling*, den Johann Jacob Bodmer in Zürich auch leibhaftig erwartet hatte. Erlebt hat er freilich einen

24 Ebd.

eher sinnenfreudigen Menschen, den er mit dem Dichter des *Messias* nicht in Einklang zu bringen vermochte. Faust wiederum greift als Dichter seiner Confessio, mit der er der Gretchenfrage auszuweichen versucht, die Tradition religiöser Hymnik zumindest auf, setzt sie aber für ganz unheilige Zwecke ein. Vermeintlich heilig gedichtet, in jedem Falle unheilig gelebt – so gesehen, wäre Faust vielleicht eine Art Halbbruder Klopstocks.

DOKUMENTATIONEN UND MISZELLEN

JOSEF MATTAUSCH

»Erfahrungen« am Goethe-Wörterbuch. Eine Entgegnung

Im Goethe-Jahrbuch 2006 findet sich in der Rubrik *Dokumentationen und Miszellen* ein Beitrag von Ulrich Knoop über das Goethe-Wörterbuch (GWb).[1] Sich der Mühe einer ausführlicheren Besprechung dieses Werkes zu unterziehen ist zweifellos verdienstlich und darf dankbare Anerkennung beanspruchen. Dies gilt um so mehr, als sich wissenschaftliche Langzeitunternehmen (Editionen, Wörterbücher u. a.) nur selten kontinuierlicher wachsam-kritischer Begleitung in der Öffentlichkeit erfreuen.

Bei genauerer Lektüre des Beitrags zeigt sich jedoch, daß die Chance einer sachgerechten, eindringenden Behandlung nur unzureichend genutzt worden ist. Bedauerlicherweise offenbart die Darstellung unbeschadet mancher zutreffenden Einzelbeobachtungen ein erhebliches Maß an Ungenauigkeit, Widersprüchlichkeit, in Teilen auch Unklarheit, so daß sie im Endergebnis hinter ihrer behaupteten konstruktivförderlichen Intention zurückbleibt.

Ich konzentriere mich aus Raumgründen auf wenige überschaubare Fallbeispiele und knappe Konzeptüberlegungen.

Knoop nimmt zu Recht das Prinzip *Bedeutungs*wörterbuch ernst und vermißt daher nicht selten Bedeutungsangaben. Für mehrere von ihm beigebrachte Fälle zeigt das GWb jedoch ein deutliches Mehr an Information, als von ihm angegeben: Der Artikel »Gipsausguß« (gleich das erste angeführte Beispiel) ist eingebunden in ein Geflecht von Synonymenverweisen, das über »Gipsabguß« bis hin zum Grundwort »Gips« leitet mit der dortigen Erklärung »*der Gipsabguß, das Bildwerk aus Gips*«; dort auch der instruktive Hinweis auf die Wendungen »*in, aus G. (ab-, aus) gießen, abformen*«. Darf dem interessierten Leser unterstellt werden, daß er diese Angaben, die sich im Umkreis weniger Druckzeilen finden, übersieht? Beim Stichwort »Großherzog« hebt die Erklärung nicht nur den Titelcharakter hervor, sondern lautet: »*Titel eines regierenden Fürsten im Rang zwischen König und Herzog (ab 1806 in Deutschland gebräuchl)*«, mit interessanten Belegzitaten, die auch etwa

1 Ulrich Knoop: *Das Goethe-Wörterbuch. Erfahrungen und Wünsche.* In: GJb 2006, S. 208-217. – Bezug genommen wird auf das Goethe-Wörterbuch, Bd. 4 (*Geschäft – inhaftieren*). Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Wissenschaften in Göttingen und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Stuttgart 2004.

die Modalitäten der förmlichen Anrede aufzeigen – genau jene »lebensweltlichen Umstände«, die Knoop für »zu wenig beachtet« hält.

Beim Artikel »Gott« unterläuft Knoop ein massives, nur aus oberflächlicher Lektüre erklärbares Mißverständnis. Fausts Antwort auf Gretchens Frage (»Mein Kind, wer darf das sagen: / Ich glaub einen G. [glaub' an G. Faust 3427]!«) ordnet er der Bedeutungsangabe »*als negierte Macht*« zu. Das Zitat steht unter dem Übertitel (A) »*in allg […] Aussagen: metaphysisch als höchstes Wesen sowie als (problemat) Idee od als Ideologem*«, in einem Unterabschnitt (1) »*in […] Wesensbestimmungen u Fragen nach (der Art) der Transzendenz, Existenz, Beweisbarkeit, Erkennbarkeit uä […]*«, dort unter der weiterführenden Bemerkung »*hinsichtl der Relevanz von Glauben(sbekenntnissen) u Glaubenserwartungen; auch als rebellisch attackierte, im starken Selbstgefühl relativierte, negierte Macht od Wesenheit*«. Der abgesetzte Erläuterungsteil »*auch […]*« steht selbstredend für den später zitierten *Prometheus*-Beleg (»Ich kenne nichts Ärmeres / Unter der Sonn' als euch, Götter!«; V. 13). Die vorangehende Gretchen-Frage (»Glaubst du an Gott?«; V. 3426) hätte ihren Platz in einem zweiten Artikelteil (B) »*höchste (personale) Wesenheit einer monotheist Offenbarungsreligion […]*«, wo neben Parsengott, Allah, Jahve auch der christliche Gott erscheint. Angesichts der dortigen vielfältigen Vorstellungsgehalte und Aspekte mußte diese Textstelle, in ihrer Allgemeinheit vergleichsweise uninteressant, jedoch dem Kürzegebot zum Opfer fallen. Ein dritter Hauptabschnitt (C) enthält die Bedeutung »*in polytheist Vorstellung einer meist eingeschränkten, in best Funktion wirksamen, kultisch verehrten göttl Wesenheit*«, eine Beleggruppe, die der Kritiker seltsamerweise unter ein eigenes Lemma »Götter« stellen möchte – wenngleich da auch Singular-Fälle begegnen! Auch rückt er die Unterscheidung polytheistische vs. monotheistische Vorstellung in ganz unzulässiger Weise in die Nähe von Reinhart Kosellecks begriffsgeschichtlicher Erkenntnis von der Herausbildung des abstrakten Kollektivsingulars im späteren 18. Jahrhundert, worauf in dem Artikel »Geschichte« abgehoben wird, dessen Aussagen leider ebenfalls nur sehr ungenau zur Kenntnis genommen werden.

Auch im Bereich der praktisch-technischen Artikelorganisation fällt es schwer, Knoop zu folgen. Das betrifft etwa die angeblich »undurchsichtige« Funktion unterschiedlicher Gliederungsmarkierungen. Die angesprochenen Fälle »Glaubenslehre« und »Glaubensmeinung« zeigen die Differenz jedoch überdeutlich: Die Markierungen a/b bei dem einen stehen für geringe Bedeutungsunterschiede im religiösen Bereich (»*kirchl Glaubenskanon als Ganzes*« vs. »*pl für die einzelnen bibl, speziell christl Grundanschauungen u -aussagen*«), 1/2 bei dem anderen für die Unterscheidung religiöser/nichtreligiöser Bereich (»*persönl, nicht-offizielle relig Auffassung*« vs. »*jds tiefer Überzeugung entsprechende Ansicht*«). Die verschiedenen Markierungen signalisieren unterschiedliche semantische Differenzgrade.

Moniert wird auch das Druckbild, dessen Auszeichnungssystem »verwirrend« erscheine und Gliederungsmarken und semantischen Kommentar kaum unterscheidbar mache. Dazu kann hier nur auf den eigenen Augenschein und die Schriften- und Zeichenerklärungen (zuletzt im Vorspann zu Bd. 4) verwiesen werden.

Grundsätzlich muß man feststellen, daß Knoop keine deutliche Vorstellung vom zugrundeliegenden Wörterbuchkonzept erkennen läßt, obwohl er sich darüber hätte

unschwer informieren können. Möglich gewesen wäre dies vor allem in den metalexikographischen Begleitpublikationen zum Unternehmen selbst, zentral im Grundsatzartikel *Das Autoren-Bedeutungswörterbuch* des einschlägigen Standardwerks *Wörterbücher, Dictionaries, Dictionnaires*,[2] aber auch im Goethe-Jahrbuch, wo Goethe-Wörterbuch und Goethe-Lexikographie entgegen Knoops Meinung mehrfach thematisiert worden sind.[3]

Der entscheidende Punkt, den der Verfasser kaum in den Blick bekommt, ist die Textorientiertheit des GWb. Über die usuellen lexikalischen Wortbedeutungen hinaus, wie sie die allgemeinsprachlichen Wörterbücher verzeichnen, erfaßt es auch und vor allem die *aktuellen Textbedeutungen*. Aus dieser Zielstellung bezieht es einen wesentlichen Teil seiner Legitimation. Hieraus aber folgen zwingend bestimmte Darstellungsprinzipien.

1. Die hier angesprochenen Sonder-, Individual-, (poetischen) Schwebe- und Komplexbedeutungen lassen sich überzeugend nur entwickeln aus dem Zusammenhang der allgemeinen Semantikstrukturen eines Wortes, d.h. notwendig im Rahmen einer hierarchischen Gliederungsordnung. Ebendiese möchte Knoop durch eine einfache lineare Durchzählung ersetzen, Fülle und Vielfalt unterschiedlichster, farbiger Textbedeutungen nivelliert auf den 1/2/3-Schematismus einer einzigen Darstellungsebene. Man fragt sich, wie weit soll die Zählung schon bei einem mittleren Artikel gehen: bis 15, bis 28 oder noch viel weiter? Ist das der »moderne« sach- und lesergerechte Wörterbuchstil?

2. Die semantische Kommentierung im GWb bezieht bewußt kommunikativ-pragmatische Momente ein, also die im jeweiligen Situations- und Zeitkontext gegebenen Perspektiven, Bewertungen, Intentionen usw., die die Wortbedeutungen in einen bestimmten Horizont stellen, einfärben, mit Konnotationen ausstatten. Dabei können (und sollen) auch begriffsgeschichtliche Zusammenhänge einfließen, soweit sie im Wortbelegmaterial erkennbar werden. Knoop mißversteht diese methodische Kontextbeachtung grammatisch als Erklärung »ganzer Syntagmen«. Begriffsgeschichtliche Befunde möchte er aus dem Artikel verbannen und allenfalls im jeweiligen Artikelvorspann berücksichtigt sehen. Zugleich lehnt er damit verbundene freiere Beschreibungsweisen ab, da nicht in das Raster herkömmlicher lexikalischer Interpretamentmuster passend. Dem ist nachdrücklich entgegenzuhalten, daß dies auf eine verengte, stark reduzierte Aussageleistung hinausliefe. Es ist gerade der angestrebte semantische »Mehrwert«, dargestellt auch mittels offener Deskriptionsverfahren, der das Spezifikum des Autoren(text)wörterbuchs ausmacht.

In diesem Zusammenhang sei vermerkt, daß die Forderung nach einem vorangestellten Überblickskommentar weitgehend gegenstandslos ist. Von früh an und

2 *Wörterbücher, Dictionaries, Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. Berlin, New York 1990, Bd. 2, S. 1549-1562 – mit weiterer Literatur, zum GWb auch Arbeiten von Horst Umbach und Rose Unterberger. Vgl. ferner im Internet unter www.bbaw.de/forschung/gwb.

3 Nach der Schadewaldtschen Denkschrift (in: GJb 1949) vgl. noch Josef Mattausch: *Von Goethes Wörtern und ihren »Les-Arten«. Zwischenbilanz am Goethe-Wörterbuch*. In: GJb 1981, S. 11-24; ders.: *Ein Wörterbuch zum »West-östlichen Divan«*. In: GJb 1991, S. 243-246; ders.: *Das Goethe-Wörterbuch – Hilfsmittel für den literarischen Übersetzer*. In: GJb 2000, S. 212-223.

zunehmend waren die Artikelverfasser bestrebt, in Vorbemerkungen Auskunft zu geben nicht nur über Formales (Schreibung, Lautung, Frequenz, Varietätenzugehörigkeit), sondern in wichtigen Fällen auch über Bedeutungs- und Gebrauchsprofile, Goethesche Entwicklungen, Bezüge im Zeitkontext u. a.[4]

3. Zur Konzeption des GWb gehört ferner eine sachgerechte Würdigung aussagekräftiger Belegstellen. Sorgsam ausgewählte und geschnittene Belegzitate sind wesentliche lexikographische Aussageträger. Ihre pauschale Reduktion zu fordern, gar unter Verweis auf ihre digitale Verfügbarkeit per CD-ROM, wie es der Kritiker tut, verkennt Funktion und Leistung einer wohlüberlegten Belegtextpräsentation.

Hier kommt zudem, wie teilweise schon bei der eben besprochenen erweiterten Kommentierungsleistung, der Sachaspekt, die kulturelle Komponente des GWb, ins Spiel. Über die semantisch aufgeschlossenen Wörter und ihre Vorkommens- und Verwendungsweisen vermittelt sich auch die »Sach- und Ideenwelt« Goethes (wie der Begründer des Unternehmens Wolfgang Schadewaldt betont hat, dem Knoops verkürztes Wörterbuchverständnis freilich nicht gerecht wird), sein Universum als Zeitgenosse. Diese Welthaltigkeit des GWb, die sich aus der umfassenden Weltteilhabe Goethes ergibt, macht es weit über den Kreis der Philologen und Sprachhistoriker hinaus wichtig. Historiker nahezu aller Disziplinen, Interessenten aller Couleur finden hier ein aussageträchtiges Material: »Und wo ihr's packt, da ist's interessant!«[5]

Ein Wörterbuch lebt aus seiner sprachlichen Vermittlungsfunktion, auch das Goethe-Wörterbuch, das ein Mittler zwischen Autortext und Leser ist. Indem Knoop für Einfachheit, Linearität, Reduktion der lexikographischen Darstellung plädiert, setzt er einseitig auf das Bedürfnis des schnellen, oberflächlichen Lesers. Ein echtes Nutzerinteresse bedient er damit nicht. Auch wenn für die Lexikographen Leserfreundlichkeit ein ständiges Gebot bleibt, steht obenan doch die Verantwortung gegenüber dem Gegenstand: Goethes einmaliger, vielfältig differenzierter, ausdrucksreicher, mit Inhalten und Valeurs aufgeladener Sprache. Sie gilt es in ihrer Breite und Tiefe aufzuschließen und als kostbares produktives Kulturgut bewußt und zugänglich zu halten. Für dieses Ziel darf, vom Wörterbuchmacher wie vom Nutzer, auch einige Anstrengung eingefordert sein.

4 Ein Blick in vorangegangene Bände hätte darüber rasch belehren können. Eine Formulierung wie »Und so bricht sich in Bd. IV endlich Bahn, was zuvor noch als unmöglich erschien […]« bezeugt die völlige Unkenntnis des Kritikers von der Entwicklung des Unternehmens. – Das GWb entwickelte sich nach tastenden Anfängen seit Anfang der 70er Jahre zum bis heute gültigen Konzept des Autoren(text)wörterbuchs. Dies geschah maßgeblich unter dem Eindruck der damaligen sogenannten pragmatischen Wende in der Sprachwissenschaft, die ihrerseits auf Entwicklungen in der Semiotik aufbaute.

5 *Faust I* (WA I, 14, S. 14, V. 169).

WOLFGANG ALBRECHT

Ein unbekanntes Notizblatt des Theaterleiters Goethe

Im Deutschen Literaturarchiv Marbach wird eine kleine Handschrift Goethes aufbewahrt, die Museumsleiterin Dr. Heike Gfrereis und Bibliothekarin Birgit Slenzka unter Manuskripten anderer Autoren aufgefunden und nach Rücksprache mit mir katalogisiert und transkribiert haben (Signatur: A/Goethe Z 569). Auf großzügige, kollegiale Weise ist sie mir zusammen mit einer Abbildungsvorlage zum Erstdruck überlassen worden, wofür an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt sei.

Das 204 x 354 mm messende Blatt hat Goethe vertikal mittig gebrochen und auf eine bei ihm häufig anzutreffende Art beschrieben: rechtsspaltig, links Freiraum für eventuelle Ergänzungen lassend. Das Schreibmaterial ist Tinte, in der viertletzten Zeile Bleistift und nur der am kräftigsten hervortretende Buchstabe ebenfalls Tinte. Die Rückseite ist leer. Eine weitere Handschriftenbeschreibung erübrigt sich, weil die Abbildung hinreichend veranschaulicht. Statt dessen gebe ich zunächst eine zeichen- und zeilengetreue Transkription mit hinzugefügter Zeilenzählung in eckigen Klammern:

Agenda et Observanda.
Zeit zwischen den Ackten.
Prolog zurück ~~z~~ von Neumann,
Proben der Oper.
[5] Stücke.
Eintheilung der Zeit.
Zettel des Stücks mit dem
Rapport.
Eckbrecht Theater Dec.
[10] Alt u n. Zeit.
Stuhl für den Grüneich Sohn,
bringen die Kinder ~~herbey~~

Der kurze Text enthält lediglich zwei Korrekturen. In der dritten Zeile wurde nach »zurück« der Buchstabe z gestrichen, weil Goethe offenbar anstelle von »zurück zu« eine andere Formulierung vorzog, und ganz am Ende hat er aus nicht erkennbarem Grund das letzte Wort getilgt. Die Zeilen 1-9 sind mit Bleistift zweimal vertikal durchgestrichen, was bei Goethe nicht ›gestrichen‹, sondern ›erledigt‹ bedeutet. Noch vor der Streichung scheint Zeile 9 hinzugefügt worden zu sein, da anscheinend bei einer zweiten, die drei letzten Zeilen umfassenden Hinzufügung in Zeile 9 bei »Eckbrecht« der letzte Buchstabe mit Tinte ergänzt worden ist.

Eine auf ein Einzelblatt oder auf mehrere Bögen notierte und zumeist datierte *Agenda* hat Goethe als eine ihm gemäße Form der Vormerkung nachweislich öfter

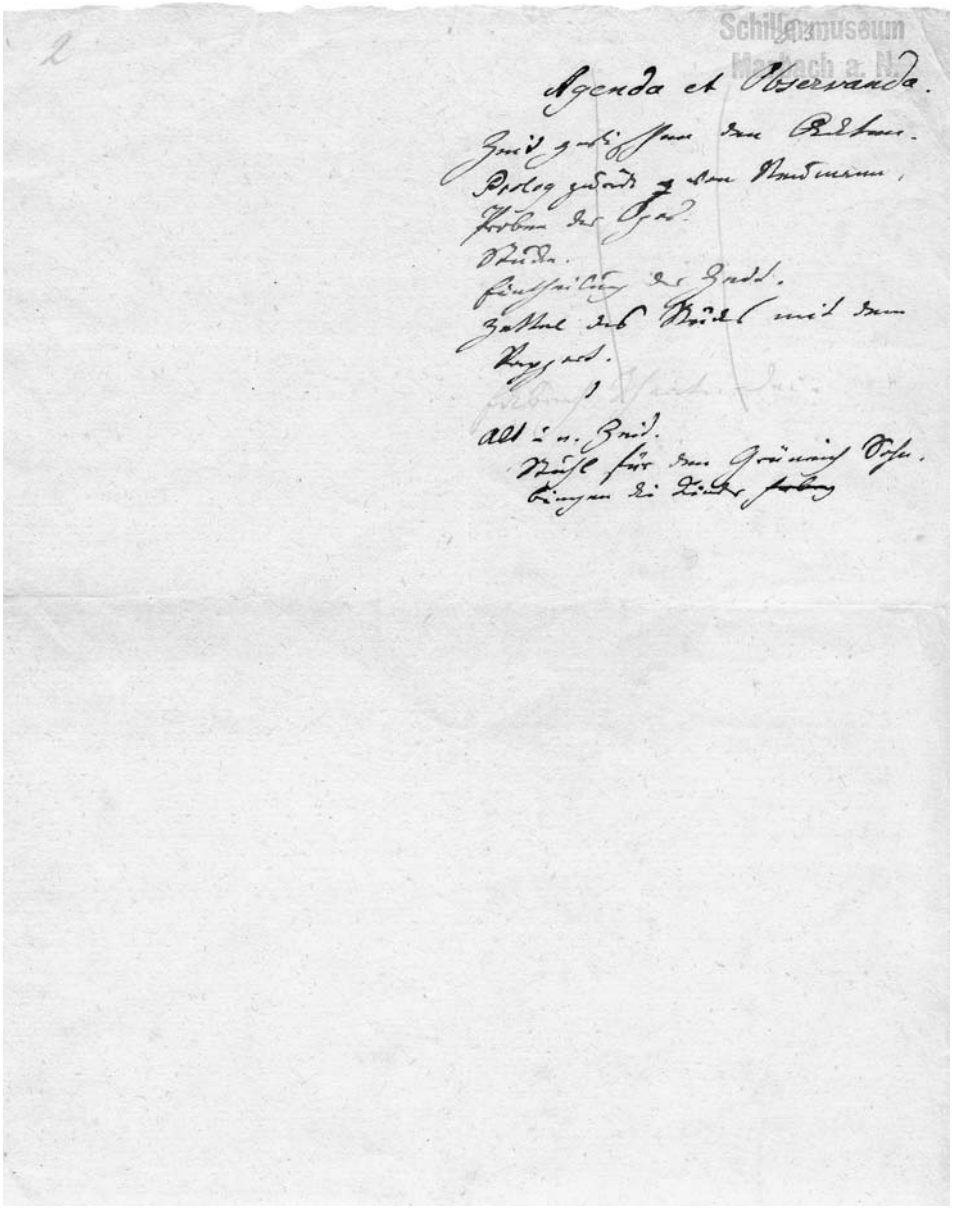


Abb. 4
Notizblatt Goethes *Agenda et Observanda*

gebraucht, vor allem seit Ende 1815, seit Übernahme der Oberaufsicht über alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst in Weimar und Jena.[1] Die Stichwortreihung bei diesen Vormerken oder Arbeitsnotizen korrespondiert dem Chronikalstil in seinen Tagebüchern zwischen 1796 und 1817, vor dem Übergang zum Tagebuchjournal am 21. März 1817.

Worauf bezieht sich nun die vorliegende undatierte *Agenda* und von wann stammt sie? Einen eindeutigen Anhaltspunkt bietet zunächst Zeile 10 in Verbindung mit Zeile 3. Beide verweisen auf August Wilhelm Ifflands Schauspiel *Alte und neue Zeit* von 1794, zu dem Goethe etwa im September desselben Jahres einen Prolog[2] schrieb. Gesprochen wurde er von der Schauspielerin Christiane Louise Amalie Becker geb. Neumann (1778-1797), Goethes Euphrosyne, am 7. Oktober 1794, als die vierte Spielzeit des Weimarer Hoftheaters mit diesem Schauspiel eröffnet wurde (nachdem es vom Weimarer Ensemble zuvor, seit Juli, bereits in Lauchstädt, Rudolstadt und Erfurt gegeben worden war). Mithin betreffen die Notizen Theaterangelegenheiten im Umfeld des Premierentages und dürften kurz danach gemacht worden sein, denn die dritte Zeile besagt ausdrücklich, daß die Schauspielerin den Prolog noch bei sich hatte und Goethe sich vornahm, ihn zurückzuverlangen. Ebenso deutet der abschließende Vermerk zu *Alte und neue Zeit* auf ein Detail, das Goethe während der Vorstellung am 7. Oktober, vielleicht auch erst bei einer zweiten Aufführung am 25. Oktober bewußt wurde. (Dann wurde das Stück erst am 30. Dezember wieder gespielt.) Zwar läßt sich der genannte »Stuhl für den Grüneich Sohn« keiner Szene eindeutig zuordnen, da Iffland nur sehr wenige Regieanweisungen gibt, doch paßt der Vorgang auf verschiedene Situationen in der zweiten Stückhälfte. Zutage treten selbstverschuldete Schrecknisse für Grüneich, den über seinen bürgerlichen Stand hinaus lebenden und derart eine kritisch dargestellte neue Zeit repräsentierenden Sohn eines redlichen greisen Amtmannes aus der guten alten Zeit. Den Stuhl für den Bankrotteur Grüneich sollten vielleicht zwecks Effektsteigerung nicht seine beiden geckenhaft egoistischen Kinder (die ihren verarmten Vater am Ende allein zu lassen gesonnen sind) bringen, sondern die kontrastiv dazu ehrbar angelegten seiner Schwester. Denn daß Goethe die kritische Grundtendenz entschieden weitervermitteln wollte, wie es seiner Haltung im Revolutionsjahrzehnt vollauf entsprach, belegt folgende Sequenz des Prologs, bezogen auf Weimar:

> Wo sicher und vergnügt sich das Gewerbe
> An Wissenschaft und Künste schließt; wo der Geschmack
> Die dumpfe Dummheit längst vertrieb;
> Wo alles Gute wirkt; wo das Theater
> In diesen Kreis des Guten mit gehört.

Ausgehend von den Aufführungsdaten 7. und 25. Oktober läßt sich jetzt zu Zeile 4 fragen, welche Oper geprobt worden ist oder geprobt werden sollte. Es fällt nicht

1 Die *Agenda*-Blätter, seit 1813 überliefert, sind als Anhang abgedruckt in WA III, 5-10 und WA III, 13. Ein wichtiger Neufund ist erst kürzlich publiziert worden von Sebastian Donat: *Arbeitspensum eines Achtundsiebzigjährigen. Eine unbekannte Agenda Goethes vom November und Dezember 1827*. In: GJb 2001, S. 328-345.

2 WA I, 13.1, S. 165 f.; WA I, 13.2, S. 228 f.

schwer, dies relativ sicher zu beantworten, da laut Carl August Hugo Burkhardt[3] zwischen den beiden genannten Tagen nur eine Oper Premiere hatte: am 24. Oktober *Die vereitelten Ränke*, eine gemeinsame Bearbeitung[4] von Goethe und Christian August Vulpius nach dem Libretto *Le trame deluse. Commedia per musica* von Giuseppe Maria Diodati, das 1786 in der Vertonung Domenico Cimarosas in Neapel uraufgeführt worden war. Mit weitaus weniger Wahrscheinlichkeit ist die nächste Weimarer Opernpremiere, am 22. November, gemeint: *Circe*, gleichfalls in einer Textfassung[5] von Goethe und Vulpius, und zwar nach der anonymen Vorlage *La Maga Circe. Farsa a cinque voci* (Firenze 1789), komponiert von Pasquale Anfossi. Beide Adaptionen entsprangen einer Grundabsicht des Theaterleiters Goethe, nämlich der Weimarer Hofbühne ein breitgefächertes Repertoire zu verschaffen.

Demselben Ziel folgte die Auswahl sonstiger neuer »Stücke«, die in Zeile 5 angedeutet zu sein scheint. Für Oktober und November 1794 vermerkt Burkhardt folgende Premieren im Schauspiel, wobei es sich durchweg um Lustspiele handelt: 16. Oktober *Der Diener zweier Herren* von Friedrich Ludwig Schröder nach Carlo Goldoni, 30. Oktober *Alles aus Eigennutz* von Heinrich Christian Beck nach John Burgoyne, 6. November *Das Landmädchen* von d'Arien[6] und 20. November *Die Geschwister vom Lande* von Johann Friedrich Jünger. Über die »Theater Dec. [oration(en)]« für diese oder einige dieser Stücke oder eine der beiden vorgenannten Opern hat Goethe Zeile 9 zufolge mit dem Weimarer Maler und Dekorateur Johann Friedrich Eckebrecht (1746-1796) sprechen wollen. Dieser war übrigens bei der Innengestaltung von Goethes Wohnhaus mitbeteiligt.[7]

Soweit einige mehr oder weniger gesicherte Aufschlüsse zu der *Agenda*; was sich hinter den übrigen Einträgen verbirgt, läßt sich allenfalls mutmaßen. Die erste Notiz, »Zeit zwischen den Ackten«, zielt möglicherweise auf Überlegungen, wie die durch Dekorationswechsel mitunter längeren Aktpausen zu überbrücken seien, etwa durch Zwischenaktmusik von Solisten oder durch kleine Ballette, die nicht nur in Weimar üblich waren. Die vorzunehmende »Eintheilung der Zeit« (Zeile 6) könnte im Zusammenhang mit den zuvor angeführten Proben stehen. Die Zeilen 7 und 8 meinen vielleicht den Theaterzettel einer Aufführung, zu der Goethe kritische Fragen stellen und sich schriftlich beantworten lassen wollte.

Die *Agenda* gehört zu den nicht sehr zahlreichen eigenen Zeugnissen Goethes aus der Frühzeit seiner Theaterleitung. Sie veranschaulicht für einen begrenzten Zeitraum seine vielfältigen Aufgaben in diesem Bereich seiner amtlichen Tätigkeiten.

3 C.[arl] A.[ugust] H.[ugo] Burkhardt: *Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791-1817*. Hamburg, Leipzig 1891.

4 WA I, 12, S. 253-286.

5 WA I, 53, S. 118-135.

6 So die Angabe bei Burkhardt, S. 109. Über den Autor hat sich sonst nichts ermitteln lassen.

7 Siehe WA IV, 10, S. 165 u. 170 (Goethe an Johann Heinrich Meyer, 9.6. u. 7.7.1794).

YVONNE PIETSCH

Goethes Besuch auf Schloß Schönhof im Tagebuch des vierzehnjährigen Grafen Eugen Carl Czernin

In seinem Tagebuch vermerkte Goethe unter dem 26. Juli 1808 zum ersten Mal den Namen der böhmischen Adelsfamilie »Czernin« (vgl. WA III, 3, S. 364); Anlaß dazu war die erste Begegnung mit Gräfin Maria Theresia Czernin von und zu Chudenitz geb. Prinzessin von Schönborn-Heussenstamm (1758-1838) während seines Aufenthaltes in Karlsbad (tschech. Karlovy Vary) vom 15. Mai bis zum 9. Juli und erneut vom 22. Juli bis zum 30. August 1808. Zwei Tage später, am 28. Juli (vgl. ebd.), traf er auch den Ehemann der Gräfin Maria Theresia, den Grafen Johann Rudolf Czernin von und zu Chudenitz (1757-1845). Am 8. Juli 1810 begegnete Goethe wieder der Gräfin, anläßlich einer Vorlesung »bey Fürst Moriz Lichtenstein« (WA III, 4, S. 138). Goethe hielt sich damals schon seit Mai in Karlsbad zur Kur auf. Am 13. Juli, so Goethes Tagebuch, besuchte er gegen Abend den Karlsbader Galanteriewarenhändler Franz Meyer, »wo die Grafen Czernin waren« (ebd., S. 139). Es handelte sich dabei um Johann Rudolf Czernin und dessen Bruder Wolfgang (1766-1813). Dieser Begegnung folgte wahrscheinlich die Einladung Goethes auf das knapp 60 km östlich von Karlsbad gelegene Schloß Schönhof (tschech. Krásný Dvůr).

Graf Johann Rudolf Czernin und dessen Frau hatten in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts mit Schloß Schönhof einen der gastfreisten Höfe Westböhmens etabliert. Kurz vor Goethes Besuch war am 22. Juni die österreichische Kaiserin Maria Ludovica[1] zuvorkommend dort aufgenommen worden.[2] Zum Schloß, das 1649 in das Eigentum der Familie übergegangen war, gehörte eine fast 100 Hektar große Parkanlage im englischen Stil, die Graf Johann Rudolf Czernin in den Jahren 1788-1803 hatte anlegen lassen. Als erster seiner Art in Böhmen stellte der Park somit für die anreisenden Gäste eine besondere Attraktion dar.

In Begleitung seines Sekretärs Friedrich Wilhelm Riemer (1774-1845) erreichte Goethe Schloß Schönhof am 4. August 1810. Den folgenden Tag (5. August) hielt er sich dort auf und fuhr am Morgen des 6. August weiter nach Teplitz. Hier traf er

1 Zuvor hatte sie sich vom 6. bis 22. Juni in Karlsbad zur Kur aufgehalten und war dabei auch Goethe begegnet, der ihr in dieser Zeit bekanntlich vier Gedichte widmete: *Der Kaiserinn Ankunft. Den 6. Juny 1810.*, *Der Kaiserinn Becher. Den 10. Juny 1810.*, *Der Kaiserinn Platz. Den 19. Juny 1810.* und *Der Kaiserinn Abschied. Den 22. Juny 1810.* Maria Ludovica reiste nach diesem Aufenthalt weiter nach Teplitz.

2 Hermann Braun, Michael Neubauer: *Goethe in Böhmen*. Hof 1991, S. 107. Für die Bereitstellung relevanter Sekundärliteratur, insbesondere über Schloß Schönhof, danke ich Frau Dr. Edith Zehm, München.

u. a. Herzog Carl August sowie Carl Friedrich Zelter und unterzog sich – zum ersten Mal in Teplitz – bis zum 16. September 1810 einer Nachkur.[3]

In Schönhof traf Goethe den Schloßherrn, Graf Johann Rudolf Czernin, nicht an, da dieser am Tag von Goethes Ankunft morgens von Schloß Schönhof in Richtung Karlsbad aufgebrochen war, wie dessen damals vierzehnjähriger Sohn, Graf Eugen Carl Czernin (1796-1868), in seinem Tagebuch vermerkte.[4] Graf Johann Rudolf von Czernin war Präsident der Akademie der bildenden Künste in Wien und wurde 1824 zum kaiserlichen Oberstkämmerer ernannt. Seine Verdienste liegen vor allem in der seit 1800 begonnenen Sammeltätigkeit: Mit seinen Gemälden und Kupferstichen schuf er die Grundlage für die Czerninsche Kunstsammlung, die in Teilen noch heute als Leihgabe in der Residenz-Galerie in Salzburg zu sehen ist.[5] Mit ihm hatten auch sein Bruder Wolfgang sowie dessen Familie, seine Frau Gräfin Antonie geb. von Salm und Neuburg (1776-1840) und deren drei Kinder, das Schloß verlassen. Auch »Fanny Kheven« – so Eugen Carl Czernin – reiste mit der Gesellschaft ab. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um Marie Franziska von Khevenhüller, die ledige Tante von Eugen Carl Czernins späterer Frau, Maria Theresia geb. Orsini-Rosenberg (1798-1866).

Goethe wurde am 4. August abends zur Tafel geladen, wo sich die »Gräfin Czernin, Schwester, Schwägerin, Herr von Thisbat. Hofmeister Zelinka« (WA III, 4, S. 144) einfanden. Ob außer Charles François de Thysebaert (1763-1830) auch dessen Frau Maria Caroline (1771-1842) geb. Czernin (Schwester von Johann Rudolf und Wolfgang) und ihre drei Kinder sowie Eugen Carl Czernin in dieser Gesellschaft anwesend waren, ist der vorliegenden Quelle nicht zu entnehmen. Antonín Eduard Zelinka (1772-1854) war seit 1802 Hofmeister und Lehrer Eugen Carl Czernins.[6]

In Böhmen betrieb Goethe ausführliche Studien auf dem Gebiet der Mineralogie und Geologie, denen er vor allem während seiner Kuraufenthalte in Karlsbad intensiv nachging und zu deren Zweck er Gesteinsproben für seine umfangreiche Mineraliensammlung zusammentrug. So stand auch während seines Aufenthalts in Schönhof neben der Besichtigung der Parkanlage, die von Riemer besonders gelobt wurde,[7]

3 Sein Besuch in Karlsbad hatte ihm dieses Mal vor allem aufgrund des regnerischen Wetters und anderer Unannehmlichkeiten – eine Explosion der Sprudelquelle im September 1809 erschwerte den therapeutischen Genuß des Wassers – nicht die erhoffte Linderung seiner Beschwerden verschafft, sondern diese noch verstärkt (vgl. Johannes Urzidil: *Goethe in Böhmen*. Wien, Leipzig 1932, S. 85, sowie Riemers Brief an die Familie Frommann vom 12. August 1810, zit. nach: *Aus dem Goethehause. Briefe Friedrich Wilhelm Riemers an die Familie Frommann in Jena [1803-1824]*, nach den Originalen hrsg. von Ferdinand Heitmüller. Stuttgart 1892, Nr. 119, S. 164).

4 Staatsarchiv Jindřichův Hradec, Tagebuch Eugen Czernins vom 1. bis 13. August 1810, Sign.: VIII F α, Familienarchiv Czernin, Bl. 19.

5 Vgl. u. a. *Katalog der Residenzgalerie Salzburg mit der Sammlung Czernin*. Hrsg. von Heinrich Buschbeck, Franz Fuhrmann. Salzburg 1955.

6 Für diesen Hinweis wie auch für Informationen zu Czernins Tagebüchern danke ich Frau Magistra Stanislava Nováková, Staatsarchiv Jindřichův Hradec.

7 Goethe vermerkt in seinem Tagebuch lediglich: »Einen Theil des Parkes bey schönem Wetter besehen« (WA III, 4, S. 144). Riemer dagegen äußerte sich in einem Brief an die Familie Frommann am 12. August 1810 detaillierter: »[Wir] besahen unterwegs den

die geologische Untersuchung der Umgebung auf dem Plan. Am 5. August bestieg Goethe in Begleitung des Grafensohns und wahrscheinlich des Hofmeisters Zelinka den in der Nähe gelegenen Bocksberg, wo er »Augitenreiches Gestein, das in eine Art Mandelstein übergeht«, vorfand, außerdem »in einer Hohle merkwürdiger kuglichter Basalt lagerweise« (WA III, 4, S. 145) – also geologische Funde von Vulkangestein, das Goethe auch in der Umgebung von Karlsbad sammelte. Eugen Carl Czernin erwähnt in seinem Tagebuch noch die Entdeckung von »Strahligte[m] Kalk«, einem Kalkstein, der kegelförmige, fein gestreifte Gebilde an der Oberfläche aufweist, und »Pseudo-Aetit«: »kugel- oder eiförmige Körper, beym Aufschlagen schaalig. Man hat sie nicht mit Unrecht Pseudo-Aetiten genannt, weil die eigentlichen Adlersteine gleichfalls schaalenweise Kugel in Kugel enthalten« (WA II, 13, S. 373). Eugen Carl Czernin wurde durch den mit ihm verwandten Naturforscher und Mineralogen, Graf Kaspar Maria von Sternberg (1761-1838), zu naturwissenschaftlichen Studien ermutigt, die dieser väterlich begleitete. Bereits im Tagebuch des Vierzehnjährigen läßt sich das Interesse an Mineralogie und Geologie nachweisen, da er die Funde und Ergebnisse des Erkundungsausflugs genau notiert hat.

Am nächsten Tag fuhren Goethe und Riemer weiter über Saaz (tschech. Žatec), Brüx (Most) und »bey Dux vorbey« (WA III, 4, S. 145; tschech. Duchcov) nach Teplitz. Daß Eugen Carl Czernin in seinem Tagebuch irrtümlich schreibt, die beiden seien in südwestlicher Richtung nach »Wershetitz« (Werscheditz, tschech. Verušicky) gefahren, also in Richtung Karlsbad, ist wahrscheinlich dadurch zu erklären, daß die Familie Thysebaert einen Tag zuvor in diese Richtung aufgebrochen war.

In Goethes und Riemers Tagebüchern sowie in einem Brief Riemers wird der Aufenthalt auf Schloß Schönhof nur stichpunktartig beschrieben (vgl. WA III, 4, S. 144 f.).[8] Der vierzehnjährige Graf Eugen Carl Czernin dagegen berichtet etwas ausführlicher, in naiver Ehrfurcht, aber auch mit kindlich-ungenierter Vertrautheit über seine Begegnung mit dem »berühmte[n] Schriftsteller und Dichter Goethe«.

wunderschönen Park von Schönhof, wo ich gar zu gern einzuwohnen wünschte, d. h. Tage, Wochenlang ihn durchempfinden und durchgenießen. Allein wir mußten lambendo sicuti canes e Nilo [lat. für »Wasser, wie die Hunde aus dem Nil trinkend« – verbunden mit der Gefahr, von Krokodilen gefressen zu werden] ihn durchlaufen. Doch erfüllte ich meine Einbildungskraft so damit, daß ich selbst den ganzen Winter davon zu leben, und noch manches an andere mitzutheilen gedenke« (Heitmüller [Anm. 3], Nr. 119, S. 164). In einem Brief an Charlotte von Stein vom 14. Mai 1778 äußert sich Goethe ähnlich euphorisch wie Riemer über die englische Gartenarchitektur, die er in dieser Zeit in Wörlitz vorfand: »Hier ists ietzt unendlich schön. Mich hats gestern Abend wie wir durch die Seen Canäle und Wäldgen schlichen sehr gerührt wie die Götter dem Fürsten erlaubt haben einen Traum um sich herum zu schaffen. Es ist wenn man so durchzieht wie ein Mährgen das einem vorgetragen wird und hat ganz den Charackter der Elisischen Felder in der sachtesten Manigfaltigkeit fliest eins in das andre, keine Höhe zieht das Aug und das Verlangen auf einen einzigen Punckt, man streicht herum ohne zu fragen wo man ausgegangen ist und hinkommt« (WA IV, 3, S. 223, Nr. 703).

8 Vgl. außerdem Robert Keil: *Aus den Tagebüchern Riemers, des vertrauten Freundes von Goethe*. In: *Deutsche Revue* 11/12 (1886-1887), S. 41.

Die von Eugen Carl Czernin von 1804 bis 1868 kontinuierlich geschriebenen, in 59 Heften und 46 Bänden überlieferten Tagebücher[9] befinden sich heute sämtlich im Staatsarchiv Jindřichův Hradec (früher Neuhaus).[10] Die in lateinischer Schrift hingekritzelten, etwas unbeholfenen Notizen, die von der Begegnung mit Goethe berichten, sind bislang nur leicht gekürzt und in normalisierter Textdarbietung veröffentlicht worden.[11] In der Goethe-Literatur wurde ihnen lediglich wegen der Beschreibung der äußeren Erscheinung Goethes und deren Wirkung auf den vierzehnjährigen Grafensohn Aufmerksamkeit zuteil.[12]

Die in Goethes *Gesprächen* überlieferte Anekdote, Goethe habe den vielseitig interessierten und ihn mit Fragen bestürmenden Grafensohn mit den Worten abgewiesen: »Junges Herrchen, junges Herrchen, zersplittern Sie nicht ihre Verstandeskräfte, gerade ich kann Ihnen in dieser Beziehung zum warnenden Beispiel dienen« (Gespräche, Bd. 4, S. 259, Nr. 3236),[13] findet sich allerdings im Gegensatz zur bisherigen Annahme nicht in Eugen Carl Czernins Tagebuch von 1810. Allein stilistisch würde diese Erzählung vom eher kindlichen Stil des Tagebuchs stark abweichen. Ungewöhnlich wäre zudem Goethes Anrede des Grafensohns mit »Herrchen«. Ungenau bei der Herkunftsangabe der Quelle bleibt auch Hugo Siebenscheins Aufsatz *Goethe a Černín*, in dem der Passus zum ersten Mal zitiert, aber die Quelle lediglich mit den Worten »aus den fragmentarischen Aufzeichnungen dieser Tage«[14] angegeben wird, ohne einen exakten Beleg anzuführen.[15] Es handelt sich demnach

9 Die hohe Anzahl der Bände erklärt sich aus dem großzügigen Umgang mit Papier: Allein die Zeit vom 1. bis zum 13. August 1810 umfaßt ein ganzes Bändchen.

10 Czernin war in späterer Zeit der Begründer des Schloßarchivs in Jindřichův Hradec, in dem heute noch seine Tagebücher, die er zeit seines Lebens verfaßte, aufbewahrt werden.

11 Vgl. Hugo Siebenschein: *Po stopách dobrovského v deníku hraběte Eugena Černína z Chudenic*. In: *Bratislava. Časopis učené společnosti šafaříkovy* (Auf den Spuren Dobrowskys im Tagebuch des Grafen Eugen Czernin von Chudenitz. In: *Bratislava. Zeitschrift der gelehrten Gesellschaft des Safarik*; für die Übersetzungen aus dem Tschechischen danke ich Michael Bursik, Heidelberg.). Hrsg. von J. F. Babor, Albert Pražák, Otakar Sommer. Bratislava 1929, S. 868. Ders.: *Goethe a Černín*. In: *Goethův sborník. Památce 100. Výročí básníkovy smrti vydali čeští germanisté* (Goethe und Czernin. In: Goethe-Sammelband. Zur Erinnerung an den 100. Todestag des Dichters durch tschechische Germanisten herausgegeben). Prag 1932, S. 299-301; Siebenschein bietet in beiden Beiträgen Tagebuch-Texte, die sich auf Goethes Begegnungen mit Eugen Czernin beziehen – im August 1818 kam es zu einem erneuten Treffen der beiden in Karlsbad. Der Text Siebenscheins, bezogen auf das Jahr 1810, wurde in identischer Form aufgenommen in: *Gespräche*, Bd. 2, S. 551, Nr. 3235, sowie in: LA II, 8 A, S. 262.

12 Peter Erhard Kristl: *Goethe in Böhmen heute*. Mit Bilddokumentation. Neu gefaßte 2. Aufl. 1991, S. 56. Klaus Gasselder: *Auf den Spuren Goethes in Böhmen. Handreichungen für eine literarische Reise*. Geldersheim 1999, S. 52.

13 Die Anekdote findet sich dann später auch im *Goethe-Handbuch. Goethe, seine Welt und Zeit in Werk und Wirkung*. Bd. 1. Hrsg. von Alfred Zastrau. Stuttgart 1961, Sp. 1728, sowie in Robert Steigers *Goethes Leben von Tag zu Tag. Eine dokumentarische Chronik*. Bd. 5: *1807-1813*. Zürich, München 1988, S. 435.

14 Im tschechischen Original: »Z dalších úryvkovitých jen záznamů toho dne uysvitá« (Siebenschein 1929 [Anm. 11], S. 300).

15 Ebd.

wahrscheinlich um eine im wörtlichen Sinn von ›Anekdote‹ überlieferte Geschichte, die im Familienkreis der Czernins erzählt und erst später schriftlich fixiert wurde.

Der Goethes Besuch in Schönhof betreffende Ausschnitt aus Graf Eugen Czernins Tagebuch wird im folgenden buchstaben- und zeichengetreu wiedergegeben.

Den 4ten Aug: Sonntag
Früh ging die betrubte Abreise vom Papa vorsich, wie vom Onkel Wolfgang, T. Fany, Fanny Kheven und allen Kindern u. Gefolge

Nachmittag kam der berühmte Schriftsteller und Dichter Goethe mit Hrn Riemer Doctor der Philosophie aus Weimar an sie kamen von Carlsbad

ersterer ist Geheimer Rath und macht jetzt in Deutschland durch seine Gedichte und Schriften, die vorzuglich Romane sind am meisten Aufsehen er ist auch ein starker Physiker und Mineralog er ist schon gegen sechzig Jahre alt nicht groß hat etwas eine gekrumte Nase. und etwas mißtrausches und stolzes in seiner Fisiognomie

D 5t Aug.
Zeigten wir den beiden Fremden den Garten auch besuchten wir gegen Abend den Bocksberg den Goethe sehr merkwurdig fand wir brachten sehr viele der schonsten Augeten Strahligten Kalk einen lavaartigen Stein und eine Art Pseudo Aetit mit. in einem Hohlweg gegen der Fisbierkette zu war links die Seite vom Hohlweg voll von verschiedenfarbigen Basaldkugeln die sehr sonderbar aussahen rechts in diesem Wege wenn man gegen dem Garten zugeht ist eine Mauer voller großer lavaahnlicher Steine über welche Goethe sehr verwundert wurde auch war hier der Fundort des schönen Strahl-Kalksteines,

Heute reisten wieder die ganze Familie Thysebaert nach Werschetitz ab.

D 6t A:
Goethe und Dctr. Riemer reisten heute fruhe nach Wershetitz wieder ab.[16]

16 Staatsarchiv Jindřichův Hradec (Anm. 4), Bl. 19-21.

MATTHEW BELL

»Das Tagebuch« – eine neu entdeckte Quelle

Die vierzehnte Strophe des Gedichts *Das Tagebuch* beschreibt eine Situation erotischer Verlegenheit. In den Strophen zuvor ist es das Mädchen, das der Werbung des Gastes nicht widersteht und ihn aus freien Stücken zu später Stunde in seinem Zimmer aufsucht. Nun kehren sich die Rollen um. Von »Tagesarbeit, jugendlicher Mühe« (Strophe 13) erschöpft, entspannt sich das Mädchen und schläft ein. Der Gast, neben der nackten Schlafenden liegend, hofft auf die Kraft seines »Meisters«, wird aber – hier und in den folgenden Strophen – zusehends von Zweifeln und Selbstbeschuldigungen geplagt, die »Meister Iste« sich nicht erheben lassen.

So lag sie himmlisch an bequemer Stelle,
Als wenn das Lager ihr allein gehörte,
Und an die Wand gedrückt, gequetscht zur Hölle
Ohnmächtig Jener, dem sie nichts verwehrte.
Vom Schlangenbisse fällt zunächst der Quelle
Ein Wanderer so, den schon der Durst verzehrte.
Sie atmet lieblich holdem Traum entgegen;
Er hält den Atem, sie nicht aufzuregen.
(FA I, 2, S. 846)

Der Rollentausch ergibt eine höchst komische Situation. Goethe wollte anscheinend bei diesem Augenblick verweilen und verband ihn deshalb mit einem komisch-heroischen Vergleich. Den Reisenden vergleicht Goethe mit einem durstigen Wanderer, der von einer Schlange gebissen wird, als er sich einer Quelle nähert. Den Kern des Vergleichs entnahm Goethe einem Werk, das er, wie es in seinem Tagebuch heißt, am 3. Juli 1808 las: Juvenals erste Satire. Dort geht es um skrupellose Männer, die reiche Witwen sexuell befriedigen, als deren Erben sie dann anerkannt werden. Man könne die Größe einer solchen Erbschaft an der Länge des Penis, also am angeblichen Ausmaß der erteilten Befriedigung ermessen. Darin liege aber eine Gefahr. Die dem Mitgiftjäger durch die allzu häufige sexuelle Tätigkeit abgenötigte Überproduktion des Samens blute ihn dermaßen aus, daß er total bleich werde, als ob er barfuß auf eine Schlange getreten sei oder eben an Caligulas Rhetorik-Wettbewerb zu Lyon teilzunehmen hätte:

Ein Ünzlein empfängt Proculeius, Gillo aber elf,
Jeder für sich sein Teil, im Maß seines Gliedes ein Erbe.
Er wird aber sicher mit Blut bestraft werden, und so
Bleicht er, wie einer, der barfuß auf eine Schlange getreten,
Oder ein Redner, der am Altar zu Lyon zu sprechen bestimmt ist.[1]

1 »unciolam Proculeius habet, sed Gillo deuncem, / partes quisque suas ad mensuram inguinis heres. / accipiat sane mercedem sanguinis, et sic / palleat ut nudis pressit qui

Juvenals Vergleich besaß für Goethe einen zweifachen Reiz:

Erstens gehörte der Vergleich dem Bereich der sexuellen Komödie an, was ihn unmittelbar relevant für das neue Gedicht machte. Seit der Periode der *Römischen Elegien* interessierte sich Goethe für die lateinische Sexualsprache, zu der z. B. das Wort *dominus* (Meister) gehört. In Ovids *Amores*, wo Goethe vermutlich auf das Thema der Impotenz stieß, nennt das Mädchen den Dichter »dominus«, um ihn sexuell zu erregen (III, 7 u. 12). Auf ähnliche Weise wird in Goethes Gedicht der Penis des Erzählers als »Meister Iste« bezeichnet. Die sexuelle Metaphorik tritt auch in Goethes Aneignung von Juvenal zutage. Der neue Zusammenhang, in den der Vergleich nun gestellt wird, kehrt die Bedeutung um. Bei Juvenal ist der sexuelle Exzeß im Gesicht des Mitgiftjägers zu erkennen. Bei Goethe dagegen beschämt den Reisenden sein sexuelles *Versagen*. Dieses erlaubt es Goethe, dem Symbol der Schlange eine andere (aber zugleich traditionelle) Bedeutung zu geben. Die Schlange kann nun als der Penis gedeutet werden, der in seiner Impotenz weich, aber gerade deshalb gefährlich ist.[2] Die Elemente, die bei Juvenal nicht erscheinen – die Quelle und der Durst –, erweitern das symbolische Bild. Die Quelle symbolisiert den Geschlechtsverkehr und der Durst des Wanderers sein Verlangen.[3]

Zweitens ist auf den Ton des Vergleichs zu achten. Offensichtlich hatte Goethe den Eindruck, daß die Komik der Impotenz verlangte, betont und erhoben zu werden. Dies gelang ihm, indem er einen Vergleich einführte, der eine reiche sexuelle Symbolik ermöglichte und offensichtlich der antiken Dichtung entstammte, auch wenn der Forschung die genaue Quelle bisher entging. In seinem ursprünglichen Kontext gehört der Vergleich zum Bereich des Komisch-Heroischen. Vielleicht war Goethe bekannt, daß Juvenals Vergleich auch nicht von ihm selbst geschöpft war und eine epische Quelle hatte. Wenn im dritten Buch der *Ilias* Paris im Kampf auf Menelaos stößt, wird er mit einem im Gebirge wandernden Mann verglichen, der über eine Schlange stolpert und erschrocken zurücktritt (*Ilias*, III, 30-37). Juvenals Aneignung des Homerischen Vergleichs ist ein typisches Beispiel für den ans Parodistische grenzenden komisch-heroischen Stil seiner Satiren. Es gehört zur dichterischen Persönlichkeit des Satirikers, daß er sich die epische Sprache aneignet, sie aber nicht ernst nehmen kann, denn sein Gegenstand – die moralische Verdorbenheit Roms – ist lächerlich und ernst zugleich. Das komisch-heroische Stilregister eignet sich auf ähnliche Weise für Goethes Gedicht. Die Verserzählung hat etwas Episches an sich, aber das sexuelle Versagen des Reisenden ist zutiefst unheroisch.

calcibus anguem / aut Lugudunensem rhetor dicturus ad aram« (Juvenal: *Satiren*, I, 40-44).

2 Vgl. James N. Adams: *The Latin Sexual Vocabulary*. London 1982, S. 30-31. In *Priapeia*, V. 83 u. 33, redet der Dichter seinen weichen Penis als eine Schlange an: »licebit aeger angue lentior cubes« (»dort magst du wohl liegen, weicher als eine Schlange«). Vgl. auch Goethes Epigramm »Fürchte nicht, liebliches Mädchen, die Schlange die dir begegnet! / Eva kannte sie schon, frage den Pfarrer mein Kind« (FA I, 1, S. 473).

3 Vgl. *Römische Elegien*, I, V. 6, u. III, V. 14-18 (FA I, 1, S. 393 u. 399).

REZENSIONEN

Die Entstehung von Goethes Werken in Dokumenten. Hrsg. von Momme Mommsen unter Mitwirkung von Katharina Mommsen. Bd. I: *Abaldemus – Byron*. Berlin, New York 2006, XLIX, 572 S., XII (Abb.)

Die Entstehung von Goethes Werken in Dokumenten. Hrsg. von Momme Mommsen unter Mitwirkung von Katharina Mommsen. Bd. II: *Cäcilia – Dichtung und Wahrheit*. Berlin, New York 2006, XVI, 530 S.

Die Entstehung von Goethes Werken in Dokumenten. Begründet von Momme Mommsen. Fortgeführt u. hrsg. von Katharina Mommsen. Redaktion Peter Ludwig. Bd. III: *Diderot – Entoptische Farben*. Berlin, New York 2006, XXXIV, 511 S., XIII (Abb.)

Wissenschaftlichen Langzeitprojekten eignet etwas Stolz-Erhabenes und zugleich etwas Bescheidenes. Einerseits können sie den einzelnen Wissenschaftler eine lange Wegstrecke seines Lebens begleiten, zumal wenn, wie im vorliegenden Fall, politische Umwälzungen – Mauerbau, jahrzehntelange Unzugänglichkeit der benötigten archivalischen Quellen – ihren Fortgang verhindert haben. Ihre vollen Früchte können sogar erst von Interessenten genossen, ihre letzten Artikel womöglich erst von Forschern erstellt werden, die zu Beginn der Arbeit noch nicht einmal geboren waren. Solche Projekte bilden penibel aufgeschichtete Monumente, zu denen man bereits während des Baus bewundernd aufschaut. Andererseits opfern sich die Beteiligten geradezu für das Wohl der Wissenschaft. Ohne eigene Thesen vertreten zu dürfen, tragen sie weit verstreute Materialien zusammen, belegen, ordnen und kommentieren diese, um »Forschern und Laien nach Möglichkeit die Mühsal zeitraubender Suche zu ersparen« – so Momme Mommsen in der Einleitung zum ersten Band (S. XXIII) der *Entstehung von Goethes Werken* (EGW). Sie ernten durch diesen Dienst an der Gemeinde nicht viel an Gewinn, das Ansehen besteht höchstens in der gelegentlichen Verwandlung eines Personennamens – Biedermann etwa oder Gräf – in einen entpersönlichten Begriff.

Die beiden ersten Bände der EGW, bereits 1958 erschienen, wurden jetzt mit einigen wenigen Nachtragsartikeln neu aufgelegt. Hinzugekommen ist ein dritter Band, ein vierter soll 2008 erscheinen. Die vollständige Reihe dürfte zwölf bis fünfzehn Bände umfassen, ergänzt noch um etliche ins Auge gefaßte Sonderbände. Damit dies überhaupt möglich wurde, hat Katharina Mommsen in den Vereinigten Staaten eine eigene Stiftung ins Leben gerufen – an sich schon eine beachtenswerte Leistung.

An Methode und Muster, wie sie die ersten Bände festgelegt haben, wurde im neuen Band nicht gerüttelt. Die Anordnung der Artikel ist streng alphabetisch, nicht chronologisch oder gattungsübergreifend. Der neue Band reicht von *Diderot* bis *Entoptische Farben*, wobei letztere mit 64 Seiten eines der Hauptstücke des Bandes bilden; andere umfangreiche Beiträge sind der *Diderot*-Komplex mit 52 Seiten, *Egmont* mit 60 und die *Einleitung zu öffent-*

lichen Vorlesungen über Goethes Farbenlehre von Leopold von Henning mit 54 Seiten. Schon diese Zahlenverhältnisse machen das Anliegen und die Gewichtungen des Projekts deutlich. Den Herausgebern ging es von vornherein darum, das Übergewicht des Dichterischen im landläufigen Goethe-Bild durch ausführliches Belegen der wissenschaftlichen Schriften auszugleichen, die bei Hans Gerhard Gräf (*Goethe über seine dichterischen Werke*) naturgemäß fehlen, wie die selbstbiographischen Schriften auch, die Gräf eher für Wahrheit als für Dichtung hielt. Die EGW bringt sie unter der allgemeinen Rubrik des Wissenschaftlichen. Nur die Lyrik bleibt bislang ausgespart; möglich ist auf lange Sicht ein diesbezüglicher Sonderband, der auf Gräfs Arbeit aufbauen würde – hoffentlich nach Gedichttiteln geordnet, denn Gräf bringt alle Goetheschen Äußerungen zur Lyrik in ihrer chronologischen Reihenfolge, so daß man sich die Zeugnisse zu einem bestimmten Gedicht mit Hilfe des Registers mühsam zusammensuchen muß.

Mit den Artikeln zur Naturwissenschaft wird nicht nur Goethes Tätigkeit auf diesem Gebiet beleuchtet, vielmehr wird ein Fenster auf das gesamte geistige Leben der Goethezeit geöffnet, wie das bei dem eher nach innen gewendeten Prozeß dichterischer Entstehung kaum geschieht. Bezeichnend ist, daß Goethes anderthalbseitiger Text zu Hennings Vorlesungen so viel Dokumentation generiert. Diese stellt gewissermaßen eine Ratenzahlung auf die Behandlung der *Farbenlehre* dar, die den nächsten Band beherrschen dürfte. (Auch für dieses Hauptthema wird ein Sonderband erwogen.)

Man könnte fragen, ob nicht um des erklärten Hauptanliegens willen von vornherein eine ausschließliche Konzentration auf die wissenschaftlichen Schriften sachdienlicher gewesen wäre. Sie hätte schneller zum Ziel geführt, was nicht belanglos ist; denn bei aller Bereitschaft, sich mit den Notwendigkeiten eines Langzeitprojekts abzufinden, möchte man ein großes Nachschlagewerk lieber heute als morgen ganz in Händen haben. Nur sollte durch solche berechtigte Kompensation der dichterische Aspekt nicht zu kurz kommen, zumal gutzumachen war, was bei Gräf fehlt, der lediglich Goethes eigene Äußerungen und keine fremden bringt. In der EGW hingegen werden alle möglichen zeitgenössischen Stimmen herangezogen, und zwar so vollständig in der Auswahl wie in der Zitierweise, daß der Titelbegriff »Entstehung« zusehends gesprengt wird. Im *Egmont*-Artikel zum Beispiel wird neben der eigentlichen Konzeption und Komposition des Werks viel überaus Wichtiges dokumentiert, als da sind: so manche Inszenierung mitsamt Rollenbesetzungen; der wechselnde theatralische Gebrauch von Schillers Bühnenfassung und dem wiederhergestellten Goetheschen Originaltext; Goethes Anweisungen, wie das Stück zu inszenieren sei, nebst seiner schauspielerisch überzeugenden Lesung der Egmont-Rolle; Motivierung und Ausführung der Begleitmusik – von Kayser, von Beethoven, der verlorengegangenen von Reichardt; die Zeichnungen zum Drama; Fouqués Klärchengedicht und die Rezeption all dieser Dinge. Durch die Rezeptionszeugnisse wird der angekündigte Verzicht auf die Wiedergabe zeitgenössischer Urteile (vgl. die Einleitung zu Bd. 1, S. XXIV) in dankenswerter Weise unterwandert. Denn was schließlich dasteht, ist jenseits von Entstehung im engen Sinn ein Bild vom ganzen kulturgeschichtlichen Ereignis *Egmont*. Auch die Briefe an Goethe, etwa ein Bericht von Johann Friedrich Rochlitz über den starken Theaterzulauf trotz beschwerlich heißem Wetter, die Ergießungen der Charlotte von Kalb, die wilde Orthographie der Schauspielerin Friederike Unzelmann, gehören zum Goetheschen Lebensbild und zum sozialen Bild des Dramas in seiner Zeit. Man kann sich, über jeden Nachschlagebedarf hinaus, in solchen Materialien sehr wohl festlesen. Übrigens ist das briefliche Umfeld hier wie in anderen Artikeln häufig aus mehr oder weniger entlegenen Korrespondenzen, zum Teil aus Handschriften im Goethe- und Schiller-Archiv und mit Hilfe der dort erarbeiteten Regestausgabe der an Goethe gerichteten Briefe erschlossen worden.

Daß bei der prinzipiell ungekürzten Wiedergabe der Zeugnisse manche Motive und Informationen wiederholt werden, nimmt man gern in Kauf. Wer weiß, welchem Benutzer welche genaue Formulierungsvariante wichtig werden könnte? Auch mit der beim ursprünglichen Erscheinen der beiden ersten Bände gelegentlich kritisierten alphabetischen Anordnung der

Artikel, die zur Folge hat, daß Wichtiges und Unwichtiges wie Kraut und Rüben aufeinanderfolgt, muß man Geduld üben. So weiß man schon jetzt das wenige Wissenswerte über die wenig wissenswerte Erscheinung eines Romanprojekts *Cäcilia*, wird aber lange auf die Zeugnisse zu *Wilhelm Meisters Lehrjahren* oder den *Wahlverwandtschaften* warten müssen. Hierzu wird noch eine Zeitlang Gräf herhalten müssen. Eine chronologische Anordnung wäre auf ihre Weise ebenfalls problematisch, nicht zuletzt wegen der Goetheschen Praxis, Hauptprojekte wie *Faust* und *Wilhelm Meister* stoßweise aufzugreifen und längere Zeit wieder ruhen zu lassen, so daß sie zeitlich gleichsam überall und nirgends zu verorten sind. Dem versucht das Unternehmen gleichwohl mit einer entstehungschronologischen Skizze Rechnung zu tragen, die dem Artikel zum jeweiligen Einzelwerk vorangestellt wird (bei einer so komplexen Erscheinung wie *Dichtung und Wahrheit* läuft sie auf 15 Seiten des zweiten Bandes hinaus). Ein Trost allerdings ist, daß, nach gelegentlichen Vorausverweisen zu urteilen, viel vorbereitende Arbeit zu späteren Artikeln bereits geleistet wurde, so daß die Ergebnisse dieser Arbeit ihre künftigen Stellen am Fließband nur abwarten müssen. Ebenfalls ein Trost ist das Engagement des Verlags de Gruyter für das Gesamtprojekt, denn bekanntlich hat es ein etwas unruhiges Wanderleben hinter sich (siehe Bd. 3, S. XIX). Hoffentlich ist jetzt eine stabile Grundlage gegeben, damit der Artikel über *Israel in der Wüste* keinen allzu starken Selbstbezug erhält.

Terence James Reed

Johann Wolfgang Goethe: ***Tagebücher.*** *Historisch-kritische Ausgabe*. Im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar hrsg. von Jochen Golz unter Mitarbeit von Wolfgang Albrecht, Andreas Döhler und Edith Zehm. Bd. V,1: *1813-1816. Text*. Hrsg. von Wolfgang Albrecht. Stuttgart, Weimar 2007, IV S., S. 1-452. – Bd. V,2: *1813-1816. Kommentar*. Hrsg. von Wolfgang Albrecht. Stuttgart, Weimar 2007, IV S., S. 453-1252.

Nach den Bänden I-III setzt die neue Ausgabe der Goethe-Tagebücher ihr Erscheinen mit Band V fort. Der von Wolfgang Albrecht herausgegebene Band mit den Tagebüchern der Jahre 1813-1816 folgt dabei der Anlage der Vorgängerbände. Er entspricht von der dargebotenen Zeitspanne her dem 5. Band der Tagebuchabteilung in der Weimarer Ausgabe. Das Textkorpus ist annähernd identisch; die »Agenda« erscheint den Editionsprinzipien gemäß erst im Schlußband, andere Kurztexte wurden in den edierten Text integriert, da sie aus materialer Perspektive zum Textbestand des jeweiligen Tagebuchs gerechnet wurden; z. B. ein in das Tagebuch eingeklebter Zettel mit der Aufstellung der Neujahrsgratulanten (Tagebuch 1813) oder ein Rezept (Tagebuch 1814). Nach dem zugrundeliegenden Prinzip der Dokumentation wird der Text der handschriftlichen Vorlage zeichengetreu in die Typographie des Drucks umgesetzt und damit auch in Band V jene »Entrohung« und »Säuberung«[1] rückgängig gemacht, die die Weimarer Ausgabe bei ihrer Edition der Tagebücher meinte vornehmen zu müssen. Was das bedeutet, läßt sich an fast beliebiger Stelle beobachten. Man vergleiche etwa die Einträge zu Christoph Martin Wielands Begräbnistag am 25. Januar 1813 in der Weimarer Ausgabe und in der neuen Tagebuchausgabe. Da nun in die Orthographie nicht mehr stillschweigend eingegriffen wurde und insbesondere abgekürzte Wörter nicht mehr ausgeschrieben erscheinen, wird auch auf der Ebene der Zeichen der Charakter der Goetheschen Tagebucheinträge, ihre Abbreviertheit und Lakonie, deutlich. Erst in der neuen Ausgabe kommt damit die Einheit von Textform und Textinhalt der typischen Goethe-

1 WA III, 2, S. 320.

schen Tagebuchnotiz wirklich zum Vorschein. Und dabei macht es in dieser Hinsicht gerade keinen Unterschied aus, ob die Einträge von Goethe oder einem Schreiber vorgenommen wurden, wohingegen die Weimarer Ausgabe »Eigenhändiges« gegenüber dem »von Subalternen« Geschriebenen in Hinblick auf das editorische Eingriffsverfahren unterschiedlich behandelt.[2] Die häufige Diktatniederschrift durch Schreiber ist aber gerade die historische, vom Autor angewandte Form der Textfixierung. Sie gehört zur Historizität des Textes, von der eine historisch-kritische Ausgabe nicht abstrahieren kann, sondern die sie sichtbar machen sollte. In diesem Sinne wird das strenge Prinzip der Dokumentation für die Textkonstitution der neuen Ausgabe auch dem Textsortenspezifikum des Tagebuchs gerecht.[3]

Das Dokumentationsprinzip ist auch maßgeblich für den Erläuterungsteil der neuen Ausgabe, indem vielfach die Möglichkeit genutzt wird, zeitgenössische Quellen als ausführlichen Kommentar, aber auch zur Bestätigung, Perspektivierung oder Ergänzung des Tagebucheintrags wiederzugeben. Der Herausgeber spricht nur an den notwendigen Stellen, nämlich dort, wo die zeitgenössischen Kon-Texte nicht ausreichen. Mit diesem Verfahren hat Wolfgang Albrecht für den Zeitraum 1813-1816 ein überaus breites historisches Panorama zusammengetragen, das die Goetheschen Einträge nicht nur erst verständlich, sondern sie als Essenz eines umfangreichen Spektrums historischer, literarischer, wissenschaftlicher u. a. Bezugnahmen erkennbar macht. Die Tiefe und Detailliertheit von Albrechts Erläuterungen werden dort besonders deutlich, wo sehr unspezifische oder allgemeine Tagebucheinträge inhaltlich konkretisiert werden können, wie etwa zu S. 4,26 f. »sonstige Kunst- u politische Sachen« oder zu S. 8,7 »Abends Hofr. Meyer« (siehe S. 486 u. 495).

Jenseits des engeren Literarischen und strengeren Biographischen sind etwa die Befreiungskriege sowie ihre Auswirkungen und Folgen in Hinblick auf Sachsen-Weimar ein beherrschendes Thema der Aufzeichnungen. Militärgeschichtlich Interessierte werden – um nur einen historischen Komplex herauszugreifen – mit ausführlichen Erläuterungen zu knappen Notizen wie »Aufruf der Freyw.« unter dem 27. April 1815 (S. 259,21/765 f.) oder – in Hinblick auf die Deckung der Kriegskosten – »Silberwerk wird gefordert« unter dem 21. Mai 1815 (S. 267,3/773 f.) bedient, wobei für diesen Themenkomplex Goethes besondere Anteilnahme als ehemaliger Leiter der weimarischen Kriegskommission zu bedenken ist. Auch scheinbar Marginales, jedoch den Alltag und die Geselligkeit Prägendes wird ausführlich erklärt, wie etwa »Rapouche« (unter dem 8. Januar 1813, S. 6,7/490) für das Kartenspiel »Rapuse« oder »Resourçen Ball« (unter dem 31. Dezember 1814, S. 235,16/738) in Hinblick auf die 1799 gegründete bürgerlich-gesellige Vereinigung in Weimar. Der Kommentar wird damit zugleich zu einer reichen Fundgrube nicht nur biographischer, sondern insbesondere umfangreicher kulturgeschichtlicher Materialien, die über die Tagebuchausgabe und den Bezug auf Goethe hinaus nutzbar werden dürften. Mit diesem Verfahren der Kommentierung wird aber auch die Stellung der Person Goethe als Zentrum in einem breiten Netzwerk historisch-kultureller Verknüpfungen sichtbar, eine Position, die bekanntermaßen weit über diejenige des *literarischen Autors* hinausreicht. Somit ermöglichen die Dichte und die Ausführlichkeit von Albrechts Kommentar weitere Schritte dahin, die kulturanthropologische Relevanz dieser Goetheschen Position, hier für die Jahre 1813-1816, aufzuarbeiten.

Über die Gesamtanlage des Bandes sei nicht ausführlicher berichtet, auch weil dies für die gleich angelegten früheren Bände schon mehrfach in Rezensionen geschehen ist.[4] Statt dessen soll anhand des Bandes V auf einen Bereich aufmerksam gemacht werden, den die bis-

2 Ebd.

3 Siehe insbesondere Klaus Hurlebusch: *Divergenzen des Schreibens vom Lesen. Besonderheiten der Tagebuch- und Briefedition*. In: *editio* 9 (1995), S. 18-36. – Zur Applizierung dieser Überlegungen auf die neue Edition von Goethes Tagebüchern vgl. Jochen Golz: *Die historisch-kritische Edition von Goethes Tagebüchern am Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar. Ein Erfahrungsbericht*. In: *Jb. der Jean-Paul-Gesellschaft* 41 (2006), S. 153-178.

4 Siehe z. B. Karl Richters Besprechung der Bände I,1, I,2, II,1 und II,2 in GJb 2001, S. 367-370.

herigen Besprechungen von Bänden der Ausgabe noch nicht eingehend bedacht haben: die editionswissenschaftlich zunehmend in den Blick geratende Räumlichkeit und Materialität des Textes in Original und editorischer Re-Präsentation. Ausgehen läßt sich dabei von der von Klaus Hurlebusch für Briefe und Tagebücher geprägten Formel der »sinnhafte[n] Einheit von Text und Textmedium«.[5]

Goethes Tagesnotizen der Jahre 1813-1816 sind – abgesehen von kurzen Teilstücken des Jahres 1814 – in ein Exemplar des *Gothaischen verbesserten Schreib-Calenders* des jeweiligen Jahres eingetragen, bestehend aus Blättern mit vorgedruckten Tagesdaten und Durchschußblättern. In diesem Schreibraum hat Goethe (bzw. sein Schreiber) nun nach einem festen Muster seine Einträge vorgenommen. Auf der linken Seite beschreibt er den Platz unterhalb der vorgedruckten Tagesangabe, weitere Notizen setzt er auf die rechte Seite, die vom Durchschußblatt gebildet wird. Häufig stehen dort Angaben zu abgeschickten Briefen oder sonstigen Sendungen. Auf diese räumliche Anordnung nimmt auch der Text der linken Seite Bezug, z. B. unter dem 10. März 1813: »Nebenstehende Expeditionen« (S. 26,12), d. h. Sendungen an Heinrich David Färber, Johann Georg Lenz, Johann Wolfgang Döbereiner, Karl Ludwig von Knebel u. a., die auf der rechten Seite verzeichnet sind (siehe das Faksimile S. 27). Da die Edition sich dafür entschieden hat, Text der rechten Seite des Tagebuchs als leicht eingerückten Block im Anschluß an die Wiedergabe des Tageseintrags der linken Seite, also in Untereinanderstellung, zu präsentieren, sind räumliche Beziehungen im Original, auf die der Text auch rekurriert, im Textabdruck nicht deutlich sichtbar. In der Tat hätte eine adäquate Wiedergabe der Räumlichkeit hier einen Spaltendruck, eventuell aufgeteilt auf die linke und rechte Buchseite, erfordert. Da dieser wiederum relativ viel Raum mit größerer Weißfläche verschlungen hätte, dürfte wohl die Ökonomie den Editoren Einhalt geboten haben.

Eine besondere Rolle spielt die Räumlichkeit auch bei der regelmäßigen Verzeichnung des Wetters in der ersten Hälfte des Jahres 1813. Die vier mitgelieferten Faksimiles zu diesem Zeitraum zeigen, daß diese Notiz immer quer am Rand, links neben dem Tageseintrag niedergeschrieben ist. In der Räumlichkeit des Originals hat sie damit den Charakter einer Marginalnotiz, die durch ihre vertikale Plazierung zugleich den Raum der Tagesnotiz quer entlangläuft, also als meteorologische Angabe dem gesamten Tagesgeschehen zugeordnet ist. In der Textwiedergabe der Edition erscheint die Wetterangabe in normaler horizontaler Ausrichtung unterhalb der Tageseinträge der linken Tagebuchseite, durch eine Leerzeile abgesetzt. Einträge der rechten Seite können nun mit Einrückung und Leerzeile darauf folgen (siehe wiederum z. B. Textwiedergabe und Faksimile S. 26 f.). Damit rahmt die Wetternotiz nicht mehr die Tagesangaben beider Seiten wie durch die vertikale Plazierung am linken Rand im Original, sondern wird durch Einrückung zwischen die beiden Textblöcke funktional reduziert.

Aufgreifen läßt sich hier nun die Möglichkeit, zwischen struktureller und akzidenteller Räumlichkeit zu differenzieren.[6] Während akzidentelle Räumlichkeit in der Edition aufgehoben werden kann, sollte dagegen strukturelle Räumlichkeit abgebildet werden. In den genannten Fällen dürfte es sich aber durchaus um Phänomene der strukturellen Räumlichkeit handeln. Akzidentelle Räumlichkeit liegt dagegen etwa vor, wenn Einträge auf der rechten Seite nur vorgenommen wurden, weil auf der linken Seite der vorgegebene Raum mit Schrift schon gefüllt war. Aus systematischer Perspektive betrifft letzteres zwei zu differenzierende Fälle: zum einen nachträgliche Niederschriften auf der rechten (Durchschuß-)Seite zu einer bestimmten Stelle der linksseitigen Notizen, die mit einem Einweisungszeichen zugewiesen sein können, und zum anderen die einfache Fortsetzung der Niederschrift auf der rechten Seite, wenn die linke vollgeschrieben war. Beispiele für beide Typen akzidenteller

5 Hurlebusch (Anm. 3), S. 25, im Original durch Kursive hervorgehoben.

6 Vgl. Herbert Kraft: *Editionsphilologie*. Zweite, neubearb. u. erweiterte Aufl. mit Beiträgen von Diana Schilling u. Gert Vonhoff. Frankfurt a. M. u. a. 2001, S. 135.

Räumlichkeit finden sich auf S. 40f. (Textabdruck und Faksimile). Sie zeigen, daß die neue Tagebuch-Edition in ihrer Textpräsentation bei beiden letztgenannten Fällen den Text der rechten Seite an die strukturell zugehörige Position des linksseitigen Textes setzt, nach Maßgabe des editorischen Umgangs mit akzidenteller Räumlichkeit also die Textposition im Original innerhalb der editorischen Textdarstellung nicht reproduziert, sondern sie allein in den Fußnotenangaben vermerkt (und S. 40f. auch durch Faksimilezugabe visualisiert).

Die Ausgabe differenziert also in ihrer Textwiedergabe durchaus zwischen struktureller und akzidenteller Räumlichkeit. Zu fragen bleibt nur, ob es nicht doch Möglichkeiten gegeben hätte, die Fälle der strukturellen Räumlichkeit in einer dem Original adäquateren Weise wiederzugeben und damit auch die Materialität des Textträgers als ein die Niederschrift steuerndes Element stärker zu berücksichtigen. Im Falle der Wetternotizen hätte sich wohl eine vertikale Wiedergabe in der äußeren Marginalspalte realisieren lassen, wiewohl damit gängige lineare Lesepraktiken nicht bedient worden wären – wie das aber auch im Original nicht der Fall ist. Bei den aus strukturellen Gründen auf der rechten Seite niedergeschriebenen Notizen wogen für die Textwiedergabe mit differenzierenden Einrückungen statt Spaltendruck allerdings die obengenannten Ökonomieaspekte wohl schwerer als die Gewichtung des Arguments, Ausprägungen der strukturellen Räumlichkeit auch in ihrer Raumposition abzubilden. Die Präsentation exemplarischer Faksimiles versucht allerdings eine Brücke zwischen editorischer Textkonstitution und Original zu schlagen.

Das Problem, Materialitäten des Originals angemessen in die Edition zu transportieren, betrifft allerdings nicht nur den Raum, sondern auch die Schrift. Zwei Beispiele mögen genügen. In den freien Raum unter dem auf das Durchschußblatt fortlaufenden Tagesdiktat zum 8. Mai 1813 setzt Goethe eigenhändig leicht schräg zur übrigen Schreibrichtung und in ungewöhnlich großer Schrift »Napoleon in Dresden« (S. 50,18).[7] Die Textwiedergabe hebt diese Notiz nicht hervor, die Fußnote zum Text vermerkt nur die Schreibrichtung, nicht die Schriftgröße. Den ganzen Sachverhalt macht allein das hier mitgegebene Faksimile (S. 49) offenbar. Daß die explizite Hervorhebung Napoleons sich durchaus nicht bloß auf die militärische Lage des Napoleonischen Heeres beziehen muß, sondern zugleich auf die besondere Faszination für das historische Individuum Napoleon als Muster für den zu dieser Zeit an seiner Autobiographie *Dichtung und Wahrheit* arbeitenden Goethe verweisen kann,[8] wird als mögliche Alternative allerdings erst aus dem Faksimile deutlich.

7 Daß diese letzte, gewichtige Notiz zum Tag in der Textwiedergabe der Edition von der Wetterangabe »Schöner Tag« gefolgt wird, also im konstituierten Text der Ausgabe zusammengerückt ist, was im Original weit auseinander steht (Wetterangabe quer am äußeren Rand der linken Seite, »Napoleon«-Eintrag am Ende der rechten Durchschußseite), führt eine besonders unglückliche inhaltliche Koinzidenz herbei.

8 Vgl. Harald Schnur: *Identität und autobiographische Darstellung in Goethes »Dichtung und Wahrheit«*. In: *Jb. des Freien Deutschen Hochstifts* 1990, S. 28-93, bes. S. 32 u. 61-65; dort wird das Scheitern der autobiographischen Gesamtkonzeption an der zunehmenden Destruktion von Goethes Napoleon-Bild durch die historischen Ereignisse der ersten Hälfte der 1810er Jahre gespiegelt. Siehe auch weitere Tagebucheinträge zu Aufenthaltsorten Napoleons zwischen dem 26. und 29. April 1813, nach Auskunft der Fußnoten jeweils von Goethe eigenhändig nachgetragen (S. 44f., ohne Faksimile). – Zu bemerken ist noch, daß Goethe genau zu diesem Zeitpunkt – zwischen April und Juli 1813 – an dem dann nicht publizierten Vorwort zum dritten Teil von *Dichtung und Wahrheit* arbeitete, in dem sichtbar wird, wie ihm seine Metamorphosekonzeption des individuellen Bildungsganges zerbricht – ein nun verlorenes Muster, das den Nukleus des Scheiterns von Goethes Fragment gebliebener autobiographischen Gesamtdarstellung offenbart; zu Text und Datierung des zurückgezogenen Vorworts siehe Goethe: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Historisch-kritische Ausgabe*. Bearb. von Siegfried Scheibe. Bd. 2: *Überlieferung, Variantenverzeichnis und Paralipomena*. Berlin 1974 (Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR), S. 581-583 u. 144f. – Siehe auch den im gleichen Zeitraum entstandenen, für die sich wandelnde autobiographische Konzeption zentralen Tagebucheintrag unter dem 4. April 1813: »Biographisches. Conception des Dämonischen u Egmonts« (S. 35,15).

Ein anderer Fall betrifft den ebenfalls gewichtigen Eintrag unter dem Datum des 7. Juni 1814, »Hafis Divan« (S. 154,12), der sich auf den Beginn der Lektüre von Joseph von Hammer-Purgstalls Übersetzung bezieht und den Anstoß zu Goethes eigener *Divan*-Lyrik markiert. Daß diese Bemerkung mit roter Tinte zwischen die sonst in schwarzer Tinte gesetzten Tagesnotizen eingefügt ist[9] – ein für die Jahre 1813/1814 nahezu singulärer Fall –, ist in der Ausgabe nicht im Text sichtbar, sondern wird über die Fußnote »G[oethes Hand], mit roter Tinte« vermittelt. Das auch an dieser Stelle gebotene Schwarzweißfaksimile (S. 155) kann den Tintenfarbenwechsel nur andeuten.

Grundsätzlich stellt sich also die Frage, ob bedeutungstragende Aspekte der Schriftmaterialität statt in den editorischen Zugaben schon im konstituierten Text einer historisch-kritischen Ausgabe angezeigt werden könnten. Hierfür wären dann typographisch variablere Darstellungsformen des Drucktextes zu bedenken. Für die genannten Fälle ist jedoch festzuhalten, daß der Benutzer in Band V der Goetheschen Tagebuchausgabe alle notwendigen Informationen erhält, vor allem also das Wie, nicht das Was der Informationsvermittlung im Vorstehenden kritisch bedacht wurde. Es kennzeichnet ja die qualitativ herausragenden wissenschaftlichen Ausgaben, daß gerade sie weiterführende Überlegungen und Diskussionen gestatten. Nur in diesem Sinne seien die vorstehenden Bemerkungen verstanden. Denn spätestens mit Band V erweist sich die neue Ausgabe der Goethe-Tagebücher nicht mehr als Neuling, sondern als ein etabliertes Unternehmen höchster Solidität, das für die Edition der Textsorte Tagebuch Maßstäbe setzt und der Goethe-Philologie immense Mengen klug aufbereiteten Materials zur Verfügung stellt.

Rüdiger Nutt-Kofoth

Friedrich Bury: *Briefe aus Italien an Goethe und Anna Amalia.* Hrsg. von Martin Dönike. Göttingen 2007, 231 S., 16 Abb.

Aus Konstanz hat Goethe dem kurz vor der Abreise nach Italien stehenden Herder empfohlen, sich in Rom einem »jungen Maler Bury incontro Rondanini, den ich lieb habe«,[1] anzuvertrauen. Der Rat ist auf fruchtbaren Boden gefallen: Herder schließt Friedrich Bury (1763-1823), »den herzlichsten, liebevollsten Jüngling«,[2] in der Tat schnell ins Herz, obwohl der aus seiner glühenden Goethe-Verehrung gar keinen Hehl macht und Herder gerade in diesem Punkt durchaus empfindlich ist. Auch später, als er schon kein »gutes, leichtsinniges Kind«[3] mehr war, ist Bury Goethe treu ergeben geblieben, und seine Briefe klingen so, als hätte man es mit einem Roman von Samuel Richardson zu tun:

> Ihr Schreiben von *Florenz* erhielt ich mit Zitternder freude, und vielfältigen Küssen; das welches ich, nach Ihrer thraurigen Abreisse so sehnlich Gewünscht hab, oft kam ich nach Hausse aus der *Gallerie Farnesse*, in Verdoplung meiner Schritten demselben geschwinder Entgegen zu kommen, Entlich erhielt ich das Göttliche Vergnügen von unsere Alte, welche mir Ihn den ganzen Tag aufgehoben hatte, nahm Ihn und Laufte geschwinde nach meinem Zimmer, wuste vor Lauter Freude nicht wie ich ihn geschikt genuch aufmachen

9 Die Notiz ist wohl erst nachträglich zwischen die Zeilen gesetzt worden, was in der zugehörigen Fußnote der Ausgabe nicht ausgewiesen ist. Die Schriftgröße der Wörter zwischen der vor- und nachstehenden Zeile legt eine solche Einschätzung jedenfalls nahe, soweit dies aus dem Faksimile (S. 155) ableitbar ist. Auch der Tintenfarbenwechsel würde für diese Annahme sprechen.

1 Goethe an Herder, 5.6.1788.
2 Herder an Caroline Herder, 20.9.1788.
3 Herder an Caroline Herder, 7.3.1789.

> solte, im durchlässen Samleten sich wieder Thränen genuch für mich Ihre Abwesenheit von mir zu beweynen […]. (S. 7)

Über Goethes Leben als »Künstlerbursche«[4] erfährt man aus den Briefen des seit 1782 in Rom ansässigen Hessen kaum etwas, weil sie ausnahmslos aus der Zeit nach dem ›Zweiten römischen Aufenthalt‹ stammen. Um so mehr lassen sie aber nacherleben, wie sehr der Dichter und Staatsmann aus Weimar in der Wohngemeinschaft am Corso *primissimus inter pares* gewesen sein muß und seinen Freundeskreis nicht bloß als Charakter, sondern auch als Financier dominierte. Insbesondere bieten Friedrich Burys 36 Briefe an Goethe aus den Jahren 1788-1799, zusammen mit seinen 14 Briefen an die Herzoginmutter Anna Amalia und einem Schreiben an deren Kammerherrn Friedrich Hildebrand von Einsiedel, eine höchst konkrete Innenansicht vom Leben der deutschrömischen Maler in den Jahren nach 1788, das in stetigem Kopieren der alten Meister, seltenen Eigenleistungen und chronischer Geldnot bestand. Als Goethes Kunstagent in Rom hatte Bury ein gesichertes, wenngleich knappes Auskommen, obwohl seine Gemäldekäufe nicht immer den Beifall seines Auftraggebers fanden. Als Bury Italien schließlich auf Dauer verließ (1799), hielt er sich in der Hoffnung auf eine solide Anstellung zunächst für ca. ein Dreivierteljahr in Weimar auf, resignierte dann aber und ging nach Berlin, wo er am preußischen Königshof als Maler reüssierte. 1814 folgte er schließlich als Hofmaler der preußischen Prinzessin Auguste nach Kassel.

Martin Dönikes philologisch vorzüglich aufbereitete Edition versammelt alle erhaltenen Briefe Burys aus Italien: umfangreich und hochkompetent kommentiert, zum Glück auch »ohne korrigierende Eingriffe« (S. 214) in den Wortlaut bzw. die Orthographie. Dafür ist besonders zu danken, weil Burys arg krauses Deutsch nicht bloß eine kulturgeschichtliche Kuriosität darstellt, sondern dem Leser ganz einfach Spaß macht: Oft kommt man dem Gemeinten erst nach längerem Nachdenken und vor allem Nachsprechen auf die Spur (ansonsten hilft der vorzüglich informierende Anmerkungsapparat auf die Sprünge). Was bislang nur in einer stark bearbeiteten Auswahl zugänglich war, steht damit in optimaler Vollständigkeit und grundsolider Ausstattung zur Verfügung und erlaubt einen überall interessanten Einblick in die Nachgeschichte von Goethes Italienreise.

Das biographisch ausgerichtete Nachwort macht übrigens auf einen nicht gerade belanglosen Zusammenhang aufmerksam, der Johann Heinrich Meyers Pamphlet gegen die *Neudeutsche religios-patriotische Kunst* (1817) in einem wesentlichen Punkt dementiert: Bury hat Anna Amalia 1790 nach Venedig begleitet, bei dieser Gelegenheit mit Goethe einige oberitalienische Kunststädte besichtigt und diese Studien nach dem Abschied von der Weimarer Reisegesellschaft erst recht planvoll fortgesetzt. Bei Meyer heißt es dazu korrekt:

> Um diese Zeit unternahm der Maler Büri, von Rom aus, eine Reise nach Venedig und durch die Lombardie über Florenz wieder zurück. Er hatte zu Venedig und Mantua die Werke des Bellini und des Mantegna fleißig aufgesucht, betrachtet, auch einige derselben nachgezeichnet, ein gleiches geschah von ihm zu Florenz mit Gemälden des da Fiesole und anderer alten Meister.[5]

Unter den Künstlerfreunden in Rom haben Burys Berichte und Skizzen Sensation gemacht und auf Kosten der bislang bevorzugten postraffaelitischen Maler (der beiden Carracci oder Guido Renis) das Augenmerk auf den »ehrenwerten, naiven, doch etwas rohen Geschmack« gerichtet, »in welchem die Meister des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts verweilten«.[6] Vermutlich schreibt Meyer der Reise Burys mit Recht eine Mitverantwortung für die in seinen Augen fatale Umorientierung des Geschmacks auf die »ältern, vor Raphaels Zeit blühenden Maler«[7] und *à la longue* für das Entstehen des Nazarenertums zu. Allerdings

4 Herder an Caroline Herder, 11.10.1788.
5 Johann Heinrich Meyer: *Neu-deutsche religios-patriotische Kunst* (MA 11.2, S. 319-350; hier S. 324).
6 Ebd., S. 319.
7 Ebd., S. 322.

gibt er die durch Bury angeregte »Vorliebe für alte Meister, zumal für die der florentinischen Schule«[8] als »bloß zufällige[s] Ereignis«[9] aus – jeder Leser kann sich jetzt jedoch an Burys Briefen davon überzeugen, daß die Forschungen zum Quattro- und frühen Cinquecento keineswegs auf Zufall beruhen: »Was Meyer allerdings verschweigt, Burys Briefe an Goethe und Anna Amalia jedoch offenlegen, ist die Tatsache, daß der junge Maler dies im Auftrag seiner beiden Weimarer Mentoren getan hatte« (S. 216) und dabei von diesen sogar finanziell unterstützt wurde.

Albert Meier

Johann Wolfgang Goethe und Christian August Vulpius: *Circe. Oper mit der Musik von Pasquale Anfossi. Übersetzung und Bearbeitung des italienischen Librettos für das Weimarer Theater*. Mit einer Einführung hrsg. von Waltraud Maierhofer. Hannover 2007, 82 S.

Goethes Arbeiten für das Weimarer Sprech- und Musiktheater sind in den letzten Jahren verstärkt ins Blickfeld einer kulturwissenschaftlich orientierten Forschung gelangt, die sich von den ästhetischen Vorbehalten gegenüber der zeitgenössischen Einrichtungspraxis ebenso freigemacht hat wie von den Vorurteilen über Goethes dramaturgische Mitstreiter, allen voran über den Erfolgsromancier Christian August Vulpius. Die vorliegende Ausgabe von Waltraud Maierhofer, die den Weimarer Text zu Pasquale Anfossis ›Farsette per musica‹ *La maga Circe* erstmals vollständig und kritisch ediert, ruft die abschätzigen Klischees zwar noch auf, indem sie von Goethes »Zusammenarbeit mit einem Schriftstellerkollegen zweifelhaften, wenn nicht niederen Ranges« spricht (S. 13 u. Umschlagrückseite). In ihrer fundierten und umfassend informierenden Einleitung würdigt die Herausgeberin die Leistungen des Theaterdichters Vulpius, ohne den Goethe den 1791 übernommenen Weimarer Bühnenbetrieb nicht hätte bewältigen können, aber umsichtig und gerecht.

So liegt Maierhofers eigentliches Augenmerk darauf, aus den in Düsseldorf und Weimar vorhandenen (oder wenigstens vor dem Brand von 2004 noch fotografierten) Materialien genau zu rekonstruieren, in welcher Textgestalt Anfossis *Circe* 1794 in Weimar über die Bühne ging, die jeweiligen Anteile des Bearbeiterteams Goethe/Vulpius zu bestimmen sowie die Tendenzen und Anpassungsstrategien der Weimarer Fassungen zu erörtern. Deutlich wird dabei zunächst, daß Goethes Interesse an der Opera buffa mit dem Musikgeschmack der Herzogin Anna Amalia harmonierte, die Anfossis Werk Ende 1788 in Rom mindestens zweimal hörte und 1794 über Angelica Kauffmann eine Partiturabschrift bestellte, die neben dem von Goethe selbst aus Italien mitgebrachten Libretto die Grundlage für die Weimarer Einrichtung bildete. Erkennbar werden sodann die Schwierigkeiten, die allein der Theaterpraxis verpflichteten Quellen in eine kritische Textedition zu überführen: denn das 1794 zu den Aufführungen gedruckte Weimarer Libretto, dessen Wortlaut die gängigen Goethe-Ausgaben abdrucken, enthält – wie seinerzeit üblich – lediglich die *Gesänge aus der Oper: Circe*, also die Verse der geschlossenen musikalischen Nummern, nicht aber die Texte der Secco-Rezitative. Außerordentlich verdienstvoll ist es daher, daß Maierhofer konsequent auf die handschriftlichen Quellen zurückgreift, auf die Partitur und das Souffleurbuch aus den Musikalien des Weimarer Nationaltheaters sowie auf ein im Goethe-Museum Düsseldorf neu aufgefundenes Manuskript, das eine zweite Übersetzung der Rezitative durch Vulpius enthält. Die Quellenbeschreibung läßt an Präzision nichts zu wünschen übrig, könnte aber die praktischen Funktionen der einzelnen Quellen – zumal für opernhistorische Laien – etwas

8 Ebd., S. 324.
9 Ebd.

transparenter machen und die Besonderheit, daß Vulpius die Rezitative gleich zweimal übertragen hat, intensiver erklären: Italienische Opere buffe wurden im deutschen Sprachraum gewöhnlich auf Deutsch gegeben, und sie wurden auch dadurch dem heimischen Singspieltypus angepaßt, daß man die italienischen Rezitative in deutsche Sprechtexte verwandelte, also statt einer vollständig musikalisierten Oper einen Wechsel gesungener Nummern mit gesprochenen Dialogen aufführte. Das war Ende des 18. Jahrhunderts auch in Weimar nicht anders. Allerdings versuchte man hier immer wieder, deutsche ›Vollopern‹ (also Opern mit vertonten deutschsprachigen Rezitativen) durchzusetzen. Christoph Martin Wielands und Anton Schweitzers *Alceste* von 1773 markiert den programmatischen Anfang dieses kulturpatriotischen Engagements, das Goethe nicht nur in seinen eigenen Operntexten, sondern eben auch in der Anfossi-Einrichtung aufgegriffen hat, die – wie ein zeitgenössischer Bericht eigens hervorhebt – in Weimar »mit Recitativen aufgeführt« wurde (S. 10): offenbar ein ästhetisches Experiment, das man an Anfossis kurzer ›Farce‹ besser ausprobieren konnte als an abendfüllenden Opern von Domenico Cimarosa, Giovanni Paisiello und Vincente Martín y Soler; und offenbar ein Versuch, an dessen Tragfähigkeit die Weimarer Dramaturgen selbst nicht so recht glaubten – zu welchem Zweck sollte Vulpius die Rezitative sonst ein zweites Mal, nun aber nicht in vertonbaren Versen, sondern in breiter Sprechprosa übertragen haben?

Bleiben diese Zusammenhänge etwas unterbelichtet, so bestimmt Maierhofer die inhaltlichen Modifikationen, die mit der Übertragung der ursprünglichen Kastratenpartien in Frauenrollen und mit der Anpassung an deutsche Verhältnisse einhergegangen sind, sehr anschaulich: Vor allem die neue Modellierung der Nationalstereotypen, die Vulpius in seiner zweiten Übertragung noch situationskomisch intensivierte, wird differenziert nachgezeichnet. So bietet die Einführung dem Leser einen guten Leitfaden für die vergleichende Lektüre des Librettos, dessen dreispaltige Edition sich anschließt: neben dem italienischen Original wird zunächst die versrezitativische Fassung geboten, wie sie vom Oktober 1794 an in Weimar aufgeführt wurde. Daß die Herausgeberin für diese Gemeinschaftsarbeit von Goethe und Vulpius unterschiedliche Quellen zu einem durchgängig lesbaren Text zusammenzieht, mögen Editoren strengster Observanz bekritteln – graphisch-textkritische Markierungen lassen die jeweiligen Anteile aber gut erkennen und rechtfertigen das gewählte Verfahren vollauf. Die gegenüberliegenden Seiten enthalten dann Vulpius' zweite prosaische Übertragung der Rezitative, die bislang noch gänzlich unediert war.

Maierhofers begrüßenswerte, gründliche und gut kommentierte Neuausgabe erhellt beispielhaft, wie Ambition und Kompromiß in Goethes praktischer Theatertätigkeit ineinanderwirkten, und sie erlaubt, an einer scheinbar nebensächlichen Gelegenheitsarbeit die Rahmenbedingungen sowie die konkrete Ausführung des musiktheatralischen Kulturtransfers im ausgehenden 18. Jahrhundert exemplarisch zu studieren.

Dieter Martin

Das Stammbuch der Marianne von Willemer. Hrsg. von Kurt Andreae. Frankfurt a. M., Leipzig 2006, 160 S., farbige Abb.

Das in Privatbesitz befindliche Stammbuch Marianne von Willemers liegt nun als Edition mit Gesamtfaksimile vor. Das Stammbuch ist nicht gebunden, sondern besteht aus 56 losen Blättern aus den Jahren 1810 bis 1853 in einer Schmuckkassette und aus verschiedenem Papier, reich geschmückt mit Zeichnungen, Deckfarbenmalereien, Radierungen usw. Zu den Einträgern zählen Herman Grimm, die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée, die Brüder Friedrich Franz und Christian Johannes Riepenhausen, der Physiker Thomas Johann Seebeck u. a. Edition und Erläuterungen verantwortet Kurt Andreae unter Mitarbeit von Marianne Küffner, die kunstgeschichtliche Bearbeitung stammt von Gerhard Kölsch.

Leider ist die Textwiedergabe ungenau, und es fehlt ein editorisches Nachwort. Unsicher sind die Unterscheidung von ss und ß, die Zeichensetzung, die Wiedergabe von Groß- und Kleinbuchstaben, und es gibt zahlreiche Lesefehler; z. B. steht im Stammbuch »Franckfurt« (S. 25), in der Wiedergabe »Frankfurt« (S. 24); im Text »froh erlebte Stunden« oder »halb« (Faksimile S. 45, 81), die Wiedergabe bringt »verlebte« oder »hab« (S. 42, 79), und aus »Welke Blüthen« wird gar »Wolken Blüten« (S. 103, 102). Der Deutsche Bund wurde nicht 1848 zur Ablösung des Alten Reiches gegründet, sondern 1815, und das Alte Reich war bereits 1806 untergegangen (S. 132). Es ist unmöglich, alle Fehler aufzuzählen. Ärgerlicher als die Versehen im einzelnen ist aber, daß der literatur- und kulturgeschichtliche Reichtum des Buches nicht angemessen erschlossen, ja manchmal nicht einmal erkannt wird. Ein unbekannter Einträger – das Kürzel lautet offenbar Ch. V. – trägt eine nichtdatierte, abweichende und offenbar ungedruckte Fassung des Gedichtes *Dem Himmel wachse entgegen* ein mit dem Hinweis »Ein ungedruckter Vers aus Goethes Jugend« (S. 108-111) (genau dieselbe Fassung liegt außerdem vor in einer Abschrift Johann Friedrich Heinrich Schlossers, und zwar im Goethe-Museum Düsseldorf). Das bereits bekannte und gedruckte Gedicht wurde von Heinrich Kruse 1835 aufgrund mündlicher Überlieferung durch Sophie Brion in Straßburg aufgeschrieben und 1875 von Michael Bernays veröffentlicht. Diese Überlieferungsumstände bleiben aber gänzlich unerwähnt – immerhin ist zu fragen, auf welche Nebenüberlieferung (die es bekanntermaßen gab, vgl. WA I, 5.2, S. 215-222) der Schreiber des Stammbucheintrags zurückgreift. Auf diese Weise könnte dieser womöglich festgestellt werden (ein Handschriftenvergleich schließt aus, daß es Schlosser ist). Schließlich fehlt auch ein Hinweis darauf, daß das Stammbuch der Forschung bereits bekannt ist, vgl. Hans-J. Weitz: *Marianne und Johann Jakob von Willemer. Briefwechsel mit Goethe*. Dokumente, Lebens-Chronik, Erläuterungen. Frankfurt a. M. 1965, S. 758 ff. und passim, und eine Erläuterung dazu, wie sich das vorliegende zu dem zweiten, schmaleren Stammbuch Marianne von Willemers verhält (Freies Deutsches Hochstift, Hs. 5204), das nur im Vorübergehen erwähnt wird (S. 10 f.).

Kurz: Die Ausgabe ist philologisch unfertig, brauchbar aber durch die Faksimiles, die den Reichtum des Buches dokumentieren und die weitere Forschung ermöglichen. Leider befördern Ausgaben wie diese die Annahme, Stammbücher seien als Quellen nicht sehr ergiebig. Das Gegenteil läßt sich erweisen.

Paul Kahl

August von Goethe: »*Wir waren sehr heiter*«. *Reisetagebuch 1819*. Hrsg. von Gabriele Radecke. Berlin 2007, 334 S., mit zahlreichen Abb.

»Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen« – diese sprichwörtliche Redewendung gewann im Fall der Reise, die August von Goethe 1819 gemeinsam mit seiner Frau Ottilie nach Berlin unternahm, eine besondere Bedeutung. Denn der Sohn war gewissermaßen ›stellvertretend‹ für den Vater unterwegs, in dessen Biographie Berlin einen eigentümlich ›blinden Fleck‹ darstellt: Er hatte die Stadt einmal im Mai 1778 besucht, unterhielt auch später vielfältige Verbindungen dorthin (am intensivsten die zu seinem Altersfreund Carl Friedrich Zelter), schlug aber alle weiteren Einladungen in die preußische Metropole beharrlich aus und ließ sich die Berliner Zustände lieber von Freunden und Vertrauten schildern, als sie selbst in Augenschein zu nehmen. Im Frühsommer 1819 übernahm sein Sohn August diese Aufgabe und führte über die Ereignisse und Begegnungen der Reise, die nach einem fast vierwöchigen Aufenthalt in Berlin über Dessau und Torgau bis nach Dresden ging, ein umfangreiches Tagebuch, um den Vater in Weimar ausführlich unterrichten zu können, ja vieles wurde unterwegs sogar nur deshalb »genauer betrachtet um [Goethe] dann mündlich Be-

richt abstatten zu können« (S. 45). Dabei diente Augusts Tagebuch, das Gabriele Radecke im vorliegenden Band erstmals vollständig veröffentlicht, einerseits als Basis für die auf der Reise geschriebenen Briefe an Goethe (eine typische Notiz lautet deshalb: »Bis hierher hat der Vater Nachricht«; S. 88) und war andererseits als Gedächtnisstütze für die späteren mündlichen Berichte nach der Rückkehr ins Haus am Frauenplan gedacht (»spaare mir die Details mündl. auf«; S. 65). Es handelt sich also weniger, wie die Textgattung vermuten lassen könnte, um ein Zeugnis innerer Selbstreflexion als vielmehr um den Versuch, vor den Augen des auch fern von Weimar stets gegenwärtigen Vaters zu bestehen und seine Erwartungen zu erfüllen – insofern markiert das Reisetagebuch eine wichtige Station in dieser schwierigen Vater-Sohn-Beziehung, aus der August sich zeit seines Lebens kaum zu lösen vermochte.

Kaum in Berlin, Ottilies »Herzensstadt« (S. 40), angekommen, begann für das junge Ehepaar ein umfangreiches Besuchs- und Besichtigungsprogramm, zu dem unzählige ›Visiten‹ und offizielle Einladungen (bis hin zur Vorstellung bei der königlichen Familie) ebenso gehörten wie privatere Unternehmungen mit Freunden, wie den Familien Zelter, Nicolovius und Schultz. Immer wieder kam natürlich die Rede auf Goethe, ja gelegentlich wurden Sohn und Schwiegertochter sogar Aufmerksamkeiten zuteil, mit denen (wie beiden wohl bewußt war, S. 161) eigentlich der Vater gemeint war: sei es eine eigens anberaumte Aufführung der *Iphigenie* mit dem von Goethe ausgebildeten Schauspieler Pius Alexander Wolff (S. 51 f.), sei es die Uraufführung zweier neuer Szenen der *Faust*-Vertonungen des Fürsten Anton Heinrich von Radziwill (bei der sinnigerweise als Erscheinung des Erdgeistes ein Brustbild Goethes projiziert wurde; S. 95, 104) oder sei es die ursprünglich Goethe zugedachte Patenschaft Ottilies für das jüngste Kind des Staatsrats Schultz, das nach den *Wahlverwandtschaften* ebenfalls Ottilie heißen sollte (S. 60, 78, 162). Neben solchen gesellschaftlichen Ereignissen waren die Tage ausgefüllt mit dem Besuch zahlreicher Berliner Museen, Galerien und Ateliers (deren Gemälde und Skulpturen August in dem Drang, alles möglichst vollständig festhalten zu wollen, immer wieder akribisch in streng durchnumerierten Listen verzeichnete; S. 56, 69, 75 f., 96), aber auch verschiedener Fabriken und Manufakturen sowie anatomischer, naturkundlicher und philanthropischer Institute. Denn Ziel war keine Erholungsreise, sondern eine »Reise mit Nutzen« (S. 235), so der Titel einer in Berlin entstandenen (von der Herausgeberin leider nicht mit abgedruckten) Zeichnung Augusts, die offenbar auf eine Redewendung Ottilies zurückging (S. 77) – gemeint war damit, die knapp bemessene Zeit des Aufenthalts »möglichst gut anzuwenden« (S. 53), um das enorme gesellschaftliche und kulturelle Angebot Berlins in seiner ganzen Vielfalt wahrnehmen zu können. Indem das Tagebuch diese Vielfalt in Augusts teils nüchtern-spröden, teils durchaus amüsanten Notaten (S. 138, 144) widerspiegelt, entsteht ein breites kulturgeschichtliches, von der Herausgeberin durch eine vorzügliche Kommentierung aufgeschlüsseltes Panorama Berlins im frühen 19. Jahrhundert, das die Aufzeichnungen nicht nur für Goethe-Spezialisten, sondern weit darüber hinaus zu einer interessanten Lektüre macht. Dazu trägt zweifellos auch das von Radecke gewählte Editionsprinzip bei: Hatte sie sich bei der (gemeinsam mit Andreas Beyer 1999 besorgten) Edition von Augusts Italien-Reisetagebuch[1] noch für ein eher konventionelles Verfahren entschieden, das zunächst den Tagebuchtext zusammenhängend vorstellte und daran Ausschnitte aus einschlägigen Briefwechseln anschloß, so gab sie im Fall des Berlin-Reisetagebuchs einer »diachronen Textdarbietung« (S. 204) den Vorzug, in der das Tagebuch zwar den Leittext bildet, in den aber immer wieder (sowohl bekannte wie auch bisher unveröffentlichte) Briefe verschiedenster Verfasser aus dem unmittelbaren Reisekontext mosaikartig hineinmontiert werden – so v. a. Briefe von August und Ottilie selbst (einschließlich des bisher unpublizierten Tagebuchfragments Ottilies; S. 56-59), von Goethe und Henriette von Pogwisch sowie aus dem Freundeskreis. Wer den Band aus der Hand legt,

1 August von Goethe: *Auf der Reise nach Süden. Tagebuch 1830. Erstdruck nach den Handschriften.* Hrsg. von Andreas Beyer u. Gabriele Radecke. München, Wien 1999.

wird die Wahl dieses editorischen Verfahrens, das »die Textlinearität zugunsten eines perspektivisch gebrochenen und alinearen Textverlaufs bewußt aufgibt« (S. 200), für eine glückliche Entscheidung halten, weil es den Tagebuchtext August von Goethes in einen lebendigen zeitgenössischen Diskussionszusammenhang einbettet, den die Herausgeberin als vielstimmiges Gespräch geradezu szenisch-dialogisch wiederaufleben läßt. Dazu gehören ebenso die zahlreichen Abbildungen, durch die sowohl Handschriften, Zeichnungen und Reisedokumente wie auch Porträts und Ortsansichten als Spiegel der Tagebuch- bzw. Briefpassagen eingeblendet werden.

Während Ottilie die – modern gesprochen – urbane ›Reizfülle‹ in Berlin trotz gesundheitlicher Beschwerden genoß (»o die glükliche, glükliche Zeit wer sie festhalten könnte«; S. 77), wurde sie August dagegen mehr und mehr zur Last, er klagte über das »ewige Treiben« (S. 124) der Besuche und Besichtigungen und über den Zwang, sich immer wieder neu »ins Sehen und Staunen einzulassen« (S. 148). Dieser Druck, allen Erwartungen und Verpflichtungen, nicht zuletzt dem Vater gegenüber, gerecht werden zu wollen, ließ erst spürbar nach, als August und Ottilie nach Dresden und in die Sächsische Schweiz weiterreisten, von Goethe ausdrücklich ermahnt, die Stadt und die umliegende Natur »beschaulich« und »ruhig zu genießen« (S. 151f.) – nun standen auch mußevolle Museumsrundgänge und sogar eine mehrtägige Wanderung im Elbtal auf dem Programm. Die Rückkehr nach Weimar allerdings konfrontierte die beiden Reisenden allzu schnell wieder mit dem grauen Alltag: Weder war ihre Köchin aufzufinden noch der auf der Reise so omnipräsente Goethe zugegen, der vielmehr unlängst nach Jena aufgebrochen war (S. 192).

Gesa von Essen

Wolf von Engelhardt: *Goethes Weltansichten. Auch eine Biographie*. Stuttgart 2007, 378 S.

Nachdem Wolf von Engelhardt im Jahr 2003 unter dem Titel *Goethe im Gespräch mit der Erde* eine auf Landschaftserlebnisse und geowissenschaftliche Themen konzentrierte Darstellung von Goethes Leben und Werk veröffentlicht hat, läßt der Tübinger Geologe mit dem weiten Horizont (und Jahrgang 1910!) nur vier Jahre später, ebenfalls beim Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger Weimar, eine zweite umfassende Arbeit erscheinen. Sie verfolgt – mit einem vom Dichter selbst verwendeten Begriff – Goethes *Weltansichten* über seine ganze Lebensspanne hinweg, so daß der Untertitel *Auch eine Biographie* gerechtfertigt ist. In der dichten, aber immer gut lesbaren Abfolge von Informationen ist dieses Werk vergleichbar mit dem ersten, doch weitet sich der Blick nun auch zu den anderen Naturwissenschaften und zu philosophischen Themen. Geschickt verwebt Engelhardt äußere und innere Biographie und räumt den Naturwissenschaften den breiten Raum ein, den sie in Goethes Leben tatsächlich besetzten. Als langjähriger Herausgeber und Kommentator der Leopoldina-Ausgabe von Goethes Schriften zur Naturwissenschaft ist der Autor prädestiniert für die Vermittlung des entsprechenden Wissens. Erkenntnisse, die bisher in den Leopoldina-Bänden und in Einzelaufsätzen nur einem Fachpublikum bekannt waren, können so auch für eine breitere Leserschaft fruchtbar werden.

Bei der Rekapitulation der Kinder- und Jugendjahre folgt Engelhardt den Schilderungen in *Dichtung und Wahrheit*. Er sieht in Goethes Kinderjahren eine »*Frühe Ahnung*« (S. 1) des späteren Umgangs mit der Natur, sei es beim Aufbau der Pyramide der Naturdinge zur Gottesverehrung, sei es im analytischen »Untersuchungstrieb gegen natürliche Dinge« (S. 5). Nach erster Bekanntschaft mit der Welt der Wissenschaften in Leipzig folgte die »*Im Zeichen der Philosophia perennis*« (S. 26) verbrachte Krankheits- und Genesungszeit im Frankfurter Elternhaus. In Straßburg lernte Goethe durch Herder die aktuellen französischen

Denker kennen. Aus all diesen Erfahrungen resultierte eine skeptische Einstellung zu Philosophie und Wissenschaft der Schulen, die nur eine Ausnahme kannte: Nach der Begegnung mit Spinozas Werk äußerte sich Goethe ausdrücklich zustimmend über den »Ketzer« (S. 93). Spinoza wird zur prägenden Lektüre Goethes, wobei Engelhardt in einem Exkurs überzeugend darlegt, daß die nur in einem Manuskript Charlotte von Steins überlieferte *Studie nach Spinoza* bisher zu Unrecht Goethe zugeschrieben worden ist; wahrscheinlich gibt der Text gesprächsweise mitgeteilte Gedanken von Karl Philipp Moritz wieder.

Der Autor meldet sich hin und wieder auch in der ersten Person Singular zu Wort, ohne je geschwätzig zu werden. Er stützt sich vor allem auf die primären Textquellen, die ausgiebig zitiert werden. Aber auch Goethes Zeichnungen werden als Zeugen für die Entwicklung seiner Weltansichten ernst genommen und wiederholt herangezogen, wobei sich Engelhardt explizit von Boyles biographischer Darstellung distanziert, die diesen Produkten wenig Wert zugemessen hat (S. 111). Schade nur, daß wir die entsprechenden Goethe-Zeichnungen andernorts ansehen müssen, da das Buch keine Illustrationen enthält.

Engelhardt zeichnet ausführlich die Entwicklung von Goethes Naturphilosophie nach, die in der Auseinandersetzung mit den Systemen von Kant, Fichte und Schelling zu sehen ist. Kants Vernunftkritik machte recht eigentlich Epoche bei Goethe und diente auch als Grundlage für den Aufsatz *Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt*. Nach der Rückkehr aus Italien sieht Engelhardt bei Goethe »*Wege zu eigener Weltansicht*« (S. 187). In den Fächern Botanik, Vergleichende Anatomie und Optik betätigt er sich nun auch öffentlich. Er geht über Kants Grenzziehungen hinaus, indem er sich auf die »Augen des Geistes« als Erkenntnisorgane beruft (S. 195). In der Begegnung mit Johann Gottlieb Fichte kommt es zu einer Erneuerung von Goethes Verständnis der Natur und der Naturforschung. Engelhardt kann sich dabei auf die von ihm selbst herausgegebene Faksimile-Edition von Goethes Handexemplar der Programmschrift *Über den Begriff der Wissenschaftslehre* stützen, die 2004 unter dem Titel *Goethes Fichtestudien* als Band 71 in der Reihe *Schriften der Goethe-Gesellschaft* erschienen ist. In Goethes Texten herrscht von nun an ein »aufgeklärter Realismus«, der auf Fichte gründete und Förderung durch Schelling erfuhr (S. 218). Gleichzeitig erwachte in der fruchtbaren Auseinandersetzung mit Schiller Goethes literarische Produktion wieder.

In chronologischer Folge werden die großen Werke Goethes, die immer auch von philosophischen und naturwissenschaftlichen Paradigmen geprägt sind, interpretierend nacherzählt. So ist den drei Fassungen von *Faust* je ein eigenes Kapitel gewidmet, ebenso den *Wahlverwandtschaften*. Aber auch ein literarisch weniger zentrales Werk wie das Festspiel *Pandora* interessiert Engelhardt wegen seines weltanschaulichen Gehalts. Epimetheus und Prometheus verkörpern darin den Bezug auf Vergangenes und das tätige Fortschreiten, ersteres in *Dichtung und Wahrheit*, letzteres in den *Wanderjahren* literarisch gestaltet. Das Buch enthält auch Deutungen kürzerer Texte Goethes; erwähnenswert sind die bereits im Goethe-Jahrbuch 1987 kontrovers zu Albrecht Schöne vorgestellten Ausführungen zur *Harzreise im Winter* oder die erhellenden Bemerkungen zu Goethes Gedicht *Unwilliger Ausruf* – eine Auseinandersetzung mit Albrecht von Hallers Diktum »Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist«, das Engelhardt als Kritik an Kant liest (S. 313 ff.).

Ein hilfreiches Register der behandelten Werke Goethes und der vorkommenden Personen ergänzt den insgesamt sorgfältig gestalteten Band. Kleine Fehler im Text hätten durch ein genaueres Lektorat eliminiert werden können. So heißen die von Goethe besuchten Orte am Zürichsee nicht Horben und Richerswyl, sondern Horgen und Richterswil (S. 98); der zweite Vorname des Göttinger Physikers Lichtenberg lautet Christoph und nicht Christian (S. 186). Daß die »Harzreise« im Literaturverzeichnis zur »Herzreise« wird, hat hingegen schon beinah eine poetische Wahrheit für sich. Doch dies sind nur marginale Mängel in der beeindruckenden Gesamtschau Engelhardts, die sich wegen ihrer inhaltlichen Dichte vielleicht weniger als Einführung in Goethes Leben und Denken, aber sehr gut als Vertiefung für Interessierte eignet.

Margrit Wyder

Jean Lacoste: ***Goethe, la nostalgie de la lumière.*** Paris, Berlin 2007, 461 S.

Vielleicht ist die Fülle der Sekundärliteratur zu Goethe seit längerer Zeit daran schuld, daß immer weniger Geisteswissenschaftler den Mut haben, ein neues Goethe-Buch zu publizieren. Diese Hemmschwelle können am ehesten diejenigen überwinden, die eine originelle Perspektive einzunehmen wissen. Dies ist ganz sicher der Fall bei Jean Lacoste, der schon ein Buch über Goethes Italienreise und ein weiteres über Goethe als Naturwissenschaftler geschrieben hat. Lacoste, dessen philosophische Vorliebe für den Neukantianismus auch in seinen Beiträgen zu Walter Benjamin zur Geltung kommt, setzt sich dieses Mal mit dem wissenschaftstheoretischen Hintergrund eines Teiles der Goethe-Schriften auseinander, der immerhin fünfzehn Bände der Weimarer Ausgabe umfaßt. Dem wissenschaftstheoretischen Kern seiner Arbeit nähert er sich allerdings auf Umwegen, indem er in den ersten Kapiteln ein Porträt von Goethe als hohem Staatsbeamten entwirft. Es geht darum, zu zeigen, daß der Verwalter des Bergwerkes zu Ilmenau eine enge Beziehung zu praktischen Problemen hatte und den organisatorischen Alltag eines deutschen Kleinstaates bewältigen mußte. Goethe wehrte sich gegen die Rekrutierung von Soldaten durch Preußen, leitete die Zeichenakademie, schlug eine neue Gestaltung der mineralogischen Sammlungen in Jena vor, sorgte für die Restaurierung des Weimarer Schlosses und für die Errichtung des Theaters. Lacostes Untersuchung ist aber hauptsächlich Goethes wissenschaftlichen Interessen gewidmet: seiner eifrigen Suche nach der Urpflanze, seinem Kampf gegen Newton in der Farbenlehre. Dies gibt unter anderem Anlaß zu einer Bilanz der kunsthistorischen Ausbildung Goethes, der die Gemälde von Johann Conrad Seekatz entdeckte und den Unterricht von Adam Friedrich Oeser genoß, bevor er sich mit Sulpiz Boisserée unterhalten konnte.

Die *Farbenlehre* hat sicher auch mit der Entwicklung von Goethes Kunstwahrnehmung zu tun. Die italienischen Erlebnisse lassen zwei Dimensionen von Goethes Werk erkennen: die Tendenz zu einer Phänomenologie der Wahrnehmung und die Neigung zum Sammeln. Goethe als Subjekt der Wahrnehmung ist besonders empfindlich für die Farbqualität des Himmels oder der Wolkenkonstellationen. Er interessiert sich für die Verwitterung der Gesteinsarten, etwa die des Granits. Die Debatte zwischen den Neptunisten um Abraham Gottlob Werner und den Vulkanisten hat ihn zutiefst geprägt. Was der naturwissenschaftliche Restwert von Goethes Theorien auch sein mag, so veranschaulichen sie doch jene Vernetzung von Symbolen, die nach Ernst Cassirer, zu dem Lacoste sich bekennt, die Annäherung an die Wahrheit kennzeichnen. Sehr charakteristisch für Lacostes Ansatz ist gerade die angedeutete Konvergenz von Goethes wissenschaftlichem Verhalten und dem Begriff der symbolischen Form. Goethes Stellungnahme zu Newton entspricht einem donquichottesken Versuch, die Rolle des Lichtes hervorzuheben. Der Wissenschaftstheoretiker Goethe, der eine strukturelle Verwandtschaft zwischen dem Beobachter und seinem Gegenstand voraussetzt, ist auch ständig auf der Suche nach den Variationen eines Urphänomens, dessen Paradigma vom Atem oder vom Herzschlag geliefert wird.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller wird als laufender Kommentar zu Goethes wissenschaftstheoretischen Positionen ausgewertet, die mit seiner philosophischen Ausbildung, von Johann Jakob Bruckers *Historia critica* bis hin zu Kants *Kritik der Urteilskraft*, zusammenhängen. Symptomatisch für Goethes Verankerung in den Vorstellungen des 19. Jahrhunderts ist seine Behandlung von Themen wie Maschine, Geschwindigkeit oder Reproduzierbarkeit. Und immer wieder kommt Lacoste auf das Problem der Wahrnehmungsstruktur zurück.

Erst nach dieser Auseinandersetzung mit dem Staatsmann und dem Wissenschaftstheoretiker beginnt Lacoste, sich mit dem Schriftsteller zu befassen. Er interessiert sich für die Beziehung des Autors zu den Verlegern, für einzelne Aspekte der Rezeption (bei Charles Du Bos beispielsweise) sowie für eine latente Übersetzungstheorie, die als Aufforderung verstanden werden kann, sich literarische Texte aus allen möglichen literarischen Traditionen in der

Art des *West-östlichen Divan* anzueignen. Goethes Bücher werden von Lacoste unter dem Gesichtspunkt der Buchgeschichte betrachtet, der den Zugang zum Kontext der zeitgenössischen Leser vermittelt. An den Ansätzen zu einer Übersetzungstheorie läßt sich aber auch die Bedeutung des Begriffs ›Weltliteratur‹ näher präzisieren. Goethe ist nicht wie Joseph von Hammer-Purgstall der Ansicht, man müsse die fremden Literaturen überarbeiten und sich ihre Adaption zum Zweck nehmen. Sie sollen eher – wie Johann Heinrich Vossens Homer – der Zielsprache soweit Gewalt antun, daß diese sich unter ihrem Druck ändert und bereichert. In seiner literarischen Weltbetrachtung ist Goethe nicht sehr weit entfernt von der Figur des Flaneurs bei Charles Baudelaire, und die italienischen Straßen sind ihm wie Pariser Passagen.

Lacoste möchte Goethe in seinem philosophischen Kontext verstehen und betont immer wieder eine Absage an die teleologischen Denkformen, die er als Folge einer 1790 begonnenen und mindestens bis 1830 fortgesetzten Lektüre der dritten Kantschen *Kritik* versteht. Diese fragmentarische Kant-Rezeption könnte die Vorstellung einer phänomenologischen Orientierung des Dichters legitimieren, die allein die Lebenseinheit wiederherzustellen vermag. Goethe emanzipiere Kant von den Zwängen der Aufklärung und ermögliche die Versöhnung von Freiheit und Natur, Tat und Erkenntnis. Erstaunlich wohlwollend verhält er sich gegenüber der diskreditierten französischen Philosophie seiner Zeit: Victor Cousin ist für Goethe ein ernstzunehmender Hegel-Schüler. In der Liste der Geistesverwandten kommt jedoch Friedrich Nietzsche eine besondere Rolle zu, weil die Figur Zarathustras mit der Goetheschen Hafis-Deutung zu vergleichen ist.

Erst am Ende seiner Studie verweist Lacoste auf Walter Benjamin: An Goethe wie an Baudelaire seien die Urphänomene des 19. Jahrhunderts abzulesen. Und obwohl Martin Heidegger die angebliche Metaphysik Goethes als unphilosophisch betrachtete und Friedrich Hölderlin gegen den Dichter des *Faust* ausspielte, findet Lacoste in Heideggers Deutung der *Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten* Spuren einer verdrängten Anerkennung.

Lacoste zeigt, daß er die Forschungsliteratur sehr gut beherrscht. Gleichzeitig bleibt er frei von der Last der Überlieferung und bemüht sich um eine respektvolle philosophische und wissenschaftstheoretische Aktualisierung, die deshalb den Leser überzeugt, weil sie einen neuen Zugang zum Text verschafft, Goethe vor dem Literaturmuseum rettet und ihn zu einem für die philosophische Diskussion der Gegenwart relevanten Schriftsteller macht.

Michel Espagne

Volker Neuhaus: ***»Andre verschlafen ihren Rausch, meiner steht auf dem Papiere«.*** *Goethes Leben in seiner Lyrik*. Köln 2007, 367 S.

Es ist sicher richtig, daß gerade bei Goethe der biographisch orientierte Zugriff auf das Werk naheliegt; immerhin wurden Begriff und Konzept der ›Erlebnisdichtung‹ maßgebend am Beispiel seiner Lyrik entwickelt. Allerdings gibt es seit mehr als hundert Jahren die methodische wie theoretische Kritik an der biographisch orientierten Deutung literarischer Texte und am Konzept der Erlebnisdichtung; es gab inzwischen den ›Tod des Autors‹ und bereits wieder dessen ›Wiederkehr‹ sowie manch andere einschlägige Diskussion. Insofern erstaunt es, in einem 2007 erschienenen Buch folgendes zu Sesenheim zu lesen: »Es ist nach den spärlichen Zeugnissen durchaus wahrscheinlich, daß Wolfgang und Friederike sich mit einem Problem konfrontiert sahen, das bis zum heutigen Tage eine junge Liebe auf die Probe stellen, ja geradezu zum Prüfstein auf ihre Echtheit werden kann – die Frau fühlt sich schwanger« (S. 95). Begründet wird diese »Mutmaßung« mit ›philologischen‹ Argumenten, der Deutung nämlich dreier Zeilen aus dem Munde Fausts und vor allem der Analyse von deren Veränderung und wechselnder Stellung im *Urfaust*, im *Faust*-Fragment und im *Faust* von

1808. Fausts Worte im *Urfaust* vom »durch erschüttern durcherwarmen« gestalteten, so S. 96, »gelebte Erfahrungen in der körperlichen Liebe«, die Goethe »nur in Friederikes ›Armen‹ gemacht haben« könne.

Neuhaus folgt Goethes Lebenslauf; in die biographische Erzählung sind Auseinandersetzungen mit Gedichten eingefügt. Zudem werden immer wieder Linien ausgezogen und dabei weitere Gedichte, auch solche aus jeweils späterer Zeit, in den Blick genommen – etwa bei Goethes Liebeskonzeption, bei Grundprinzipien seines Denkens wie ›Polarität‹ und bei dergleichen mehr. Auffällig ist die höchst unterschiedliche Gewichtung von Goethes Lebensphasen. Der Zeit bis zur Ankunft in Weimar werden zweihundert Seiten, also weitaus mehr als die Hälfte des Buches zugestanden, den Jahren bis zu Schillers Tod 1805 noch einmal hundert; die letzten, immerhin 27 Jahre Goethes müssen sich mit sechzig Seiten begnügen, wobei der *West-östliche Divan* lediglich neun erhält. Gründe für diese Verteilung werden nicht genannt. Zudem ist nicht immer auszumachen, ob das Leben im Vordergrund steht oder die Lyrik. Ebenso wechselt die Art und Weise, wie Leben und Lyrik in Beziehung gesetzt werden: Mal dient ein Gedicht zur Illustration biographischer Aussagen, mal werden Gedichte zu Quellen biographischer Erkundungen, gelegentlich steht ein Gedicht auch fast für sich allein.

Er sei, betont Neuhaus, sich der »Kluft zwischen Leben und Text durchaus bewußt« (S. 11). Später zitiert er Minna Herzliebs treffliche Bemerkung gegenüber Heinrich Düntzer (»Sie müssen immer denken, Goethe war ein Dichter«) und bemerkt dazu, dies solle »auch der heutige Interpret beherzigen« (S. 304). Warum aber hat er dies dann nicht getan? Denn durchgängiges Kennzeichen des Buches ist die beständige Vermischung von biographischer Realität und lyrischer Aussage, die stete Aufhebung des kategorialen Unterschieds zwischen Leben und Gedicht – mit allen daraus erwachsenden Konsequenzen bis hin zu den spekulativen Ergänzungen biographischer Lücken durch die Ausdeutung metaphorischer Rede und die daraus erwachsende zirkelschlüssige Argumentation. Dies ist zudem verbunden mit einem erstaunlichen Vertrauen in die Richtigkeit der Selbstaussagen Goethes, als hätte es die kritische Befragung ihrer Stilisierungen nie gegeben.

Zur Charakterisierung der Vorgehensweise kann ein Beispiel genügen. Bei den *Römischen Elegien* fragt Neuhaus selbstverständlich nach Faustina und stellt fest, daß es nur wenige Belege zur realen Liebesbeziehung Goethes in Rom gebe. Weiter aber heißt es: »Trotz dieser Dürftigkeit der Belege ist die Existenz einer ›Faustina‹ allzu evident; einer der schönsten erotischen Zyklen der europäischen Weltliteratur ist ein schlagender, ja für mich unwiderlegbarer Beweis: Das Kolorit der *Römischen Elegien* ist einfach zu römisch, Italien-, Rom- und Liebeserlebnis scheinen zu innig verwoben, um bloße Fiktion zu sein« (S. 248); zudem sollen die *Elegien* »viel der rauschhaften ersten Liebeszeit mit Christiane Vulpius« (ebd.) zu verdanken haben. Zur achtzehnten *Elegie* und ihren beiden Zeilen 15 und 16 (»So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauschen, / Busen an Busen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß«) ist dann zu erfahren: »Wie das beschworene Wetter zeigt, wird das römische Glück mit dem in Christianes Armen im herbstlichen Weimar in eins gesehen« (S. 250). Der Verfasser hätte freilich, wenn er schon auf solchem Realitätsgehalt und Referenzbezug lyrischer Verse besteht, aus den berühmten Versen Tibulls (in der ersten Elegie des ersten Buchs seiner Gedichte; I, I, V. 45-48) erfahren können, daß es auch in Rom gelegentlich stürmt und regnet und gießt (jedenfalls in der Liebeslyrik): »Ach, wie süß, wenn man ruht und draußen toben die Winde, / Während die Liebste man hält zärtlich gedrückt an der Brust, / Oder wenn eisiger Nord im Winter den Regen herabjagt / Und das rauschende Naß schläfert den Sorglosen ein« (so in der Übersetzung von Rudolf Helm). Bei Charlotte von Stein, der Geliebten Goethes »im Vollsinne« (S. 218), zitiert Neuhaus u. a. die Zeilen »Lida! Glück der nächsten Nähe, / William! Stern der schönsten Höhe« und vermerkt, die Formulierung »Glück der nächsten Nähe« lasse »wohl auch hinsichtlich des Grads der Beziehung keinen Zweifel« (S. 220). Aber könnte es nicht sein, daß ›nächste Nähe‹ sich weniger biographischer Erfahrung verdankt als vielmehr dem rhetorischen Reiz der Figura etymologica, der Alliteration und der Assonanz sowie des Parallelismus der beiden Zeilen?

Das Buch enthält immer wieder kleine Schiefheiten, Ungenauigkeiten, Verschiebungen. Auch hier mag ein Beispiel für die Gesamttendenz einstehen. »Auf die relativ kurze Spanne antikisierender Dichtungen in Hexametern und Distichen«, heißt es S. 297, »folgt unmittelbar die ›romantische‹ Balladenphase und auf die wiederum die Sonettenwut von 1808«. Die »Balladenphase« dauerte ein paar Monate (oder, wenn die ›Müllerin-Gedichte‹ mitgezählt werden sollen, zweimal ein paar Monate), die »Spanne antikisierender Dichtungen« hingegen – je nachdem, was dazu gerechnet wird – entweder von 1788 (*Römische Elegien*) bis 1798 (*Weissagungen des Bakis*) und also zehn Jahre oder noch ein paar Jahre länger, wenn die Gedichte seit 1785 hinzugezählt werden, die Goethe unter die Rubrik *Antiker Form sich nähernd* stellte. Die Balladenphase »folgt« nicht der Phase antikisierender Gedichte, vielmehr geht zwischen Mai und Juli 1797 die Produktion der Balladen und der Elegien nebeneinander her, und Goethe wechselt ständig zwischen beiden Genres; *Euphrosyne* wurde erst 1798 fertig, und die *Metamorphose der Pflanzen* entstand im Juni 1798. Und wie läßt sich bei elf Jahren Abstand zwischen 1797 und 1808 sagen, daß auf die Balladenphase die Sonettenwut »wiederum« und offenbar »unmittelbar« »folgt«? Die Beispiele solcher Schiefheiten ließen sich ohne großen Aufwand beträchtlich vermehren.

Als Beitrag zur Forschung kann das Buch kaum verstanden werden; dazu bietet es entschieden zu wenig an neuen Erkenntnissen (sei es zu Goethes Biographie, zu seiner Lyrik oder zur Beziehung von beidem) und bleibt vor allem über weite Strecken hinter längst gewonnenen Einsichten zurück. Eher ist es für ein breiteres Publikum gedacht, dem Neuhaus sein Goethebild und sein Verständnis der Lyrik Goethes nahebringen möchte. Dafür sprechen nicht zuletzt die durchgängigen Aktualisierungen, wenn im Zusammenhang von *An Schwager Kronos* und dem Motiv der Reise als Bild des Lebens »Altbundespräsident Walter Scheel« (S. 143) und dessen Gesangsvortrag von *Hoch auf dem gelben Wagen* bemüht werden; wenn, um Goethes Stellung als »Günstling« am Weimarer Hof zu illustrieren, darauf hingewiesen wird, daß einer der »letzten Günstlinge dieser Art in der deutschen Geschichte« Albert Speer gewesen sei (S. 204); wenn Carl August als »Teenager« bezeichnet wird, der sich einen »Twen« als Berater geholt habe (S. 205), oder wenn Goethe »Selfmademan« genannt wird (S. 114), was im übrigen durchaus schief ist, denn zum ›Selfmademan‹ gehört die Herkunft aus sozial niederer Schicht, was für Goethe wahrlich nicht zutrifft. Für die Orientierung auf ein breiteres Publikum sprechen auch die häufigen Superlative. Und bei aller Hochschätzung Goethes: Bietet *Warum gabst du uns die tiefen Blicke* wirklich »die wohl tiefsten Zeilen, die je eine Frau von einem Mann bekommen hat« (S. 220)? Kann für die Begegnung von Herder und Goethe in Straßburg wirklich gelten, daß »seit Sokrates und Platon […] wohl selten solch ein Lehrer und solch ein Schüler zusammengetroffen« sind (S. 76)? Hat der »Staatsdienst« in Weimar wirklich Goethe »den Umgang mit höchsten Persönlichkeiten erschlossen wie kaum einem anderen Dichter jemals zuvor oder danach« (S. 217)? Für das breitere Publikum der an Goethe und an der Literatur Interessierten zu schreiben ist ein lobenswertes und höchst sinnvolles Unterfangen. Gerade dann aber sollten die Ausführungen immer stimmen. Dies ist hier jedoch – leider! – nicht der Fall.

Reiner Wild

Gerhard Oberlin: ***Goethe, Schiller und das Unbewusste.*** *Eine literaturpsychologische Studie*. Gießen 2007, 310 S.

Kaum eine Untersuchung zur Goethezeit kommt umhin, die eigene Fragestellung auf die innovative Potenz dieser Epoche zu fokussieren. Demgemäß sucht auch die vorliegende Studie die nicht eben kleine These zu belegen, daß Goethe und Schiller die literarische Moderne begründeten, indem sie für bisher unartikulierte psychohistorische Prozesse eine neue For-

mensprache entwickelten. Den Ausgangspunkt der Überlegungen bildet die Veränderung innerfamiliärer Sozialisationsbedingungen, die den Ideen der Aufklärung und dem standespolitischen Versuch geschuldet sind, ein bürgerliches Leistungsethos durchzusetzen. Von einem psychohistorischen Ansatz aus ist es Ziel der Studie, die weitgehend verdeckt oder gar unbewußt bleibenden Gestehungskosten dieser leistungsorientierten Identitätsbildungsprozesse, die in der Literatur der Sattelzeit reflektiert werden, anhand ausgewählter Werke von Goethe und Schiller in den Blick zu heben.

Läßt schon der vage Titel *Goethe, Schiller und das Unbewusste* völlig offen, ob es hier um unbewußte, den Schreibprozeß bestimmende Erfahrungen der Autoren oder um deren Auseinandersetzung mit dem Diskurs um das Unbewußte geht, vielleicht aber auch um ein kollektives Unbewußtes und dessen Einschreibung in literarische Texte, so führt auch das einführende Kapitel *Die Literatur und das Unbewusste* zu keiner befriedigenden Klärung. Denn der Versuch, den Stellenwert des Unbewußten für den literarischen Schaffensprozeß sowie die Analyse von Literatur zu klären, verhaspelt sich in historisch weit verstreuten Bestimmungen zum Unbewußten und divergierenden psychoanalytischen Ansätzen. Der Impetus der Untersuchung erschließt sich jedoch durch den Nachvollzug der Literaturanalysen: Über die Leidensgeschichten der jugendlichen Protagonisten in Goethes *Die Leiden des jungen Werthers* (1774) und Schillers *Die Räuber* (1781) soll eine narzißtische Grunddisposition lesbar werden, die sich den fördernden Impulsen wie auch den repressiven Strukturen der aufgeklärten Familie verdankt.

Zunächst wird bei der Interpretation von Goethes Erstlingsroman Alfred Lorenzers Begriff der Szene[1] als Übertragung intrapsychischer Muster auf die Kommunikationsebene stark gemacht. Demnach reinszeniert der Ich-Erzähler im brieflichen Selbstgespräch – in psychodynamischer Regression – eine ödipale Konstellation, bei der Lotte die Position einer liebenden Mutter zukommt, die narzißtische Spiegelung ermöglicht, während Albert eine versagend väterliche Stellung einnimmt und Werther in die Position des störenden Dritten verweist: eine Zurückweisung, die auf künstlerischer Ebene durch die Dilettantismusproblematik in dessen Malversuchen Ausdruck findet. Mithin werde mit dem Selbstmord das für nichtig erachtete Ich auf der Beziehungsebene wie auch im Prozeß künstlerischer Selbstvergewisserung vernichtet. Nach dieser Lesart scheitert der Titelprotagonist – gleichsam in einem ›Drama des begabten Kindes‹ – an emotionalen Abhängigkeitsstrukturen, die sich durch die bürgerliche Kleinfamilie erstmals entwickelten. Denn Goethe habe mit seinem Roman Kritik an einem leistungsorientierten Familienmodell geübt, das zur Kreativität ermächtige, durch Zurückweisung des Neuen aber kränke. Entsprechend der Ausgangsthese wird der Erfolg des Buches beim damaligen Lesepublikum durch die tiefenpsychologische Stimmigkeit des dargestellten Psychodramas evident: Goethe habe ein in seiner psychologischen Kohärenz so noch nicht dagewesenes literarisches Werk vorgelegt, das in seinem kulturpathologischen Befund den Nerv der Zeit traf.

In analoger Weise wird – daran anschließend – gezeigt, daß auch Schiller, der die spekulative Schule der ›Animisten‹ wie auch Johann Georg Sulzers *Theorie der angenehmen und unangenehmen Empfindungen* kannte, in seinem Erstlingsdrama *Die Räuber* eine Art Psychopathologie der Aufklärung betrieben habe, indem er die Wurzeln von Gewalt im Konfliktfeld der Familie auslotete. In Weiterführung des Ansatzes, Franz und Karl Moor als Doppelgänger zu verstehen,[2] wird das Brüderpaar nun als Spaltungsfigur betrachtet, bei der widerstrebende psychodynamische Energien, nämlich sadistische Zerstörungslust (Franz)

1 Alfred Lorenzer: *Tiefenhermeneutische Kulturanalyse*. In: *Kultur-Analysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur*. Hrsg. von Hans Dieter König u. a. Frankfurt a. M. 1986, S. 11-98.

2 Gert Sautermeister: *»Die Seele bei ihren geheimsten Operationen ertappen«. Unbotmäßiges zu den Brüdern Moor in Schillers »Räubern«*. In: *Kulturelles Erbe zwischen Tradition und Avantgarde: ein Bremer Symposium*. Hrsg. von Thomas Metscher u. Christian Marzahn. Köln, Weimar, Wien 1991, S. 311-340.

und narzißtischer Größenwahn (Karl), komplementär angelegt sind. Mit dem gegeneinander kämpfenden Brüderpaar würden die Folgen einer Subordination unter das Gesetz des Vaters zur Darstellung gebracht. Damit werde zugleich mit psychohistorisch diagnostischem Blick herausgestellt, daß das Freiheitsversprechen der Aufklärung durch patriarchale Bindungsdynamiken und repressive Erziehungspraktiken desavouiert sei. Wie in Goethes Roman gehe es auch in Schillers Drama um den Mangel an emotionaler Sättigung und Strukturgebung für das sich konstituierende Selbst und die Erfahrung von Nichtigkeit, die den Kern der Narzißmusproblematik ausmacht. Hier werde die Familie als Keimzelle pathogener Persönlichkeitsentwicklungen entlarvt, insofern das Freiheitsbestreben der Söhne an der gleichsam hausgemachten Kombination von Leistungsethos und narzißtischer Kränkung scheitere.

So aufschlußreich die familiären Ambivalenzstrukturen für die Kreativitätsthematik des Sturm und Drang ohne Zweifel sind, erweisen sie ihre Brisanz jedoch erst vor dem Hintergrund der politischen Zustände und soziostrukturellen Bedingungen der Zeit. Daher wäre hier eine Kontextualisierung der Textbefunde sowohl in bezug auf die geistesgeschichtlichen Diskurse wie auch hinsichtlich vergleichbarer Konstellationen in anderen Werken aufschlußreich. Wenn nämlich die Narzißmusproblematik als ernst zu nehmende Epochenkennzeichnung ins Spiel gebracht werden soll, so kann es nicht allein um den Aufweis pathogener Verwerfungen gehen, sondern vielmehr auch um die Entfaltung ihres Potentials für innovative Kreativität. Statt dieser notwendigen Ergänzung folgt nun aber ein Kapitel über Goethes *Faust* (1772-1832), das sich nur schwerlich an die Überlegungen zur Ermöglichungs- und Repressionsstruktur der bürgerlichen Familie anschließen läßt. Anhand des Doppeldramas, das hinsichtlich der langen Entstehungszeit unter dem Aspekt der Entwicklung und Veränderung zu diskutieren wäre, entfaltet der Verfasser eine forcierte Figurenpathologie. Faust wird als neuzeitlicher Narziß und beziehungsgestörter Melancholiker bestimmt, dessen unbedingtes Bindungsverlangen und das gleichzeitige resignierte Eingeständnis seiner Unerfüllbarkeit in masochistische Todessehnsucht führen. Mephisto stehe für Fausts Objekthunger und die Ungeduld seines Suchens, wobei die Spaltungsproblematik als dramaturgisch ergiebiges Wechselverhältnis gesehen wird. Aber so wenig die Ausführungen zu *Faust* wirklich neue Ansätze eröffnen, so wenig läßt sich die darauf folgende Interpretation der *Elegie* (1823) – die sich Goethes Begegnung mit Ulrike von Levetzow in Marienbad verdankt – an die Reflexion auf die psychosozialen Verwerfungen eines Epochenumbruchs anschließen. In Anlehnung an psychoanalytische Interpretationsansätze[3] wird herausgestellt, daß durch die symbolische Gestaltung das verlorene Liebesobjekt ›ersetzt‹ und die Realität des Abschieds bewältigt werde.

Auch wenn die vorliegende Studie deutlich aus Einzelinterpretationen zusammengesetzt ist, die sich vom psychoanalytischen Ansatz aus nur punktuell in ein Gesamtkonzept fügen, bleibt der Aufweis vergleichbarer psychodynamischer Elemente bei der Figurengestaltung in den frühen Werken von Goethe und Schiller verdienstvoll. Ohne Zweifel werden die ausgewählten Werke auch zum Komplex der Doppelgängerfiguren bzw. Spaltungsphantasien erhellend analysiert. Doch mäandern die Interpretationen immer wieder zwischen Hinweisen zur Autorpsychologie, zur Figurenpsychologie und zur psychodynamischen Konstruktion von Narrativen und Szenen. Die Frage also, welches Unbewußte hier eigentlich zum Sprechen gebracht wird oder werden soll, bleibt unbeantwortet. Die literaturpsychologische Studie empfiehlt sich für gut informierte Leser, die aus den teilweise durchaus anregenden Textbeobachtungen für ihre eigene Auseinandersetzung mit den Texten gezielt Gewinn ziehen können. Die These also, daß Goethe und Schiller mit ihren affektprallen Jugendwerken einer »Kultur des Unbewussten« (S. 14) Vorschub geleistet haben und durch eine implizite Appell-

3 Carl Pietzcker: *»Wenn der Dichter singt, / den Tod zu meiden den das Scheiden bringt«. Zum Verhältnis von Trauer und Kreativität: Goethes »Trilogie der Leidenschaft«*. In: *Trauer*. Hrsg. von Wolfram Mauser u. Joachim Pfeiffer. Würzburg 2003, S. 157-177.

struktur dazu aufforderten, bisher verborgenes kulturelles Wissen bei der Lektüre oder während einer Theateraufführung auszuagieren, bleibt diskussionswürdig.

Ortrud Gutjahr

Thomas Tillmann: ***Hermeneutik und Bibelexegese beim jungen Goethe.*** Berlin, New York 2006, 286 S.

Die Dissertation, die in der von Lutz Dannenberg herausgegebenen Reihe *Historia Hermeneutica* bei de Gruyter erschienen ist, geht von der inzwischen vertrauten Einsicht aus, daß das dichterische Selbstverständnis und die Sturm-und-Drang-Ästhetik des jungen Goethe wesentlich durch pietistische Einflüsse geprägt worden sind. Darauf haben in den vergangenen Jahren schon Studien verwiesen, in denen insbesondere die Parallelen zwischen religiösen Ausdrucksmustern und Goethes Ästhetik aufgezeigt wurden. Thomas Tillmann hat nun in seiner Monographie *Hermeneutik und Bibelexegese beim jungen Goethe* diesen Bezügen weiter nachgespürt, sie ausdifferenziert und ergänzend die komplementäre, also hermeneutisch-exegetische, und nicht allein produktionsästhetische Seite pietistischen Ausdrucks und Sprechens beleuchtet, nämlich religiöses Verstehen und Schriftauslegung. Indem Tillmann in denjenigen Werken des jungen Goethe, die religiöse Themen aufgreifen, solche hermeneutischen Muster klar bezeichnet und ihre produktionsästhetische Valenz nachweist, vermag er die Verquickung von Verstehens- und Ausdrucksmustern, von Rezeptions- und Produktionsästhetik, deutlich zu machen.

Die Monographie besteht aus drei Teilen: einem historischen Überblicksteil, der Grundpositionen der Bibelexegese im 18. Jahrhundert pointiert nachzeichnet (S. 5-64), dem Hauptteil mit Werkinterpretationen (S. 65-237) und einem Anhang, der neben einem überschaubaren Literaturverzeichnis einen Paralleldruck von Luthers und Goethes Fassungen des Salomonischen *Hohen Liedes* sowie den Abdruck einer *Hohen-Lied*-Dichtung aus dem Nachlaß Katharina von Klettenbergs bietet (S. 239-286). Das Fehlen eines Methodenkapitels wird durch die philologische Gründlichkeit, welche die Analysen weitestgehend auszeichnet, kompensiert und entspricht der erfreulichen Prägnanz der Darstellung.

Der historische Teil ist informativ, für die Fragestellung aber kaum substantiell; indem Tillmann die wesentlichen Standpunkte des Schriftverständnisses im 18. Jahrhundert pointiert, kritisch und auf aktuellem Stand in ihrem Verhältnis zueinander darstellt, ermöglicht dieser Überblick zwar die Einordnung der Goetheschen Position, er trägt zu ihrem genaueren Verständnis jedoch nur bedingt bei. Die relevanten Bezüge werden bei der Interpretation der Goetheschen Werke dann auch jeweils dargelegt.

Der erste Abschnitt des Hauptteils stellt Goethes *Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes Verteutscht durch Dr. Carl Friedrich Bahrdt* und das schwankhafte Drama *Jahrmarktsfest zu Plundersweilern* als satirische Kritik an bibelexegetischen Auffassungen der Aufklärung und des Pietismus einander gegenüber. In Tillmanns Interpretation von Goethes *Prolog* wird die subtile Integration von Subtexten und ideengeschichtlichen Vorprägungen überzeugend herausgearbeitet. Im 1774 veröffentlichten *Jahrmarktsfest zu Plundersweilern* stelle Goethe, so die einleuchtende These, einen »religiösen Weltanschauungskampf seiner Zeit« (S. 82) dar, nämlich zwischen der respektlosen Bibelkritik der Aufklärung und einem pietistisch-schwärmerischen Bekehrungsrigorismus.

Für die Bestimmung von Goethes eigenem Standpunkt können diese Texte letztlich jedoch nichts beitragen; die von Goethe verworfenen Positionen bilden in der Auffassung des Verfassers dennoch den »Ausgangspunkt einer weitreichenden Transformation, an deren Ende die Herausbildung der Geniekonzeption des jungen Goethe […] steht« (S. 65). Neben weiteren – und noch näher anzuzeigenden Bedenken – sollte man sich hier doch zumindest fragen,

ob die Geniekonzeption nicht bereits vor dieser ausdrücklichen Kritik, die als deren »Ausgangspunkt« verstanden wird, ihre Ausprägungen erfahren hat, also vor 1773 und 1774, den Entstehungsjahren dieser Texte.

Das zentrale Kapitel des Hauptteils wie der gesamten Monographie ist der zweite Abschnitt mit der Überschrift *Fühlbare Seelen lallen poetisch – Die Entwicklung pneumatischer Hermeneutik und Produktionsästhetik*. Ausgehend von diesem Titel erwartet man nun die Einlösung des von Tillmann in der Einleitung formulierten zentralen Vorhabens, bibelexegetische Positionen und geniehafte Produktionsästhetik in ihrem Korrelationsverhältnis zu bestimmen. Nach mehr als fünfzig Seiten Lektüre über Goethes Pastorenspiegel *Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu **** und der Schrift *Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen* kommt der Autor dann schließlich auf diese Frage zu sprechen, aber leider nicht früher. Zuvor wurde in diesen beiden formal sehr klar analysierten theologischen Schriften eine hermeneutische Position pietistischer Prägung herausgearbeitet, nach der das Verstehen der Bibel nicht allein über den Verstand, sondern erst mittels sensualistisch-subjektivistischer Einfühlung und eines individuell gelebten Glaubens im unmittelbaren Verhältnis zu Gott möglich ist.

Von der zweiten der beiden ›biblischen Fragen‹, »Was heißt mit Zungen reden?«, ausgehend, kehrt Tillmann dann mit der Glossolalie den in Frage stehenden Aspekt hervor, bei dem Verstehens- und Ausdrucksakt verbunden sind und, sich verschränkend, kulminieren. In der Bevorzugung der pneumatischen Zungenrede vor der Prophetie vertritt der Landgeistliche – der fiktive Autor dieser Schrift – die hermeneutische Position unmittelbarer Geistergriffenheit und urkräftiger Inspiration, die sich dann in einer eigentümlichen Sprache, deren Nähe zur Geniesprache klar bestimmt wird, Ausdruck verschafft. Bedenklich ist allerdings Tillmanns These, daß sich von dieser Grundlage aus die geniehafte Inspirationspoetik des jungen Goethe entwickelt, deren theoretische Ausprägung er in der Programmschrift *Von deutscher Baukunst* erstmalig ausgearbeitet sieht. Sosehr die Wechselbezüge zwischen Genieästhetik und pneumatischer Glossolalie in der Analyse des *Baukunst*-Aufsatzes einleuchten, die Auffassung, daß die »genialische Ästhetik […] einen entscheidenden Bezugspunkt in der geistgewirkten Glossolalie« (S. 168 f.) hat und daß »die pneumatische Zungenrede als zugrundeliegendes Paradigma solchen [genialischen] Inspirationsbewusstseins« (S. 169) zu gelten habe, ist eine reduktionistische Überbewertung der Glossolalie als paradigmatischer Verankerungspunkt der Genieästhetik. Tillmann suggeriert in seiner Darstellung eine Entwicklungslinie, die von pietistischem Ideengut ausgeht und in Goethes Sturm-und-Drang-Ästhetik mündet: »Die drei […] Texte *Brief des Pastors*, *Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen* und *Von Deutscher Baukunst* müssen aufeinander bezogen werden, um zu erkennen, wie Goethe in spielerischer Umbildung pietistischer Paradigmen eine pneumatische Hermeneutik und pneumatische Produktionsästhetik entwickelt« (S. 174). So überzeugend Tillmann nachweisen kann, daß die Pose des Lallens und damit die Begrifflichkeit des ›Geistes‹ sich im Bewußtsein und den Texten des jungen Goethe niederschlägt – eine geradlinige Entwicklung hin zur Genieästhetik kann er nicht nachzeichnen. Einer solchen würde u. a. auch Goethes früher als die besprochenen Texte entstandener Aufsatz *Zum Schäkespears Tag* widersprechen, der eine naturhafte Inspirationsästhetik dokumentiert. Ebenso wenig kann man Tillmann zustimmen, wenn er festhält, daß Goethe das hermeneutische »Modell« des fühlenden und gleichzeitig schaffenden Herzens »*erstmals* [Hervorhebung Ch. R.] im Hinblick auf die göttlich eingegebene Glossolalie theoretisiert« (S. 178). Ein Blick in Jochen Schmidts *Geschichte des Genie-Gedankens*, die in dieser Arbeit über Goethes Genieästhetik mit keinem Wort erwähnt wird, hätte genügt, um zu erkennen, daß es nicht ein zugrundeliegendes Paradigma, sondern geradezu eine Vielfalt von Anknüpfungspunkten für Goethes Inspirationsästhetik gibt.

Der dritte Abschnitt des Hauptteils legt abschließend einen etwas umfangreichen historischen Überblick über das theologische Verständnis des *Hohen Liedes* Salomos sowie eine vortreffliche Interpretation von Goethes *Hohen-Lied*-Übersetzung vor, welche die dargestellte Intimität der Liebenden fokussiere.

Das wesentliche Verdienst dieser Studie ist der Nachweis zahlreicher Bezüge zwischen ästhetischen und theologischen, vorwiegend pietistischen Verstehens- und Produktionsmustern. Mit der Bestimmung eines maßgeblichen Ursprungs und der Zungenrede als »Ausgangspunkt« (S. 158) für Goethes ›pneumatische Produktionsästhetik‹ vermißt sich die Arbeit aber in der Tragweite, die sie den an sich überzeugenden Ergebnissen damit zuerkennt.

Christoph Reith

Johannes Anderegg, Edith Anna Kunz (Hrsg.): *Goethe und die Bibel.* Stuttgart 2005, 344 S.

Mit dem Sammelband *Goethe und die Bibel* liegen fünfzehn anregende Beiträge vor, die Einzelinterpretationen für verschiedenste Werke Goethes liefern – allein *Faust* und *Wilhelm Meister* sind jeweils mehrfach vertreten – und ›wiederholte Spiegelungen‹ ermöglichen, und zwar natürlich nicht im Blick auf den Nachweis von Einflüssen, sondern auf die »Sinnkonstituierung« (S. 15).

Thomas Tillmann untersucht die *Zwo wichtigen bisher unerörterten biblischen Fragen* (1773) und zeigt am Beispiel der Zungenrede, wie sich Goethe von seiner religiös-pietistischen Prägung löst. »Der Umwertung von Glossolalie und Prophetie […] liegt der Paradigmenwechsel zugrunde, der zwischen der intersubjektiven Kollektivität des […] Apostels und der subjektivistischen Individualität des pietistischen Geistlichen klafft« (S. 27). Dem entsprechen eine Aufwertung des freien Geistes gegenüber der Kirche und die »Selbsterhebung des Genies« (S. 33).

Christian Sinn beschäftigt sich mit dem Schriftbegriff des jungen Goethe vor dem Hintergrund seines Umgangs mit der Bibel und führt am Beispiel des *Belsazar*-Fragments aus, inwiefern Goethes »pathographisches Schreiben« gleichsam das antizipierte Gericht aufschiebt, »indem der Autor dieses Gericht dem Text nicht nur einschreibt, sondern es selbst an ihm vollzieht [nämlich durch Verbrennung; P. K.], um diesen Text als fragmentarisches Zeichen der erfolgten Urteilsvollstreckung desto produktiver werden zu lassen« (S. 56).

Hans-Jürgen Schrader setzt sich mit bisher nicht erkannten Bibelanspielungen im *Werther* auseinander, die er in »Patriarchensehnsucht« und in »Passionsemphase« (also alt- wie neutestamentlichen Bezügen) sieht, und betont, daß Werthers Leiden – trotz Säkularisierung – doch in den Armen des »Allliebenden« endeten: »Die wichtigste Zielsetzung aber des biblisch-heilsgeschichtlichen Bezugs […] scheint mir die am weltlichen Beispiel erhärtete Verkündigung der Allliebe Gottes« (S. 88).

Anne Bohnenkamp untersucht Goethes »produktive Aufnahme« (S. 102) des *Hohen Liedes* (Übersetzung 1775) und dessen Spuren im dichterischen Werk, so im *Faust* und im *Buch Suleika*, das mit dem *Hohen Lied* eine »dialogische Struktur« (S. 107) ebenso gemeinsam hat wie die Vermittlung von sinnlicher und geistig-symbolischer Liebesauffassung. Goethe hat das *Hohe Lied* nicht als austauschbares Beispiel von »Weltpoesie« verstanden, sondern »es steht exemplarisch für das Verhältnis von Poesie und Religion, von Eros und Gottesliebe« (S. 108). Insofern ist es im ältesten, vorallegorischen Verständnis wie auch für Goethe weltliche *und* religiöse Dichtung gleichzeitig.

Wolf-Daniel Hartwich zeigt, inwiefern sich die neuzeitliche Rezeption der biblischen Eschatologie, der evolutionistischen wie der revelatorischen, auch im Werk Goethes verfolgen läßt und inwiefern dafür die Auseinandersetzung mit Johann Kaspar Lavater entscheidend sei. Anders als Lavater interessiert Goethe nicht die prophetische Deutung der Bibel, sondern ihre poetische Virtualisierung (S. 134).

Margrit Wyder deckt biblische Bezüge in Goethes Gedanken zur Erdgeschichte auf, die maßgeblich angeregt waren durch Leclerc de Buffons *Epoques de la Nature* (1778) – zu einer

Zeit, als naturwissenschaftliche und theologische Erdentstehungsvorstellungen sich in bitterem Widerstreit sahen. Goethe setzt sich seinerseits vom biblischen Schöpfungsbericht und von theologischen Zeitrechnungen ab. Dennoch bleibt sein Forschen religiös (S. 142), biblische Redeformen bleiben auch in seiner Naturwissenschaft präsent (S. 151).

Clark S. Muenzer erläutert Goethes Naturbegriff in Auseinandersetzung mit dem Buch Hiob und geht von Hiob 9,11 (er »verwandelt sich ehe ich's merke«) aus, mit dem Goethe seine *Morphologischen Hefte* eröffnet. Der unerforschliche Gott erscheint für Hiob nach Goethe »als das unendliche Verwandlungsprinzip« (S. 163), das Erstaunen hervorruft (vgl. *Parabase*, 1820), das Buch Hiob als »das archaische Beispiel einer […] ethisch begründeten Naturlehre« (S. 171).

Edith Anna Kunz erklärt unter dem Aspekt Fall und Vertreibung das Wechselverhältnis von biblisch-paradiesischer Passivität sowie irdischer Tätigkeit (Werther wünscht nicht nur zu genießen, sondern sein Empfinden auszusprechen) und »Zerstreuung« (d. h. Arbeitsteilung); sie zeigt auf, inwiefern bei Goethe letztere nicht Strafe, sondern Erfüllung sei, auch wenn es der Teufel ist, der zur Tätigkeit anreizt. So wird die Vertreibung aus dem Paradies sogar mit den Möglichkeiten der kopernikanischen Wende parallelisiert (S. 180 f.), ein Fortwirken über das irdische Dasein hinaus gedacht (S. 184).

Frank Zipfel deutet Goethes Moses-Bild des Aufsatzes *Israel in der Wüste* (1797; später *Noten und Abhandlungen*) im Vergleich mit dem biblischen Moses. Goethe nehme Gottes Eingreifen und Moses' Gottesbeziehung zurück; er schildere – an Moses' Charakter, nicht seiner Funktion interessiert – einen widersprüchlichen, scheiternden Tatmenschen. Goethe orientiere sich an der aufkommenden Bibelwissenschaft, nehme aber auch eine imaginative Umdeutung vor. So ist Goethes Vorgehensweise »kritisch historisch-poetische Arbeit« (S. 207).

Ulrike Landfester fragt nach Goethes philologischem Zugriff auf die Bibel in ihrer Widersprüchlichkeit und mit Blick auf sein eigenes schöpferisches Schreiben. Goethe begreife die Bibel als »Text der Texturen […], als ein poetisches und poetologisches Grundlagenwerk zu den Möglichkeiten und Grenzen schöpferischer Aneignung und Fortschreibung historiographischer und mythologischer Narrative« (S. 222). Dem entspreche ein bibelphilologischer Kulturbegriff: Poesie entsteht nicht aus autoritativen Texten, sondern »in Bearbeitungsstufen und Variantenbildungen« (ebd.).

Jane K. Brown untersucht die biblischen Bezüge in den *Wilhelm Meister*-Romanen, wobei sie von einer »zentralen Stellung der Leiden Christi« (S. 241) und deren Darstellung durch die bildende Kunst (z. B. in der *Josephs*-Novelle) ausgeht; exemplifiziert wird dies gesellschaftlich-religiös (auf Konfessionelles bezogen), psychologisch (erotisierende Bibelanklänge) und erkenntnistheoretisch (Verhältnis von Bibel und verbergendem Kästchen). Die bildende Kunst wird im *Wilhelm Meister* zu einem spezifischen »Schleier« über dem Text: »Indem sie die Bibel enttextualisiert, eröffnet sie diesen Urtext als Quelle menschlicher Schöpferkraft« (S. 259).

Markus Zenker geht »Bergpredigt, ›Weltfrömmigkeit‹ und natürlicher Theodizee« in Goethes *Wanderjahren* nach. Es »ist Biblisches allgegenwärtig, es steht aber in veränderter, säkularisierter Funktion« (S. 261). Er deutet etwa die vielschichtige Begegnung mit Jarno im dritten Kapitel des ersten Teils in ihren verschiedenen Bezügen; dazu gehört als »christliches Palimpsest« (S. 268) die Bergpredigt (auf den Berg steigen – sich niedersetzen – Lehrgespräch). Das Versteckt-Biblische ist »nur eine andere Bezeichnung auf narrativer Ebene […] für den Bezug von Besonderem und Allgemeinem, von Erscheinung und Urphänomen« (S. 277).

Auch Hans Rudolf Vaget beschäftigt sich mit Kunst und Religion in den *Wanderjahren*, besonders der *Josephs*-Novelle, und stellt die allgemeine Ansicht, es handele sich um ein Urbild gelingenden Lebens, in Frage. Die Geschichte sei »zu schön und glatt«, sie ist ein »Selbsttäuschungsmanöver« (S. 288), Josephs Selbststilisierung ein »Oberflächenphänomen« (S. 289). Katzengold – Dilettantismus – ist überall zu finden (S. 290 u. 293).

Cyrus Hamlin setzt sich mit biblischer Liturgie und Ikonographie im *Faust* auseinander und erläutert die Spannung zwischen biblisch-christlicher Lehre im *Faust*-Volksbuch und in

Goethes Drama. Ein Beispiel ist der Rembrandtsche Faust, den Goethe 1790 als Frontispiz wählt, weil er spannungsreich biblische Ikonographie, nämlich die Darstellung eines Evangelisten, aufnimmt. Die Begegnung mit dem Erdgeist wird dabei zur »Inversion« der göttlichen Inspiration (S. 298).

Johannes Anderegg legt dar, wie Mephisto sich von biblischen Teufeln unterscheidet und inwiefern Mephisto ein guter Bibelkenner ist. Mephisto tritt mit anspielungsreichen Sentenzen auf, wissend wie ein auktorialer Erzähler. Trotz Weisheit und Schalkheit ist er aber der Teufel: Denn wer mit Mephisto geht, gelangt »früher oder später, aber unausweichlich, zu Gewalt und Unrecht« (S. 339).

Der Sammelband will und kann keine Gesamtdarstellung sein (S. 11); er ist gleichzeitig weniger und mehr. Weniger, denn es »fehlt« einiges, z. B. die *Farbenlehre*, und es fehlt auch eine theologiegeschichtliche Einordnung, die den Status religiösen Redens seit dem Aufkommen moderner Naturwissenschaften klärt, zumindest benennt. Es ist ein Irrtum zu meinen, die Bibel habe – so Margrit Wyder – für Goethe ihren »Wert als ein Buch, das historische Fakten in wissenschaftlicher Verlässlichkeit überliefert, verloren« (S. 142): »Historische Fakten« sind ein Begriff der Moderne, nicht einer der Verfasser der Bibel. Die goethezeitliche Theologie befand sich, tief verunsichert, in einem Abwehrgefecht gegenüber Natur- wie Geschichtswissenschaften, und Goethe hatte, ungewollt und produktiv, Anteil an dieser Verunsicherung über biblisches Reden – die erst die Theologie des 20. Jahrhunderts überwunden hat –, indem er die nicht-»faktische« Wahrheit der Bibel erkennt. Der Sammelband ist aber auch mehr als eine Gesamtdarstellung, denn der Reichtum der Einzelinterpretationen enthält im einzelnen vielfach das Ganze: die jeweils schöpferische Spannung zwischen Säkularisation und bleibender religiöser Dichtung.

Paul Kahl

Karin Vorderstemann: »*Ausgelitten hast du – ausgerungen …*«. *Lyrische Wertheriaden im 18. und 19. Jahrhundert*. Heidelberg 2007, 805 S.

Das vielbeschworene Wertherfieber, das seit dem Erscheinen von Goethes so erfolgreichem Briefroman im Herbst 1774 zu grassieren begann, äußerte sich nicht nur in einer ganz bestimmten empfindsam-schwärmerischen Stimmung und modischen Strömung, sondern insbesondere in einer breiten, literarisch produktiven Rezeption, die bis in die Gegenwart Zeugnisse unterschiedlichster Art hervorgebracht hat. Karin Vorderstemann konzentriert sich in ihrer Dissertation, mit der sie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg promoviert worden ist, auf die lyrische *Werther*-Rezeption und untersucht mehr als hundert Gedichte, Lieder und Versepen, die zwischen 1775 und 1855 entstanden sind. Sie greift dabei auf bibliographisch bereits erschlossenes Material zurück, leistet aber auch in nicht unbeträchtlichem Umfang eine archäologische Erschließung einschlägiger Texte, die sie zudem in einem über dreihundertseitigen Textanhang kritisch ediert. Die poetischen Werke, die sie in elf Hauptgruppen unterteilt, ordnet sie einerseits in ihren jeweiligen literarhistorischen Kontext ein und analysiert andererseits die entsprechenden intertextuellen Bezüge zu Goethes Roman sowie zu sekundären Prätexten, insbesondere zu Carl Ernst Freiherr von Reitzensteins Elegie *Lotte bey Werthers Grab* und Friedrich Nicolais *Werther*-Parodie. Unter dem zeitgenössischen Begriff der ›Wertheriade‹, den sie im Untertitel ihrer Untersuchung anführt, versteht sie »ein fiktionales literarisches Werk, in dem *Werther* oder *Werther*-Motive so aufgegriffen und verarbeitet werden, daß der Bezug zum Prätext offensichtlich ist« (S. 16).

Der Frage nach den Ursachen des Wertherkults wendet sich die Verfasserin in zwei einleitenden Schritten zu. Zunächst skizziert sie die Rezeptionsgeschichte von Goethes Briefroman und diskutiert anschließend jene Positionen der Forschung, die mögliche geistes-, sozial- und

literaturgeschichtliche Gründe des Wertherkults erwägen. August Kestners im Jahr 1854 erschienene Ausgabe des Briefwechsels seines Vaters mit Goethe leitet schließlich »die Wende von der literarischen zur literaturwissenschaftlichen Rezeption« (S. 83) ein und markiert auch die historische Grenze des gewählten Untersuchungszeitraums. Mit den Texten selbst setzt sich Vorderstemann in einem zweifachen Analyseverfahren auseinander. Im systematischen Teil ihrer Studie betrachtet sie die Korrelation von Form und Inhalt sowie die typischen Elemente der Wertherlyrik. Im deutlich umfangreicheren thematischen Teil fächert sie zentrale Motive und Rezeptionsmuster auf.

Vorderstemann betrachtet ihren Untersuchungsgegenstand mit einem durchaus nüchtern-kritischen Blick. Die Wertherlyrik sei, so ihr zutreffendes Urteil, sowohl formal als auch inhaltlich »größtenteils konventionell« (S. 111). Einige zentrale Stereotype und Versatzstücke knüpfen unmittelbar an Goethes Roman an, so insbesondere die petrarkistischen und ossianischen Elemente, andere wiederum stehen aber auch in Kontrast zu den *Leiden des jungen Werthers*. Anklänge an die Rokoko- und Schäferdichtung und ein sentimentalisierender Grundton finden sich jedenfalls nur in zahlreichen lyrischen Wertheriaden, nicht bei Goethe. Insgesamt stellt die Verfasserin bei ihren Texten zu Recht »eine Tendenz zur Simplifizierung« (S. 112) fest.

Die thematischen Analysen beschäftigen sich zunächst mit den zentralen Figuren – Werther, Lotte und Albert – in den Rollengedichten, die, anders als der monoperspektivische Briefroman, Goethes Werk im Sinne eines »perspektivischen Korrektivs« (S. 127) fortzuschreiben versuchen. Daß hier nicht zuletzt Wünsche des Lesepublikums und damit Bedürfnisse des Buchmarkts befriedigt worden sind, verschweigt die umsichtig argumentierende Verfasserin nicht. In ihren ausführlichen und textnahen Interpretationen stellt sie die Figuren in Goethes Romanen jenen der teils affirmativen, teils aber auch satirischen lyrischen Wertheriaden vergleichend gegenüber. Dieses kontrastierende Verfahren erfordert naturgemäß einen größeren interpretatorischen Aufwand, müssen doch zunächst die überaus vielschichtigen Zusammenhänge in Goethes Roman angemessen skizziert werden, bevor dann die weitaus weniger komplexen Konstellationen der Wertheriaden gewürdigt werden können. Die zentralen intertextuellen Referenzen folgen zumeist einem Reduktionismus, der – wie im Falle von Werthers Klageliedern – den Problemhorizont von Goethes Roman weitgehend auflöst sowie den inneren Konflikt des Protagonisten holzschnittartig vereinfacht. Ein vielschichtiger Charakter verwandelt sich »in der sentimentalen Wertherlyrik« zum »Typus des bemitleidenswerten unglücklich Liebenden« (S. 150), der »Provokateur aus Leidenschaft« wird »zum leidenden Empfindler« (S. 161) domestiziert, wohingegen in den satirischen Gedichten Werther überwiegend »als Schwärmer und Narr« (S. 368) karikiert wird. Im Falle Lottes und Alberts sind die strukturellen Befunde – wenig überraschend – ähnlich. Allzu oft wird jedenfalls, so ein Zwischenresümee der Verfasserin, »Goethes differenzierte Charakterzeichnung durch bloße Schwarz-Weiß-Malerei ersetzt« (S. 241). Eine in der Studie entsprechend gewürdigte Sonderstellung nehmen insbesondere die parodistischen bzw. satirischen Versepen *Die Leiden des Alten Görge* sowie die *Jobsiade* Karl Arnold Kortums ein.

Vorderstemann arbeitet ihr Material gründlich, ja akribisch auf. Zweifellos liegt das begründete Interesse der Untersuchung allein im Bezug der analysierten Texte zu Goethes Briefroman. Ein eigenständiger ästhetischer Reiz oder literarisches Gewicht fehlen den meisten Wertheriaden. Diese nüchterne Einsicht schlägt sich jedoch nur bedingt in der Darstellung selbst nieder. Angesichts der Webart der Quellen, die, wie die Verfasserin selbst immer wieder betont, bei allen Unterschieden die vielschichtigen Konflikte des Romans zumeist simplifizieren, zum Teil trivialisieren, mitunter aber auch in satirischer Absicht bewußt banalisieren, ist das minutiöse Interpretationsverfahren der Studie mit ihrer geradezu enzyklopädischen Anlage zu detailverliebt, zu weitschweifig, teilweise einfach auch redundant. Simplifizierung und Sentimentalisierung sind die am häufigsten verwendeten Begriffe, die Tendenz und Machart der Wertheriaden näher charakterisieren sollen. Muß man das wirklich auf mehreren hundert Seiten ausbreiten, nur um auch noch die letzte inhaltliche Nuance

der einzelnen Varianten zu erfassen? Die Ausführlichkeit der Darstellung und der konkrete Erkenntnisgewinn in der Sache stehen jedenfalls nicht gerade in einem ausgewogenen Verhältnis. Einen stärker problemorientierten Zugriff sowie eine differenzierte und pointierte Auswertung exemplarischer Quellen leistet Vorderstemann dagegen in ihrem letzten thematischen Kapitel, in dem sie die Bewertung von Werthers Selbstmord untersucht. Die in den lyrischen Wertheriaden artikulierten Vorstellungen entsprechen erwartungsgemäß dem allgemeinen zeitgenössischen Meinungsspektrum, das von der religiösen oder aufklärerischen Verurteilung des Suizids bis zu dessen sympathetischer Rechtfertigung und idealisierender Verklärung reicht.

Peter Philipp Riedl

Bruce Duncan: *Goethe's »Werther« and the Critics.* Rochester, NY 2005, 200 S.

Zu Bruce Duncans Verdiensten um die Goethe- und die Sturm-und-Drang-Forschung gehört ein kurzer, aber ertragreicher Aufsatz über Werthers wiederholten Gebrauch unangebrachter literarischer Anspielungen als Indiz für die Fragwürdigkeit seiner übrigen Urteile über andere Menschen und sich selbst.[1] Solch interpretatorischer Feinsinn, der einen kanonischen Text innerhalb einer langen kritischen und literarischen Tradition konzis und souverän beleuchtet, charakterisiert auch die vorliegende Studie in der Reihe *Literary Criticism in Perspective* bei Camden House. Wohl wissend, daß es viele, und zwar sehr gute französische, italienische, japanische und slawistische Untersuchungen zu *Werther* gibt, beschränkt sich Duncan auf die deutsche und anglo-amerikanische Literaturkritik und -wissenschaft zwischen 1774 und 2004, um dadurch leichter auf Hauptrichtungen in der *Werther*-Forschung hinweisen zu können.

Duncans erstes Kapitel situiert die Urteile zu *Werther* von Schriftstellern und Kritikern wie Heinse, Schubart, Lenz, Claudius, Goeze, Nicolai, Merck, Blanckenburg und Garve innerhalb des Erwartungshorizonts von Lesern im späten 18. Jahrhundert, demzufolge das Angenehme an der literarischen Lektüre zwar in der Erregung von Gefühlen, der gesellschaftliche Nutzen aber in deren gezielter Lenkung bestanden habe. Erst in diesem Kontext sei es verständlich, daß Christoph Friedrich Nicolai Goethes Roman als genial bezeichnen konnte und dennoch in seinen *Freuden des jungen Werthers* eine Abdämpfung der Affekte für diejenigen jungen Leser versuchte, die angeblich nicht den nötigen Abstand zu Werthers ungehemmten Gefühlen hatten (S. 12-14). Duncan macht zu Recht darauf aufmerksam, daß die unmittelbare Rezeption des *Werther* einen Einfluß auf die von Goethe revidierte Fassung des Romans hatte. Auch berücksichtigen heutige Kritiker wie etwa Klaus Scherpe bei ihrer Interpretation von Goethes *Werther* solche frühen Urteile.[2] Insofern wirkt die Rezeptionsgeschichte bis in die jüngste Zeit.

Nach diesem einleitenden Abschnitt geht Duncan in den folgenden fünf Kapiteln thematisch vor, und zwar nach den Kategorien *Religious Interpretations*, *Psychological Approaches*, *Political Interpretations*, *Goethe, Werther, Reading, Writing* und zuletzt *Lotte, Sex, and Werther* – wobei diese Reihenfolge dem chronologischen Aufkommen bestimmter kritischer Richtungen bis in die letzten Jahrzehnte entspricht. Innerhalb der jeweiligen Kapitel werden zunächst die älteren Arbeiten besprochen, vor allem diejenigen, die noch heute beachtet

1 Bruce Duncan: *»Emilia Galotti lag auf dem Pult aufgeschlagen«. Werther as (Mis)Reader*. In: *Goethe Yearbook* 1 (1982), S. 42-50.

2 Vgl. Klaus Scherpe: *»Werther« und Wertherwirkung. Zum Syndrom bürgerlicher Gesellschaftsordnung im 18. Jahrhundert*; Anhang: *Vier Wertherschriften aus dem Jahre 1775 in Faksimile*. Bad Homburg 1970.

werden (sollten), wie z. B. die Studien von Herbert Schöffler zu Werthers Säkularisierung des Johannesevangeliums (S. 30-32) oder von Wolfgang Kayser zu den Anomalien von Goethes novellenartiger Geschichte zur Entstehung von *Werther* in *Dichtung und Wahrheit* (S. 115 f.). Artikel und Bücher mit mehrschichtigen Ansätzen – wie etwa die von Stuart Atkins[3] oder Matthias Luserke[4] – werden in den entsprechenden Kapiteln und Bibliographien kommentiert und zitiert. Sowohl die Angaben der jeweils zitierten Werke als auch die Gesamtbibliographie am Ende der Studie sind chronologisch angeordnet, so daß man Jahr für Jahr verfolgen kann, welche Themen vorherrschen. Solche Querverbindungen sorgen dafür, daß Duncans Leser eine nützliche Zusammenfassung von Hauptrichtungen, Höhepunkten und gelegentlichen Niederungen der *Werther*-Forschung bekommen.

Darüber hinaus lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit derart auf zentrale Anliegen und Fragestellungen bei der Interpretation fiktionaler Literatur, daß die kritische Rezeption von Goethes Roman zu einem Modellfall für den Umgang mit literarischen Texten wird. Darf man zum Beispiel eine fiktive Figur so analysieren, als sei diese ein wirklicher Mensch; was sind die Beziehungen zwischen Werther und seinem Verfasser, sei es als Mensch, sei es als Künstler (S. 43 f.)? Wenn behauptet wird, *Werther* sei sozialkritisch oder sogar revolutionär, geht es um Goethe, die Figur von Werther oder das Werk selbst (S. 99)? Und bis zu welchem Grad soll Werther als Identifikationsfigur gesehen werden – für Goethe und auch für seine Leser (S. 125)?

Die Übergänge von einem Kapitel zum nächsten sind so gut gelungen, daß sie zum Genuß und Gewinn der Arbeit beitragen. Am Anfang des Kapitels *Religious Interpretations* fügt Duncan ein Beispiel für kritisches Unbehagen nach der Rezeption des Romans in England bei: »The first translation, *The Sorrows of Werther: a German Story* (1779), deliberately elided many of the original's religious references […] Even the translator's choice of ›sorrows‹, rather than ›sufferings‹, to render *Leiden* lessens the potential religious effect« (S. 29). Duncan läßt die Kritiker oft selbst zu Wort kommen, wobei bei deutschsprachigen Arbeiten englische Übersetzungen in Klammern folgen. Noch scheut er vor der Wiedergabe von Kontroversen innerhalb der Forschung zurück, wie z. B. den Auseinandersetzungen im Zuge von Klaus Scherpes *Werther und Wertherwirkung*. In diesem besonderen Fall macht Duncan darauf aufmerksam, wie – abgesehen von der Qualität der Argumentation – »Scherpe's repetitious, nominal style and strong affinity for the passive voice and extended adjectival modifiers make him difficult to read and even more difficult to translate« (S. 99, Anm. 2).

Dagegen soll betont werden, wie elegant Duncans eigene Formulierungen sind. Er bemüht sich, kurz und klar zu schreiben, aber auch den Positionen der jeweiligen Kritiker gerecht zu werden, selbst wenn er anderer Ansicht sein mag. Gleich zum Beginn seiner *Introduction* zitiert Duncan sogar die Meinung einer ehrwürdigen Autoritätsfigur, nämlich seiner 91jährigen Mutter, als er ihr sein Projekt erklärte: »[…] it doesn't sound like much of a page-turner« (S. 1). Wer soviel Selbstironie hat, von dem kann man auch viel Gutes erwarten! Leider verzichtet der Verfasser auf eine Anekdote, die er dem Rezensenten vor Jahren erzählte, und zwar im Hinblick auf eine frühe englische Übersetzung der »Klopstock!«-Episode, deren Höhepunkt gelautet haben soll: »Do you want to play Billards?«. Hier muß man sich mit der nüchternen Feststellung begnügen: »The American vogue for *Werther* was especially strong between 1784 and 1809, despite the unavailability of anything but terrible translations« (S. 21). Eine Illustration der »Ossian-Szene«, wobei der knieende Werther die rechte Hand der weinenden Lotte mit seinen Tränen netzt, ziert den Schutzumschlag dieser in jeglicher Hinsicht sorgsam aufbereiteten Studie. Augenzwinkernd teilt Duncan mit: »[…] the cover of the latest American translation (Pike 2004) features a close-up of a young man

3 Stuart Atkins: *J. C. Lavater and Goethe. Problems of Psychology and Theology in »Die Leiden des jungen Werther«*. In: *Publications of the Modern Language Association* 63 (1948), S. 520-576.

4 Matthias Luserke: *Die Bändigung der wilden Seele: Literatur und Leidenschaft in der Aufklärung*. Stuttgart 1995.

kissing a woman's bare midriff – something that Werther never even dreamed of doing, despite what some of the studies discussed below in chapter 6 might claim« (S. 2). Sicher – auch die Literaturwissenschaft hat ihre Moden und Exzesse. Aber die Leser von Duncans Untersuchung werden wohl am Ende darin übereinstimmen: »[…] the survey reveals some dross, but mostly it shows a rich tradition in which recent studies continue to break new ground, and older ones prove to be worth a further visit« (S. 4).

Dennis F. Mahoney

Roberto Zapperi: *Römische Spuren. Goethe und sein Italien.* Aus dem Italienischen von Ingeborg Walter. München 2007, 169 S., 14 Abb.

Das Inkognito (1999) hat dem römischen Privatgelehrten Roberto Zapperi einen erstaunlichen Publikumserfolg eingetragen. In der Tat frappiert das Buch über ›Goethes ganz andere Existenz in Rom‹ die Leser mit pikanten Details und führt den Olympier weit menschlicher vor, als man das aus der Schule weiß. Gerade weil das, was an diesen Schilderungen eines ›Doppellebens‹ zwischen Hochkultur und Sinnlichkeit tatsächlich überzeugt, in den Grundzügen nicht neu ist, gebührt Zapperi doch allemal das Verdienst, bislang eher abstrakte Vorstellungen sinnlich aufzuladen. Allerdings kann keine Rede davon sein, daß Goethe allzu private Dinge planvoll verheimlicht hätte, um sich zu Hause das Ansehen zu geben, seine römische Zeit allein »zwischen Zeichenunterricht und der Vorbereitung seiner Werkausgabe, erhitzten Diskussionen mit seinen deutschen Freunden und tiefschürfenden Betrachtungen über die Zukunft der deutschen Literatur« (S. 7) zu verbringen. Bei weitem überraschender wäre es gewesen, wenn er »die einfachen Osterien« *nicht* frequentiert, sich *nicht* »unter das lärmende Publikum der Theater gemischt« und sich *nicht* »aus Neugier spätabends in den Gassen der Stadt herumgetrieben« (S. 8) hätte. Das alles gehörte seit jeher zum guten Ton gerade der Reisenden von höherem Stand, aber nie zu dem, wovon man in den Briefen in die Heimat erzählte – warum denn auch, wenn es doch belanglos war. Zumindest in Rom war man über Goethes Wonnen der Gewöhnlichkeit jedenfalls informiert, beklagt sich doch z. B. Johann Gottfried Herder nicht von ungefähr (und keineswegs neidlos) über das freizügige Leben des Freundes als ›Künstlerbursche‹.[1] Spätestens mit den *Erotica Romana* hat Goethe sogar selbst der ganzen literarischen Öffentlichkeit Einsicht in seine Freuden gewährt und vielleicht noch mehr vermuten lassen, als der Fall war.

Zapperis *Inkognito*-Enthüllungen verdanken sich einer recht traditionellen Methode, die sein Nachfolgebuch jetzt auf den Punkt bringt: »Ich bin jedem Indiz nachgegangen und jedem noch so indirekten Hinweis gefolgt, um ein Netz mit möglichst engen Maschen zu weben« (S. 9). Jeder Fischer weiß, daß das nicht waidgerecht ist und nicht bloß dem Bestand schadet, sondern auch Beifang von minderem Marktwert ans Tageslicht fördert. Tatsächlich Neues oder gar Frivoles enthalten die sieben, je für sich stehenden Kapitel der *Römischen Spuren* daher nicht: *Ein Italiener im Hause Goethe*, *Die italienische Sprache und Erinnerungen an den Vater*, *Mit Tischbein unter dem römischen Volk*, *»Felix' Unarten«. Römische Spuren in »Wilhelm Meisters Lehrjahren«*, *»Juno Ludovisi«*, *Ein Liebesdreieck. Das Ehepaar Herder und Angelica Kauffmann*, *Herzogin Anna Amalias »andere Existenz« in Rom*.

Statt neue Indiskretionen zu liefern, schreibt der Essay über Herders keusches Techtelmechtel mit Angelica Kauffmann vielmehr aus, was schon in den veröffentlichten Briefwechseln zu lesen steht; warum Anna Amalia in Rom derart vergnügt war, daß der Weimarer

1 Vgl. Herders Brief an seine Frau Caroline (Rom, 11.10.1788).

Staatshaushalt darüber in Gefahr geriet, geht u. a. aus ihren publizierten Reisedokumenten[2] hervor. Die Büste der Juno Ludovisi mag in Goethe in der Tat »jenes römische Ewigweibliche« evoziert haben, »dem er nach dem Abschluß der in Rom gemachten Erfahrungen in den *Römischen Elegien* ein Denkmal setzte« (S. 118); die Behauptung, Goethe habe ihre Schönheit als »nicht herrisch, sondern zart« (S. 114) empfunden, bleibt aber so lange in Zweifel, bis der Beweis nicht geführt wird, daß die Notiz »zarter Frauenkarackter in der Villa Ludovisi« (S. 100) tatsächlich die dortige Juno meint. Ähnlich unbelegt (bzw. unbelegbar) wird unterstellt, die Unarten eines römischen Nachbarknaben hätten das Vorbild für Wilhelm Meisters Sohn Felix abgegeben (der Vorname ›Felix‹ wäre in Rom eher ungewöhnlich), und das Tischbein-Kapitel bietet kaum mehr als vordergründige Kommentare zu einigen Genre-Zeichnungen.

Wissenschaftlichen Wert könnten bestenfalls die ersten beiden Kapitel haben, weil ein genaues Wissen um Goethes italienische Sprachkompetenz mancherlei Rückschlüsse auf intertextuelle Aspekte seiner Werke und erst recht auf die faktische Glaubwürdigkeit seiner italienischen Reisebeschreibung zuließe. Das ist auch für Zapperi ein entscheidender Punkt, von dem er seine Arbeit abhängig macht: »Ausgehend von dieser Feststellung, daß Goethe gut Italienisch konnte, begann ich mit Forschungen, deren Ergebnisse ich in meinem Buch *Das Inkognito. Goethes ganz andere Existenz in Rom* vorgelegt habe« (S. 8). Was mag es freilich heißen, »gut Italienisch« zu können? Zapperi versteht darunter offensichtlich Goethes Fähigkeit, sich in römischen Tavernen und mit römischen Mädchen verständigen zu können – derlei lernt sich *in situ* zweifellos ebenso schnell wie notdürftig, bleibt aber immer das *romanesco* und hat noch nicht viel mit der Sprache zu tun, die etwa in Venedig, Neapel oder Palermo keineswegs bloß vom einfachen Volk gesprochen wurde (die italienischen Dialekte sind bekanntlich eigenständiger als die deutschen). In diesem Zusammenhang steht auch noch dahin, ob das »teilweise erhaltene Ausgabenbuch, das er während der italienischen Reise führte«, wirklich »in gutem Italienisch geschrieben« (S. 8) ist – karge Notizen wie »Mancia per veder tutto lire 22« (vgl. S. 35) geben darüber jedenfalls keinen Aufschluß.

Ernstlich prekär aber ist Zapperis Verfahren, aus Vermutungen im Handumdrehen Gewißheiten zu machen und mit Zitaten gerade so umzuspringen, wie es ihm an Ort und Stelle taugt. So kann Goethes Bemerkung zu Caroline Herder, er habe in Rom meist nur Deutsch gesprochen, durchaus eine »fromme Lüge« gewesen sein, die deren unbeholfenen Gatten »trösten« sollte (S. 7) – wenn das aber gegen den Strich zu lesen ist, warum muß man es dann glauben, daß Goethe bei einer Goldoni-Aufführung in Venedig »dem Ganzen recht gut folgen« kann (vgl. S. 44)? Zapperi weiß derlei einfach und teilt *ex autoritate* mit: »Jetzt fühlte er sich in der italienischen Sprache heimisch« (S. 45).[3]

Noch deutlicher zeigt sich das Arbeiten mit Unterstellungen, Spekulationen und vorschnellen Schlüssen im Kopf-Kapitel über die Bedeutung, die Johann Caspar Goethes Sprachlehrer Domenico Giovinazzi für die Konzeption des Harfners in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* gehabt haben soll. Wenn es resümierend heißt, »besonders im achten, letzten Buch« fänden sich die »meisten Bezüge auf Giovinazzis wahre Lebensgeschichte« (S. 29), dann ist diesem entschiedenen Befund eine Serie von zweimal ›wahrscheinlich‹, dann ›vielleicht‹, ›sicher‹, ›Es ist möglich‹ und noch einmal ›vielleicht‹ (vgl. S. 25-27) vorausgegangen, bevor abschließend dekretiert wird: »Diese Übereinstimmungen sind eindeutig: Bei der Schaffung der Figur des Harfners ließ sich Goethe ganz offensichtlich von der Person des historischen Giovinazzi inspirieren, die er in seiner Kindheit kennengelernt hatte und aufgrund der Informationen,

2 Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach: *Briefe über Italien.* Nach den Handschriften mit einem Nachwort hrsg. von Heide Hollmer. St. Ingbert 1999.

3 Goethes Vater wäre insofern bei seiner Erziehung gescheitert: »Als Johann Caspar bemerkte, daß der Sohn gegen seinen Willen Italienisch zu lernen versuchte, setzte er alles daran, um dies zu verhindern, und hielt ihn von seiner geliebten Sprache fern« (S. 18). Woher Zapperi das weiß, erfahren seine Leser nicht.

die er sich später verschaffte, rekonstruierte« (S. 30). Der Gehalt dieser Behauptung ist freilich dünn: Giovinazzi hat mit dem Harfner bloß gemein, ebenfalls ein entlaufener Mönch zu sein. Alles andere (Herkunft, Inzest etc.) deckt sich, wie Zapperi selber zugibt, ganz und gar nicht mit dem Roman.[4] Entlaufene Mönche hat Goethe aber nicht als Kind im Elternhaus kennenlernen müssen – von denen strotzte die zeitgenössische Trivialliteratur nur so (und eben dort finden sich auch die einschlägigen Inzeste und sonstigen Untaten).

Summa summarum: Dem Tagebuch der italienischen Reise (6. Oktober 1786) zufolge hat Goethe in Venedig gern den Fischmarkt besucht und die »unglücklich aufgehaschten Meers bewohner« mit Interesse ›beleuchtet‹ – mit dieser Vielfalt und Farbenpracht kann Zapperis Fischbank in Rom nicht konkurrieren.

Albert Meier

René-Marc Pille: ***Le Théâtre de l'effroi.*** *Faust et Wallenstein.* Vic la Gardiole 2006, 278 S.

René-Marc Pille möchte eine neue Lektüre von *Faust* und *Wallenstein* vorschlagen, ohne sich, wie Brecht sagt, durch ihre Klassizität einschüchtern zu lassen. In bezug auf die kritische Auseinandersetzung betont er, daß ihn vor allem die Arbeiten interessieren, die sich durch einen neuen Gesichtspunkt auszeichnen. Diesbezüglich trifft er eine gute Auswahl und übernimmt, anerkennend, von seinen Vorgängern manche These. Der literarischen Wallenstein-Forschung wirft er vor, sie habe sich auf die Frage beschränkt, ob Wallenstein als Verräter zu betrachten sei oder nicht. Sonst setzt er sich aber kaum mit der literaturwissenschaftlichen Rezeption auseinander. Auch bespricht der Forschungsbericht nur Arbeiten zu *Faust*s dreifachem Präludium, deren Thesen er kurz referiert.

Angeregt durch Werner Zimmermanns *De la comparaison à l'histoire croisée* (2004), nahm Pille sich vor, die Analogien zwischen *Faust* und *Wallenstein* näher zu betrachten, um die Gemeinsamkeiten und Unterschiede beider Werke zu erfassen, zumal bisher nur beiläufig darauf hingewiesen wurde. Dabei behält er natürlich vor allem jene Momente im Auge, die, wie aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller hervorgeht, in der Zeit ihrer intensiven Zusammenarbeit Gegenstand der Diskussion waren.

Während die Gestalt Fausts zahlreiche Autoren inspirierte, habe diejenige Wallensteins, abgesehen von Benjamin Constants Adaptation des Schillerschen Dramas und von Golo Manns Biographie, außerhalb des böhmischen Raums nicht einmal die Historiker interessiert, wie der Verfasser leicht übertreibend sagt. In beiden Dramen ist zwar der historische Hintergrund verschieden, er ist aber Teil derselben geschichtlichen Phase: der der großen religiösen Konflikte. Auch die Welt der Protagonisten ist verschieden: Der Tragödie des Wissens steht die Tragödie der Macht gegenüber, doch neigen beide Protagonisten zur Melancholie. In Pilles Augen sind die Dramen komplementär. Der Alchemie auf der einen Seite entspricht die Astrologie auf der anderen. So verweist er auf interessante Parallelen, zuerst zwischen *Wallensteins Lager* und Fausts Osterspaziergang, den beiden epischen Volksszenen, die den Dramen als Exposition dienen und deren Reihenstruktur ihn an das Fastnachtsspiel erinnert.

Insofern sich Pille vor allem denjenigen Szenen widmet, die sich aus ästhetischen oder thematischen Gründen zu einem Vergleich eignen, ist das Korpus allerdings ziemlich eingeschränkt: Es umfaßt vor allem, abgesehen von den jeweiligen Prologen, *Vor dem Tor* und

4 »Was er dann mit Hilfe dieser spärlichen Nachrichten im Roman aus ihm machte, hat nur noch wenig mit der historischen Wirklichkeit zu tun und gehört voll und ganz ins Reich der dichterischen Phantasie« (S. 30).

Wallensteins Lager, Fausts zweiten Monolog in der Szene *Nacht*, Friedlands Monolog in *Wallensteins Tod*, I, 4, schließlich die letzte Szene dieser Tragödie, die schon häufig Gegenstand der Forschung war. Während in den beiden Volksszenen das Thema Gewalt dominiert, stehen die beiden anderen Szenen, die zur selben Zeit entstanden sind, im Zeichen der Melancholie, hier der metaphysischen, da der politischen. Die Titel der Kapitel, denen die Interpretationen zugeordnet sind, verweisen auf die jeweilige Perspektive: *Die Welt des Theaters*, *Das Welttheater*, *Die ästhetische Illusion*, schließlich *Violentia und Melancholia*.

Damit sind auch die Umrisse der Arbeit angegeben: Die anregende Interpretation von Goethes *Faust*-Prolog und Schillers Prolog zu *Wallenstein* sowie Goethes Bearbeitung desselben betrachtet der Verfasser als Quintessenz der klassischen Weimarer Theaterästhetik. In diesem Kontext hätte der kurze Hinweis auf *Sakuntala* näher ausgeführt zu werden verdient, da das indische Drama Goethe wohl Anregungen für das Metatheater gab. Den Unterschied zwischen dem neuen Theatergebäude und den »Brettern« in Goethes *Vorspiel auf dem Theater* sieht Pille als »regressus ad originem« und »progressus ad futurum«, denn erst die neue Theaterarchitektur, die er historisch in europäisch-französischer Perspektive betrachtet, bietet dem Theater den ihm geziemenden Rahmen.

Im Mittelpunkt dieser Arbeit steht die experimentelle Dramaturgie der Weimarer Klassik, die durch Verweise auf Schillers Briefe *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*, Goethes Aufsatz *Frauenrollen auf dem römischen Theater durch Männer gespielt* und *Regeln für Schauspieler* sowie Wilhelm von Humboldts Brief über die gegenwärtige französische tragische Bühne erläutert wird. Pille sieht sie als offenen Kampf mit der Stadt und als versteckten Konflikt mit dem Hof und dessen Vorliebe für die französische Tragödie. Wie schon aus den Prologen hervorgeht, bekämpfen Goethe und Schiller die triviale Illusionsästhetik, den Naturalismus des bürgerlichen Rührspiels ihrer Zeit, das Wirklichkeit und Fiktion miteinander verwechselt, und setzen ihr eine Ästhetik der »selbstbewussten Illusion« entgegen, die den Zuschauer vor naiver Identifikation bewahrt. Der Verfasser vergißt dabei nicht die provisorische Allianz mit den Frühromantikern, die ebenfalls den Naturalismus ablehnten. Schiller und Goethe distanzierten sich auch von der französischen Klassik. Pille weiß zwar, daß ihre Einstellung dazu nicht die gleiche war, trägt aber diesem Unterschied nicht genügend Rechnung. Und kann man wirklich von einem ›Zweifrontenkrieg‹ sprechen, wenn man, wie der Verfasser, den Horazischen Topos abwandelnd, die bildhafte Darstellung *Ut pictura theatrum* als eine der Forderungen der Weimarer Theaterästhetik betrachtet, wenn in der »Schattenbühne« der Repräsentationscharakter der französischen Tragödie, Grundlage der ästhetischen Distanz, nachklingt und Schiller »des Reimes Spiel«, dem die Aufgabe zufällt, die Wirklichkeit von ihren Schlacken zu reinigen, als »altes deutsches Recht« verkleidet?

Die beiden anderen Themen sind Gewalt und Melancholie. Während erstere grundlegend mit dem Theater, Antoine Vitez zufolge »une métaphore de la guerre«, verbunden ist, war der ›Schrecken‹, der beiden Werken zugrunde liege, von der Forschung aufgrund ihres Klassik-Begriffs übersehen worden. Um ihn mit der Weimarer Klassik in Verbindung zu bringen, hebt er provokativ seine These schon durch den Titel der Arbeit hervor: *Le Théâtre de l'effroi*. Inwiefern ist der Schrecken aber wirklich charakteristisch für *Faust* und *Wallenstein*? Um seine These zu begründen, beruft sich der Verfasser auf den terminologischen Streit, den es in der europäischen Poetik vom Barock bis zur Aufklärung bezüglich der Übersetzung des Aristotelischen »eleos« und »phobos« gab. Schließlich bestätigen ihm Goethes und Schillers Prologe, daß mikro- und makrokosmische Gewaltsamkeit die Triebkraft des Theaters ist, obgleich dieses dafür über weit weniger Mittel verfügt als die mittlerweile obsolet gewordene Epik, der Roman oder der Film.

Der Verfasser betont zu Recht, daß der durch die Revolution geschwängerte Geist der Zeit die Weimarer Klassik ebenfalls deutlich beeinflußt hat; dabei geht er aber mehrfach zu weit. Da Schiller im *Wallenstein* mit Unterstützung Goethes die deutsche Bühne von ihrer Mittelmäßigkeit zu reinigen hoffte, indem er sie mit dem zeitgenössischen Heroismus konfrontierte, sieht Pille in der Gleichzeitigkeit eine bewußte Parallele zwischen der Weimarer

Klassik und der Französischen Revolution. Und in Weiterführung der These Heiner Müllers, der den alten Vergleich zwischen der Französischen Revolution und der deutschen Philosophie des Idealismus erneuert, indem er die Weimarer Klassik als Revolutionsersatz versteht, stellt der Verfasser provokativ die rhetorische Frage, ob Goethe und Schiller nicht als »Jacobins de la littérature« zu verstehen seien! Dabei vergißt er jedoch die Konnotationen, die dem Terminus ›Jakobiner‹ seit dem »Terror« anhaften und sich darum nicht für eine Übertragung auf die klassische Ästhetik eignen. Ganz abgesehen von ihrer Kritik der Revolution beschränkte sich die explizite und implizite Polemik der Weimarer auch nicht auf das Theater, wie schon die *Horen* und die *Xenien* zeigen. Und wie kann man einen Dichter als Jakobiner der Literatur bezeichnen, der wie Goethe in seinem Unmut die seichte, rührselige Mittelmäßigkeit von Publikum und Autoren der 90er Jahre »sanskülottisch« nannte? Diese Kampfhaltung ›jakobinisch‹ nennen hieße, Verwirrung zu stiften, anstatt etwas zu klären. Auch ist Pilles Deutung des »Terrors« als »source d'énergie« viel zu einseitig, so daß selbst der Spezialist Mühe hat, den Vergleich von Wallensteins Ermordung mit der von Jean Paul Marat (S. 227) nachzuvollziehen, um nur ein Beispiel zu nennen.

Pilles Interpretationen der ausgewählten Szenen und seine Ausführungen zur Ästhetik bringen manch interessantes Aperçu, aber die zahlreichen literarischen und historischen Anspielungen, Parallelen und Digressionen, die sich mehrfach zu Exkursen ausweiten und ein gutes Drittel der Arbeit ausmachen, tangieren oft nur die Problematik der Weimarer Klassik, ohne sie zu erhellen, zumal sie, abgesehen von der Revolution und dem Exkurs über die Rezeption der Aristotelischen Poetik, nicht historisch erläutert werden. Manche gebildeten französischen Leser, an die sich die Arbeit zuerst richtet, werden hingegen den europäischen Kulturhorizont des Autors bewundern, der gern ein Problem oder Thema von verschiedenen Seiten betrachtet und es bis in die dramaturgische Gegenwart verfolgt.

Da der Verfasser jedoch nicht zwischen einmaligen Verweisen in den Anmerkungen und der thematisch notwendigen Bibliographie unterscheidet, wächst sich diese allzu sehr aus. Natürlich gibt es auch einige Druckfehler, namentlich S. 165, Z. 8, wo »sans« statt »dans« den Sinn entstellt.

Gonthier-Louis Fink

Alexander Nebrig: ***Dezenz der klassischen Form.*** *Goethes Übersetzung von Diderots »Le neveu de Rameau«*. Laatzen 2006, 110 S.

Die Textgeschichte des *Neveu de Rameau* gehört bekanntlich zu den kuriosesten Fakten in den literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich: Erstpublikation des Diderotschen Werks in der Übersetzung Goethes (1805), Ablehnung der von Goethe gewünschten Veröffentlichung auch des französischen Textes durch den Verleger Göschen und Verschwinden der Handschrift, Erstpublikation einer französischen Fassung, die sich als Original ausgibt, in Wahrheit aber eine Rückübersetzung von Goethes Text ist (1821), Erstpublikation des originalen Textes nach einer neuaufgefundenen Handschrift (1823) und anschließende Vernichtung dieser Handschrift, bis dann nach Auftauchen weiterer Textzeugen der Text jener von Diderot selbst angefertigten Abschrift (heute im Besitz der Pierpont Morgan Library, New York) 1891 erscheinen konnte. Es versteht sich, daß alle späteren Herausgeber den Text des Autographs zugrunde legen, obwohl es sich bei ihm um die jüngste aller erhaltenen Fassungen handelt. Das tut auch Jean Fabre in der bis heute (nicht nur wegen des ausführlichen Kommentars und anderer Beigaben) besten Ausgabe von 1950 (die jüngere Auflage von 1963, heute noch lieferbar, ist ein unveränderter Neudruck), die keineswegs durch den entsprechenden (textkritisch eher enttäuschenden) Teil von Bd. VIII (1989) der Diderot-Gesamtausgabe ersetzt ist. Auch Alexander Nebrig zitiert den französischen

Text nach Fabres Ausgabe (von 1950), wobei ihm klar ist, daß dieser Text mit dem von Goethe übersetzten nicht identisch ist (Goethes Übersetzung zitiert er nach der Münchner Ausgabe, Bd. 7, 1991, leider ohne Verweisung auf die entsprechenden Seiten von Bd. 45 der Weimarer Ausgabe bzw. der Weimarer dtv-Ausgabe). Der einzige, der sich bemüht hat, Genaueres über Goethes Vorlage aus den verschiedenen gedruckten Fassungen zu erschließen, ist Ernst Gamillscheg (sein Beitrag von 1953 ist in den von Nebrig nicht genannten Sammelband *Ausgewählte Aufsätze*, II, Tübingen 1962, S. 299-333, aufgenommen). Bedauerlicherweise sind Gamillschegs sehr interessante Ergebnisse von der französischen Diderot-Forschung völlig übergangen worden, die nicht einmal zur Kenntnis genommen hat, daß Goethes französische Vorlage mit hoher Wahrscheinlichkeit die älteste nachweisbare Fassung darstellt. Daß Nebrig Gamillschegs vielfältige Feststellungen nicht berücksichtigt hat, liegt wohl daran, daß sie sich in seinen Argumentationszusammenhang nicht so recht einfügen ließen (S. 66 u. Fn. 72). Mindestens eine ist jedoch auch für ihn nicht ohne Interesse: Gamillscheg vermutet nämlich mit guten Gründen (S. 346f.), daß Goethe, der seine Auslassung des »scandalösen Mährchens« kommentiert (WA I, 45, S. 101), den anderen längeren bei ihm nicht erscheinenden Passus (Fabre, S. 68, letzte Zeile – S. 69, Z. 9) in seiner Vorlage gar nicht vorgefunden hat; mit dessen Vokabular (vielfaches *coucher avec*) wäre Goethe, wie an anderen Stellen, schon zurechtgekommen (anders Nebrig, S. 37 u. Fn. 114, der Gamillschegs Argument nicht diskutiert).

Nebrigs Studie besteht, von der mit hübscher Pointe versehenen Schlußbemerkung (S. 97f.) und der vorzüglichen Bibliographie (S. 99-110) abgesehen, aus zwei Kapiteln, von denen das erste mit *Goethes Erfindung* (S. 7-47), das zweite mit *Des »Neffen« Zähmung* (S. 49-96) überschrieben ist. Natürlich geht es dem Verfasser nicht darum, Goethes Kompetenz hinsichtlich des Französischen einer Kritik zu unterziehen. Das hat mit aller Präzision Rudolf Schlösser, der Bearbeiter von Bd. 45 der Weimarer Ausgabe, in seinen im selben Jahr 1900 erschienenen *Studien* getan (wenn auch nicht in jedem Fall unter korrekter Voraussetzung, weil er Goethes Übersetzung lediglich an der Textgestalt der französischen Ausgabe von 1891 mißt). Schlösser hat freilich nicht nur die »Abweichungen vom Original« (»Fehler«, »Unrichtigkeiten«, »Lücken«) untersucht, sondern sich auch, und zwar ebenso kompetent, zu den »Kunstmitteln der Übersetzung« (Syntax, Lexik, Modalpartikeln, die er »Partikelchen« nennt) geäußert, Ausführungen, die Nebrig durchaus, zumal in seinem zweiten Kapitel, für die Charakterisierung von Goethes Übersetzungsstil hat nutzen können.

In seinem ersten Kapitel setzt sich der Verfasser das Ziel, aufgrund beeindruckender Literaturkenntnis und unter Heranziehung der einschlägigen germanistischen und romanistischen Forschungsliteratur, auch der zur Theorie der literarischen Übersetzung, einen adäquaten Weg zur Bestimmung des Konzepts zu finden, das Goethe bei der Übersetzung des *Neveu* geleitet hat. Ältere Würdigungen, die, jedenfalls in der Tendenz, ein vergleichbares Ziel haben (zum Beispiel die Bemerkungen Schillers), werden zitiert oder wenigstens genannt; die interessanteste unter ihnen ist zweifellos die von Nebrig der Vergessenheit entrissene Äußerung Joseph Stanislaus Zaupers (1821), der auf das »Fremde« des französischen Werks hinweist und die »Gabe« des Übersetzers, sich in dessen »Eigenthümlichkeit zu versetzen«, hervorhebt; Goethe stimmt Zauper übrigens zu: Er habe den Rameau »herübergeführt«, »damit man das Fremdeste im vaterländischen Kreis gewahr werde« (Nebrig, S. 13f.). Goethes »Herüberführen« des »Fremden« erfolgt indessen, wie der Verfasser in sehr anschaulicher Weise zeigt, nach Maßgabe eines Konzepts, dessen Leitideen der Verfasser in der gegen Diderots Nachahmungsbegriff gerichteten »klassizistischen« Kunstauffassung (S. 22-35: »Naturalismus als falsches Bewußtsein«) und dem Stilprinzip der »Dezenz« (S. 35-47: »Im Zeichen der Dezenz«) erkennt. Goethes Kunstauffassung schlägt sich gelegentlich sogar in der Wortwahl nieder (sehr schön Nebrig, S. 30: *hervorbringen – rendre*); Nebrigs Ausführungen über die (sprachliche) »Zähmung« des *Neveu* im ebenso gründlichen wie anregenden zweiten Kapitel stehen unter einem sehr weit gefaßten Dezenz-Begriff, dessen Definition allerdings nicht in allen Aspekten überzeugt; denn »Dezenz« bedeutet elokutionell und über-

setzungspraktisch einerseits, worin der Verfasser natürlich recht hat, die Wahrung des wohlanständigen Ausdrucks, umfaßt andererseits nach Nebrig aber auch, jedenfalls im Prinzip, das Regelsystem der *bienséance* (besser: *bienséances*) der französischen Klassik (S. 36). Ob dieses Regelsystem, in das die antiken πρεπον-*decorum*-Vorschriften in der Tat voll integriert waren, noch für den Dezenz-Begriff der deutschen Klassik beansprucht werden kann, wagen wir zu bezweifeln, überlassen die diesbezügliche Kritik jedoch lieber den Germanisten. Hinzu kommt, daß Nebrig bereits in Goethes Änderung von Diderots Werktitel (S. 37: *Dialog – Satyre seconde*) einen Niederschlag des Dezenz-Konzepts sieht (S. 37). Das ist zwar konsequent gedacht, entbehrt aber jeglicher philologischen Grundlage, nicht nur insofern, als wir ja gar nicht wissen (und Goethe sich hierüber auch nicht äußert), welchen Werktitel seine Vorlage tatsächlich geboten hat, sondern auch insofern, als von einer Zurückhaltung Goethes gegenüber ›Satire‹ als Gattungsbegriff nicht die Rede sein kann (in seinen *Anmerkungen* spricht er zum Beispiel mehrmals, mit Bezug auf Palissot, von *Satyre* und reiht Diderots Werk unter die *Spottschriften* ein).

Wir wollen keinen Zweifel aufkommen lassen: Die Studie verdient nach unserem Urteil das Prädikat einer ganz hervorragenden Leistung, die die Forschung zu Goethes *Neveu*-Übersetzung auf ein neues Fundament stellt. Wer sich insbesondere für die sprachliche Seite von Goethes Übersetzung interessiert, wird nach wie vor Schlössers Arbeit heranziehen, wohl auch Gamillschegs Beitrag, sicher die sensiblen Bemerkungen Jürgen von Stackelbergs (1978); wer nach Goethes Übersetzungskonzept fragt, wird künftig an Nebrig nicht vorbeigehen können.

Ulrich Mölk

Stefanie Haas: ***Text und Leben.*** *Goethes Spiel mit inner- und außerliterarischer Wirklichkeit in »Dichtung und Wahrheit«*. Berlin 2006, 187 S.

In der Gattungsgeschichte der deutschsprachigen Autobiographie besitzt Goethes *Dichtung und Wahrheit* einen besonderen Rang. Dieser verdankt sich dem Renommee des Verfassers ebenso wie der komplexen literarischen Struktur der Autobiographie, die insbesondere im 19. Jahrhundert gattungsbildend geworden ist und zugleich die Diskussion über Formen, Funktionen und künstlerischen Wert der Gattung Autobiographie maßgeblich gefördert hat. Gegenstand dieser intensiven, aber durchaus auch kritischen Rezeption war immer wieder die in einer Titelkommentierung Goethes angekündigte »Art Fiction« – eine Form der Fiktionalisierung, die Goethe freilich nicht wie so viele seiner Leser als Erdichtung verstehen wollte, sondern als Voraussetzung für die erzählende und dabei synthetisierende Darstellung des eigenen Lebens und als Mittel, die Möglichkeit von »Gesinnungen und Handlungen« (10. Buch) zu artikulieren.

Den dadurch bedingten vielfältigen und umfänglichen Verschränkungen von autobiographischem und fiktionalem Erzählen in *Dichtung und Wahrheit* geht Stefanie Haas in ihrer Studie nach, geleitet von der These, daß diese Verbindung von lebensgeschichtlicher und dichterischer Gestaltung beide Ebenen der Autobiographie betrifft, sowohl die des erinnerten Ich, von ihr auch als Protagonist oder Held bezeichnet, als auch die des sich erinnernden Ich, in der nicht immer eindeutigen Terminologie auch Erzähler, Dichter oder Verfasser genannt.

Im ersten der aus fünf Großkapiteln bestehenden Arbeit untersucht Haas das Verhältnis von »Leben, lesen und schreiben«, also die in *Dichtung und Wahrheit* ausführlich dargestellten Lese-Erfahrungen. Die stark paraphrasierenden Ausführungen benennen die Gegenstände einer häufig unreflektierten Lektüre und deren Wirkungen auf das erlebende Ich, verdeutlichen dabei aber auch – vor allem in den Hinweisen auf die erkenntnisfördernde,

handlungsleitende und soziale Funktion des Lesens –, inwieweit diese Lese-Erfahrungen die Perspektive des erzählenden Ich bestimmt haben. Die Verfasserin beschäftigt sich in diesem Zusammenhang auch mit den in der Autobiographie formulierten dichtungstheoretischen Auffassungen Goethes, u. a. mit dessen berühmter Aussage über den *confessio*-Charakter seiner Dichtung, wobei sie im Gegensatz zum Autor und einem großen Teil der Forschung *Dichtung und Wahrheit* nicht als Synthese der »Bruchstücke einer großen Confession«, sondern lediglich als weiteres Bruchstück sehen will, das gleichwohl ein »etwas die Einzelteile Umgreifendes« (S. 46) sein soll.

Die verschiedenen Formen der Verschränkung von lebensgeschichtlichem und fiktionalem Erzählen untersucht die Verfasserin im zweiten Teil ihrer Arbeit am Beispiel von fünf Büchern aus *Dichtung und Wahrheit*: dem Märchen vom Neuen Paris (2. Buch), der Kaiserkrönung und Gretchen-Episode (5. Buch), der Sesenheim-Idylle (11. u. 12. Buch), der *Werther*-Entstehung (13. Buch) und dem Verhältnis zu Lili Schönemann (17. Buch). Diese Ausführungen demonstrieren überzeugend, daß die Literarisierung sowohl die Ebene des erlebenden als auch die des erzählenden Ich in hohem Maße prägt, die Vorstellungen und Handlungen des jungen Goethe ebenso wie die des die eigene Vergangenheit inszenierenden und mit Hilfe der Literatur profilierenden Autobiographen Goethe. So interpretiert die Verfasserin das Erzählen des Märchens vom Neuen Paris als Bemühen des Knaben, die Lebenswelt zu erweitern, und als Versuch des Autobiographen, mit Identitäten zu spielen. Die das fünfte Buch bestimmende Verschränkung von Leben und Literatur im Kontext der Krönungsfeierlichkeiten und der Gretchen-Episode deutet Haas als unterschiedliche, aber durch das Motiv der Maske aufeinander bezogene Inszenierungen, in deren Rahmen einerseits Wirklichkeit als lebensfernes Schauspiel (Krönungszeremonie) und andererseits Erdichtetes zur gefährdenden Realität wird (Gretchen-Episode). Die drei anderen Beispiele betreffen die Darstellung der Liebesbeziehungen zu Friederike Brion, Charlotte Buff und Lili Schönemann, deren differenzierte künstlerische und interpretierende Gestaltung die Goethe-Forschung schon seit langem beschäftigt. Die Verfasserin betritt hier gebahnte Wege, versucht aber eigene Akzente zu setzen. So arbeitet sie in bezug auf das Sesenheim-Kapitel besonders detailliert Ausgestaltung und Verwendung des Maskierungsmotivs heraus und beschäftigt sich ausführlich mit der erzähltechnischen und interpretierenden Funktion des Märchens von der *Neuen Melusine*. Die auf die Entstehung und Rezeption des *Werther* bezogenen Passagen versteht sie, ganz in Übereinstimmung mit wichtigen Arbeiten der Sekundärliteratur (Klaus-Detlef Müller), als Versuch Goethes, die von ihm als unangemessen verstandene Rezeption des Romans kritisch zu hinterfragen, betont aber gleichzeitig in nicht unproblematischer Weise die Nähe von Romanfigur und erinnertem Ich (»Der Protagonist der Autobiographie ist wertherähnlich dargestellt«, S. 86).

Bevor Haas zum zweiten thematischen Schwerpunkt ihrer Arbeit, der Diskussion über Goethes Aussagen zum Dämonischen kommt, inszeniert sie ein »Halbtheoretisches Zwischenspiel«, das weitgehend aus einem Referat narratologischer und hermeneutischer Positionen zum Verhältnis von Lebens- und Textzusammenhang besteht. Abgesehen davon, daß eine solche methodologische und literaturtheoretische Reflexion besser am Anfang der Arbeit formuliert worden wäre, fragt sich der Leser, welche Funktion diese Ausführungen besitzen. Die Kurzreferate benennen auf ca. sechseinhalb Seiten lediglich unterschiedliche Theorieansätze zum Problem der narrativen Identität (Hayden White, Louis O. Mink, Barbara Hardy, Paul Ricœur) und der Textkonstituierung (Paul de Man, Jacques Derrida), verweisen auf theoretische Positionen, die – abgesehen von einer kurzen Bezugnahme auf Ricœur (S. 161) – weder in den Ausführungen davor noch danach eine Rolle spielen.

Den zweiten Teil der Studie nimmt die Analyse des Dämonischen in *Dichtung und Wahrheit* ein. Haas verbindet dies mit der Erörterung des von Goethe in der Autobiographie in vielfältiger Weise behandelten Problems der Selbstkonstituierung und Selbstdeutung, begleitet von einer umfänglichen und z. T. polemischen Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur. Goethes oft und kontrovers diskutierte Thematisierung des Dämonischen im vierten

Teil dient nach Auffassung der Verfasserin nicht allein der Artikulation eines Unerklärbaren und deshalb nicht Benennbaren, vielmehr ist sie bzw. die aus der Begegnung mit dem Phänomen gewonnene Erfahrung die Voraussetzung dafür, daß der alte Goethe das Prinzip einer entelechetischen Deutung des eigenen Lebens bezweifelt und somit auch die Darstellung des eigenen Lebens zugunsten der Aspekte Offenheit und Unabschließbarkeit verändert hat – eine bedenkenswerte These, mit deren Hilfe sie auch den hinlänglich bekannten stilistischen Bruch zwischen den ersten drei Teilen und dem vierten und letzten Teil der Autobiographie erklärt.

Die Arbeit von Stefanie Haas bereichert die literaturwissenschaftliche Diskussion über die Literarisierungstendenzen in *Dichtung und Wahrheit* um einige bedenkenswerte Aspekte. Sie betont zu Recht die Relevanz der literarischen Rezeption bei der Textkonstitution, arbeitet in diesem Zusammenhang umfassender als zuvor die Differenziertheit von Formen und Funktionen fiktionalisierender Textstrategien heraus, sowohl in bezug auf das erlebende als auch das erzählende Ich, und formuliert in diesem Kontext diskussionswürdige Aussagen über die Rolle des Dämonischen bei der Deutung und Gestaltung des eigenen Lebens. Um all dies zu erkennen, bedarf es allerdings einiger Mühen. Die bisweilen stark paraphrasierenden Ausführungen sind nicht immer klar, die Argumentation hin und wieder verwirrend, u. a. aufgrund unklarer Begriffsverwendung oder infolge der Vermischung von Objekt- und Wissenschaftssprache. Bedauerlich ist das Fehlen einer stringent auf die Argumentation bezogenen, sie stützenden Theoriediskussion, insbesondere im Hinblick auf eine Klärung des von der Verfasserin verwendeten Fiktionsbegriffs.

Jürgen Lehmann

Jutta Heinz: ***Narrative Kulturkonzepte.*** *Wielands »Aristipp« und Goethes »Wilhelm Meisters Wanderjahre«*. Heidelberg 2006, 551 S.

Jutta Heinz verbindet in ihrer Studie die theoretische Frage nach der Geschichte des Kulturbegriffs mit der systematischen Suche nach einem »Interpretationsraster zur kulturtheoretischen Analyse von narrativen literarischen Texten« (S. 1) und mit der Deutung zweier Kulturromane der Weltliteratur, Wielands *Aristipp und einige seiner Zeitgenossen* und Goethes *Wilhelm Meisters Wanderjahre*. Leitend ist für sie die Frage, ob literarische Texte einen Beitrag zu einer historischen Kulturtheorie liefern, begrenzt verallgemeinerbare Kulturmodelle enthalten können. Dieser Ansatz impliziert ein theoriegeleitetes Vorgehen. In einer Einleitung von 170 Seiten geht die Autorin zunächst auf die Geschichte des Kulturbegriffs und der Kulturtheorie ein, verfolgt deren disziplinäre Ausprägungen in der Kulturgeschichte, der Kultursoziologie, der Kulturanthropologie und der Kulturphilosophie und skizziert die spannungsvolle Beziehung zwischen Kulturwissenschaft und Literaturwissenschaft. Erst danach entwickelt sie die Kulturkosmen der Altersromane Wielands und Goethes aus dem Werkzusammenhang, indem sie sie aus verschiedenen kulturdisziplinären Perspektiven beleuchtet. Dabei betrachtet sie den jeweiligen »Text als Kultur« (S. 505), rekonstruiert seinen Subjektbegriff und sein Wirklichkeitsbild, stellt seine anthropologischen Konzepte und seine sozialen Gehalte zusammen, untersucht die kulturtheoretischen Implikationen seiner poetischen Struktur und fragt nach den in ihm enthaltenen Ansätzen zu einer Kultur- als Werttheorie. Im Schlußkapitel bestimmt sie den kulturtheoretischen Gesamtertrag dieses Vorgehens. Dabei kommt sie zu dem Ergebnis, daß die Kulturkonzepte der zwei Romane »am stärksten im Begriff des ›Lebens‹ konvergieren« (S. 504). Beide, Wieland und Goethe, verstünden »das Subjekt als Entelechie« (S. 506), zögen daraus aber unterschiedliche Schlüsse: Während der einzelne für Wieland virtuell vollständig durch seine Anlagen bestimmt sei, stehe das Subjekt bei Goethe zwischen Bestimmtheit und Freiheit. Das hängt Heinz zufolge

mit den unterschiedlichen Menschheits- und Gattungsmodellen der zwei Romane zusammen: Während Wieland das Individuum vor das Gattungswesen stellt, die Menschheit nach dem Muster der Person als »Prosopopöie«, »als vereinfachte Rede- und Denkformel ohne substantiellen Gehalt« (S. 506), versteht, gibt es für Goethe »keine Entwicklung des Menschengeschlechts, sondern nur vielfältige Metamorphosen des Menschlichen« (S. 507). Bei ihm wird das aus Individuum und Gattungswesen bestehende Zwei-Schichten-Modell zu einem triadischen Modell erweitert, das von urbildlichen Einzelschicksalen über die für kulturelle Prozesse entscheidenden Kollektive zu geistigen Formen der Existenz reiche, wie sie Makarie verkörpert. Für beide Dichter sei Natur »nicht das Gegenteil von Kultur, sondern gleichzeitig Urbild und Vorbild«, der Kulturbegriff »vollständig abhängig vom jeweiligen Naturbegriff«: Wielands Naturbegriff sei dem im 18. Jahrhundert verbreiteten »Bild des Organismus« verpflichtet, Goethe, »gleichzeitig wissenschaftlicher und metaphysischer geworden«, verstehe Natur als durch Polarität und Steigerung geprägte »Totalität«, die von den Naturwissenschaften untersucht und von den Künsten produktiv nachvollzogen werden kann (S. 508).

In anthropologischer Hinsicht stellt die Autorin fest, daß beide Romane die Emotionalität, die Intellektualität und die Sozialität des Menschen ausleuchten. Hintergrund für beide sei »das aufklärerische Konzept der Polizierung« und die Annahme, »daß jegliche kulturelle Entwicklung durch unbeherrschte Leidenschaften sowohl im privaten wie auch im öffentlichen Bereich massiv behindert werden« könne (S. 509). Auf dieses Problem antworte Wieland mit der Etablierung der »natürliche[n] Sympathie«, einer sozial verträglichen Leidenschaft als Basis zwischenmenschlicher Beziehungen, der »Kommunikationsnorm der Urbanität« und der ästhetischen Norm der »Grazie«, insgesamt mit einem »Ethos der Mäßigung« (S. 509). Goethe, dem aufklärerische Verständigungsideale nicht mehr genügen, beschreibe hingegen eine »rigorose Taktik der Selbst-Disziplinierung«, verschweige dabei aber auch die Kosten nicht, die mit »der Aufgabe selbst- und lustbezogener Emotionalität« verbunden sind (S. 509 f.). Für die Figuren der *Wanderjahre* konstatiert Heinz »einen Bildungsprozeß, der sich schrittweise und im Durchlauf durch verschiedene Polaritäten als langsame Steigerung und schließliches Ineinanderfallen von fremder Bestimmung und eigener Lebenswahl« vollzieht (S. 499). Auch die Form des Romans sei der polaren Struktur alles Lebendigen geschuldet, da er sich vielfacher Operationen des Trennens und Verbindens bedient, diachrone und synchrone Bezüge – durch Spiegelungen und Motivketten – stiftet, innere und äußere Geschichten erzählt, verschiedene Genres kombiniert und seinen Gegenstand dadurch aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet. Die Behauptung, daß der Text therapeutisch wirke und »durch die dargestellten Entsagungsleistungen die Mäßigungsbereitschaft des Lesers« unterstütze (S. 500), reduziert das komplexe Gebilde dann aber wieder auf den Entsagungsroman. Auch das von Heinz konstatierte Paradox, daß die *Wanderjahre* »extrem ideologisch bis hin zum Totalitarismus wirken, ohne jedoch eine bestimmte Ideologie […] zu vertreten« (S. 513), trifft nur zu, wenn man Figurenrede mit der Aussageintention des Textes gleichsetzt.

Während Wieland von einem »vernunftähnlichen Instinkt« des Menschen ausgehe, fasse Goethe Vernunft als »habitualisiertes Set von Überzeugungen« und als »Gemeinverstand« (S. 510). Gattungsziel sei für beide der freie Weltbürger. Als äußere Bedingung für die Erreichung dieses Ziels erkennt Wieland den »dauerhaften Frieden« (S. 511). Im Gegensatz dazu nimmt Goethe mehr die ökonomischen Verhältnisse und die Abhängigkeit der Lebensformen von den Arbeitsformen in den Blick. Während Wielands Kulturkosmos noch Institutionen kennt, mythologische Rollenkonzepte, philosophische und literarische Muster, Einrichtungen wie die Gastfreundschaft, die Familie, die Ehe, gilt Goethes Wertschätzung eher bewährten Traditionen und gemeinschaftsstiftenden Formen. Beide Texte versuchen laut Heinz, im Privatleben »eine Tyrannei der Intimität zu verhindern«, beide sind »demokratiefeindlich«, beide entwerfen »Modelle mittlerer Größenordnung«, sogenannte »Mesokosmen« – in den *Wanderjahren* »Bezirke« genannt –, die den Vorteil haben, »daß die Einzelinteressen nicht zu weit auseinanderdriften«, Kommunikation noch direkt erfolgen kann und »Hand-

lungsfolgen unmittelbar absehbar sind« (S. 513 f.). Während Wieland noch Gesprächsoptimismus zeigt, steht die »Pflicht zur Mitteilung« bei Goethe in »Spannung zu ihrer beinahe völligen Unmöglichkeit« (S. 517). Während Wieland das kulturelle Gedächtnis noch als »Speicher« auffaßt, der durch »Kanonwerke« gefüllt wird, ist Goethes Archiv-Roman »ein semiotisches Universum« im modernen Sinn, in dem alles, von der Sprache der Natur über wissenschaftliche Theorien und Kunstwerke bis zu den Lebenszeugnissen des einzelnen, zum Zeichen werden kann, dem dank des Zusammenfalls des Besonderen mit dem Allgemeinen kultureller Wert zukommt (S. 518).

Beide Romane sind von Autonomieästhetik weit entfernt und sprechen der Kunst pragmatische Funktionen zu: Wieland stellt mythologische »Urszenen der Menschlichkeit« (S. 519) dar, bei Goethe reicht das Spektrum der Funktionen der Kunst von der Mitteilung und der historischen Überlieferung über die pädagogische Nutzanwendung bis zur Therapie fehlgeleiteter Leidenschaft. Beide Texte vertreten ethische Konzepte der Relativität und der Mäßigung. Da beide Romane sich durch kulturwissenschaftliche Merkmale wie »Selbstreflexivität« – auf der Ebene des Figurenbewußtseins, der dargestellten Künste und Wissenschaften sowie der eigenen Poetologie –, »Performativität« und Demonstration von »kultureller Evolution« sowie durch kulturwissenschaftliche Methoden wie Schichtenmodelle, Typologien und Netzwerkstrukturen auszeichnen (S. 524 ff.), sieht Heinz ihren kulturtheoretischer Wert als erwiesen an.

Die Autorin unternimmt den im Grunde unmöglichen Versuch, aufzuzeigen, inwiefern der *Aristipp* und das »Aggregat«[1] der *Wanderjahre* in kulturtheoretischer Hinsicht aus »Einem Sinne«[2] sind. Die Antwort, die ihr durchaus gelingt, ist nur durch Deduktion, ein Höchstmaß an Abstraktion und um den Preis der Vernachlässigung narrativer Feinstrukturen zu haben. Ihre facettenreiche, kulturtheoretisch und wissenschaftsgeschichtlich hochreflektierte Betrachtung der beiden Altersromane von Wieland und Goethe befriedigt den kulturtheoretisch interessierten Leser vermutlich mehr als den literaturwissenschaftlich interessierten, weil das, was ihm wichtig ist, der ästhetische Perspektivismus, bei diesem Maß an theoriegeleiteter Abstraktion auf der Strecke bleibt.

Henriette Herwig

Beate Agnes Schmidt: *Musik in Goethes »Faust«. Dramaturgie, Rezeption und Aufführungspraxis*. Sinzig 2006, 509 S.

»Musik ist integraler Bestandteil von Goethes *Faust*« (S. 9). Mit dieser lapidaren Feststellung eröffnet Beate Agnes Schmidt ihre in jeder Hinsicht gewichtige Arbeit, die als Dissertation im Jenaer Sonderforschungsbereich 482 *Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800* entstand. Anders als das Gros der musikoliterarischen *Faust*-Forschung, das sich auf die großen Namen von Hector Berlioz über Robert Schumann bis Charles Gounod konzentriert, und anders auch als vorrangig literaturwissenschaftlich ausgerichtete Studien, die Goethes Drama unabhängig von seinen konkreten Vertonungen als ›opernhaftes‹ Wortkunstwerk qualifizieren, geht die Verfasserin ganz von den historischen Quellen und von den rekonstruierbaren Aufführungen aus, die den *Faust* vor Goethes Tod als mit Musik versehenes Schauspiel auf die Bühne brachten. Auf diese Weise wird das Untersuchungskorpus sinnvoll eingegrenzt: Von der näheren Analyse ausgeschlossen bleibt nicht nur *Der Tragödie zweiter* (postum erschienener) *Teil*, sondern weitgehend auch die Geschichte der *Faust*-Opern, der mehr oder weniger stark auf Goethes Text basierenden musikdramatischen Umsetzungen.

1 Gespräche, Bd. 3.2, S. 571.
2 Goethe mit Bezug auf die *Wanderjahre* an Sulpiz Boisserée am 23. Juli 1821 (HA 8, S. 521).

Daß das solchermaßen chronologisch wie genrespezifisch limitierte Feld noch weit genug ist, um dem Leser großen Respekt vor einer immensen Erschließungsleistung abzunötigen, wird beim Blick in das Quellen- und Aufführungsverzeichnis (S. 435-466) deutlich. Hier sind, in drei Rubriken untergliedert und jeweils mit präzisen Nachweisen versehen, erstens die Musikalien der *Faust*-Vertonungen um 1800, zweitens die Materialien zu frühen Aufführungen des *Faust* in elf Theaterstädten von Berlin über München bis Wien und drittens die vor allem anhand zeitgenössischer Rezensionen ermittelten Aufführungsdaten der näher besprochenen Schauspielmusiken verzeichnet. Wird die Arbeit damit zu einem Nachschlagewerk, das Quellen sichert und für künftige Studien übersichtlich ordnet, so versteht sie sich auch in systematisch-gattungsästhetischer Hinsicht als weiterführender Beitrag zur Problematik der ›Schauspielmusik‹. Denn im ersten Kapitel (S. 17-80) werden »Theorie und Kritik« des Genres vom späten 17. bis ins 19. Jahrhundert quellennah erörtert, um ein Beschreibungsmodell für die theoretisch unterbestimmte, oft von funktionalen und pragmatischen Zwängen gekennzeichnete Schauspielmusik zu gewinnen.

Vor diesem Hintergrund mustert die Verfasserin im zweiten Kapitel (S. 81-189) Goethes *Faust*, fragt dabei speziell nach des Dichters wechselnder Haltung zur Bühnentauglichkeit seines Dramas und versammelt die Fakten zu den frühen Aufführungsversuchen unter Goethes Theaterdirektion, darunter das wenig bekannte Bühnenmanuskript einer melodramatischen Einrichtung von Fausts Eröffnungsmonologen. In ausladender Sequenz werden sodann diejenigen Szenen des Dramas näher beschrieben, die eine Musikalisierung verlangen. Sichtbar wird dabei nicht allein, wie groß der Anteil solcher Szenen im *Faust* vergleichsweise ist, sondern auch, wie sehr Goethe typische Musikszenen ganz unterschiedlicher Schauspiel- und Operntraditionen adaptiert und sie in ein Gesamtkonzept integriert, das sich nach zeitgenössischem Sprachgebrauch am ehesten als »Schauspiel mit Gesang und Chören« bezeichnen lasse (S. 118).

Bleibt der eingeschobene Exkurs zur ersten deutschen Opernbearbeitung des *Faust* von 1797 funktional eher vage (S. 191-202), so bildet das umfangreiche dritte Kapitel (S. 203-424) das eigentliche Zentrum der Studie, nämlich die Beschreibung jener *Faust*-Kompositionen, die für Aufführungen zu Lebzeiten des Dichters geschrieben worden sind. Ausführlichen und informativen Darlegungen zur Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte folgen dabei jeweils analytische Durchgänge, die dank zahlreicher Tabellen, Illustrationen und Notenbeispiele gut zu verfolgen sind. Die im 19. Jahrhundert vielfach aufgeführten *Compositionen zu Göthe's »Faust«* von Anton Heinrich von Radziwill bestimmt die Verfasserin als ambitioniertes Unternehmen eines Dilettanten, das zwischen einer Schauspielmusik mit ihren zeittypischen »Wirkungseffekten« sowie einer »Oper in Reinform« rangiert und durch seine »enge Verflechtung von Erinnerungsmotiven« eine ausgefeilte »Mehrschichtendramaturgie« erzielt (S. 284 f.). Demgegenüber bleiben Carl Eberweins kleinteilige *Entr-actes und Gesänge* zum *Faust* strikt auf ihre »Funktionalität« als Auftragswerk beschränkt (S. 348). Wie ein von mehreren Tonsetzern zusammengestelltes »Münchener Arrangement« immerhin die »Kriterien der Angemessenheit und Zweckmäßigkeit« (S. 382) erfüllt, so verharrt auch die Komposition von Peter Joseph Lindpaintner, die wie Radziwills Version noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts regelmäßig gespielt wurde, »innerhalb der Grenzen der Schauspielmusik« (S. 416). Im konventionellen Rahmen einer ›Gebrauchsmusik‹ aber, so kann die Verfasserin an zahlreichen Details aufweisen, lassen sich die Komponisten von der ungewöhnlich vielfältigen Gestalt des *Faust* zu musikalischen Lösungen anregen, wie sie in den formal stärker reglementierten Operngattungen der Zeit nicht üblich waren. In diesem Sinne nutzen sie Goethes *Faust* als »musikdramaturgisches Laboratorium« (S. 429).

Dieses »Experimentierfeld« (S. 432) aus historischer Ferne zu durchlaufen und ästhetisch zu erkunden, bedarf es ausdauernder Recherchen und ebenso ausdauernder Lektüre. Wer die Geduld aufbringt, die eingehenden Analysesequenzen zu studieren, wird aber belohnt und Beate Agnes Schmidt ihre Mühen danken. Denn von der Warte der stark musikalisierten Aufführungspraxis des frühen 19. Jahrhunderts her erschließt sich auch die Werkgestalt des

Dramas neu, und es wird sichtbar, wie stark Goethes *Faust* musiktheatrale Konventionen seiner Zeit aufnimmt und überformt, um im Resultat »doch ganz etwas Inkommensurabeles«[1] zu sein.

Dieter Martin

Birte Carolin Sebastian: *Von Weimar nach Paris.* *Die Goethe-Rezeption in der Zeitschrift »Le Globe«.* Weimar, Wien 2006, 337 S.

Das Verhältnis des späten Goethe zu Frankreich hat im letzten Jahrzehnt verstärkt wissenschaftliche Beachtung gefunden. Heinz Hamm legte 1998 seine Untersuchung *Goethe und die Zeitschrift »Le Globe«. Eine Lektüre im Zeichen der ›Weltliteratur‹* vor;[1] Anne Bohnenkamp machte Goethes einschlägige Beiträge im ursprünglichen Zusammenhang von *Kunst und Altertum* in der kommentierten Ausgabe der *Ästhetischen Schriften V: 1824-1832* (FA I, 22) erstmals wieder zugänglich; Gonthier-Louis Fink faßte im Goethe-Handbuch die lebenslange wechselvolle Auseinandersetzung des Dichters mit dem westlichen Nachbarland zusammen[2] und wandte sich unlängst wieder dem Thema *Weltbürgertum und Weltliteratur* zu.[3] Die hier anzuzeigende Veröffentlichung fügt sich in dieses erneuerte Interesse am Thema *Der späte Goethe und Frankreich* ein. Ihr Ziel ist es, komplementär zu den Arbeiten von Bohnenkamp und Hamm, die textlichen Grundlagen der Goethe-Rezeption im *Globe* in deutscher Sprache zugänglich zu machen und interpretierend in jenen Prozeß internationaler Ideenzirkulation zu stellen, der Goethe zu seinen Äußerungen über die heraufkommende Weltliteratur mit bewogen hatte. Bekanntlich spielte dabei die Lektüre des *Globe* eine wichtige Rolle.

Die Arbeit besteht im wesentlichen aus zwei Teilen sehr unterschiedlichen Umfangs: erstens einer gut vierzigseitigen Einleitung, zweitens aus ungefähr 250 Seiten vollständigen Übersetzungen oder Regesten der Goethe gewidmeten bzw. nur nebenbei auf ihn Bezug nehmenden Beiträge des *Globe*. Die Einleitung, die sich vor allem auf Fernand Baldensperger,[4] Heinz Hamm und Jean-Jacques Goblot[5] stützt, versucht, ohne eigene konzeptionelle Vertiefung und weitgehend ohne eigene Akzentsetzungen, unter Stichworten wie *Goethe als Vater der Idee ›Weltliteratur‹*, *»Le Globe«* und *Die Rezeption Goethes in Frankreich* den Forschungsstand zusammenzufassen, was freilich wegen der teilweise höchst selektiven Bibliographie nur bedingt gelingt, in die selbst grundlegende Titel wie Manfred Kochs *Weimaraner Weltbewohner. Zur Genese von Goethes Begriff ›Weltliteratur‹*[6] und Gonthier-Louis Finks Artikel keine Aufnahme gefunden haben. Die These, das Goethe-Bild des *Globe* folge – zumal in der Wertschätzung des *Werther* – weitgehend den Vorgaben Mme de Staëls in *De l'Allemagne* (S. 10, 314, 317) und sei seinerseits maßgeblich für die spätere Rezeption des Autors geworden (S. 45, 318), wird weder deutlich und differenziert herausgearbeitet noch beweiskräftig belegt. Was Mme de Staël betrifft, so verfügt die Verfasserin wohl kaum

1 Goethe im Gespräch mit Eckermann, 3.1.1830 (FA II, 12, S. 373).

1 Weimar 1998.
2 *Frankreich* und *Französische Literatur*. In: Goethe-Handbuch, Bd. 4.1, S. 304-308, 308-313.
3 *[…] Goethes Antwort auf den revolutionären Messianismus und die nationalen Eingrenzungstendenzen seiner Zeit.* In: Klaus Manger (Hrsg.): *Goethe und die Weltkultur.* Heidelberg 2003, S. 173-225.
4 Fernand Baldensperger: *Goethe en France. Étude de littérature comparée.* Paris 1904.
5 Jean-Jacques Goblot: *»Le Globe«, 1824-1830.* Paris 1993; ders.: *La Jeune France libérale. »Le Globe« et son groupe littéraire 1824-1830.* Paris 1995.
6 Tübingen 2002.

über die notwendigen Kenntnisse: Ein *Traité de la Littérature* Mme de Staëls (S. 43) gibt es nicht (statt dessen: *De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales*), und wesentliche Aussagen über Goethe finden sich nicht nur im bibliographisch nachgewiesenen ersten Band der zweibändigen *De l'Allemagne*-Ausgabe von 1968 bei Garnier-Flammarion, sondern auch im Kapitel *Des romans* des zweiten Bandes.

Enttäuschender noch sind die Übersetzungen und Regesten zu den Goethe-Artikeln des *Globe*. Über die Notwendigkeit der Übersetzungen bzw. – innerhalb der Regesten – Teilübersetzungen könnte man streiten: *Dafür* spricht die abnehmende Kenntnis des Französischen selbst unter deutschen Germanisten, *dagegen*, daß diese Kenntnis wenigstens für diejenigen, die wissenschaftlich zu *Goethe und Frankreich* arbeiten, unabdingbar bleibt. Zwar hat die Verfasserin die einschlägigen *Globe*-Texte ebenso wie ihre Einzelinterpretationen auf dem Server der Ludwig-Maximilians-Universität München unter dem Titel *Die Rezeption Goethes in »Le Globe«* zugänglich gemacht, doch sie selbst hält offenbar die in Buchform vorgelegten Übersetzungen/Regesten und erst in zweiter Linie die in Einleitung und Fazit vorgetragene zusammenfassende Einschätzung der Goethe-Rezeption im *Globe* für ihre entscheidende wissenschaftliche Leistung.

Diese Übersetzungen nun genügen nicht den an sie zu richtenden Anforderungen. Sie sind vielfach in grammatisch fehlerhaftem, idiomatisch inkorrektem, ja gelegentlich unverständlichem Deutsch abgefaßt. Hier sei nur eine Auswahl gegeben (ich verzichte überwiegend auf Markierung der Fehler): »der […] Verdienst« (statt »das […] Verdienst«, S. 62 und durchweg im folgenden); »Schließlich erfuhren wir durch Madame de Staël, daß der Maler der Liebe der Lotte ganz andere Rechte gegenüber unserer Führung habe« (S. 76); »Goethe offenbart sich insbesondere in der geringsten Seite, die seinem Genie entwischt ist« (S. 85); »Aber wenn man sie, wie wir es […] mit anderen Werken Goethes auch gemacht haben, als Ausdruck seiner selbst betrachtet, werden sie einiges Interessantes zeigen können, unabhängig selbst von den Schönheiten des Stils, mit denen sie gefüllt sind« (S. 93); »diese charmante Figur des Gretchens« (S. 95); »Delacroix […] hat sich hinsichtlich seiner Lithographien für ein gewisses verkohltes Verfahren entschieden« (S. 153); »der *Epistel an die Musen*« (S. 177); »Selbst wenn Gründe ihn dazu veranlassen würden, sein schönes Talent in der akademischen Spurrille zu trainieren« (S. 189f.); »Ohnmächtigkeitsanfälle« (S. 196); »nacheinander in den imaginären und phantastischen Schmerzen und Freuden hin- und hergewogen« (S. 284) usw. usw. Und dann die Namen: »Le Camoens« (S. 202) statt deutsch Camões, »Gunther und Flemming« (S. 232) statt Günther und Fleming, Holty (S. 235) statt Hölty.

Gewiß mögen manche Übersetzungsschwächen durch den französischen Originaltext begünstigt worden sein; gleichwohl sind Sätze wie der folgende nicht zu entschuldigen: »Ganz anders als diese Schriftsteller, so gute Haushalter ihres Geistes, die ausschließlich Ideen haben, die zum Kreis ihrer Arbeiten gehören, und sich so vollständig in ihren Büchern erschließen lassen können, darein alles legen, was sie wissen, alles, was sie sind, oft sogar mehr, auf so eine Weise, daß man nichts gewinnt, wenn man bis zum Autor vordringt, der sein Geschriebenes wiederholt, und manchmal, ohne dieses Geschriebene wert zu sein« (S. 74). Offensichtlich hat sich die Verfasserin nicht nur mit dem deutschen Übersetzungstext, sondern bereits mit dem französischen Original schwergetan. Ein Bewußtsein für die Übersetzungsrisiken, etwa im Fall idiomatischer Wendungen und verblaßter Metaphern, läßt sie durchgehend vermissen. So kommt es zu groben Schnitzern wie »Mängel in seinem Talent« für »les défauts de son talent« (S. 185), »seine stechenden und geistreichen Äußerungen« für »ses piquants et spirituels manifestes« (S. 266) oder »Nicht ohne Zweifel« für »Non sans doute« (S. 271). Symptomatisch und fast durchweg ärgerlich sind auch die häufigen, in eckigen Klammern in den Übersetzungstext eingefügten nachbessernden Erläuterungen: »[…] man erinnert sich, wenn man diese Komödie liest, die im übrigen sehr amüsant [unterhaltend] ist, daß Goethe einige Zeit in ähnlichen Illusionen verfallen war; das ist ein enttäuschter Anhänger, der die leichtgläubige Begeisterung der Schüler und die geschickte

Scharlatanerie des Meisters malt als Mann, der die eine [Begeisterung] geteilt hat, und der die andere Seite [Scharlatanerie] von nahem gesehen hat« (S. 96). Nur ausnahmsweise findet man auf den 250 Seiten Übersetzungs- und Regestentext ein über mehrere Seiten grammatisch und idiomatisch korrektes, klares Deutsch.

Dem Buch liegt eine 2005 von der Philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München angenommene Dissertation zugrunde. Offensichtlich haben es die Gutachter unterlassen, die für die Drucklegung erforderlichen Auflagen auszusprechen. Dem Verlagslektorat muß man anlasten, daß es versäumte, den guten Namen der Gutachter vertrauend, die Druckvorlage wenigstens einer kursorischen Durchsicht zu unterziehen. Charakteristisch für die mangelnde Sorgfalt, mit der das Buch hergestellt wurde, ist der letzte Satz des empfehlenden Paratextes auf dem hinteren Umschlag: »Für den komparatistisch arbeiteten Goethe-Forscher als auch den interessierten Goethe-Leser verspricht der Band eine aufschlußreiche und gewinnbringende Lektüre«.

Dankenswerterweise enthält das Buch außer einem allgemeinen Personenregister ein spezielles Register der *Globe*-Autoren (am wichtigsten: Jean Jacques Ampère) sowie ein weiteres zu Goethes im *Globe* behandelten Werken (mit Abstand am häufigsten genannt: *Faust* und *Werther*, in zweiter Linie: *Götz*, *Iphigenie* und *Tasso*, häufiger außerdem: *Dichtung und Wahrheit*, *Herrmann und Dorothea* sowie die *Lehrjahre*). Schon der bibliographische Nachweis der auf Goethe Bezug nehmenden Artikel des *Globe* (S. 49-60) belegt eindrucksvoll die nachhaltige französische Präsenz des deutschen Autors in eben jenen Jahren, in denen die französische Literatur unter anderem mit Alphonse de Lamartine und Victor Hugo zu neuen – romantischen – Ufern aufbrach.

Gerhard R. Kaiser

Angus Nicholls: *Goethe's Concept of the Daemonic. After the Ancients*. Rochester (NY) 2006, XII, 313 S.

Wer das Gedicht *Urworte. Orphisch* und des Dichters Kommentar dazu im Gedächtnis hat, weiß schon, welche fast mystische Bedeutung Goethe dem Begriff ›dämonisch‹ bzw. ›Dämon‹ zugeschrieben hat. Das neue *Goethe-Wörterbuch* verzeichnet außerdem seit 1805 noch 54 Belege für das Adjektiv ›dämonisch‹ und seit Ende der 1770er Jahre, aber besonders seit 1815, 134 weitere für das Substantiv ›Dämon‹. So verwundert es kaum, daß in der Forschung seit Friedrich Gundolfs *Goethe* (1916) der Begriff mit jeweils verschiedener Betonung eine prominente Rolle gespielt hat: volkstümlich, philologisch, werkorientiert, biographisch, komparativ und philosophisch unter anderem.

Im gegenwärtigen Werk, dem seine Dissertation (University of Monash, Australien, 2001) zugrunde liegt, setzt sich Angus Nicholls zum Ziel, »to analyze and elucidate the philosophical (as opposed to biographical) dimensions of Goethe's use of this term« (S. 17), indem er dessen Ursprünge in der klassischen Philosophie und sein Wiederaufleben im deutschen Denken des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts verfolgt. Zeigen will er mit anderen Worten, daß der Begriff *daemon* »springs from a rich heritage of ancient Greek philosophy, most notably embodied in the writings of Plato and especially in Plato's representation of the Socratic *daimonion*« (S. 268). Zugleich möchte er die Entwicklung beobachten, die vom jungen Goethe, bei dem sich das dämonische Subjekt als bildender Trieb auffassen läßt, der sich um jeden Preis der Welt aufdrängen will, zum reifen Dichter führt, der im Dämonischen einen begrenzenden Faktor – »the ambivalence located in nature« (S. 261) – erblickt.

In diesem Sinn befaßt sich Nicholls nach seinem einleitenden Forschungsbericht im langen ersten Kapitel mit dem *Daimon* der Antike. Bei Platon exemplifiziere dieser die Vermitt-

lung zwischen der Welt der Materie und dem Reich der reinen Formen, dessen sich der Mensch durch *anamnesis* vage entsinnt und nach dem er im manischen Zustand der poetischen Begeisterung strebt. Das *daimonion* des Sokrates rate hingegen den Menschen von gewissen Handlungen ab, indem es ihn auf die Grenzen seiner Fähigkeiten aufmerksam macht. Obwohl bei Aristoteles der Begriff nicht vorkommt, habe Goethe dessen *entelecheia* später mit dem Dämonischen assoziiert. Im zweiten Kapitel zeigt Nicholls, wie dann bei Hamann in seinen *Sokratischen Denkwürdigkeiten* der klassische *Daimon* mit dem modernen Begriff des Genies verbunden wird – eine Verbindung, die in Herders *Briefen zu Beförderung der Humanität* erweitert wird, um die pantheistischen Kräfte der Natur zu umfassen.

Erst im dritten Kapitel und nach einem Exkurs über moderne Definitionen der ›Romantik‹ (worunter Nicholls im breiteren europäischen Verständnis des Begriffs auch den Sturm und Drang miteinschließt) gelangen wir zu Goethes früher Auffassung des Begriffs ›Genie‹, die durch eine Analyse des Gedichts *Mahomets Gesang* illustriert wird: Das strömende, anschwellende Wasser des Gedichts übernehme die von Herder skizzierte Rolle des Genies, »the task of building a bridge between nature and culture, between landscape and language« (S. 138). In *Werther* (Kap. 4) erblickt Nicholls in der Sehnsucht des Helden den platonischen Versuch, die Spaltung zwischen Realität und Ideal zu überwinden.

In seiner Betrachtung der Kantschen Wissenschaft und der Grenzen der Subjektivität (Kap. 5) argumentiert Nicholls, das Goethesche *Urphänomen* markiere »an objective limit beyond which human knowledge cannot penetrate« (S. 189). Erst die Bekanntschaft mit Schellings Naturphilosophie (Kap. 6) habe es Goethe ermöglicht, über die »unfaßbare Naturzweideutigkeit« hinauszugehen, indem der Philosoph dort auf »those aspects of human interaction with nature« hinweist, »that cannot be understood in purely rational terms« (S. 221). Diese Möglichkeit illustriert Nicholls durch seine Interpretation des Gedichts *Mächtiges Überraschen*, in dem der Wasserstrom – anders als der mächtige Fluß in *Mahomets Gesang,* der zielstrebig im Ozean mündet – gehemmt wird und in seiner Beschränkung als See »ein neues Leben« führt. Die Analyse von Goethes späten theoretischen Erörterungen des Begriffs ›dämonisch‹ im 20. Buch von *Dichtung und Wahrheit* im Zusammenhang mit dem Gedicht *Urworte. Orphisch* (Kap. 7) resümiert Nicholls mit dem Fazit, daß Goethe den ›ungelösten Rest‹ seiner Versuche, »to conjoin theory with nature«, nach Muster der Alten als ›dämonisch‹ bezeichnete und als einen »act of *Entsagung* or renunciation« begriff, »in that it acknowledges limits beyond which exclusively rational human knowledge cannot pass« (S. 247).

Die abschließende Erörterung der Erwähnungen des Begriffs in den *Gesprächen mit Eckermann* dient dazu, die Verbindung des ›Dämonischen‹ mit dem Politischen in der von Goethe bewunderten Gestalt Napoleons zu exemplifizieren: das Genie, dessen früher dämonischer Trieb, alles zu überwinden, schließlich doch durch die Erfahrung der menschlichen Grenzen gehemmt wurde – ein zweistufiges Schicksal, das Goethe in der Figur Fausts in den beiden Teilen seines Dramas poetisch gestaltet haben soll.

Es handelt sich hier offensichtlich um keine poetologische Studie, sondern eher um eine Begriffsgeschichte und kritische Auseinandersetzung mit der Forschung. In seinem gründlich fundierten Buch, das einen bedeutenden Beitrag zu unserem Verständnis von »Goethes Begriff des Dämonischen« darstellt, bietet Nicholls dem Leser viele anregende Einsichten und Gesichtspunkte. Aber bei den vier literarischen Beispielen, die analysiert werden, spielt das poetische Element kaum eine Rolle. Nicholls diskutiert etwa nur die erste Stanze von *Urworte. Orphisch*, ohne sich dafür zu interessieren, wie sich diese Stanze gedanklich und poetisch zu den folgenden vier verhält. Im Zusammenhang mit *Mahomets Gesang* wird routinemäßig der Pindarische Einfluß erwähnt, ohne dabei die technischen Mittel zu beschreiben, mittels deren es dem Dichter gelingt, den anschwellenden Lauf des Wassers poetisch darzustellen.

Die Ausführungen zu Platon, Aristoteles, Romantik, Kant und Schelling, wo man auf wenigen Seiten kaum noch originell sein kann, beruhen weitgehend auf der Sekundärliteratur und hätten ruhig gekürzt werden können. Die vielen Hinweise und Zitate – manchmal bis zu

fünf auf einer Seite (etwa S. 152, wo Gerhard Sauder, Dietrich Mahnke, Nicholas Boyle, Jochen Schmidt und Walter Benjamin zu Wort kommen; oder S. 230f., wo Rudolf Otto, Erich Trunz, Hans Blumenberg, Hans-Georg Gadamer und Martin Heidegger alle auftreten) – bilden eine Kulisse, hinter der der Verfasser mit seinen eigenen Thesen oft verschwindet. Dabei sind die Kapitel so locker verbunden, daß der Verfasser mit irritierender Häufigkeit (manchmal vier- oder fünfmal auf derselben Seite) auf frühere oder spätere Passagen hinweisen muß: »wie ich im ersten Kapitel zeigte« oder »im 7. Kapitel werde ich darauf zurückkommen«. Wenn aber die Argumentation für sich spricht, braucht man nicht immer wieder zu sagen: »hier werde ich beweisen« oder »hier habe ich gezeigt«. So kommen allzu häufig unnötige Wiederholungen vor. Und braucht man wirklich auf Robert Graves hinzuweisen, um etwa die Nacherzählung der Geschichte des Antäus zu unterstützen? Das sind wohl Überreste der Dissertation, die vom Verfasser selber oder vom Lektor hätten revidiert werden sollen. Die wirklich wertvollen Ergebnisse des Werkes wären dann aus einem knapperen und weniger pedantischen Text erheblich wirkungsvoller hervorgegangen.

Theodore Ziolkowski

Hans-Jörg Knobloch, Helmut Koopmann (Hrsg.): *Goethe. Neue Ansichten – Neue Einsichten.* Würzburg 2007, 227 S.

Unter dem ebenso umfassenden wie lapidaren Titel *Goethe. Neue Ansichten – Neue Einsichten* dokumentiert der vorliegende Band die Ergebnisse des international und prominent besetzten 8. Johannesburger Germanistentreffens im Jahr 2006. Den Teilnehmern war (so heißt es im Vorwort) die Wahl ihrer Untersuchungsgegenstände freigestellt, und darum ist das thematische Spektrum der Beiträge weit gestreut: Goethes dramatisches Werk (*Götz* und *Urgötz*, *Tasso*, *Clavigo*, *Faust*) wird unter je verschiedenen Gesichtspunkten ebenso in den Blick genommen wie die Lyrik (*Wandrers Nachtlied*, *Auf dem See*, der *West-östliche Divan*) und die Prosa (die *Wilhelm Meister*-Romane, *Die Wahlverwandtschaften*, *Das römische Karneval* aus der *Italienischen Reise*), außerdem mehr oder weniger autobiographische Texte wie *Dichtung und Wahrheit* und Goethes Tagebücher und schließlich noch die Entstehung des lebendigen Weimarer Freundschaftsbundes zwischen Schiller und Goethe sowie die postmortale Geschichte ihrer beider Gebeine. Präsentiert werden dabei durchweg lesbare Beiträge, in denen tatsächlich immer wieder neues Licht auf altbekannte Texte fällt (auch wenn nicht immer die aktuelle Forschungslage den Ausgangspunkt der Untersuchungen bildet und die Reichweite der vorgestellten Hypothesen erheblich variiert).

Daniel Wilson revidiert die verbreitete Auffassung, Goethe habe mit dem Umzug nach Weimar eine Wandlung vom Rebellen zum Konservativen vollzogen. Am paradigmatischen Fall des *Götz* kann er zeigen, daß eine oppositionelle politische Haltung auch vorher schon nur in der unpublizierten Vorstufe artikuliert wird. Von der engagierten Schilderung des Aufstands, die man leicht auf Problemlagen des 18. Jahrhunderts umdeuten konnte, bleibt in der Umarbeitung zum *Götz* schließlich ebensowenig übrig wie von der eindringlichen Darstellung des Leidens unter empörender adliger Willkür. Der Bauernkrieg wird damit zur bloßen Kulisse, vor der sich um so deutlicher die heroische Gestalt des Protagonisten abhebt. Das ursprüngliche Drama um Solidarität und Rebellion wird in der gedruckten Fassung zu einem Drama des Intellektuellen, der Reform statt Revolution propagiert.

Manfred Durzak liest Goethes *Clavigo* im Kontext der Gattungsgeschichte des bürgerlichen Trauerspiels. Die Figur des Protagonisten interpretiert er – mit Blick auf seine Mittellosigkeit und seine idealtypische Verkörperung eines europäischen Aufklärers – als einen radikalisierten Mellefont. Die Ähnlichkeit der beiden Figuren liegt im spielerischen Umgang mit den Frauen und im abschließenden Bekenntnis zur Liebe mit der Bitte um Vergebung.

Aber im Unterschied zu Lessing verschiebt Goethe die Perspektive von der Frauenfigur auf den männlichen Protagonisten, und er führt Durzak zufolge eine skeptischere Version des Projekts der bürgerlichen Aufklärung vor. Darin sind zwar alle Voraussetzungen zum Gelingen erfüllt, aber die abschließende Apotheose der bürgerlichen Humanisierungsvorstellungen ist zugleich ein Ende in der Katastrophe. Im Anschluß wirft Erika Tunner einen Blick auf eine zweite Figur des ›Intellektuellen‹ und ihr Scheitern: Goethes *Tasso* und seine Resonanzen im unvollendeten *Tasso*-Projekt von Wolfgang Koeppen, das paradigmatisch für die aporetische Situation des Dichters im Feld der Macht stehen kann.

Wendelin Schmidt-Dengler verfolgt, ausgehend von Goethes Schilderung seiner jugendlichen Klopstock-Lesung in *Dichtung und Wahrheit*, den Gedanken, daß sich subtile Spuren davon auch im *Faust* finden lassen könnten. Anklänge an die Teufelsfiguren in Klopstocks *Messias* sieht er etwa in der Vielgestaltigkeit des Teufels in Goethes *Faust*, darüber hinaus auch – angelehnt an die Apokatastasis-Lehre des Origenes – im latenten Einbezug des Teufels in Schöpfungsplan und Erlösungshandlung. Der passiven Unterwerfung Abbadonas bei Klopstock unter den Schöpfungsplan stehe allerdings komplementär der Mephistophelische Aktivismus gegenüber.

Terence James Reed untersucht die Entstehungsgeschichte von *Auf dem See*. Für eine erst kürzlich neu entdeckte Fassung schlägt er als korrigierte Datierung das Jahr 1779 vor: Goethe habe das Gedicht vermutlich der Jugendliebe Lili Schönemann auf dem Weg in die Schweiz als versöhnliche Freundesgabe überreicht. Damit lassen sich einige Umarbeitungen für die zweite Fassung erklären. An den Differenzen zwischen den drei Fassungen kann Reed überdies zeigen, wie im Entstehungsprozeß bestimmte Züge des ursprünglich improvisierten Gedichts herausgearbeitet und verstärkt werden. Darüber hinaus wird plausibel, daß bereits die erste Fassung den Charakter einer ›Reinschrift‹ trägt – für Reed ein repräsentativer Fall für die Bedeutung der ›Erlebnisqualität‹ in lyrischen Texten.

Hans-Jörg Knobloch schlägt vor, *Wandrers Nachtlied* nicht als Gebet zu verstehen, sondern es im Kontext von Goethes Briefkommunikation mit Charlotte von Stein als verklausulierten erotischen Verführungsversuch zu lesen. Erst nach Goethes späterer Überarbeitung und durch die enge drucktechnische und dann auch semantische Konstellation mit *Ein Gleiches* sei der (vielleicht durchaus gewollte) Eindruck der Frömmigkeit entstanden. Das Gedicht lasse sich in diesem Wissen schwerlich als Ausdruck einer ›barock-religiösen Weltverzweiflung‹ verstehen, zumal wenn man bedenke, daß der Autor, eben 26jährig, sich nicht vom ›Treiben‹ abwendet, sondern tatsächlich gerade erst beginnt, sich in Weimar und der Welt einzurichten.

Anil Bhatti arbeitet an Goethes *West-östlichem Divan*, ausgehend von der poetischen Rezeption durch Mohammed Iqbal im 20. Jahrhundert, die Möglichkeiten und Modalitäten des interkulturellen Dialogs und Verstehensprozesses heraus. Goethes »Neigung zwischen zwei Welten schwebend« kennzeichnet dabei die exemplarische Ambivalenz und Offenheit des poetischen Experiments, das sich gegen die Dichotomisierung des Kolonialdiskurses sperre. Die Positionierung dieser lyrischen Texte abseits des hegemonialen Diskurses zeige sich um so deutlicher, als die beigegebenen *Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis* einen Geschmack von der diskursiven Praxis des dominant-aneignenden (wissenschaftlichen oder popularisierenden) Verstehens vermittelten. Ähnlich wie Bhatti erkundet im Anschluß auch Martin Lüdke in »zehn zarten Gedanken« über Goethes *Wahlverwandtschaften* den aktuellen ›Sachgehalt‹ des Textes – in einer rationalisierten Welt, in der diejenigen gesellschaftlichen Begründungsmechanismen, die bereits zu Goethes Zeit porös geworden schienen, vollständig erodiert sind.

Elke Liebs geht den Spuren einer Platonischen Philosophie des ›unmöglichen Eros‹ in Goethes Leben und Werk nach. Vor dem Hintergrund des *Symposion* und des *Phaidros* arbeitet sie eine doppelte Struktur des Eros heraus: Es sei eine Ontologisierung des Mangels, schwankend zwischen dem Wunsch, aus dem Abstand zu betrachten, und dem gleichzeitigen Begehren, sich doch zum ursprünglichen Ganzen zu vereinigen. Diese Grundfigur verfolgt

Liebs zunächst in Goethes Biographie (insbesondere in der latent inzestuösen Beziehung zu seiner Schwester Cornelia), dann weiter in der Gegenüberstellung der Mignon aus dem *Wilhelm Meister* und der Frau aus seiner *Prokurator*-Novelle (die auch zeitlich in engem Zusammenhang entstanden sind): hier die Verkörperung einer aufrührenden und furchterregenden Leidenschaft, dort – nach einem optimistisch gezeichneten diskursiven Lernprozeß – die Verkörperung asketischer, klarer Vernunft. Den Abschluß bildet eine Lektüre des *Manns von funfzig Jahren* als »Drama des Verzichts«.

Ralph Szukala interpretiert Goethes ambivalent-distanzierte Haltung in seiner Beschreibung des *Römischen Karnevals* vor dem Hintergrund der Begriffe des ›Karnevalesken‹ (Michail Bachtin) und des ›Dionysischen‹ (Friedrich Nietzsche). In Goethes Wahrnehmung des Umschlags vom Spiel in Ernst und in der tendenziellen Analogisierung von karnevaleskem Treiben und Bürgerkrieg ist seine Reserve vermutlich begründet: Der Karneval ziele nicht auf die Umkehrung der (politischen) Verhältnisse im Interesse von Freiheit und Gleichheit, sondern sei perspektivenlos, eine rauschhafte Ekstase mit dem Zug zur anarchischen Aufhebung jeglicher Sozialordnung. Damit erscheint Goethes Beschreibung als Vorläufer einer kritischen Theorie der Massenkultur im Sinne Max Horkheimers und Theodor W. Adornos.

Helmut Koopmann stellt die Tagebücher Goethes in den Rahmen einer Gattungs- und Funktionsgeschichte ›autobiographischen‹ Schreibens. Es seien hybride Formen zwischen Brief, Gespräch, Bericht, Reisebeschreibung und Selbstbetrachtung, an deren Umarbeitungen sich ein charakteristischer Wechsel vom privaten Dokument zum literarischen Text paradigmatisch beobachten läßt. Dabei ist die spätere Entwicklung schon in den ersten Entwürfen angelegt. Das zeigt etwa die »Liebe in Briefen«, die Goethe für Auguste von Stolberg entwickelte. Der dialogische Charakter der Briefe werde hier bereits überlagert vom Gedanken an ein (monologisches) »Tagbuch«, das nach Goethes eigener Aussage entstehen sollte. Während sich dieses Projekt nicht, wie geplant, zu einer Fortsetzung des *Werther*-Romans entwickelt hat, zeigt das Reisetagebuch zur *Italienischen Reise* exemplarisch, wie durch die Tilgung der expliziten Anrede an die Empfängerin der Briefe der Wechsel vom intimen persönlichen Dokument zum literarischen Werk stattfindet.

Den Abschluß dieses facettenreichen Bandes bilden zwei Beiträge, die nicht Goethes Texte in den Mittelpunkt stellen: Manfred Misch erinnert an das komplexe persönliche Verhältnis zwischen Goethe und Schiller. Und ein essayistisch gehaltener Beitrag von Thomas Sprecher zeichnet noch einmal die postmortale Geschichte von Goethes und Schillers Gebeinen nach (ein ›in Spuren Gehen‹ vor allem in der Nachfolge von Albrecht Schönes Studie *Schillers Schädel*). In kurzen Abschnitten läßt er die einzelnen Stationen Revue passieren, so daß sich eine locker gefügte Darstellung ergibt, ergänzt um einige Aperçus zu biologischen Prozessen der Mumifizierung, der Skelettierung oder zu Formen der Kunstreligion.

Claudius Sittig

Volker C. Dörr: *Weimarer Klassik.* Paderborn 2007, 238 S.

Das Buch des Bonner Germanisten Volker Dörr will keine Literaturgeschichte sein, sondern bietet eine Einführung in die Literatur und Ästhetik der Weimarer Klassik. Das ist zweifellos eine Herkules-Aufgabe, die schwierige Vorentscheidungen verlangt und Kompromisse erfordert; Dörr löst sie auf hohem Niveau. Zunächst unterscheidet er plausibel zwischen klassisch-romantischer Literaturepoche (1780-1830) und Weimarer Klassik, in deren Mittelpunkt Goethe und Schiller mit Herder, Wieland und Moritz stehen. Aus pragmatischen Gründen hält er am Begriff ›Weimarer Klassik‹ fest, obwohl gegen ihn die im 19. Jahrhundert forcierte Umdeutung des Klassischen zur ästhetischen Norm spricht. Für ihn spricht immerhin die Orientierung der Weimarer Intellektuellen am klassischen Griechenland.

Dörr entwickelt sodann die historischen Grundlagen, u. a. mit Hilfe der Deutungsmuster, die Reinhart Koselleck (Beschleunigung) oder die Systemtheorie Niklas Luhmanns vorschlagen, und exponiert zu Recht die Französische Revolution als das wichtigste europäische Ereignis des 18. Jahrhunderts, auf das Literatur, Philosophie und Lebenswelt stets bezogen bleiben. Mit einiger Zurückhaltung erörtert er auch sozialhistorische Sachverhalte. Anschließend kommen die intellektuellen Konstellationen dieser Jahrzehnte zur Sprache, zumal die komplizierten Beziehungen zwischen Klassikern und Jenaer Romantikern, sowie die zentralen Themen der Poetik, darunter die Kunstautonomie, mit der auch die Affektpsychologie der Aufklärung und des Sturm und Drang verabschiedet werden soll, sowie die Theorien des Erhabenen und Schönen. Als deren anspruchsvollste und folgenreichste Programmschrift stellt Dörr Schillers *Ästhetische Erziehung* vor.

Für die Darstellung der literarischen Werke Goethes und Schillers hat Dörr der Gliederung nach Gattungen den Vorzug gegeben. Er bespricht zuerst die Dramen Schillers und Goethes, dann Goethes Epik und schließlich beider Lyrik. Man kann sich eine andere Gliederung vorstellen, die etwa der Chronologie folgt; ob sie für eine Einführung dieser Art geeigneter wäre, steht dahin. Man könnte auch an eine Orientierung an einzelnen markanten Jahreszahlen denken, an eine Komposition, die dem ›Totalisierungsverdacht‹ entgehen soll, der systematisch angelegte Darstellungsweisen vermeintlich trifft. Auch sie hätte allerdings Vor- und Nachteile.

Im einzelnen bespricht Dörr Schillers Dramen *Wallenstein*, *Maria Stuart*, *Die Braut von Messina* und *Wilhelm Tell* sowie Goethes *Iphigenie*, *Torquato Tasso*, die Revolutionsdramen und *Faust I* (am Rande auch den nachklassischen *Faust II*). Es folgen Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (mit Ausblicken auf die *Wanderjahre*), die *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* sowie das Epos *Hermann und Dorothea*.

Der letzte Abschnitt verhandelt Goethes italienische Lyrik, also die *Römischen Elegien* und die *Venezianischen Epigramme*, sowie Schillers sog. Gedankenlyrik, die Dörr klug gegen den langlebigen und nicht falschen Vorwurf eines Überschusses an Reflexion mit dem Hinweis auf den ästhetischen Mehrwert ihrer lyrischen Form verteidigt; schließlich widmet sich Dörr den gemeinsam verfaßten Balladen. Das Buch endet mit einem Ausblick auf den *West-östlichen Divan*, der in den Jahren 1814/1815 entsteht – in mehrfacher Hinsicht eine imaginäre Reise in den Orient und damit ein Abschied von Klassik und Klassizismus.

Die Leistung dieses Buches läßt sich wohl am ehesten würdigen, wenn man einige Kapitel stellvertretend für andere beschreibt. Eines ist allen gemeinsam: Sie gehen von der Mehrdeutigkeit der Texte aus, stellen die eigene Forschungsposition mit anderen zur Diskussion, skizzieren Kontroversen und formulieren auch offene Fragen. Das ist in einem literaturwissenschaftlichen Lehrbuch nicht selbstverständlich und gehört zu den großen Verdiensten Dörrs.

Schillers Tragödien-Konzept ist ohne erhabene Helden oder Heldinnen nicht denkbar. So bleibt merkwürdig, daß kaum eine der Figuren im strengen Sinne ›erhaben‹ genannt werden kann (Schillers Theorie unterscheidet erhabene Größe und Stoizismus), allenfalls Maria, doch nicht Elisabeth und schon gar nicht Wallenstein. Daß Maria erhaben nicht sein kann, weil Schiller »Würde« allein männlichen Charakteren vorbehält, will nicht recht einleuchten. Gekonnt entzaubert Dörr – das ist selten genug – auch den vermeintlichen Heroismus des Don Cesar in der Messina-Tragödie. In Schillers klassischen Dramen sei die Rolle, die in der antiken Tragödie dem Schicksal zufällt, der Politik übertragen. In ihr finde Schiller ein Äquivalent für die unausweichlichen Zwänge, die zur Katastrophe führen. Wäre dann aber nicht eher statt allgemein von »Politik« von bestimmten politischen Interessen, von Macht und Strategien des Machterhalts zu sprechen? Nicht nur der *Wallenstein* legt das nahe.

Dörrs Interpretation der *Iphigenie* widerspricht erfolgreich allen langlebigen Idealisierungsversuchen im Namen einer abstrakten Humanität, indem er auf die ungelösten Widersprüche des Dramas verweist; »gegen den Strich gelesen« werden (S. 121) muß das Werk dabei nicht. Im Blick auf Tasso, den Modellfall eines bürgerlichen Künstlers am Hof eines

Fürsten und Mäzens, neigt Dörr vorsichtig zu der These, daß das Schauspiel um Macht und Kunst die Repräsentanten des Hofes »menschlich zeichnet« (S. 129). Zu fragen bleibt hier, ob es den Hof und die Besitzverhältnisse nicht eher humanitär verbrämt. Wer die Frage bejaht, muß nicht gleichzeitig den Habitus des problematischen Künstlers gutheißen.

Bekanntlich hat Schiller Goethes Arbeit an den *Lehrjahren* mit praktischen Vorschlägen begleitet, die Goethe mitunter zu weit gingen. Gerade hier läßt sich zeigen, was die Autoren unterscheidet. Goethe beruft sich gelegentlich auf einen »gewissen realistischen Tic«,[1] den er Schillers Ideen entgegensetzt. Und er hat im Rückblick, ungeachtet aller Übereinstimmung, ihre differierenden Positionen mit Realismus und Idealismus bezeichnet. Die Geltung dieser Zuschreibungen muß aber am jeweiligen Werk überprüft werden, denn offensichtlich steht Schillers Idealismus keineswegs seiner illusionslosen Analyse geschichtlicher Vorgänge im Wege, wie leicht etwa an *Wallenstein* zu sehen ist.

Dieser »Tic« und ein ironischer Erzählmodus bewahren Goethes Roman davor, wie Dörr zeigt, den *Wilhelm Meister* im Diskurs des Bildungsromans aufgehen zu lassen, der seinen Helden zielsicher auf einen Ausgleich zwischen individuellen Ansprüchen und gesellschaftlichen Erfordernissen zusteuern läßt.

Dörrs Buch beeindruckt u. a. durch seine durchdachte Gliederung, seine Lesbarkeit, auch seine Illustrationen. Es argumentiert fair und umsichtig, manchmal etwas vorsichtig auf der Höhe der Forschung und operiert erfolgreich mit neueren literaturwissenschaftlichen Konzepten; nach der Modernität dieser Literatur, die zuletzt u. a. Peter Steins *Wallenstein*-Inszenierung demonstriert hat, fragt es freilich nicht. Daß Schiller nach der Nationalausgabe und Goethe nach der Weimarer Ausgabe zitiert werden, kann man begrüßen oder bedauern. Der Klappentext verspricht vollmundig »ein didaktisiertes und modularisiertes Lehrbuch«. Das ist Dörrs Buch nicht. Doch es begleitet den Text mit gut formulierten Fragen und Antworten, die den Leser in die Lage versetzen, das eigene Verständnis zu überprüfen. Das ist fraglos verdienstvoll. Eine andere Frage ist, ob das Buch eine geeignete Grundlage für die BA-Studiengänge bieten kann. Dagegen spricht u. a., soweit ich sehe, das umfangreiche Textcorpus. Im BA-Studium sind ja auch andere Themen gründlich zu behandeln. Dörrs Buch ist nicht nur Examenskandidaten, sondern jedem Literaturwissenschaftler nachdrücklich zu empfehlen.

Rolf-Peter Janz

Volkmar Hansen: ***Haupt- und Nebenwege zu Goethe.*** Frankfurt a. M. 2005, 373 S.

Dieser Band enthält Texte, die Volkmar Hansen, der Direktor des Goethe-Museums in Düsseldorf, über nahezu dreißig Jahre (von 1975 bis 2003) über Goethe niedergeschrieben hat. Sie sind alle bereits (zum Teil an sehr entlegener Stelle) gedruckt worden, und so ist es denn quasi schon etwas wie die Ernte eines akademischen Lebens, die hier präsentiert wird. Es sind in der Hauptsache kleine Arbeiten, Einführungen in Ausstellungen, in Kataloge, zur Eröffnung von Museen, Vorträge zu wissenschaftlichen Festveranstaltungen, Beiträge zu Mitteilungsblättern, zu Festschriften, zu Kulturnachrichten, und schließlich folgen noch vier Laudationes auf verdiente Goetheforscher, wenn sie irgend etwas verliehen bekommen haben: die goldene Goethe-Medaille oder eine Ehrenmitgliedschaft.

Der Sammler und das Seinige: Nicht weniges spiegelt die Tätigkeit des Museumsdirektors. Geordnet ist das hier Präsentierte nach den Erscheinungsjahren der Beiträge, was einerseits Aufschluß gibt über die Wege, die Volkmar Hansen zu Goethe eingeschlagen hat, was

1 An Schiller, 9.7.1796 (SNA 36.1, S. 260).

andererseits aber zu einem fast schon kuriosen Nebeneinander führt: Auf den »Gewerkschaftsgoethe« folgt ein Artikel über Goethe in der Biographik, und so ergibt sich denn ein buntes Nebeneinander von Themen, Anlässen, Gedenkorten. Ein Leben mit Goethe, so könnte dieser Band auch überschrieben sein, und dieses Leben fand in Düsseldorf so gut wie in anderen Orten Deutschlands, in Korea und Italien, in Frankreich und in Japan statt. Und manche dieser Beiträge wollen, können (oder sollen) ihren Redecharakter auch gar nicht verbergen. »Sehr geehrte Frau Beigeordnete, […] meine sehr geehrten Damen und Herren!« (S. 174), so lesen wir die üblichen Introitus-Formeln zu einer Rede *Goethe feiert seinen Geburtstag*, und sie endet konsequent: »Mit einem Dank für Ihre Aufmerksamkeit möchte ich schließen« (S. 188). Oft wird dem (hier imaginären) Publikum gesagt, was folgt, gelegentlich ist es adressiert. Die Beiträge scheinen (wie die Rede über Goethes Geburtstagsfeiern vermuten läßt) nicht überarbeitet zu sein, sondern sind so abgedruckt, wie sie für den Tag und für die Stunde gedacht waren, und sie bezeugen die Ubiquität Goethes wie auch die des Verfassers: wenig aus Goethes Werk und Leben, das nicht berührt ist.

Ausschlaggebendes Sammlungsprinzip war also die Dokumentation einer ebenso vielfältigen wie langandauernden Beschäftigung mit Goethe, und das Geleitwort hebt mit Nachdruck hervor, worauf es ankam: »Die Texte sind gewachsenes Abbild eines kontinuierlichen wissenschaftlichen Werdegangs, geprägt von fortwährender Forschung und Lehre, dessen Zentrum von Leben und Werk Johann Wolfgang von Goethes bestimmt wird« (S. 7). So versteht sich auch der Titel des Bandes: Es sind »Haupt- und Nebenwege« (eine Anspielung auf ein Bild von Paul Klee), aber nicht solche an sich, sondern die Volkmar Hansens, und das Geleitwort macht das auch unmißverständlich deutlich: »Als akademischer Lehrer seit 1975/76 an der Heinrich-Heine-Universität tätig, ist die eingehende Vermittlung des Goethe'schen Werks in der Neueren Deutschen Literaturwissenschaft von durchgehender Bedeutung. Zahlreiche, auch internationale Kongreß- und Vortragsreisen im Rahmen von universitären Verpflichtungen, wie als Direktor des Goethe-Museums seit Februar 1993, haben neben der Anfertigung ausstellungsbegleitender Publikationen zur sukzessiven Entstehung der Texte beigetragen. Gerade die thematische Vielgestaltigkeit bestätigt die geistige Präsenz Goethes auch in unserer gegenwärtigen Welt«. Der Künstler Goethe werde hier »umfassend in seiner Universalität befragt«, und dann ist noch einmal von »geistiger Präsenz in einer zeitgemäßlebendigen musealen Vermittlung« die Rede. Und zur erneuten Rechtfertigung: »Sind die vielversprechenden Anlässe der strengen wissenschaftlichen Nachfrage mannigfaltig, so ist sie stets mit der Absicht verbunden, neue Wege zu Goethes Denken im Sinne der nachhaltigen Auseinandersetzung zu finden, weiterzugeben, lebendig zu erhalten«. Man hätte Volkmar Hansen eine bessere Vorwort-Schreiberin gewünscht.

Den diversen »Textsorten« entsprechend, sind die Arbeiten von unterschiedlichem Gewicht. Also eine Buchbindersynthese, orientiert am Werdegang Volkmar Hansens? Wer das Buch freilich nur als Biographie des Verfassers lesen würde, läse es falsch. Es sind auch Wege an sich, und sie führen zuweilen weit über Goethe hinaus. Denn hinter Goethe geraten zwei andere Gestalten immer wieder in den Blick: Heine und Thomas Mann. Hansen ist ein seit Jahrzehnten ausgewiesener Kenner der Werke jener beiden anderen, und es ist verständlich, daß hier Fäden auch von ihnen zu Goethe hin gezogen werden. Bereits der Eröffnungsaufsatz *Goethe und Heine als Paradigmen des Klassischen und Modernen im Denken Thomas Manns* verbindet sie alle drei; Hansen ist wohl der einzige, der so leichtfüßig und doch auch tiefgründig über die Konstellation Goethe – Heine – Thomas Mann schreiben konnte. Man darf von einer Einführungsrede zu einer Ausstellung freilich nicht verlangen, daß sie die literarischen Welträtsel um diese Gestalten löst – aber das wollte sie auch gar nicht. Sicherlich gewichtiger ist der Aufsatz *»Lebensglanz« und »Altersgröße« Goethes in »Lotte in Weimar«* – wer diesen Aufsatz liest, merkt sehr bald, daß Hansens immenses Wissen, frei von modischer Spekulation und Theoriegewölk, seine Arbeiten bestimmt. Es folgt noch einmal Thomas Mann und Goethe, erläutert am Beispiel des Goethebildes von Kurt Martens, dem frühen Freund Thomas Manns. Über die Beziehung von Martens zu Thomas Mann ist nicht

allzu viel geschrieben worden, über die Wirkung von Martens' Romantrilogie *Deutschland marschiert. Ein Roman von 1813* so gut wie gar nichts. Dankenswerterweise ist ein Abschnitt aus Martens' Roman hier mitabgedruckt, den Thomas Mann nicht nur für *Lotte in Weimar* genutzt haben dürfte, sondern der Wirkungsspuren bis in den *Felix Krull* hinein erkennen läßt.

Die große Menge der Beiträge freilich konzentriert sich mehr oder weniger auf Goethe direkt. Über die Freundschaft zwischen Goethe und Schiller ist allerdings schon Erschöpfendes gesagt worden, auf fünf Seiten konnte dem nicht sehr viel hinzugefügt werden. Aber was Hansen über die Beziehung zwischen Philipp Hackert und Goethe sagt, ist sehr lesenswert, und überhaupt sind es die scheinbaren Nebenwege, die sich manchmal als die wichtigeren Wege erweisen. Hier werden Nischen der Goethe-Welt ausgeleuchtet, die bislang unterbelichtet sind. Was sagt Goethe über den Rhein und die Rheinländer? Darüber läßt sich in aller Kürze und doch ausführlich genug etwas nachlesen, und über das schon so oft behandelte Thema *Heinrich Heines Goethe-Bild* ist auch das Wichtige zusammengetragen – da spricht eben der Goethekenner, der zugleich ein exzellenter Heine-Kenner ist.

Goethe und sein *taedium vitae*: Hansen macht auch auf die dunklen Zonen in Goethes Leben und Dichten aufmerksam, nicht weniger freilich auf die Glanz- und Höhepunkte, seine Geburtstage, sofern er sie denn gefeiert hat. Über Christiane Vulpius weiß man inzwischen (fast zu) viel – hier sind Fakten und Eindrücke gesammelt, die zwar das grundsätzliche Bild, das wir von dieser Beziehung haben, nicht verändern, aber doch pointiert beleuchten. Goethes *Faust* als »Epochensignatur« (S. 208 ff.): nicht unbedingt Neues, aber die Tragödie doch auf reizvolle Weise betrachtet. Und der Blick durch das literarhistorische Mikroskop lohnt sich auch sonst: so der zur »Logenfeier des 3. September 1825«. *Goethe und das Spiel* ist vielleicht einer der reizvollsten kleinen Beiträge; die wenigen Seiten über die Frühromantik in Weimar und Jena jedoch bieten nicht mehr, als auf wenigen Seiten eben möglich ist.

Dem Verlag und dessen Lektoren sollte man den Band freilich um die Ohren schlagen. Er wimmelt von Fehlern: Druckfehlern, grammatischen Fehlern, syntaktischen Verstößen. Das geht schon auf der ersten Seite (S. 11) los: Zwischen Wörtern fehlt ein Freiraum, Lukács (als Genitiv) ist nicht mit einem Apostroph, sondern mit einem _ versehen, und wer darob mißtrauisch wird, kommt voll auf seine Kosten. »Dadurch«, wo ein »durch« stehen müßte, »bestädig« statt »beständig«, »ihm« statt »ihn«, mal spitze Klammern, mal Anführungszeichen, Titel manchmal kursiv gesetzt, manchmal in Anführungszeichen, »schaulich« statt »anschaulich«, »gespielter« statt »gespiegelter«, »Jungend« statt »Jugend«, »wir« anstatt »wird« – und so weiter. Da muß ein des Deutschen nicht Mächtiger den korrekten Text zu *»Lebensglanz« und »Altersgröße« Goethes in »Lotte in Weimar«*, wie er sich in dem Reclam-Band *Interpretationen. Thomas Mann. Romane und Erzählungen* findet, abgeschrieben und dabei aufs gröblichste verhunzt haben – und man versteht nicht, warum das niemandem aufgefallen ist. Halbleere Seiten in den Aufsätzen, bei den Drucknachweisen nicht die Seitenzahlen in diesem Band angegeben, fehlende Herausgebernachweise, Hinweise auf Anmerkungen, wo man Erstveröffentlichungen genannt haben möchte. Beim Aufsatz über *Hermann und Dorothea* wird, was die Erstveröffentlichung angeht, auf »Anmerkung 80« verwiesen. Aber die bezieht sich auf Stefan Zweig und Thomas Manns *Lotte in Weimar*. Statt eines Nachweises zum Aufsatz über die innere Natur Wilhelm Meisters findet sich nur der Verweis auf eine Anmerkung 76: Dort ist von Dolf Sternberger und Thomas Mann die Rede. Besonderes Vergnügen bereitet die Zählweise der Anmerkungen. Die zu dem Aufsatz *Goethe in der Biographik* beginnen mit 184, auf Anmerkung 186 aber folgt unvermittelt Anmerkung 4; diese neue Zählung zieht sich bis Anmerkung 19 (auf S. 155) durch – und dann geht es (auf S. 208) mit Anmerkung 187 weiter.

Diese neue Reihe der *Düsseldorfer Schriften zur deutschen Literatur* nennt sich »Maß und Wert«. Ein großer, traditionsbeladener Titel, aber was der Verlag da präsentiert, ist von der Zahl der Fehler her maßlos, als Druckerzeugnis wertlos. Am besten ist noch das Papier –

das ist nämlich »alterungsbeständig«. Ob man das auch von einem so miserabel hergestellten Buch sagen kann? Goethe meinte einmal, wohl leise lächelnd, in seinen *Maximen und Reflexionen*, er glaube immer, es sei etwas Neues entdeckt worden, wenn er einen Druckfehler sehe. Bei soviel »Neuigkeiten« wie in diesem Band wäre ihm das Lachen wohl vergangen.

Helmut Koopmann

Stefan Blechschmidt, Andrea Heinz (Hrsg.): *Dilettantismus um 1800.* Heidelberg 2007, 398 S.

Mit dem Phänomen des Dilettantismus und seinen im (historischen) Kontext variierenden Bedeutungsdimensionen beschäftigt sich der aus einem wissenschaftlichen Symposium des Sonderforschungsbereichs (SFB) 482 *Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800* im März 2006 hervorgegangene Sammelband. Die vorliegenden Beiträge nehmen die Auseinandersetzung um den Dilettanten an der Schwelle zum 19. Jahrhundert in den Blick – einer Zeit, in der im Zuge von sozialem Wandel und Ausdifferenzierungsprozessen in Kunst- und Wissenssystemen eine Debatte um die Bedeutung des Phänomens und die Rolle des Dilettanten stattfand. Die 1799 entstandenen Schemata *Über den Dilettantismus* Goethes, Schillers und Johann Heinrich Meyers sind Beleg dieser Orientierungsbemühungen. Seit den noch immer anregenden Studien von Hans Rudolf Vaget und Jürgen Stenzel haben sich zahlreiche Arbeiten gerade im Zusammenhang mit sozialgeschichtlichen Fragestellungen und der Erforschung von Professionalisierungsprozessen mit dem Thema beschäftigt.[1] Von der bisherigen Forschung hebt sich der hier besprochene Band dadurch ab, daß er eine große Vielfalt an Perspektiven auf die Dilettantismusdebatte um 1800 vereint. Sein übergreifender Blickwinkel steht dabei exemplarisch für den transdisziplinären Zugriff des SFB.[2] Die Spannweite der in 22 Einzelbeiträgen behandelten Themenfelder reicht von der Literatur über Musik, Theater, bildende Kunst, Philosophie, Naturwissenschaft bis zur Politik. Der Divergenz der thematischen Schwerpunkte wird durch die durchgehaltene Fokussierung auf die zentrale Fragestellung ausreichend entgegengewirkt, und so ermöglicht die Beleuchtung zahlreicher Einzelbeispiele eine breit gefächerte und zugleich differenzierte Annäherung an das verhandelte Problem. Die Beiträge gliedern sich in vier Komplexe (Begriff und Phänomen, Dilettantismus in Literatur und Künsten, in den Wissenschaften und als Politikum), die klare Gliederung und das ausführliche Personenregister erleichtern die Orientierung.

Den zeitgenössischen Bedeutungsdimensionen des Begriffs und Phänomens Dilettantismus nähert sich der erste Teil des Bandes, in dem verschiedene Teilaspekte des zeitgenössischen Diskurses zusammengetragen werden. Die Dilettantismus-Diskussion Goethes und Schillers bildet dabei den zentralen Bezugspunkt der Erörterungen. Während Uwe Wirth (*Der Dilet-*

1 Hans Rudolf Vaget: *Der Dilettant. Eine Skizze der Wort- und Bedeutungsgeschichte.* In: *Jb. der Deutschen Schillergesellschaft* 14 (1970), S. 131-158; ders.: *Dilettantismus und Meisterschaft. Zum Problem des Dilettantismus bei Goethe: Praxis, Theorie, Zeitkritik.* München 1971; Jürgen Stenzel: *»Hochadeliche dilettantische Richtersprüche«. Zur frühesten Verwendung des Wortes ›Dilettant‹ in Deutschland.* In: *Jb. der Deutschen Schillergesellschaft* 18 (1974), S. 235-244; einen allgemeinen Überblick, auch zur neueren Forschungsentwicklung, geben Georg Stanitzek: *Dilettant.* In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft.* Bd. 1. Hrsg. von Klaus Weimar. Berlin, New York 1997, S. 364-366; Simone Leistner: *Dilettantismus.* In: *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden.* Bd. 2. Hrsg. von Karlheinz Barck u.a. Stuttgart, Weimar 2001, S. 63-87.

2 Zur Anlage des Sonderforschungsbereiches vgl. seinen Internetauftritt www.uni-jena.de/ereignis/; eine aktuelle Publikationsliste des SFB 482 findet sich zudem im Anhang des besprochenen Bandes.

tantismus-Begriff um 1800 im Spannungsfeld psychologischer und prozeduraler Argumentationen, S. 41-49) ihre Position im sich ausdifferenzierenden Begriffsfeld um 1800 verortet, bindet Nikolas Immer die Dilettantismus-Debatte der beiden Klassiker an die aus dem Geniediskurs stammenden Polarisierungen von Künstler und Nachahmer an (*Der Dilettant als Nachahmer*, S. 51-67). Hervorzuheben ist der Beitrag von Jochen Golz (*»Dilettantismus« bei Goethe. Anmerkungen zur Geschichte des Begriffs*, S. 27-39), der dem Verständnis des Dilettantismus-Begriffs bei Goethe in verschiedenen Lebensphasen nachgeht und die unterschiedliche Bewertung im Kontext von künstlerischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten kontrastiert, wodurch der Blick auf zwei bedeutende Wissensformationen, die auch Zentralstellen im vorliegenden Band einnehmen, geöffnet wird. Von einer übergeordneten Perspektive aus beschreibt Jürgen Stenzel (*Ästhetischer Dilettantismus in der Literatur. Private Absicht und ästhetische Prätention*, S. 19-25) knapp, aber präzise eine Sonderform im Bereich der Dichtung, wobei der Rückbezug des Phänomens auf die in ästhetischen Debatten der Zeit geforderte Kunstautonomie bei gleichzeitiger Betrachtung des sozialen Wandels sich als erhellend erweist.

Der zweite Abschnitt, dem Dilettantismus in Literatur und Künsten gewidmet, versammelt die größte Anzahl an Beiträgen und bildet in seiner Gewichtung das Zentrum des Bandes. Durch die Untersuchung gänzlich verschiedener Gattungen und kultureller Praktiken bietet gerade dieser Abschnitt eine besondere thematische Fülle. Während sich Cathrine Theodorsen (*Moldenit und Quantz. Dilettantismus und Meisterschaft um 1750*, S. 205-216) und Cornelia Brockmann (*Ernst Wilhelm Wolf. Ein ›Meister der Setzkunst‹ unter Dilettanten*, S. 217-232) dem Verhältnis von Dilettantismus und Meisterschaft in der Musik widmen, konzentriert Alexander Rosenbaum (*Fürstliche Dilettanten. Der König als Künstler*, S. 233-256) seine Überlegungen auf die dilettierenden Regenten in der bildenden Kunst. Im Gebiet der Dramatik ist Heinrich Bosses anregender Beitrag (*Das Liebhabertheater als Pappkamerad. Der Krieg gegen die Halbheit und die »Greuel des Dilettantismus«*, S. 69-90) anzusiedeln, in dem er die überraschend drastische Abwertung des in Weimar praktisch betriebenen Liebhabertheaters durch Goethe und Schiller aus diskursanalytischer Sicht thematisiert. Indem er den funktionalen Charakter der theoretischen Argumentation betont, gelingt es ihm, die harsche Haltung der beiden Klassiker im Kontext der literarischen Fehde um die *Horen* und *Xenien* plausibel zu machen. Peter-Henning Haischer (*Das »Tiefurter Journal« im Spannungsfeld von Professionalität und Dilettantismus*, S. 91-109) verbleibt im Umfeld des Weimarer Kreises, wenn er den Konflikten zwischen adligen Dilettanten und professionellen Beiträgen im Tiefurter Publikationsorgan nachgeht. Einem ebenfalls zeittypischen Genre wenden sich York-Gothart Mix und Nina Birkner (*Dilettantismus und Meisterschaft. Zur Kulturökonomie der Almanach- und Taschenbuchmode des 18. Jahrhunderts*, S. 111-123) zu, die aus kulturökonomischer Perspektive und auf anspruchsvollem Argumentationsniveau die im Gegensatz Meisterschaft/Dilettantismus scheinbar enthaltene Dichotomie Hoch- und Trivialliteratur in der Almanach- und Taschenbuchkultur als reduktionistisches Deutungsschema entlarven. Im Bereich der Popularliteratur bewegt sich auch der Beitrag von Inka Daum (*Ein Pfuscher und eingefleischter Dilettant? Christian August Vulpius im Spiegel der Dilettantismus-Debatte um 1800*, S. 125-139), in dem anhand der in den Dilettantismus-Schemata aufgestellten Kriterien – teils etwas schablonenhaft – überprüft wird, inwieweit die dort vorgenommene Charakterisierung des Dilettanten auf den Räuberroman-Autor zutrifft. Unter ähnlich gelagerter Fragestellung betrachtet Jutta Heinz (*»Philosophisch-poetische Visionen«. Schiller als philosophischer Dilettant*, S. 185-204) das Schillersche Selbstverständnis hinsichtlich seiner theoretischen Schriften. Dem Kontext von Professionalisierungsprozessen bei der Konstitution philologischer Disziplinen lassen sich die von Daniel Ulbrich und Andrea Polaschegg behandelten Themen zuordnen. Ulbrich zeichnet die im Verlauf des 18. Jahrhunderts zu beobachtenden Änderungen im Verständnis der Übersetzungstätigkeit nach (*Mittelmäßiges Übersetzen. Übersetzerpositionen zwischen [professionalisierter] Liebhaberei und [genialischer] Professionalität im 18. Jahrhundert*, S. 141-160);

Polaschegg hingegen wendet sich dem Dilettanten »als wichtige[m] Geburtshelfer eines institutionalisierten Orientalismus« (S. 163 f.) zu (*Doppelter Dilettantismus? Zur Spannung von Poetik und Philologie im deutschen Orientalismus um 1800 und ihrer Auflösung im »West-östlichen Divan«*, S. 161-183). Zum dritten Teil des Bandes leitet der Beitrag von Stefan Höppner (*»Die literarische Schuld«. Der Naturwissenschaftler Gotthilf Heinrich Schubert als dilettierender Romanautor,* S. 257-277) über, der das dichterische Schaffen des Wissenschaftlers Schubert unter dem Gesichtspunkt der um 1800 stattfindenden Dilettantismus-Debatte ins Blickfeld rückt.

Komplementär zu den Künsten behandelt der dritte Teil des Bandes die Naturwissenschaften. Während Sabine Schimma (*Liebhaber, Herrscher, Pedanten. Die Dilettantismuskritik der Temperamentenrose*, S. 289-306) und Stefan Blechschmidt (*Eigen-Sinn und Dilettantismus. Bezüge in Goethes Schriftenreihen »Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie«*, S. 307-321) sich in ihren Beiträgen auf die naturwissenschaftlichen Arbeiten im Kontext der Weimarer Klassik konzentrieren, untersucht Oliver Kohns (*Der Enzyklopädist als Anfänger. Novalis' Projekt einer progressiven Enzyklopädistik*, S. 279-287), welche Bedeutung Novalis dem Anfänger als entscheidender Kategorie bei Studium und Aneignung von Wissen zuschreibt. Neben dem wissenschaftshistorischen Beitrag von Thomas Bach (*Dilettantismus und Wissenschaftsgenese. Prolegomena zu einer wissenschaftshistorischen Einordnung des naturwissenschaftlichen Dilettantismus im 18. Jahrhundert*, S. 339-352) und Nicolas Robins Aufsatz zu dilettantischen Aktivitäten auf dem Gebiet der Biologie (*Amateure der Botanik und Botanik für Amateure. Bilder der botanischen Tätigkeiten in Weimar-Jena*, S. 353-368) ist besonders die Arbeit Marie-Theres Federhofers (*Dilettantenkultur. Alexander von Humboldts Kosmos-Vorlesungen*, S. 323-338) zu nennen, die kenntnisreich und überzeugend die Frage nach der Popularisierung naturwissenschaftlichen Wissens bei Humboldt in den Kontext einer »spezifische[n] Öffentlichkeits- bzw. Geselligkeitsstruktur, durch die sich die Dilettantenkultur im Vormärz auszeichnete« (S. 328), einordnet und dabei den Antagonismus von Dilettantismus und Meisterschaft verwirft.

Abschließend öffnet Hans Rudolf Vaget (*Dilettantismus als Politikum: Wagner, Hitler, Thomas Mann*, S. 369-385) den Blick auf das 20. Jahrhundert, indem er zwei zentrale Begriffe der klassischen Ästhetik, Genie und Dilettant, auf ihr »politische[s] Nachleben« (S. 370) hin befragt.

Insgesamt hinterläßt der Band in seiner Vielseitigkeit einen positiven Eindruck und eröffnet in seiner interdisziplinären Anlage eine Vielzahl interessanter Perspektiven. Seine innovative Leistung besteht darin, das verhandelte Phänomen in gänzlich verschiedenen Wissensfeldern zu erschließen, wobei sich gerade in der Zusammenschau der Beiträge ein detailliertes Bild der kulturellen und sozialen Wandlungen im 18. Jahrhundert ergibt. Das von den Herausgebern anvisierte Ziel, den »Facettenreichtum dilettantischer Betätigung und deren Verurteilung um 1800« (S. 10) abzubilden, ist in überzeugender Weise erreicht worden.

Christine Rühling

Johannes Grave: *Der »ideale Kunstkörper«. Johann Wolfgang Goethe als Sammler von Druckgraphiken und Zeichnungen*. Göttingen 2006, 648 S., 71 Abb.

So beträchtlich die Forschung zur Bedeutung der bildenden Künste in Goethes Leben und Werk in den letzten beiden Jahrzehnten auch vorangetrieben worden ist, so deutlich leidet sie doch bis heute an einem entscheidenden Manko: der unzureichenden Erschließung der Goetheschen Kunstsammlungen und ihrer unzulänglichen Dokumentation in Sammlungskatalogen. Das gilt insbesondere für das Herzstück der Goetheschen Kunstsammlungen: die Druckgraphiken und Zeichnungen. Das heroische Vorhaben von Gerhard Femmel, die Goethesche

Graphiksammlung in Einzelbänden zu dokumentieren, ist über den in jeder Hinsicht maßstabsetzenden Band, der die französische Druckgraphik präsentiert, nicht hinausgediehen,[1] und spätere Ausstellungen von Teilbeständen[2] haben, so gelungen sie auch waren, die gewaltigen Lücken in der Sammlungserschließung und -dokumentation nur um so schmerzlicher zu Bewußtsein gebracht. So ist denn der Schuchardtsche Katalog aus dem Jahre 1848, der in sparsamster Verzeichnung nur Künstler, Werktitel, Format und Erhaltungszustand dokumentiert, viele Zuschreibungsfehler enthält und keine Erwerbungsdaten bereitstellt, bis heute die vollständigste Darstellung des Goetheschen Sammlungsbestands an Druckgraphiken und Zeichnungen geblieben.[3] Diese Defizite in Erschließung und Dokumentation der in Goethes Sammlung aufbewahrten graphischen Blätter haben entscheidende Konsequenzen für die Forschung zum Thema *Goethe und die Kunst*: Sie geht bis heute nahezu durchgängig von Goethes Schriften zur bildenden Kunst aus, verfährt deshalb weitgehend mit literaturwissenschaftlichem Blick und stützt sich kaum auf sein mit großer Bewußtheit und beträchtlichem Sammlerehrgeiz zusammengetragenes künstlerisches Anschauungsmaterial, das die Möglichkeit zu einer Neubewertung von Goethes Verhältnis zu den bildenden Künsten aus einer dezidiert kunsthistorischen Perspektive eröffnet.

Johannes Graves Dissertation kommt das große Verdienst zu, die »graphische Sammlung des Dichters erstmals in ihrer Gesamtheit« untersucht und damit die Forschung zu Goethes Kunstanschauung »von dieser bislang kaum gewürdigten Materialbasis her« (S. 13) bedeutend vorangebracht zu haben. Grave verfährt dabei mit staunenswerter Materialkenntnis, einem klaren Überblick über die Forschung und beeindruckendem Sachverstand sowohl in kunsthistorischer als auch in literaturwissenschaftlicher Hinsicht. Auf diese Weise gelingt es ihm, mit sicherster Hand das Profil des Graphiksammlers Goethe in scharfen Konturen nachzuzeichnen, die Genese und den Charakter von dessen Sammlung zu beschreiben, das Sammlungskonzept zu rekonstruieren und Goethes Umgang mit seinen graphischen Beständen im Alltag des Sammlers und Weimarischen Kunstfreundes zu charakterisieren. Grave verfährt dabei in zwei Schritten: Zunächst zeichnet er die Geschichte des Graphiksammlers Goethe und damit zugleich die Geschichte seiner Sammlung von Druckgraphiken und Zeichnungen nach, um dann im zweiten Teil seines Buches die Frage nach dem Sammlungskonzept beantworten zu können. Wie der Leser des Buches rasch feststellen wird, überschreitet es damit in seinem Anspruch und in seiner Bedeutung erheblich die mit der engeren Themenstellung vorgegebene Begrenzung des Blicks auf rein sammlungsgeschichtliche Sachverhalte. Denn um die Geschichte des Sammlers Goethe und seiner Sammlungen erzählen zu können, muß Grave die Entwicklungsgeschichte des Goetheschen Kunstverständnisses mit all ihren Brüchen, Verschiebungen und Verzweigungen nachzeichnen, und um das Sammlungskonzept Goethes rekonstruieren zu können, bedarf es zugleich einer Darstellung von Goethes Verhältnis zur Kunstgeschichte und der Entwicklung seines kunstgeschichtlichen Denkens. All das wird der Leser in diesem Buch finden, und deshalb darf es für sich den Rang eines Referenzwerkes für jeden beanspruchen, der sich mit Goethes lebenslang intensiver Beschäftigung mit den bildenden Künsten auseinandersetzt.

Die 9179 Druckgraphiken und 2512 Handzeichnungen umfassende Goethesche Graphiksammlung ist, wie Grave im ersten Teil zeigen kann, das Resultat vielfach veränderter Sammlungsstrategien, wechselnder Sammlungsintensitäten, geschmacklicher Neuorientierungen, konzeptioneller Umdispositionen und all jener glücklichen oder, je nachdem, weniger glücklichen Kontingenzen, die das Sammlerdasein nun einmal bestimmen. Der weite histori-

1 Gerhard Femmel: *Goethes Grafiksammlung. Die Franzosen. Katalog und Zeugnisse (Goethes Sammlungen zur Kunst, Literatur und Naturwissenschaft)*. Leipzig 1980.

2 Vgl. v. a.: Der *Sammler und die Seinigen. Handzeichnungen aus Goethes Besitz*. Hrsg. von Gerhard Schuster. München, Wien 1999.

3 Christian Schuchardt: *Goethe's Kunstsammlungen. Erster Theil: Kupferstiche, Holzschnitte, Radirungen, Schwarzkunstblätter, Lithographien und Stahlstiche, Handzeichnungen und Gemälde*. Jena 1848.

sche Bogen, den Grave von den im Elternhaus Goethes liegenden Anfängen der Sammlung bis zu den letzten Erwerbungen eines Sammlers, der den Tod zu statuieren nicht bereit war, spannt, gibt deutlich zu erkennen, daß konzeptionelle Geschlossenheitsansprüche an die Goethesche Graphiksammlung nicht zu richten sind. Es ist aber eminent aufschlußreich, in der Graveschen Darstellung nachzuvollziehen, wie sich in dem Sammlerleben Goethes aus einem Aggregat von wechselnden Prädilektionen und Einflüssen, von Zufällen und Obsessionen nach und nach eine Hinwendung zum kunstgeschichtlichen Denken ergibt, die ab 1813/1814 die Kunstgeschichte zum »bestimmenden Paradigma für die Kollektion« (S. 29) werden läßt. Grave rekonstruiert zunächst die Ursprünge von Goethes Interesse an der Druckgraphik in der bürgerlichen Sammlungskultur des 18. Jahrhunderts und in den kennerschaftlichen Milieus von Frankfurt, Leipzig und Dresden, um danach seine »Professionalisierung« (S. 58) im Umgang mit Graphiken und Zeichnungen am Weimarer Hof herauszuarbeiten, bei der, wie Grave plausibel begründet, Johann Heinrich Merck eine wichtige Orientierungsfunktion zukommt. Während in Italien und in den auf die Italienreise folgenden beiden Jahrzehnten Goethes Aktivitäten als Graphiksammler eher stagnieren – es sind dies Jahre einer konzeptionell unentschiedenen Haltung Goethes gegenüber seiner Sammlung und deren Status –, bahnt sich ab 1805, ausgelöst nicht zuletzt durch die ernüchternden Erfahrungen der Preisaufgabenjahre, in Goethes Wahrnehmung der Kunst eine entschiedene Historisierung an, die, bei allen klassizistischen Vorlieben Goethes, zur Ausbildung eines dezidiert kunsthistorischen Blicks führt. Mit der Erwerbung bedeutender Graphikbestände aus der Sammlung Carl Ludwig Fernows im Jahre 1809 setzt, wie Grave faktenreich und detailgesättigt vor Augen führt, bei Goethe eine Sammlungstätigkeit ein, für die die Vollständigkeit des kunstgeschichtlichen Überblicks die Leitidee bildet; zu diesem Zweck unterwirft Goethe im Winter 1813/1814 seine Graphiksammlung einer kunsthistorischen Neustrukturierung (nach Schulen und chronologisch geordneten Künstlern), an der er fortan festhält. Um der kunsthistorischen Vollständigkeit willen baut Goethe gezielt seine Geschäftsverbindungen zum Kunsthandel aus; gegenüber dem Kunsthändler Johann August Gottlieb Weigel gibt er 1818 als Ziel seines sammlerischen Engagements eine »auf Kunstgeschichte hauptsächlich gerichtete Sammlung« mit »erfreulicher Vollständigkeit« an (S. 169). Grave weist nach, wie zügig und konsequent Goethe in diesen Jahren seine Graphiksammlung zum kunsthistorischen »Leitinstrument« seiner Beschäftigung mit der bildenden Kunst ausbaut, das die »materielle Basis« seiner späten Abhandlungen zur Kunst bildet (S. 202). Obgleich die erstrebte kunsthistorische Vollständigkeit seiner Sammlung in Goethes Sicht um die Mitte der zwanziger Jahre weitgehend erreicht ist, hat er auch danach noch, in reduziertem Umfang freilich, seine Sammlungstätigkeit in Gestalt einer – wie er selbst es nannte – »Perlenfischerey« (S. 210; Goethe verwendet diesen Begriff in einem Brief an Zelter vom 29. Oktober 1830) fortgesetzt, also durch den Kauf besserer Abzüge und herausragender Meisterblätter. Wie Grave mit vielen Belegen verdeutlicht, vertieft sich im Zuge dieser Erwerbungen kontinuierlich Goethes Einsicht in die medialen Eigenqualitäten der graphischen Künste.

Vor allem aber vertiefen sich durch die fortwährende Beschäftigung mit seiner graphischen Sammlung Goethes kunstgeschichtliche Kenntnisse und sein Verständnis der kunstgeschichtlichen Entwicklungsprozesse. Grave zeichnet im zweiten Teil seiner Arbeit die Ausbildung von Goethes kunstgeschichtlichem Denken nach und insistiert im Ergebnis mit hohem Recht darauf,

> dass Goethe aufgrund verschiedener Erfahrungen – etwa der Begegnung mit der italienischen Kunst, der Winckelmann-Rezeption und des ›Scheiterns‹ der Preisaufgaben – nach und nach bewusst einen dezidiert historischen Blick auf Kunst ausbildete, den er gegen Einwände verteidigte und zu anderen Formen der Kunstbetrachtung hin abgrenzte. Die Erkenntnis der Abhängigkeit jeglichen Kunstschaffens von Zeitumständen, die Einsicht in die Distanz zur Antike und das Bewusstsein des prinzipiellen Defizits der nachantiken Kunst bedingten sich dabei gegenseitig. (S. 353)

Im nächsten Schritt dient Grave die Analyse der Äußerungen Goethes über das Verhältnis von Kunst und Natur dazu, seine die Frage nach der Goetheschen Sammlungskonzeption beantwortende Schlußthese vorzubereiten: Goethes graphischer Sammlung liege eine »›morphologische‹ Kunstbetrachtung« (S. 406) zugrunde, die es ihm erlaubt habe, Geschichte und Ideal in der Sammlung zum Ausgleich zu bringen, denn die Sammlung ordne die einzelnen Kunstwerke in geschichtlichen Reihen, die den Formwandel durch Vergleiche zu erfassen erlauben, während das im einzelnen Kunstwerk unerreichbare Ideal sich im »idealen Kunstkörper« (eine Wendung Goethes aus der Einleitung zu den *Propyläen*; MA 6.2, S. 26) der Sammlung insgesamt abbilde. Nun ja. Daß in der Geschichte der Goetheschen Graphiksammlung nicht alles nach Konzept verlaufen ist, hat der Leser des Buches, wenn er sich mit dessen Schlußkapiteln beschäftigt, jedenfalls noch gut in Erinnerung, und er wird bei diesem Sammler auch annehmen dürfen, daß dieser sehr oft seine Kaufentscheidung weniger aus konzeptionellen Erwägungen denn aus schlichter Freude an der Schönheit eines Blattes getroffen hat. Daß Grave seiner eigenen These, die er schon in einem früheren Vortrag zur Diskussion gestellt hat,[4] selbst nicht so recht traut, gibt sich schon daran zu erkennen, daß er seine terminologische Prägung »›morphologische‹ Kunstbetrachtung« durch den Einsatz der gnomischen Häkchen selbst kritisch relativiert. Denn daß mit dem Begriff der Morphologie hier nicht sehr viel gewonnen wird, zeigt Graves abschließende Charakterisierung der Goetheschen Kunstbetrachtung: »Immer wieder bemüht er sich um eine von äußeren Einflüssen freie, unmittelbare Anschauung, die oft durch wiederholte Betrachtung intensiviert und objektiviert wird; immer wieder erweist sich die Reihung von möglichst eng benachbarten Werken als Königsweg, der ihn mittels einer dichten und lückenlosen Folge von Gestaltetem zum Verständnis der Bildungen und Umbildungen führt« (S. 416). Wenn diese Form der Kunstbetrachtung bereits als »morphologisch« zu charakterisieren ist, dann dürfte allerdings der größte Teil aller kunsthistorischen Praxis der Morphologie zuzuschlagen sein.

Den Anhang des Buches bilden eine besonders im Hinblick auf die Bestimmung der Erwerbungsdaten eminent nützliche Dokumentation der Erwerbungen für Goethes graphische Sammlung über den Kunsthandel sowie frühe Teilverzeichnisse von Goethes graphischer Sammlung. Er verweist damit auf einen weiteren Vorzug dieses für die kunsthistorische und ästhetikgeschichtliche Erschließung von Goethes Graphiksammlung richtungsweisenden Werks: Es stützt sich auf eine Vielzahl bisher unveröffentlichter Archivalien. Auch deshalb wird alle künftige Forschung zu Goethes Beschäftigung mit den bildenden Künsten auf die reichen Ergebnisse dieses so materialgesättigten wie elegant geschriebenen Buchs zurückgreifen müssen.

Ernst Osterkamp

Martin Dönike: *Pathos, Ausdruck und Bewegung. Zur Ästhetik des Weimarer Klassizismus 1796-1806*. Berlin, New York 2005, 430 S., 62 Abb.

Von der Klassizismusforschung mit ihrer interdisziplinären Öffnung zur Kunstgeschichte sind in den letzten Jahren entscheidende Impulse für eine kritische Revision des kanonisierten Bildes der Weimarer Klassik ausgegangen. In dieses Forschungsparadigma ordnet sich die von Ernst Osterkamp und Andreas Beyer betreute germanistische Berliner Dissertation ein, die sich den kunsttheoretischen und kunstpolitischen Formierungen des Weimarer Klas-

4 Johannes Grave: *Einblicke in das »Ganze« der Kunst. Goethes graphische Sammlung*. In: *Räume der Kunst. Blicke auf Goethes Sammlungen*. Hrsg. von Markus Bertsch u. Johannes Grave in Verbindung mit der Stiftung Weimarer Klassik u. Kunstsammlungen. Göttingen 2005, S. 255-288.

sizismus im klassischen Jahrzehnt zwischen 1796 und 1806 widmet. Fragestellung und leitende These der Arbeit schließen dabei an die Ergebnisse der jüngeren Forschung an, die mit dem Klischee eines normativ erstarrten, dogmatisch auf Harmonie und Maß beharrenden Klassizismus aufgeräumt und die Aufmerksamkeit auf seine dynamischen, spannungsreichen Aspekte und damit auch auf seinen historischen Ort in der Umbruchszeit der beginnenden Moderne gelenkt hat. Diesen Grenzerweiterungen eines »modernisierten Klassizismus« (S. 235) um 1800 geht der Verfasser anhand eines zentralen Paradigmas nach, das sozusagen das Unruhepotential der klassizistischen Theoriebildung darstellt, indem es die eigenen Normierungen immer wieder herausfordert und nach dem Muster von Irritation und Integration auch das vormals Ausgegrenzte zu thematisieren erlaubt. Mit der Problematik der ästhetischen Darstellung von Ausdruck, Pathos und Bewegung, wie Titel und Fragestellung das Paradigma bezeichnen, ist dabei ein weites Spektrum abgesteckt, das zentrale Themen der zeitgenössischen Ästhetik betrifft, dabei aber vor allem den inneren Konflikt des klassizistischen Projekts sichtbar werden läßt. Winckelmann und Lessing haben der bildenden Kunst – unter ethischen Prämissen bzw. in medientheoretischer Begründung – abgesprochen, extreme Leidenschaften, Schmerz, Leid oder Gewalt, Exzessives und heftig Bewegtes darstellen zu können. Die Forciertheit dieser Ausblendung sei, so die überzeugende These, ein ungelöstes Problem schon des Frühklassizismus gewesen, das dann im späteren Klassizismus der Weimarischen Kunstfreunde unter dem Eindruck neuer archäologischer Funde und Erkenntnisse wie auch zeitgenössischer Kunstbestrebungen seine Sprengkraft entfalten sollte. Diese Dynamisierungen innerhalb des klassizistischen Diskurses entfaltet die Studie in drei Kapiteln zur archäologischen Diskussion (um Aloys Hirt), zur programmatischen Kunsttheorie (der Weimarischen Kunstfreunde) und zur Kunstkritik (Carl Ludwig Fernows).

Die beiden 1797 in Schillers *Horen* abgedruckten Aufsätze des Archäologen Aloys Hirt, *Versuch über das Kunstschöne* und *Laokoon*, konfrontierten die Kunsttheorie des Klassizismus, so die Leitthese des ersten Kapitels, mit einer auf profunde Materialkenntnis gestützten Erkenntnis, die das Winckelmannsche Bild der harmonisch beruhigten Antike anhand des antiken Denkmalbestands widerlegt hat. Nicht die im folgenden so umstrittene Lehre des Charakteristischen, also die in polemischer Widerlegung der Thesen Winckelmanns und Lessings formulierte Insistenz auf der Lizenz des Individuellen, des physiologisch formulierten »Wahren« des Ausdrucks und der exzessiven Darstellung körperlichen Schmerzes, habe der Ästhetikdiskussion des Klassizismus die entscheidenden neuen Impulse gegeben, sondern die Evidenz des mit großer Kennerschaft ausgebreiteten Materials – »die irritierenden Darstellungen von zürnenden Göttern, wahnsinnigen Helden und leidenden Menschen« (S. 29), ein Katalog von Affekt- und Gewaltdarstellungen der antiken Kunst, der sich noch in Aby Warburgs Sammlung der antiken Pathosformeln wiederfinden sollte. Mag man auch dieser These einer Selbstevidenz des Materials (angesichts der theoretischen Ambitioniertheit des Klassizismus) skeptisch gegenüberstehen, so ergibt doch der genaue Blick auf die irritierenden Potentiale der antiken Kunstwerke wichtige und bisweilen überraschende Einsichten in die hermeneutischen Verlegenheiten und den immensen Deutungswillen, die dem klassizistischen Programm zugrunde liegen. Hirt hat die 1794 entdeckte *Vivenzio-Hydria*, die mit der Ermordung der Familie des Priamos Szenen äußerster Grausamkeit und pathetischer Schmerzdarstellung zeigt, als Beleg für Gewaltdarstellung in der Antike genommen. Indem sie von den Weimarischen Kunstfreunden auf der Kunstausstellung 1803 in einer Nachzeichnung Tischbeins präsentiert wurde, um als antikes Muster für die ästhetisch gemilderte Darstellung des Schrecklichen zu fungieren, vermitteln diese gegensätzlichen Argumentationen an ein und demselben Bildwerk etwas von der spannungsvollen Konstellation, in der klassizistische Theoriebildung sich vollzieht.

Den »prekären Balancen« (S. 109) der Kunstprogrammatik der Weimarischen Kunstfreunde gilt dann auch das zweite Kapitel. Interessant sind hier die aufgezeigten Bezüge zu Schillers und Goethes Briefwechsel in den 1796/1797 dokumentierten Überlegungen zum Epos und zur Tragödie, von denen Anstöße zum Neubedenken des Winckelmannschen

Schönheitsideals ausgingen. Die Frage der zulässigen Gegenstände der Kunst ist nach dem Plausibilitätsverlust des Mythos, der Historie und Religion, der von Kunsthistorikern wie Werner Busch als Krise der Ikonographie in der beginnenden Moderne um 1800 beschrieben wurde,[1] für bildende Kunst wie Literatur (und hier speziell für die auf kulturelle Öffentlichkeit angewiesene Tragödie) gleichermaßen prekär. Heinrich Meyers im Vorfeld der *Propyläen*-Aufsätze formulierte Suche nach »tragischen Gegenständen«[2] in der antiken Kunst ist ebenso wie die pedantische Einteilung des Aufsatzes *Über die Gegenstände der bildenden Kunst* Ausdruck einer solch tastenden Suche nach dem Darstellungswürdigen und dessen Prägnanz. Wie schwierig sich das Gegenstandsproblem für den Klassizismus gestaltete, zeigt gerade auch der Abschnitt zu den Weimarer Preisausschreiben, der die Balancierungen zwischen ›gefälligen‹ und ›pathetischen‹ Motiven nach Homer vorführt und herausstellt, wie der Autoritätsverlust des ›Helden‹ als ethisches und als Darstellungsproblem mit dem höchsten Begründungsaufwand aufgefangen werden muß.

Wird so das Klischee des restaurativen dogmatischen Klassizismus gerade in diesem Kapitel vor einem kunsthistorischen Problemhorizont entscheidend revidiert, so scheint im dritten Kapitel zur Kunstkritik Carl Ludwig Fernows im Nachweis von dessen Blindheiten und verfehlten Urteilen das Bild des normativen Klassizismus merkwürdigerweise wieder auf. Während die jüngere Forschung den transzendentalphilosophisch argumentierenden Kunsttheoretiker als Vertreter einer modernen (amimetischen) Produktionsästhetik an die Seite der Frühromantiker stellte, hebt Dönikes Darstellung den »strengen Klassizisten« (S. 323) hervor, der in seinen beiden Künstlermonographien über die Zeitgenossen Asmus Jakob Carstens und Antonio Canova evidente künstlerische Tatsachen seinem Stilisierungswillen opfere. Der Begründungsnot und dem eminenten Deutungsbedarf jedoch sei, so der Tenor des Kapitels, der »letztlich unaufgelöste Widerspruch« anzumerken, am Konzept der Schönheit trotz des Eingeständnisses der Lizenz und Potenz dramatischer Ausdrucksqualitäten festzuhalten (S. 316).

Hier und an manch anderen Stellen hätte man sich eine stärkere Berücksichtigung der diskursiven Vernetzungen der theoretisch hochgespannten Entwürfe des Weimarer Klassizismus gewünscht. So werden die Bezüge zur Transzendentalphilosophie oder zur Kunstphilosophie, die gerade in Konkurrenz und Analogie zur Frühromantik interessant sind, nicht thematisiert. Auch bringt die Entscheidung, jeden programmatischen Aufsatz einzeln vorzustellen, manche Wiederholung mit sich. Doch ist andererseits gerade diese – wenn man so will – ›konservative‹ Anlage des Buches seine Stärke, weil dadurch ein auf profunder Kenntnis der Gegenstände basierendes Standardwerk entstanden ist, das mit seiner Darstellung eines komplexeren, in dynamischer Auseinandersetzung mit dem Gegenstrebigen hervorgegangenen Weimarer Klassizismus Maßstäbe setzt. Schon der Katalog der (über sechzig) Abbildungen läßt sich wie ein Nachschlagewerk für die Bildwelten des Klassizismus nutzen.

Sabine Schneider

1 Werner Busch: *Das sentimentalische Bild. Die Krise der Kunst im 18. Jahrhundert und die Geburt der Moderne*. München 1993.

2 Heinrich Meyer an Goethe, Mitte Oktober 1796 (*Goethes Briefwechsel mit Heinrich Meyer.* Hrsg. von Max Hecker. Bd. 1. Weimar 1917, S. 371).

Walter Salmen: *Goethe und der Tanz.* *Tänze – Bälle – Redouten – Ballette im Leben und Werk*. Hildesheim 2006, 138 S., 26 Abb. u. Notenbeispiele.

Sagen wir es gleich: Walter Salmens *Goethe und der Tanz* ist keine literaturwissenschaftliche Abhandlung zu einer Poetik des Tanzes bei Goethe. Fragen zur Beziehung zwischen Goethes Texten und dem Tanz werden nicht gestellt; wir erfahren wenig zur Metaphorizität von Bewegungsformen oder zu tänzerischen Schreibverfahren. Die Intention des Buches ist eine andere: Walter Salmen geht es um eine Bestandsaufnahme konkreter Tanzerlebnisse und Begegnungen mit dem Tanz, der in Goethes Leben ähnlich präsent war wie die Musik, jedoch sehr viel weniger wissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahren hat. Literarische Beispiele stehen dabei auf gleicher Ebene mit historischen Quellen. Es geht um ein Ins-Gedächtnis-Rufen der kulturellen Funktion einer Kunst- und Alltagspraxis also, die gerade erst beginnt, ihren marginalen Status in kultur- und literaturwissenschaftlichen Studien zu verlieren. So wählt der Autor auch hier zur Eröffnung den Gestus des Marginalisierten, der viele Beiträge zum Tanz, besonders wenn diese nicht in einem klar ausgewiesenen, rein tanzwissenschaftlichen Umfeld erscheinen, kennzeichnet. »In der bisherigen, weltweit betriebenen Goethe-Forschung« sei die »Bedeutung des geselligen Tanzens unterschätzt oder gar mißachtet worden«, heißt es auf Seite 4, was mit Ausnahme einiger verstreuter Beiträge (zuletzt etwa Ingrid Broszeit-Rieger[1]) wohl auch stimmt.

Salmen, Herausgeber der Publikationsreihe *Terpsichore – Tanzhistorische Studien*, die für das Deutsche Tanzarchiv Köln Beiträge zur Tanzgeschichte bis 1800 präsentiert – eben auch den vorliegenden Band –, ist Musikwissenschaftler, Autor zahlreicher Abhandlungen zur Sozial- und Kulturgeschichte der Musik und des Tanzes. Allein innerhalb der Reihe *Terpsichore* finden sich zwei weitere von ihm vorgelegte Veröffentlichungen zum Thema, die eine zu Tanz und Tanzen vom Mittelalter bis zur Renaissance, die andere zum Beruf des Tanzmeisters vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. Wir haben es also mit einem ausgewiesenen Musik- und Tanzhistoriker zu tun, der uns kenntnisreich in das vielfältige Leben der Tanzgeselligkeiten und der Tanzerziehung um 1800 einführt. Zahlreiche Kurzkapitel stellen Ballveranstaltungen in Weimar und Umgebung, den Umgang mit Tanzmeistern, Kindertanz und »tanzende Tees« vor, einschließlich Bemerkungen zu Ballkleidung, Raumschmuck, Etikette. Verbunden wird diese Dokumentation mit diversen Passagen aus Goethes Tagebüchern und Briefen, in denen er sich jeglichem Tanzvergnügen gegenüber enthusiastisch zeigt, zunächst ganz den Ausgelassenheiten hingegeben, später manchmal auch auf »Mäßigung« pochend (S. 21). Generell gilt bei Goethe jedoch: »Spiel und Tanz erfrischen unser Blut« (S. 2). Daneben werden die gängigen Standardtänze der Zeit besprochen, mit Notenbeispielen, historischen Beschreibungen und Anleitungen aus Tanzlehrbüchern, die Eingeweihte möglicherweise sogar zum Nachtanzen heranziehen können: zum *re-enactment* von Menuett, Polonaise, Allemande oder Quadrille auf den Tanzböden des 21. Jahrhunderts.

Die Einleitung reißt einen interpretatorischen Rahmen an, der die folgende Materialsammlung unterfüttert. Das Tanzen sei für Goethe »wie auch für seine engere Mitwelt ein unverzichtbares Mittel der Selbstdarstellung in Gebärden, der gesellschaftlichen Ortung, der strengen körperlichen Übung, der nonverbalen Körpersprache, der Selbstfindung und Freisetzung aus Zwängen des ancien régime wie auch des bürgerlichen Zeitalters« gewesen (S. 4). Das analytisch-theoretische Potential dieser Aussage wird jedoch leider nicht weiter verfolgt. So bleiben durchaus zeitgemäße Aspekte, die den Anschluß des Buches an kulturwissenschaftliche Fragestellungen hätten leisten können, in der Schwebe, beispielsweise die Funktion des Tanzes als nicht-diskursive Wissens- und Darstellungsordnung, als Praktik performativer Identitätskonstituierung oder als Machtverhältnisse reflektierende Disziplinie-

1 Ingrid Broszeit-Rieger: *Practice and Theory of Dance in Goethe's »Meister«*. In: *Neophilologus* 2 (2006), S. 303-320.

rungstechnik. Es entspricht der historischen Sammelleidenschaft des Bandes eher, daß statt dessen unter anderem wenig beachtete Kleinodien aus Goethes Schriften ausgegraben werden, etwa ein 1799 gemeinsam mit Schiller unternommener Versuch, in Schemata Grundzüge des »nützlichen und schädlichen Einflusses des Dilettantismus auf alle Künste« (S. 14) zu vermitteln, der sich auch dem Tanz zuwendet. Das Tanzschema enthält Zeittypisches zu Maßhalten und Exzeß, Natürlichem und Affektiert-Maniriertem, überraschend akzentuiert aber auch mit weniger Erwartbarem, wie dem Insistieren auf der notwendigen Meisterschaft im Tanz, da »der Dilettantism entweder unsicher und ängstlich macht, also die Freiheit hemmt und den Geist beschränkt, oder weil er eitel macht und dadurch zur Leerheit führt« (S. 19).

Lehrreich und immer wieder spannend sind Beiträge zu kulturellen Kontroll- und Differenzierungspraktiken, so auch hier die Bemerkungen zu Verordnungen, Überwachungen und Konventionen, welche ländliche, bürgerliche und höfische Tanzlust und Tanzpflicht genau regelten. Wie an den unzähligen Beispielen des Buches deutlich wird, schien Goethe es zu lieben, auf allen Hochzeiten zu tanzen, gerade auch auf den Dorfplätzen, die weniger formalisiertes Tanzverhalten erlaubten. Für nicht Hoffähige – nicht zuletzt auch für die von Salmen immer wieder genannte Christiane Vulpius – waren die Grenzen enger gezogen, Überschreitungen führten zum Eklat.

Etwas weniger Platz räumt Salmen dem Tanz als Kunstform ein, doch erfahren wir einiges zu Goethes Engagement für eine verbesserte Körperdramaturgie auf der Weimarer Bühne, seine Bemühungen, den aus der Berliner Ballett-Dynastie stammenden Tänzer Albert Lauchéry als Ballettmeister zu gewinnen, und die Schwierigkeit, die Schauspieler auch tatsächlich zum Tanzunterricht zu bewegen. Unermüdlich sei Goethe auch im Einsatz für das Gelingen von Redouten mit pantomimischen Aufzügen, komischen Tänzen und Maskenzügen gewesen, in denen er oftmals selbst auftrat. Mit leicht melancholischer Ironie kommentiert er in einem Brief an Johann Kaspar Lavater: »Wie Du die Feste der Gottseligkeit ausschmückst, so schmücke ich die Aufzüge der Torheit […] Man übertäubt mit Maskeraden oft eigene und fremde Not. Ich traktiere diese Sachen als Künstler« (S. 64). So beglückend derartige Funde sind, so wünschte man sich an solchen Stellen mehr Interpretation. Aber die kann ja noch kommen. *Goethe und der Tanz* trägt »Daten, Texte, Musiken und Bilder« zusammen, die auf die »Relevanz des Tänzerischen für das Verständnis von Leben und Werk des Dichters« (S. 136) hinweisen. Für jede weiterführende literatur- oder kulturwissenschaftliche Studie zum Thema wird Walter Salmens Band in seiner Materialfülle hilfreiches Referenzwerk sein.

Lucia Ruprecht

Chol Han: ***Ästhetik der Oberfläche.*** *Die Medialitätskonzeption Goethes*. Würzburg 2007, 148 S.

Den Ausgangspunkt der Untersuchung – eine an der Universität zu Köln abgeschlossene Dissertation – bildet die Verknüpfung eines medientheoretischen Befundes mit einem wissenschaftsgeschichtlichen: die von Goethe registrierte Verdrängung des Bildes durch die Schrift aus der naturwissenschaftlichen Praxis und damit die Modifikation von Wahrnehmung und Erkenntnis. Eine »Vollendung der Wissenschaft« (S. 9) ist daher, so die Argumentation, nicht geschichtsphilosophisch (näherhin teleologisch) zu begründen, wesentlich an das Leistungsvermögen der Medien- und Wahrnehmungspraktiken gebunden und habe die Restauration des Bildes als Wahrnehmungs- und Erkenntnisinstrument zur Voraussetzung. Da wissenschaftliche Erkenntnis eng mit dem menschlichen Wahrnehmungsapparat verknüpft und nicht objektiv bestimmt ist, sondern im unauflöslichen Wechselspiel mit der Subjektivität des Wahrnehmenden und der medialen Intervention erfolgt, muß in dieser Perspektive jede

Erkenntnistheorie wahrnehmungs- und medienästhetisch fundiert werden. Goethes Theorie wissenschaftlicher Erkenntnis ist somit ohne eine Klärung seiner »Medialitätskonzeption« nicht zu haben, wie umgekehrt Goethes »Medialitätskonzeption« erst vor dem Hintergrund der Goetheschen Naturauffassung bestimmt werden kann. Diesem zweiten Anliegen gilt das vorrangige Interesse der Arbeit.

Unter dieser heuristischen Voraussetzung wird die Argumentation der Studie transparent und nachvollziehbar: Das erste Kapitel klärt darüber auf, »dass die Naturwissenschaft Goethes entschieden ästhetisch geprägt ist« (S. 40), nicht nach der Logik der Differenz auf Wahrheit im Sinne einer objektivierbaren Erklärung natürlicher Sachverhalte zielt, sondern auf das in der jeweils eingenommenen wissenschaftlichen Perspektive Formierte wie auf die Formierung selbst. Medialität als Erkenntnisprinzip ist dabei in Übereinstimmung mit der Natur gedacht, insofern für Goethe (der Verfasser stützt sich im wesentlichen auf die *Farbenlehre*) »Naturerscheinungen im Bereich der Bedingtheit und der trüben Undurchsichtigkeit« (S. 46) verfügbar sind, »mediale Bedingtheit das unbedingte Konstituens aller Naturphänomene« (S. 45) bildet. In den folgenden Kapiteln verschiebt sich der Fokus von der wissenschaftlichen Erkenntnistheorie zur Ästhetik. Das Interesse des zweiten Kapitels – ausgewertet wird auch hier vor allem die *Farbenlehre* – gilt Goethes Auffassung der visuellen Wahrnehmung: Das Auge erschließt die Einheit der Mannigfaltigkeit und die Mannigfaltigkeit des Ganzen der im Sonnenlicht verfügbaren physikalischen Welt, insofern es – ›sonnenhaft‹, wie es selbst angelegt ist – der physikalischen Welt angehört und sie zugleich in sich einschließt. Sehen ist im Verständnis Goethes daher als »der gegenseitige Kommunikationsprozess zwischen ›Mensch‹ und ›Welt‹« zu begreifen, »zwischen Innen und Außen, zwischen Geist und Materie« (S. 59). Kontur verliehen wird dieser Auffassung einer sowohl mimetisch wie poetisch tätigen visuellen Wahrnehmung vor allem im zu pauschal geratenen Rekurs auf das neuzeitliche Verständnis der Sinnestätigkeit, während romantische Konzeptionen des Sehens keine Erwähnung finden. Gerade auf deren Folie aber hätte das Proprium der Goetheschen Konzeption entschieden trennschärfer bestimmt und epochengeschichtlich verortet werden können. Das dritte Kapitel richtet das Augenmerk auf Sprache und Schrift und damit verstärkt auch auf die dominierenden Medien der Dichtung, deren Leistungsfähigkeit Goethe allerdings gering beziffert habe: »Durch das Medium der Sprache hindurchgehend, verlieren die Erscheinungen ihre ursprüngliche Identität« (S. 80). In den Fokus rücken mit der (im Rekurs auf Walter Benjamin konturierten) Allegorie, mit der Lavaterschen Physiognomik und mit dem Topos vom Buch der Natur Figurationen der Sprache, die deren Entfremdungspotential den Überlegungen Goethes zufolge wenn nicht aufzuheben, so doch zu reduzieren versprechen. Warum gerade diese semiotischen Konzepte verhandelt werden, wird nicht erörtert. Das vierte und letzte Kapitel widmet sich in intermedialer Perspektive zunächst der (weit gefaßten) Musikalität der Sprache, wobei das besondere Interesse dem Reim gilt, dessen poetische Qualität dem Entfremdungspotential des Wortes entgegenwirkt: »Die Musikalität der ausgesprochenen Sprache lenkt die Aufmerksamkeit des Hörers von der sprachlichen Reflexion ab« (S. 109). Beschlossen werden das Kapitel und (sieht man vom weniger als zwei Seiten umfassenden *Epilog* ab) die Untersuchung mit dem Versuch, ein Konzept von Intermedialität herauszuarbeiten, das raum-zeitliche wie semiotische Differenzerfahrungen in die sprachlich zu gewährende Erfahrung ästhetischer Totalität zu überführen sucht.

Was man vermißt, ist eine über den knappen Hinweis auf die verdienstvollen, das Spektrum der Forschung aber nicht erschöpfend repräsentierenden Arbeiten von Werner Keller und Ernst Osterkamp (S. 11)[1] hinausgehende, konzisere Verortung der leitenden Fragestellung wie der einzelnen Argumente in der mittlerweile auch medientheoretisch und -geschichtlich überaus weitläufigen Landschaft der Goethe-Forschung. Mehrere einschlägige Studien – z. B. von Gerhart von Graevenitz *Das Ornament des Blicks: über die Grundlagen des*

1 Werner Keller: *Goethes dichterische Bildlichkeit. Eine Grundlegung.* München 1972; Ernst Osterkamp: *Im Buchstabenbilde. Studien zum Verfahren Goethescher Bildbeschreibungen.* Stuttgart 1991.

neuzeitlichen Sehens, die Poetik der Arabeske und Goethes »West-östlichen Divan«, von Christian Schärf *Goethes Ästhetik*, von Hartmut Schönherr *Goethes Newton-Polemik als systematische Konsequenz seiner Naturkonzeption*, von Peter Utz *Literarische Sinneswahrnehmung in der Goethezeit* oder von Klaus Vogel *Das Symbolische bei Goethe* – finden so wenig Erwähnung wie das der »Bedeutung des Sehens im Werk Goethes« gewidmete Heft der *Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*.[2] Zu unklar bleibt nahezu durchgängig der den jeweils herangezogenen Texten attestierte Stellenwert: Verfügen die *Farbenlehre*, Briefzeugnisse, späte Gedichte, Repliken aus dem *Faust*, den *Wahlverwandtschaften* entnommene Überlegungen des Erzählers und Mitteilungen Eckermanns über dieselbe konzeptionelle Aussagekraft? Als zu homogenisierend erweist sich schließlich der Zugriff auf *die* »Medialitätskonzeption« eines mehr als sechzig Jahre lang publizierenden Autors.

Volker Mergenthaler

Evelyn K. Moore, Patricia Anne Simpson (Hrsg.): *The Enlightened Eye. Goethe and Visual Culture*. Amsterdam, New York 2007, 322 S.

Auf kaum einem anderen Gebiet, das Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte gleichermaßen im Blick haben, ist in den vergangenen Jahren vitaler und ergebnisreicher geforscht worden als zu Goethes Verhältnis zu den bildenden Künsten und zur Bildkultur allgemein. Das spiegelt die enorme Konjunktur wider, die die Verständigung in Bildern und über sie an der Epochenschwelle um 1800 erfahren hat; ohne Zögern wird man in diesem Zusammenhang von einem veritablen Präludium des heute allerorten ausgerufenen »iconic turn« sprechen dürfen. Das erklärt zum Teil die auffällige Popularität des Sujets. Auch der vorliegende Sammelband umkreist dieses Thema; hervorgegangen ist er aus einer Sektion der *German Studies Association Conference* in New Orleans im Jahr 2003. Der Band gliedert sich in zwei größere Abteilungen: Die erste versammelt Beiträge zur Kunstpraxis und klassizistischen Ästhetik, die zweite Aufsätze zu Naturwissenschaft, Physiologie, Theater und Sprache. Bei den Autoren handelt es sich, mit Ausnahme der Kunsthistorikerin Melissa Dabakis, freilich ausschließlich um Literaturwissenschaftler.

Melissa Dabakis widmet sich dem Austausch zwischen Literatur und bildender Kunst im Kontext der römischen Akademie der Arkadier – namentlich der reziproken Beeinflussung ihrer Mitglieder Angelica Kauffmann und Goethe –, zielt jedoch in erster Linie darauf ab, den in diesem Rahmen erst möglichen, singulären Status einer Künstlerin im 18. Jahrhundert aus geschlechterspezifischer Sicht zu charakterisieren. Schon hier, wie bedauerlicherweise auch bei der Mehrzahl der folgenden Beiträge, macht sich mit einigem Verdruß bemerkbar, daß die deutschsprachige Forschung kaum rezipiert worden ist. Bettina Baumgärtels zahlreiche Beiträge zum Thema etwa hätte man doch durchaus in kritischer Würdigung vermerkt erwarten dürfen, im Zusammenhang mit Johann Heinrich Wilhelm Tischbein auch Roland Kanz' Studie *Dichter und Denker im Porträt* (München 1993). Nicht daß sich dann

2 Gerhart von Graevenitz: *Das Ornament des Blicks. Über die Grundlagen des neuzeitlichen Sehens, die Poetik der Arabeske und Goethes »West-östlichen Divan«*. Stuttgart 1994; Christian Schärf: *Goethes Ästhetik. Eine Genealogie der Schrift*. Stuttgart, Weimar 1994; Hartmut R. Schönherr: *Einheit und Werden. Goethes Newton-Polemik als systematische Konsequenz seiner Naturkonzeption*. Würzburg 1993; Peter Utz: *Das Auge und das Ohr im Text. Literarische Sinneswahrnehmung in der Goethezeit*. München 1990; Klaus Vogel: *Das Symbolische bei Goethe. Begriffs-»Bilder« des Scheinens*. München 1997; *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 75 (2001), Heft 1: *Augenmensch: Zur Bedeutung des Sehens im Werk Goethes*.

alles grundsätzlich anders darstellte, nur ist vieles eben bereits gesagt und oft aufwendig erforscht worden und baut hier der Wissensfortschritt nicht schlüssig auf den bereits gelegten Fundamenten auf. Besonders gilt das für den in diesem Band nur ganz gelegentlich zitierten Ausstellungskatalog *Goethe und die Kunst* (hrsg. von Sabine Schulze, Stuttgart 1994), der mit Beiträgen aus Literatur- und Kunstwissenschaft bis heute als unersetzliches Referenzwerk gelten darf, hier aber zum »richly illustrated volume« (S. 74) reduziert wird und sträflich vernachlässigt bleibt. Daß dagegen Erik Forssmans Studie *Goethezeit. Über die Entstehung des bürgerlichen Kunstverständnisses* (München, Berlin 1999) allenthalben in den Rang eines aktuellen und verbindlichen Grundlagenwerks erhoben wird, irritiert mächtig. Forssmans Buch stellt die Summe einer beeindruckenden Lebensarbeit dar, ist aber in Geist und Haltung den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts näher als dem heutigen Gesprächsstand in der Sache, was schon allein aus der problematischen Aufrufung der »Goethezeit« im Titel erhellt.

Natürlich hält der Band auch viel Neues und Lesenswertes parat. Catriona MacLeods Studie über die Porzellan-Miniaturen, namentlich der Manufaktur Fürstenberg, erörtert das Problem von ideeller Monumentalisierung bei gleichzeitiger Reduktion der Form, hier übrigens souverän gestützt auf die internationale Literatur, nicht nur im Zusammenhang von Sammlerkultur und Geschmacksgeschichte, sondern auch mit der Kunsttheorie der Zeit und dem Insistieren auf einer »unterdrückten Körperlichkeit« (Lessing und Winckelmann) – ein anregender Beitrag zur Kultur der Dinge und deren Fetischisierung. Nicht recht viel weiter als über den von Jörg Traeger und Werner Busch jüngst abgesteckten Rahmen geht Beate Allert in ihrem Aufsatz über Goethe, Philipp Otto Runge und Caspar David Friedrich hinaus – deren, bei aller Entzündlichkeit der Verhältnisse, produktive Interaktion gehört heute ebenso zum Handbuch-Wissen: Hier hätte die Autorin erheblichen Gewinn aus Sabine Schneiders einschlägigem Artikel aus dem *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft* (37/2002) ziehen können.

Dem aktuellen Gendering verpflichtet sind Margaretmary Daleys Lektüre von August Wilhelm Schlegels *Die Gemählde: Gespräch* – die sich auf die Beschreibung dreier Gemälde mit Darstellungen der Maria Magdalena (Bruno Franceschini, Pompeo Girolamo Batoni, Antonio da Correggio) konzentriert und die Ekphrasis unter dem Primat des geschlechtsspezifisch konditionierten Sehens verhandelt – wie auch Mary Helen Duprees Aufsatz über Elise Bürger, jene im Rückblick beeindruckend selbständige Schauspielerin und Autorin, die um 1800 erfolglos versucht hat, sich im Jenaer und Weimarer Wirkungskreis zu etablieren. Hier freilich bleibt der genuine Bild-Aspekt reduziert auf deren allzu knapp abgehandeltes Kurzstück *Die antike Statue aus Florenz*, eine Satire auf den zeitgenössischen Klassik- und Kopien-Kult, auf Attitüden und *Tableaux vivants*. Vielschichtig argumentiert Patricia Anne Simpson in ihrem Versuch, die im Aufwind des Nationalen sich etablierenden Ikonographien und deren Herleitungen (die folgenreiche Malschule Jacques-Louis Davids einerseits, die patriotische Dichtung Ernst Moritz Arndts andererseits) zu sondieren und dabei Goethes, im Festspiel *Des Epimenides Erwachen* sich aussprechende Indienstnahme und Distanzierung zugleich zu skizzieren. (Der Aufsatz findet sich erweitert als fünftes Kapitel bereits in ihrem Buch *The Erotics of War in German Romanticism*, Lewisburg 2006.)

Der zweite Teil des Bandes reagiert ertragreich auf die im englischsprachigen Raum durch die Arbeiten von Barbara Maria Stafford und Jonathan Crary eröffnete Debatte über Körper, Wissenschaft und Bild im Zeitalter der Aufklärung. Evelyn Moores Studie über die Freundschaft zwischen Goethe und Johann Kaspar Lavater, die sich in Sprache und Bild gleichermaßen niederschlug, unterstreicht noch einmal die zentrale Bedeutung, die dem Zürcher Physiognomiker im Werk vor allem des jungen Goethe zukommt. Auch hier springen viele Auslassungen in den Fußnoten ins Auge – die Arbeiten Karl Pestalozzis oder Ulrich Stadlers etwa –, allemal neu und überzeugend aber ist ihre Deutung des Werther als personifizierte Bild-Kritik und sprachlicher Gegenentwurf zu Lavaters usurpierendem, Goethe früh skeptisch machenden totalitären Bilddiskurs. *Die Leiden des jungen Werther* sind auch

Gegenstand von Elliott Schreibers Würdigung der von Karl Philipp Moritz' selbst überlieferten Lesart des Buches. Darin scheint sich im ästhetisch gesteigerten »Augenblick« die Übertragung eines bildkünstlerischen Verfahrens, jenes der Perspektive, in ein literarisches, das der Lektüre, zu ereignen. Dabei charakterisiert Schreiber Moritz' Überzeugung, im »Augenblick« manifestiere sich die zeitlose Totalität der Natur und könne so in einem Mal gefaßt werden, als dessen Antwort auf Lessings im *Laokoon* theoretisierte Differenz zwischen zeitlicher und räumlicher Kunst. Einmal mehr erweist sich Moritz als der vielleicht facettenreichste, in jedem Fall in seiner wirklichen Bedeutung noch immer nicht hinreichend gewürdigte Theoretiker des Bildes um 1800.

Clark S. Muenzer geht den fliehenden Bildern und dem visuellen Gedächtnis in Goethes Farbentheorie nach, die sich zugleich als Erinnerungstechnik erweist. Astrida Orle Tantillos verleitet die Untersuchung der physiologischen Wahrnehmungsarbeit des subjektiven Auges dazu, auch die Lesepraxis, hier des *Faust*, aus mehr als einer Perspektive, nämlich aus zwei gegensätzlichen zu erproben. Eric Hadley Denton referiert über Beleuchtung, Licht und Schatten auf den Jahrmarktsbühnen der Zeit, aus denen technologischer Fortschritt und dramaturgische Traditionen ein nachvollziehbar reges Laboratorium gemacht haben. Heide Crawford verfolgt, leider weniger systematisch als programmatisch – mit Konzentration auf Goethes Einlassung auf okkulte Gedankenwelten – und ausgehend von der *Metamorphose der Pflanzen* dessen »Urgestalten«, jene Primärformen also, die ihn in Natur und Kunst gleichermaßen beschäftigt haben. Den Band beschließt Richard Block mit einer Analyse von Cy Twomblys 1978 vollendeter Serie »a painting in six parts« zum Thema *Goethe in Italy*. Twomblys Gewebe aus abstrakt-expressionistischem Malduktus und schriftzugartigen, gekritzelten Zeichen werden hier als kongeniale Entsprechung einer Seh- und Schreiberfahrung beschrieben, die Goethes Italienaufenthalt beherrscht habe. Blocks Ausführungen, die überraschenderweise nur mit Goethes Texten (*Metamorphose der Pflanzen*, *Farbenlehre*) und nicht mit dessen eigener bildkünstlerischer Praxis argumentieren, bleiben leider gänzlich unanschaulich, da dem Aufsatz keine Abbildungen beigegeben sind. Nicht einmal das Twombly-Gemälde auf dem Buchumschlag ist der Serie entnommen, sondern *Bay of Naples* betitelt und stammt aus dem Jahr 1961. Das freilich kennzeichnet einen Band, der aus kunsthistorischer Sicht weniger ergiebig ist, stellenweise jedoch durchaus den Anspruch erfüllt, mit aktuellen Fragen der Bildkritik zu korrespondieren.

Andreas Beyer

Angela Maria Coretta Wendt: *Eßgeschichten und Es(s)kapaden im Werk Goethes. Ein literarisches Menu der (Fr)Esser und Nichtesser.* Würzburg 2006, 448 S.

»Hors-d'œuvre und amuse-gueule: Einige warme Worte, um auf den Geschmack zu kommen, appetitanregende und ekelerregende Worte zu Beginn« (S. 13), so lautet – nach der »Danksagung an die Mitkochenden« (S. 11) – der Titel der Einführung in eine Arbeit, die »Essen, Tischgemeinschaft, Magersucht, Norm, Normalität und Pathologien des Essens« (S. 13) zu ihrem Gegenstand gemacht hat. Die Arbeit ist in drei Teile – überschrieben jeweils als »Gänge« – gegliedert, die ihrerseits in eine Vielzahl durchnumerierter Unterkapitel und einzelne Exkurse, genannt »Zwischengerichte«, unterteilt sind, bis das Unternehmen konsequenterweise in einem »Dessert« seinen Abschluß findet. Ausgehend von der im Titel dieses Desserts formulierten erkenntnisleitenden Frage der Arbeit: »Wer is(s)t literarisch eßgestört?« (S. 383), unternimmt die Autorin eine Bestandsaufnahme von Textbefunden zum Eßverhalten literarischer Figuren, deren heuristisches Raster sich an der modernen Diagnostik von Krankheitsbildern wie Anorexie und Bulimie orientiert. Dabei konzediert sie zwar, daß es bereits eine Reihe von Forschungsarbeiten zum Thema *Essen* gibt, stellt aber einen

Mangel dieser Arbeiten fest, den sie zu beheben anstrebt: »Denn was beim Essen schief gehen kann, das ist der Forschung […] weitgehend entgangen« (S. 26).

Mit Aplomb stellt die Autorin nunmehr das, »was beim Essen schief gehen kann«, zusammen. Im »ersten Gang« skizziert sie zunächst eine Geschichte des Hungers und des Essens im gesellschaftlichen Kontext und unterfüttert diese mit Beispielen von Platons *Symposion* über Märchen bis zu Theodor Fontanes *Effi Briest*, um den systematischen Fokus auf Devianzphänomene dann auf dem Umweg über »Kranke Frauenzimmer in der bildenden Kunst« (S. 73) erst intermedial auf Kunst, Film und Theater auszuweiten und im letzten Teil dieses »Ganges« wieder auf »Literarische Eßstörungen« (S. 85) zu verengen – oder genauer gesagt, auf der Ebene der Literatur erst recht zu entgrenzen: Von Goethe über Gustave Flaubert bis Bram Stoker reichen die illustren Namen derer, die in meist sehr kurzen Teilkapiteln auf das Paradigma des Erzählens von schiefgehendem Essen verpflichtet werden; »Zwischengerichte« öffnen die Darstellungsbühne dann wieder auf Theater und Kino hin, so daß am Ende dieses »ersten Gangs« der Eindruck vorherrscht, daß es von Pathologien des Essens in den Künsten geradezu wimmelt – und die Schlußbemerkung denn auch konstatieren muß, dieser »Forschungsbericht« könne »nicht zu einem befriedigenden Ende gebracht, sondern lediglich abgebrochen werden« (S. 112).

Der »zweite Gang« widmet sich der »alimentorischen Erziehung des Menschen« (S. 113). Ein »Kleiner leidenschaftlicher Exkurs über pathetisches und pathologisches Leiden: Leidenschaftliches Leiden auf der Suche nach dem perfekten Körper. Von Mäßigkeit, Übermäßigkeit und vom Leiden an der Mittelmäßigkeit« (S. 121) faßt als eingelagertes »Zwischengericht« das Erkenntnisinteresse zusammen, das diesem »Gang« als ganzem zugrunde liegt: Die Krankheiten, die die Autorin im folgenden klassifiziert, um sie dann später in Goethes Texten aufsuchen zu können, sollen als Ausdruck individueller Rebellion begriffen werden; als solcher generieren sie im Widerstand gegen die normative Erziehung zu ›richtigem‹ – nichtpathologischem – Essen Identität um den Preis der Selbstzerstörung und werfen damit für die Autorin abschließend die Frage nach der medizinischen Validität literarischer Experimentalanordnungen auf: »Anorektisches und adipöses Wissen der Literatur: Weiß Literatur zuwenig oder zuviel?« (S. 165).

Armiert mit dieser Frage, begibt sich die Autorin nunmehr im »dritten Gang« auf die Suche nach »anorektischem und adipösem Wissen« in Goethes Werk. Vorbereitend hebt sie auf Goethes eigenes Verhalten gegenüber Krankheit und Tod ab, um dann zu Textanalysen überzugehen: Mignon aus *Wilhelm Meisters Lehrjahren* wird hier ebenso als Anorektikerin behandelt wie Ottilie aus den *Wahlverwandtschaften*. An Mignon mit ihrer »unstillbare[n] Sehnsucht nach Zitronenblüten« (S. 189) wie an Ottilie – einer Wiedergängerin Struwwelpeters: »Ottilie ißt ihre Suppe nicht« (S. 246) – erzeuge das anorektische Eßverhalten Kommunikationsmuster des Aufbegehrens gegen heteronom verordnete Zeichensysteme, dem die sich zu Tode hungernden Körper eigene Zeichen entgegensetzen – wie dies, so ein weiteres der »Zwischengerichte«, auch Lady Diana in »Parallele zum Schicksal Ottiliens« als ihrer »literarischen Schwester« (S. 332) getan habe. Das Ergebnis dieser Analysen ist, daß die »Schuldfrage« – von der entsprechenden Kapitelüberschrift mit einer enigmatischen Anspielung auf Joseph von Eichendorffs *Wünschelrute* garniert: »Schwebt ein Dämon in allen Dingen« (S. 368) – sich von den Texten selbst aus nicht abschließend beantworten lasse, weder für die *Lehrjahre*, für die die Autorin immerhin mit der Überlegung spielt, Mignon könne Opfer eines – der Anorexie typisch zugrundeliegenden – Kindesmißbrauchs geworden sein, noch auch für die *Wahlverwandtschaften*. So bleiben am Ende nicht nur die Rätsel innerhalb der Texte ungelöst, sondern auch dasjenige, wie das Wissen um Anorexie und ihre anamnestischen Kontexte in die Literatur hineingeraten sein könnte: »Es bleibt ein Rest; ist er Schweigen?« (S. 382) – womit dann zwar keine Antwort, aber immerhin Shakespeares *Hamlet* in den Text der Arbeit geraten ist.

»Satt lehnen sich Verfasserin und Leser nach diesem Mahl zurück, träge blicken sie auf die leergegessene Tafel, leicht drückt der Magen angesichts der genossenen Köstlichkeiten«

(S. 383), so lautet die Eingangspassage zu dem abschließenden »Dessert« – aber der Magen des hier so optimistisch beschworenen »geneigte[n] Leser[s]« (ebd.) drückt zu diesem Zeitpunkt nicht nur leicht, sondern zeigt alle Symptome einer schweren Verstimmung. Es kann inspirierend sein, wenn eine disziplinenübergreifend operierende Arbeit wie die vorliegende Dissertation ihre Überschreitung fach- und textsortenspezifischer Grenzen auch auf der Darstellungsebene umsetzt; Laufbahnschriften sind ein traditionell derartig trockenes Genre, daß sie von einem gewissen Maß lustvollen Spieltriebs nur profitieren können, insbesondere dann, wenn dieser Spieltrieb die rhetorische Ebene an die des bearbeiteten Gegenstandes selbst rückkoppelt. Damit aber solche Rückkopplungen einen Mehrwert hervorbringen, müssen sie kontrolliert vorgenommen und dem Argumentationsinteresse der Arbeit unterstellt werden. Und genau das ist in der vorliegenden Arbeit derartig mißlungen, daß das, was darin an Erkenntnisgewinn allenfalls zutage gefördert worden ist, nur unter erheblichen Schwierigkeiten überhaupt lesbar wird. Der metaphorische Overkill, mit dem die Verfasserin das im Untertitel ihrer Arbeit angekündigte Programm umsetzt, ein »literarisches Menu der (Fr)Esser und Nichtesser« bieten zu wollen, nivelliert in seiner überbordenden Eigendynamik jede analytische Trennschärfe im Umgang mit seinem Gegenstand, ein Problem, das sich bereits dort zeigt, wo die selbstreflexive Parallelisierung von Schreiben und Kochen für die dargestellten literarischen Textbefunde vital wichtige Differenzen wie etwa diejenige zwischen Kochen und Essen unkenntlich macht – ganz abgesehen einmal davon, daß die zweifellos einen hohen Bildungsstand dokumentierende Passion der Verfasserin für die pointenreiche Jonglage mit unausgewiesenen Zitaten vom Stil der oben erwähnten das Bild nicht nur zusätzlich verunklart, sondern auch letztlich inhaltsleer bleibt: Wozu Ottilie mit Struwwelpeter, Goethes Dämonie-Begriff mit Eichendorff und die *Wahlverwandtschaften* mit *Hamlet* zusammengebracht worden sein könnten, bleibt der Spekulation überlassen.

Der Effekt dieser Darstellungsakrobatik ist um so irritierender, als er eine nur durch erhebliche hermeneutische Anstrengungen zu bewältigende Schwelle vor einer Sachebene bildet, die ihrerseits kaum echten Mehrwert hergibt. Die These, die Forschung habe sich bislang nicht für das interessiert, »was beim Essen schiefgehen kann«, ist nicht haltbar; um sie dennoch zu stabilisieren, müssen die – immerhin erwähnten – bahnbrechenden Arbeiten von Gerhard Neumann, Hans-Jürgen Teuteberg und Alois Wierlacher eingangs marginalisiert werden, und Thomas Kleinspehns einschlägiges Buch *Warum sind wir so unersättlich?*, mit dem er bereits 1987 die von der Verfasserin beschrittenen Wege kartographiert hat, fehlt gar völlig. Die Basis, auf der die Verfasserin das Rad einer kritischen kulturwissenschaftlichen Evaluation von Eßverhalten noch einmal neu erfindet, wird auch nicht systematisch auf ein konsequent zu applizierendes Erkenntnisraster hin aufgearbeitet; statt dessen wird eine Fülle von Belegstellen zusammengetragen und aneinandergereiht, die zwar durchaus immer wieder intuitiv miteinander einen gewissen Sinn, aber in ihrer Abfolge weder historisch noch theoretisch die innere Einheit des angekündigten »Menus« ergeben: Einerseits enzyklopädisch angelegt in der Bandbreite der einbezogenen Textzeugnisse, andererseits aber eklektizistisch in Auswahl und Anordnung, ähneln insbesondere die beiden ersten »Gänge« mehr einem durch die spontane Plünderung einer Vorratskammer improvisierten Buffet – und der »dritte Gang«, mit dem die Arbeit dann nach immerhin 170 Seiten endlich zu der im Titel verheißenen schwerpunkthaften Auseinandersetzung mit Goethe vorstößt, ist virtuell unverdaulich. Einmal abgesehen von Kleinigkeiten wie der Tatsache, daß es für eine literaturwissenschaftliche Dissertation inzwischen angesichts der neuen Goethe-Ausgaben wirklich nicht mehr zu rechtfertigen ist, die Hamburger Ausgabe zu zitieren, scheint die hier vorgenommene Interpretation der *Lehrjahre* wie der *Wahlverwandtschaften* deren Lektüre geradezu hinter den Forschungsstand zurückzwingen zu wollen. Daß Mignon eine Anorektikerin sei, ist falsch, daß Ottilie eine sei, besitzt keinerlei Neuigkeitswert, und daß Goethe in seinen Texten einen »wenig liebevolle[n] Blick auf das weibliche Geschlecht« (S. 302) bewiesen habe, ist nicht nur in dieser Pauschalität nicht richtig, sondern von der Forschung längst in differenzierter Form poetologisch kontextualisiert worden. Und wenn dann noch das End-

resultat dieser Analysen das ist, daß sich die mit diesen Figuren verbundenen Rätsel nicht lösen lassen – kein Wunder angesichts dessen, daß die Verfasserin die Möglichkeiten zu einem gezielten Lösungsversuch immer wieder zugunsten der assoziativen Übertragung moderner Eßstörungsdiagnostiken vergibt –, dann wäre dieses »Menu« aus Sicht des »geneigten Lesers« wahrhaftig besser ungekocht geblieben.

Ulrike Landfester

Goethe in Gesellschaft. *Zur Geschichte einer literarischen Vereinigung vom Kaiserreich bis zum geteilten Deutschland.* Hrsg. von Jochen Golz u. Justus H. Ulbricht. Köln, Weimar, Wien 2005, 220 S.

Mit der Organisation der zugrundeliegenden Tagung 2002 und deren Ergebnisdokumentation 2005 haben sich Jochen Golz und Justus H. Ulbricht große Verdienste um die noch aufzuarbeitende Geschichte der Goethe-Gesellschaft erworben, zu der sie – und das kann gar nicht anders sein – im vorliegenden Band wertvolle Prolegomena liefern. Die Qualität von Tagungen/Tagungsbänden hängt davon ab, ob es im thematischen Umfeld eine hinreichend große Zahl von Experten gibt, die – einschlägig ausgewiesen – ihr Expertenwissen entsprechend applizieren können. Das ist, so erstaunlich es klingen mag, im Hinblick auf die Geschichte der Goethe-Gesellschaft nicht der Fall. Gewiß mangelt es nicht an hochrangigen Goethe-Experten, auch nicht an Fachleuten für die Goethe-Rezeption, doch ist die zumeist an individuellen Zugangsweisen orientierte Rezeptionsforschung etwas anderes als die Institutionengeschichte einer literarischen Gesellschaft, in deren Rahmen empirisches Material erst einmal breit aufzuarbeiten und der hohe methodologische Stand der Wissenschaftsgeschichte aufzunehmen wäre.

Dieser Befund spiegelt sich in der Struktur des Bandes, der in einen Goethe allgemein betreffenden rezeptionsgeschichtlichen sowie einen die Goethe-Gesellschaft unmittelbar thematisierenden Teil zerfällt. Letzterem lassen sich sechs von vierzehn Beiträgen zuordnen, wobei einer die Vorgeschichte, einer die Gründung der Goethe-Gesellschaft im Jahre 1885, einer die NS-Zeit und drei die DDR-Jahre behandeln.

Eine Lösung von der Rezeptionsforschung und einen Schritt hin zu einer Institutionengeschichte unternimmt Jochen Golz, indem er die Modelle Akademie, Stiftung und Verein als institutionelle Formen der Goethe-Pflege von dessen Tod bis zur Gründung der Goethe-Gesellschaft untersucht. Deren früheste Formen – 1832 bei Frédéric Soret und Kanzler Friedrich von Müller; 1843 und 1849 bei Carl August Varnhagen von Ense in Konzeptpapieren greifbar – favorisieren das Modell der Akademie als Garant für Exklusivität, hier gewährleistet durch das Berufungs- oder Ernennungsprinzip, das aus eigener Logik jedoch dazu drängt, die Sache der Goethe-Pflege selbst mit den allgemeinen, übergeordneten, sprich gesellschaftspolitischen Interessen der als Träger und Mäzene Umworbenen eng zu harmonisieren. Ähnlich ist das Modell der Stiftung, das erstmals 1842 durch den Deutschen Bund im Hinblick auf das Haus am Frauenplan verfolgt wurde, und dann im Goethe-Jahr 1849 durch Franz Liszt. Im Kern überträgt es die Exklusivität von den Akademiemitgliedern auf das Kuratorium als Institution der bürgerlichen Moderne. Doch nicht das Goethe-Jahr 1849, sondern erst das Schiller-Jahr 1859 brachte mit der Deutschen Schillerstiftung und dem Freien Deutschen Hochstift nachhaltig wirkende Kulturstiftungen hervor. Weitgehend wirkungslos, weil durchweg kurzlebig, blieben auch Vereinsgründungen im Goethe-Jahr 1849, die sich erst 1874 in der New Yorker Goethe Society und 1878 in Form des Wiener Goethe-Vereins verstetigen konnten.

Eine gewisse Ergänzung zu dem von Golz intendierten institutionengeschichtlichen Ansatz bilden die Ausführungen von Ruth Freifrau von Ledebur zur 1864 in Weimar gegründeten

Shakespeare-Gesellschaft, weil damit der Standort Weimar – wenn auch nur für die Jahre 1918 bis 1945 – als Faktor von Programmatik, Ideologisierung und Projektion eigens gewürdigt wird. Nicht nur von hier aus drängte sich eine intensive Vernetzung der Beiträge des besprochenen Bandes mit den Ergebnissen von Lothar Ehrlichs umfangreichen Arbeiten zur Kulturgeschichte Weimars[1] auf, die jedoch – gleichwohl von den Herausgebern angekündigt – weitgehend unterbleibt.

Die Gründung der Goethe-Gesellschaft selbst bleibt im Band auffallend unterbelichtet. Was Angelika Pöthe zu diesem Thema aus Thüringischen Archiven zusammenstellt, betrifft vor allem die Haltung von Großherzog Carl Alexander zu Goethe, wobei ihre Darstellung sehr eng der – zum Teil panegyrischen – Perspektivität der Quellen verpflichtet ist. Der in historischer Chronologie nächste Beitrag gilt bereits dem Wirken Julius Petersens als Präsident der Goethe-Gesellschaft in den Jahren 1926 bis 1938. Ehrhard Bahr untersucht hier – methodisch an Georg Bollenbecks Begriff der ›semantischen Brücke‹ orientiert – jedoch nicht die Institution, sondern »Petersens Versagen als Wissenschaftler« (S. 142) und seine Verantwortung für die »›Selbstnazifizierung‹ der Goethe-Gesellschaft im Namen des Präsidenten« (S. 145).

Die Trias der der Nachkriegszeit in der DDR gewidmeten Beiträge, in denen die nunmehr zugänglichen Archivbestände ehemaliger DDR-Institutionen umfangreich erschlossen werden, leitet Maria Schulz ein, die das jeweilige politische Umfeld der ersten vier Hauptversammlungen nach 1939, nämlich der von 1954, 1956, 1958 und 1960, auf ihre deutschlandpolitischen Rahmenbedingungen und deren Rückwirkungen auf die Durchführung der Versammlungen untersucht. Im Wechselspiel von östlichen Instrumentalisierungsversuchen und abwehrenden Selbstbehauptungsbestrebungen kommen »Grenzen der SED-Diktatur« (S. 158) ebenso in den Blick wie die soziale Funktion der Goethe-Gesellschaft als »bürgerliches Refugium« in der »sozialistischen Einheitskultur« (S. 167). Detaillierter noch klärt Jochen Staadt die Ereignisse des Jahres 1967 auf, in dem die SED-Führung die Spaltung der Gesellschaft schon beschlossen hatte. Dazu rekonstruiert er zunächst die Entstehung und Tätigkeit eines »Parteizentrums« beziehungsweise einer SED-»Parteigruppe«, die ab 1965 im Vorstand und in der Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft tätig war. Der sich verschärfende innerdeutsche Konflikt führte 1967 dazu, daß das Zentralkomitee der SED auf Anraten des Deutschen Kulturbundes sieben Wochen vor der geplanten Hauptversammlung die Spaltung der Gesellschaft beschloß. Die von Staadt ausführlich dokumentierte Gegenwehr der Parteigruppe, die schließlich eine Revision des Beschlusses zugunsten der Variante Internationalisierung der Gesellschaft herbeiführt, illustriert eindrucksvoll, wie schwer sich die DDR tat, im Hinblick auf die Goethe-Gesellschaft ihr politisches Eigeninteresse zu definieren, indirekt aber auch, welches politische Gewicht der Gesellschaft selbst im Kräftekalkül der SED-Verantwortlichen zukam. Abgeschlossen wird der Band durch einen Erfahrungs- und Tätigkeitsbericht von Günter Jäckel, der von 1974 bis 1999 die Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft in Dresden leitete.

Von hohem Eigenwert, aber letztlich kaum von funktionalem Wert für die Geschichte der Goethe-Gesellschaft im engeren Sinne zeigen sich die acht Beiträge zur Rezeptionsgeschichte Goethes. Zum Teil wird hier mit größter Souveränität aus der Fülle des Expertenwissens gehandelt, so etwa in Georg Bollenbecks Analyse der Goethe-Bücher von Chamberlain,

1 Vgl. *Das Dritte Weimar. Klassik und Kultur im Nationalsozialismus*. Hrsg. von Lothar Ehrlich, Jürgen John, Justus H. Ulbricht. Köln, Weimar, Wien 1999 (darin: Lothar Ehrlich: *Die Goethe-Gesellschaft zwischen Gleichschaltung und Verweigerung*, S. 245-266). – *Weimarer Klassik in der Ära Ulbricht*. Hrsg. von Lothar Ehrlich u. Gunther Mai. Unter Mitwirkung von Ingeborg Cleve. Köln, Weimar, Wien 2000 (darin: Lothar Ehrlich: *Die Goethe-Gesellschaft im Spannungsverhältnis der Deutschland- und Kulturpolitik der SED*, S. 251-281). – *Weimarer Klassik in der Ära Honecker.* Hrsg. von Lothar Ehrlich u. Gunther Mai unter Mitwirkung von Ingeborg Cleve. Köln, Weimar, Wien 2001.

Simmel und Gundolf als Medien kulturkritischer Projektionen, in Jan Rohls Ausführungen zum Verhältnis des Kulturprotestantismus zu Goethe oder wenn Stefan Breuer Formen des ästhetischen Fundamentalismus in der Goethe-Rezeption des George-Kreises untersucht, doch bleibt der gelegentliche Bezug auf die Goethe-Gesellschaft in diesen Beiträgen ornamental. Funktionaler nimmt sich der bemerkenswerte Beitrag von Norbert Oellers über die Sophien-Ausgabe als nationales Projekt aus, auch wenn es viele Leser dem Verfasser gedankt hätten, wenn er die – auch? – aus der nationalen Funktionalisierung erwachsenen Mängel der Edition nicht als bekannt vorausgesetzt, sondern an einigen Beispielen erläutert hätte.

Kurz, der Band bietet wertvolle Bausteine zu einer Geschichte der Goethe-Gesellschaft, aber nicht diese selbst, und er läßt auch nicht erkennen, wie die methodologische Architektur eines solchen Unternehmens aussehen könnte. Der von Golz intendierte Wechsel von der Ideologie- und Rezeptionsgeschichte hin zur Institutionengeschichte hat viel Einleuchtendes. Es wird aber auch nötig sein, neue Zugangsweisen zu erschließen, die der bislang deutlich dominierenden Erhellung der jeweiligen politisch-ideologischen Kontextsysteme für die Arbeit der Gesellschaft sowie der daraus entstehenden Interdependenzen an die Seite treten. So unbestreitbar dieser Ansatz weiterverfolgt werden muß, so unübersehbar scheint mir doch auch zu sein, daß sich die Geschichte der Gesellschaft nicht in diesen Außenbeziehungen erschöpft. Die Wahl der Fragestellung entscheidet auch hier über den Zugang zu den Quellen. Bislang sind es vor allem die Festreden, die offiziellen und offiziösen Stellungnahmen sowie die Verlautbarungen und Publikationen der Präsidenten und Vorstandsmitglieder, die im Mittelpunkt stehen, nicht aber die Breite dessen, was die Goethe-Gesellschaft auch oder vor allem ausmachte und ausmacht, ihre Publikationen in Form von Jahrbüchern und Schriftenreihen, die von ihr regelmäßig initiierte Goethe-Forschung anläßlich der Hauptversammlungen, ihre Preise, Ehrungen und Stipendien und nicht zuletzt ihre Funktion als soziales Phänomen. Auch wäre mit der systematischen Analyse der Mitgliederverzeichnisse erst noch ein beträchtlicher Teil der Materialbasis zu sichern und zu erschließen, denn gerade die Goethe-Gesellschaft mit ihren lokalen Unterstrukturen ist und war immer etwas ganz anderes als (nur) das Forum der sogenannten Höhenkammgermanistik. Deutlich über die Grenzen der (Fach-)Wissenschaftsgeschichte im engeren Sinne hinaus wären soziales Profil und soziale Funktion dieser literarischen Vereinigung, die nach wie vor weit mehr darstellt als das Interaktionsmedium eines begrenzten Expertenkreises, erst noch zu bestimmen.

Dirk Kemper

Manfred Zittel: »***Erste Lieb' und Freundschaft***«. *Goethes Leipziger Jahre*. Halle/Saale 2007, 248 S., mit Abb.

Die Leipziger Studentenjahre Goethes sind nach der frühen Arbeit von Julius Vogel und den Publikationen von Valerian Tornius und Alfred Jericke[1] monographisch nicht mehr behandelt worden. Den damaligen Jubiläumsanlässen geschuldet, dem 150. Geburtstag Goethes und dem 200. Jahrestag seiner Ankunft in Leipzig, tragen diese Bücher kaum den Stempel eigenständiger Forschung, sondern sind überwiegend kompilatorisch angelegt. Ein neues, quellengestütztes Herangehen an diesen prägenden Lebensabschnitt kann daher besonderes Interesse beanspruchen.

Die Titelzeile von Manfred Zittels Buch, entlehnt der *Zueignung* zu *Faust I*, verweist auf die Zielrichtung. Es geht nicht um ein Gesamtbild der Leipziger Studentenzeit und deren

1 Julius Vogel: *Goethes Leipziger Studentenjahre*. Leipzig 1899; Valerian Tornius: *Leipzig im Leben Goethes*. Leipzig 1965; Alfred Jericke: *»es ist ein klein Paris«. Die Wirkung der Stadt Leipzig auf Persönlichkeit und Werk Goethes*. Weimar 1965.

sachlichen und menschlichen Ertrag. Der Blick konzentriert sich vielmehr auf den persönlichsten Bereich, auf das Erlebnis erster, aufregender Liebe und tiefwirkender Freundschaft. Dabei erfahren erstmals[2] die unmittelbaren Zeitzeugnisse, namentlich die bisher nur punktuell oder in Teilaspekten wahrgenommenen Briefe, eine umfassende Würdigung. Die sorgfältige Betrachtung dieser aus dem lebendigen Fühlen und Erleben hervorgegangenen Äußerungen führt zu einer sehr viel genaueren Einsicht in die innere Geschichte der Leipziger Jahre. Angesichts einer solchen augenscheinlich mit Erfolg betriebenen Vergegenwärtigung wird dem Leser die Unterbelichtung in der episodenhaft-knappen, distanzierenden Altersdarstellung in *Dichtung und Wahrheit* überdeutlich, die freilich das Urteil vieler Goethe-Biographen bis heute maßgeblich bestimmt hat. Und man darf sich fragen, warum dieser Blick aufs Lebendig-Konkrete nicht schon früher erfolgt ist.

Die Lektüre zeigt, daß es sich lohnt, die bekannten Texte noch einmal im Zusammenhang und in ihren Details zur Kenntnis zu nehmen, zumal wenn dies wie hier mit Gespür und Umsicht geschieht. Einbezogen werden, soweit nötig und erfaßbar, Lebenswelt und Erfahrungsraum des jungen Goethe, gespiegelt auch in Zeugnissen Dritter und oft noch zutage tretend in späteren Reflexen biographischer, aber auch dichterischer Art (*Werther*, der frühe *Wilhelm Meister* u. a.). Aufmerksamkeit erfahren nicht zuletzt die Äußerungen der Frankfurter Rekonvaleszenzzeit, als Nachhall des Erlebten und in resümierender Betrachtung. Der Verfasser vermittelt auf diese Weise nicht selten überraschend dichte Vorstellungsbilder, und selbst wo die Beleglage allzu lückenhaft ist, gelangt er in der Regel zu bedenkenswerten Mutmaßungen.

Als Ergebnis von Zittels Darstellung, die hier nicht näher nachgezeichnet werden kann, läßt sich eine entschiedene Aufwertung der beiden wesentlichen Bezugspersonen des Leipziger Studenten festhalten. Die Weinwirtstochter Anna Katharina Schönkopf, für ihn die angebetete »Annette«, erscheint als junge weibliche Person von Empfindung, Temperament, Geschick, Diplomatie, wiewohl »ohne Stand und ohne Vermögen« (an Moors, 1.10.1766) ihm doch ebenbürtig. Sein Verhältnis zu ihr ist nicht oberflächliche Liebelei, sondern ernste, leidenschaftliche Liebe, eine Ur-Erfahrung, aufwühlend bis zu existentieller Gefährdung. Auch der andere Vertraute der Leipziger Jahre, Ernst Wolfgang Behrisch, reicht in seiner Bedeutung über die Rolle eines geistreichen, doch skurrilen Geselligkeitspartners weit hinaus. Als gebildeter Literaturkenner, strenger, origineller Kritiker, erfahrener älterer Freund und Ratgeber übt er auf den jungen Goethe den nachhaltigsten Einfluß aus. Ihm offenbart sich rückhaltlos auch der junge Liebende im Auf und Ab seiner Gefühle. Als Adressat emotionserfüllter Briefe und der ungewöhnlichen drei Oden, ihm gewidmet anläßlich seines erzwungenen Leipziger Abschieds, ist Behrisch zugleich der einzige, dem gegenüber das künftige Dichtungsgenie, sprachliche Konventionen sprengend, sich erstmals Bahn bricht.

Zittels Darlegung wird durch zahlreiche ausführliche Textbelege grundiert und verlebendigt. Ihnen in Verbindung mit dem sachkundigen, abgewogenen Urteil des Autors verdankt das Buch seine überzeugende Wirkung. Zugute kommt ihm auch, in der Ausrichtung auf ein breiteres Interessentenpublikum, eine ansprechende, unambitiöse Darstellungsweise.

Dabei nimmt der Leser in Kauf, daß die ausgiebigen französischen und einige englischsprachige Textpartien in deutscher, teilweise eigener Übersetzung erscheinen. Als Zitiergrundlage dient im allgemeinen die Münchner Ausgabe; für die Briefe greift der Verfasser zurück auf die Weimarer Ausgabe, nicht wie naheliegend auf die Frankfurter Ausgabe, deren Band 1 er doch einen Teil der Übersetzungen entnimmt.

Nicht unproblematisch ist die Wiedergabe der Briefzitate, deren Rechtschreibung und Zeichensetzung nach Angabe Zittels »vorsichtig modernisiert« ist; tatsächlich scheint die originale Schreibweise jedoch über diesen Rahmen hinaus geglättet zu sein. Verbliebene Versehen, Unebenheiten sind selten: am Montag, recte: am Dienstag (S. 150); Breitkopf war

2 Als Vorläufer verweist Zittel einzig auf Kurt Robert Eissler, ohne dessen psychoanalytische Deutungen zu übernehmen.

zu Goethes Studienzeit nur zum Teil ein Musikverlag, der damalige Firmenchef hieß Johann Gottlob Immanuel (S. 83).

Dies schmälert keinesfalls den guten Gesamteindruck dieses einfühlsamen und erhellenden Buches.

Josef Mattausch

Philipp Christoph Kayser (1755-1823). Komponist, Schriftsteller, Pädagoge – Jugendfreund Goethes. Hrsg. von Gabriele Busch-Salmen. Hildesheim, Zürich, New York 2007, 456 S.

Zum 250. Geburtstag Philipp Christoph Kaysers am 15. Oktober 2005 fand unter Federführung von Gabriele Busch-Salmen in Zusammenarbeit mit dem Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum und dem Musikwissenschaftlichen Institut der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt eine Fachtagung statt, deren Ergebnisse der vorliegende Sammelband dokumentiert. Zum Jubiläum war dem Komponisten und Schriftsteller der Goethezeit auch eine kleine Ausstellung im Arkadensaal des Goethe-Museums gewidmet.

Neben den Tagungsbeiträgen enthält der Band zahlreiche Dokumente zu Kaysers Biographie und Umfeld, seine gesammelten Prosaschriften und Gedichte sowie eine neu aufbereitete Quellendokumentation. Ihrem Anspruch, die Kayser-Forschung auf den aktuellen Stand zu bringen und als Standardwerk für künftige Arbeiten zu dienen, ist die Publikation jedoch nur zum Teil gewachsen. Die doppelte Perspektivierung – die Bestandssicherung auf der einen Seite und eine Revitalisierung der kritischen Auseinandersetzung auf der anderen – gliedert den Band und teilt ihn in zwei ungleiche Teile.

Zwei Drittel der Beiträge sind Einzelstudien zum Werdegang Kaysers. Busch-Salmen eröffnet die Reihe mit einer *fortuna critica*, die eng mit einer kommentierten biographischen Darstellung verwoben ist. So hilfreich diese Zusammenfassung der Forschungsliteratur und der Primärquellen ist: Mit dem Grundtenor des Bedauerns über eine im Grunde abgebrochene, wenn nicht gescheiterte Karriere, die heute nur noch wegen ihrer Nähe zur Biographie und den künstlerischen Idealen des übermächtigen Goethe Beachtung finde, geht sie über das bereits Bekannte nicht mit der nötigen Entschiedenheit hinaus – Markus Fahlbuschs Beitrag zum deutschen Singspiel stellt Kayser bezeichnenderweise in »Goethes Schatten« (S. 219). Dagegen bieten Peter Cahn und Thomas Nußbaumer faszinierende Nahaufnahmen des Musiklebens zweier Städte, die zu den wichtigsten Lebensumfeldern Kaysers gehören: Frankfurt am Main und Zürich. Im Gegensatz zur Ausrichtung des Sammelbandes auf die Person Kaysers entfalten diese kleinen Monographien ein wahres Panoptikum an Vielfältigkeit, Genauigkeit, Detailreichtum und gedanklicher Flexibilität. Peter Cahns jahrzehntelange Beschäftigung mit den Quellen zum Musikleben in Frankfurt hat u.a. wichtige Dokumente zur Biographie von Kaysers Vater, dem Organisten und Konzertunternehmer Johann Matthäus Kayser, zutage gefördert. Damit schließt sich eine Lücke im Verständnis von Kaysers Biographie und musikalischer Herkunft, und viel Neues zum Musikleben in Frankfurt kommt zur Geltung. Thomas Nußbaumers Artikel fußt auf seiner 1992 eingereichten Diplomarbeit, deren Ergebnisse damit bequem zugänglich geworden sind. Diese beiden Aufsätze beweisen, daß es immer wieder Teilaspekte des Kulturlebens gibt, die viel zu wenig ins Visier genommen werden und unserer Vorstellung von Kulturgeschichte durchaus als Korrektiv vorgehalten werden sollten.

Aus ganz anderer Richtung kommend, öffnen Ursula Caflisch-Schnetzler und Ulrike Leuschner zwei Schneisen zum literarischen und ästhetischen Verständnis (auch Selbstverständnis) Kaysers, indem sie einerseits seine enge und anhaltende Freundschaft mit Johann Kaspar Lavater und andererseits seine Beziehung zur Literatur des Sturm und Drang betrachten.

Gegen die überhöhte Genieästhetik der Stürmer und Dränger heben die Autorinnen zwei Eigenschaften Kaysers hervor: stille Individualität und selbstlose Treue gegenüber Freunden wie Johann Kaspar Lavater, Jakob Michael Reinhold Lenz oder Friedrich Maximilian von Klinger. Diesen menschlichen Qualitäten spürt Leuschner mit unveröffentlichten Briefen und Gedichten aus dem Nachlaß von Ernst Schleiermacher nach und bereichert so auch den bekannten Quellenbestand. Wendet man also den Blick vom Goethe-Freund ab und auf Kayser selbst hin, so wird er zum Paradefall einer kulturgeschichtlichen Annäherung, die nicht Werke, sondern gesellschaftliche und politische Vorgänge sowie zwischenmenschliche Beziehungen in den Vordergrund stellt und somit Anknüpfungspunkte für eine breite und psychologisch wie sozialgeschichtlich fundierte historische Darstellung bietet.

Als Brücke zum dokumentarischen zweiten Teil fungieren zwei Beiträge zu biographischen Dokumenten Kaysers. Werner G. Zimmermann kommentiert die Trauerrede für Philipp Christoph Kayser, gehalten in der Zürcher Freimaurerloge *Modestia cum Libertate* am 24. Februar 1824, und liefert damit einen Schlüssel zum Verständnis von Kaysers freimaurerischem Engagement. Barbara Kiem beschäftigt sich mit Bertha von Orellis literarischer Sammelbiographie von Barbara Gessner-Schultheß und ihren Töchtern, bleibt jedoch eine literarische und historische Einordnung des Materials schuldig, weil sie über weite Strecken eher eine Nacherzählung denn eine kritische Auseinandersetzung leistet.

Der zweite Teil des Buches, überschrieben mit *Texte und Dokumente*, widmet sich in vier Kapiteln den Quellen und überlieferten literarischen und musikalischen Werken Kaysers. Volkmar Braunbehrens hat alle Gedichte und Aufsätze Kaysers kritisch ediert und stellt sie damit Forschern und Liebhabern zur Verfügung. Evelyn Liepschs Beschreibung der musikalischen Quellen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar und Regine Zellers kommentierter Katalog mit ausgewählten Veröffentlichungen der Kayser-Dokumente im Goethe-Museum in Düsseldorf präsentieren bereinigte und neue Erkenntnisse zu den Quellen. Der musikalische Nachlaß aus Zürich, der hauptsächlichen Wirkungsstätte Kaysers, erscheint im Sammelband jedoch höchstens in Randbemerkungen und Fußnoten. Dabei könnte die Entstehungsgeschichte von Kaysers theatralischem Hauptwerk, dem Singspiel *Scherz, List und Rache*, erst durch den genauen Vergleich der Quellen aus Weimar und Zürich ergründet und die vornehmlich und einseitig an der Korrespondenz mit Goethe gestützte Forschungsmeinung der bitter nötigen Revision unterzogen werden.

Auch die von Gabriele Busch-Salmen, Ulrike Leuschner und Renate Moering zusammengestellten Dokumente sind, bei aller Sorgfalt in der Aufbereitung, zwangsläufig bloß ein Teil des Ganzen. Die Frankfurter Zeit und einige Schlüsselaspekte von Kaysers Biographie werden dokumentiert und durch zusätzliches Bildmaterial veranschaulicht, aber auch hier vermißt man die Untersuchung von Kaysers Wirken in Zürich, die eine Zusammenarbeit mit der Zürcher Zentralbibliothek ermöglicht hätte. Eine Gesamtwürdigung des Komponisten und Menschen Kayser bleibt somit über weite Strecken auch jetzt noch Desiderat.

Daß der Beitrag von Gabriele Busch-Salmen und Walter Salmen zu Goethes handschriftlichem Liederbuch von 1778 etwas aus dem thematischen Rahmen des Bandes herausfällt, ist symptomatisch. Zwar war Kayser als Notenschreiber und auch als Verfasser einiger Lieder an dem Buch beteiligt, die Autoren des Beitrages betrachten aber dieses Buch ausschließlich als Produkt von Goethes Interesse am Volkslied: »als ein Dokument der Hausmusikpraxis und der liedästhetischen Präferenzen des frühen Goethe« (S. 217). Damit bestätigen sie erneut Kaysers Unterordnung unter den berühmteren Zeitgenossen und messen ihn mit einem seinem Charakter und künstlerischem Tun inadäquaten Maßstab. Vielleicht hätte dieser Beitrag Kayser in einem anderen Kontext einen besseren Dienst erwiesen.

Cristina Urchueguía

Leonie und Joachim Berger: ***Anna Amalia von Weimar.*** *Eine Biographie*. München 2006, 298 S.

Ursula Salentin: ***Anna Amalia.*** *Wegbereiterin der Weimarer Klassik*. München, Zürich 2007 (Erstdruck: Köln 1996), 201 S., 37 Abb.

Detlef Jena: ***Das Weimarer Quartett.*** *Die Fürstinnen Anna Amalia, Louise, Maria Pawlowna, Sophie*. Regensburg 2007, 296 S.

Annette Seemann: ***Anna Amalia.*** *Herzogin von Weimar.* Frankfurt a. M., Leipzig 2007, 195 S., mit zahlreichen Abb.

Keine andere Epoche der deutschen Kulturgeschichte ist so sehr mit einem bestimmten Ort verbunden wie die Klassik, keine andere derart eng verknüpft mit Herrscherpersönlichkeiten: mit Weimar, mit Anna Amalia und Carl August. Weil die Geschichtsschreibung diesen Zusammenhang seit jeher bestätigt hat, liegt es nahe, die behauptete Allianz und Kohärenz der Ereignisse kritisch zu hinterfragen. In welchem Umfang und auf welche Weise hat Anna Amalia, die von 1759 bis 1775 als Obervormünderin ihres erstgeborenen Sohnes Carl August das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach regierte, zum Klassizismus beigetragen? In welchem Ausmaß haben sich ihre politische Funktion, ihr Kunstinteresse und das spätaufklärerische Denken im Umfeld ihres Hofes tatsächlich durchdrungen? 2007 hat als 200. Todesjahr von Anna Amalia auch formal den Anlaß für mehrere Neureflexionen gegeben und zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen geführt. Während Leonie und Joachim Berger die Musenhoflegende rückhaltlos entlarven und Ursula Salentin den deutschen Mythos unbeirrt fortschreibt, suchen Detlef Jena und Annette Seemann thematisch perspektivierte Zugänge zur Fürstin der Weimarer Klassik.

Bereits 2003 hat der Historiker Joachim Berger im Rahmen seiner wissenschaftlichen Biographie *Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach* die »Denk- und Handlungsräume einer ›aufgeklärten‹ Herzogin« (Untertitel) außerordentlich materialreich erschlossen. Auf dieser konsequenten Entmystifizierung der Protagonistin und der ebenso entschiedenen Dekonstruktion des Musenhofs basiert die nun vorgelegte populäre Biographie der berühmten Weimarerin – ein Gemeinschaftswerk von Leonie und Joachim Berger. Deren chronologische Lebenserzählung zeichnet sich zweifellos durch ihre fachlichen Grundlagen, den methodisch reflektierten Ansatz, die solide Quellenkritik und ihren eingängigen Stil aus. Den Autoren gelingt es, das traditionelle Anna-Amalia-Bild von seiner panegyrischen Patina zu befreien und die vermeintliche Weimarer Blütezeit auf dem Boden von oftmals profanen Tatsachen zu verorten. Anstelle einer teleologischen Erzählung der Individualgeschichte, die zwangsläufig harmonisiert und glättet, verankern Leonie und Joachim Berger Anna Amalia im Spannungsfeld von »Bewegung und Stillstand« (S. 12). Neben ihrer Offenheit betonen sie die Verwurzelung in der Tradition, sei es bei der Erziehung ihrer Söhne, bei ihrer Amtsführung, ihrem Kunstverständnis oder der Suche einer befriedigenden Betätigung nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Staatsdienst. Insbesondere die künstlerischen Interessen erscheinen in dieser Betrachtungsweise weniger als mäzenatisch denn als bescheidene Instrumentalisierung des aristokratischen Selbstverständnisses und als vergleichsweise anspruchsloser Zeitvertreib. Die Illusion vom aufgeklärten Musenhof mutiert so zu einem Hofkonzept, das aufgrund der wirtschaftlich-kameralistischen und außenpolitischen Situation lediglich über marginale Handlungsspielräume verfügte, so daß – im Widerspruch zur herkömmlichen Auffassung – eher selten Grenzen überschritten wurden.

Dieser ehrliche, ungeschminkte Blick auf die »Fürstin« erinnert an das Märchen von des Kaisers neuen Kleidern. Soviel aufklärerische Klarheit ist jedoch nicht nach jedermanns Geschmack, zumal damit *nolens volens* auch dem Wunschbild einer wechselseitigen Durchdringung von bürgerlichem Geistesleben und höfischer Macht der Boden entzogen wird. Deshalb

wundert es nicht, daß daneben nach wie vor eher konventionelle Beschreibungen des Lebens und der Leistungen von Anna Amalia Bestand haben, etwa die einfühlsame psychologisierende Geschichtserzählung von Ursula Salentin aus dem Jahr 1996, die nun als Taschenbuchausgabe erschienen ist. Auf der Basis der dreibändigen Anna-Amalia-Biographie von Wilhelm Bode aus dem Jahr 1908 wird dort ein zweifellos idealisierendes Lebensbild entworfen, das Anna Amalia als umsichtige, verantwortungsvolle, sparsame und aufgeklärte Regentin darstellt, die alle Herausforderungen »mit Bravour« (S. 56) gelöst und mit der Berufung Christoph Martin Wielands als Erzieher des Erbprinzen Carl August den »ersten Schritt zum Weimarer Musenhof« vollzogen habe (S. 83); gerade deshalb sei sie für die Weimarer auch als Pensionärin »die wahre Fürstin und Landesherrin« geblieben (S. 146).

Gewiß lassen sich diese Überzeichnungen im Lichte der wissenschaftlichen Erkenntnisse, namentlich von Joachim Berger oder Marcus Ventzke und aller weiteren einschlägigen Arbeiten, die im Rahmen des Sonderforschungsbereiches 482 *Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800* an der Friedrich-Schiller-Universität Jena entstanden sind, schwerlich im buchstäblichen Wortsinn verteidigen. Manches muß zurechtgerückt werden: Die Situation des weimarischen Staatshaushalts kann aufgrund der offengelegten Quellen nicht beschönigt werden, und selbst manch eine kulturpolitisch folgenreiche Entscheidung stellt sich mittlerweile in erster Linie als strategisches beziehungsweise pragmatisches Handeln dar. Während Salentin etwa die Berufung Christoph Martin Wielands quasi als Stiftungsakt der Weimarer Klassik deutet, zeigen Leonie und Joachim Berger auf, daß diese Entscheidung hauptsächlich der Suche nach einem Gegengewicht zu Johann Eustach von Schlitz, genannt Görtz, dem Erzieher Carl Augusts, geschuldet war und damit letztlich auch die Übergangsregentschaft Anna Amalias stabilisieren sollte.

Größer könnte die Kluft zwischen diesen beiden Lebensbildern kaum sein: Während Leonie und Joachim Berger den Weg der wissenschaftlich fundierten Biographie einschlagen und ihrem Gegenstand mit entsprechender Skepsis begegnen, orientiert sich Salentin an der Tradition der literarischen Biographik, die sich hier und da souverän über die kruden Tatsachen hinwegsetzen darf. Sofern sich der Leser nicht zwischen diesen beiden Paradigmen – dem bisweilen irritierend nüchternen und gelegentlich sogar persiflierenden Porträt beziehungsweise dem geschönten Lebensbild – entscheiden mag, bleibt ihm nur die Hoffnung, daß andere Herangehensweisen den Widerspruch versöhnen können.

Der Historiker Detlef Jena zum Beispiel hat die vier Weimarer Herzoginnen porträtiert, die in der unmittelbaren Generationenfolge jeweils mit einem Weimarer Erbprinzen verheiratet waren und von denen jede in einer besonderen Beziehung zu Johann Wolfgang Goethe stand: Anna Amalia, Louise, Maria Pawlowna und Sophie. Auch diese vier Porträts sind der panegyrischen Biographik verpflichtet, wobei sich die Überzeichnung keineswegs auf die Herrscherfamilie beschränkt (so darf bezweifelt werden, ob Herzogin Louise sich tatsächlich die angeblich »heile Familie der Herders«, S. 91, zum Vorbild genommen hat). Jena verdichtet zwar im wesentlichen das herkömmliche Wissen und nimmt auf die neueren Forschungsergebnisse nur teilweise Bezug, betont jedoch stärker als bisher die politische Dimension. Durch diese Verankerung und die unmittelbare Abfolge der vier Frauenbiographien wird überraschend deutlich, in welcher Geschwindigkeit sich das höfische Selbstverständnis und die Gestaltungsspielräume in Weimar verändert haben und wie sehr der Regierungsadel damals schon global vernetzt agiert hat. Dieser Paradigmenwechsel bildet sich laut Jena auch in der Rezeption der klassischen Kultur und insbesondere im Umgang mit Goethe ab – beginnend mit Anna Amalia, die am Weimarer Hof die Entscheidung ihres Sohnes für den unkonventionellen Dichter entschlossen verteidigte, bis zur Großherzogin Sophie, der Stifterin der nach ihr benannten Goethe-Ausgabe sowie des Goethe-Archivs, mit denen sie »das klassische Erbe Weimars ein halbes Jahrhundert nach Goethes Tod für Europa und die Welt« geöffnet habe (S. 274).

Die Anna-Amalia-Biographie von Annette Seemann schließlich rückt die Weimarerin als Sammlerin, insbesondere von Büchern und Bildnissen, aber auch von Porzellan oder Lackmalereiarbeiten, ins Blickfeld des Lesers und betont dabei die Kontinuität zwischen der fa-

miliären Herkunft Anna Amalias und ihrer Amts- sowie Lebensführung in Weimar. Obwohl Seemann dem chronologisch-biographischen Erzählen treu bleibt und die bisweilen ernüchternden neueren Forschungsergebnisse berücksichtigt, gelingt ihr ein stimmiges und unverkrampftes Porträt. Anna Amalias Hofkonzept wird als Fortschreibung des »kultur- und bildungsfreundlichen Elternhauses in Wolfenbüttel und Braunschweig« (S. 9) begriffen, so daß ihr dilettantischer Kunstwille, ihr laienhaftes Interesse an wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, ihre Sammelleidenschaft und sogar ihre Italienliebe (zwei Brüder Anna Amalias haben 1766 und 1776 ebenfalls eine Italienreise unternommen, der jüngere Bruder in Begleitung des Bibliothekars Gotthold Ephraim Lessing) nicht in erster Linie an der spätaufklärerisch-klassizistischen Ästhetik gemessen werden. Ihr Bildungsprogramm erscheint vielmehr in Form und Inhalt dem höfisch-aristokratischen Selbstverständnis ihres Elternhauses verpflichtet – also dem Ziel, an der Ilm ein ähnliches »kultur- und bildungsorientiertes Netzwerk« wie in Braunschweig und Wolfenbüttel zu etablieren (S. 165). Die Herzogin und spätere Herzoginmutter hat sich demnach weniger an der bürgerlichen Poesie und Philosophie orientiert und statt dessen stilbildend auf das Bürgertum gewirkt (zum Beispiel im Bereich der Innenarchitektur, aber auch als Leserin und Büchersammlerin). Eingeflochten in dieses Lebensbild sind luzide Beschreibungen der beiden großen nach wie vor bestehenden nichtuniversitären Fachbibliotheken, der Herzog August Bibliothek zu Wolfenbüttel und der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar, die in Verbindung mit den reichhaltigen Abbildungen eine durchweg eigenständige und spannungsreiche Deutung Anna Amalias leisten.

Heide Hollmer

Ettore Ghibellino: *Goethe und Anna Amalia. Eine verbotene Liebe?* 3., veränderte Auflage. Weimar 2007, 293 S., 40 Abb.

Ein Geheimnis wird enthüllt, eine Wahrheit aufgedeckt. Was Ettore Ghibellino in seinem umfänglichen, kürzlich auch ins Englische übersetzten und für jede Auflage stark umgearbeiteten Bestseller unternimmt, ist gleichzeitig auch Dan Browns *The Da Vinci Code* (deutsch: *Sakrileg*) gelungen: die Erzählung von einem grandiosen Betrug, den man eigentlich immer schon hätte durchschauen müssen. Der amerikanische Autor erlaubt seinen Lesern die Einsicht in das wahre Wesen des Heiligen Grals, der eben nicht der Kelch des Letzten Abendmahls sein soll, sondern symbolisch für Maria Magdalena, die Gattin Jesu, stehe (bzw. für ihre Gebeine) – die Macht der römischen Kirche wäre folglich einer ungeheuerlichen Geschichtsfälschung zu verdanken, und es hätte unabsehbare Folgen für die gesamte Christenheit, wenn die tatsächlichen Gegebenheiten ans Licht kämen. Der italienisch-deutsche Autor erfindet demgegenüber, daß Goethe in Wahrheit nie Charlotte von Stein geliebt hat, sondern seit 1776 immer nur die Herzoginmutter Anna Amalia: »[…] er lebte ›auf gutem Fuß‹ mit seinem hübschen protestantischen Mädchen Anna Amalia, doch durfte er sie nicht heiraten« (S. 88). Wirklich zusammenkommen konnten die Königskinder nun einmal nicht, weil andernfalls zumindest das Schicksal des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach auf dem Spiel stehen mochte. So wäre den beiden anstelle der privaten Erfüllung zum einen nur die Entsagung geblieben, wozu sich Goethe in Italien entschlossen haben könnte; zum anderen hätten sie ihr Glück bzw. Unglück in vielfach verschlüsselter Weise doch immer wieder zum Ausdruck gebracht (etwa im *Torquato Tasso*, wo Goethe den ›autobiographischen Inhalt‹ »mit allen ihm zu Gebote stehenden Kunstgriffen hinter einem handlungsarmen Seelendrama« verborgen habe; S. 115).[1] Angesichts dieser menschlichen Tragik stehen Goethes

1 »In der Dichtung TORQUATO TASSO (1780-1790) liebt der Dichter eine Prinzessin, diese Liebe ist aber verboten. Als Schutz wird daher eine Hofdame als Geliebte des Dichters vorgeschoben« (S. 115).

Werke plötzlich in einem anderen Licht da, und manches ungelöste Weimar-Rätsel erschließt sich. So sollen etwa die *Römischen Elegien I-XVII* keine reizvolle Römerin, sondern die Herzoginwitwe besingen (vgl. S. 207), und unter anderem erfahren wir alles Wissenswerte über Jakob Michael Reinhold Lenz' ›Eselei‹, die Goethe zum Anlaß nahm, den schwierigen Jugendfreund unfreundlich des Landes zu verweisen (es habe die Gefahr bestanden, daß der ebenfalls in Anna Amalia verliebte Dichter des *Hofmeister* den Neidern Gelegenheit gab, Goethe »vielleicht doch noch zu Fall zu bringen«; S. 141).

Dan Browns Grals-Geschichte hat bekanntlich gewaltiges Aufsehen erregt und Kirchenfürsten ebenso zur Widerrede provoziert wie Historiker und Kunstwissenschaftler. Die ganze Empörung wäre freilich gar nicht nötig gewesen: *The Da Vinci Code* ist kein Sachbuch, sondern ein Roman bzw. Thriller und kann als solcher gar keine Aussagen über die Wirklichkeit machen, so brisant die Einfälle des Autors auch sein mögen. Die Romanze um Goethe und Anna Amalia darf mit gleicher Gelassenheit als Belletristik gelesen werden. Ghibellino geht jedenfalls ganz nach dem *Sakrileg*-Muster vor. Authentische Dokumente ergeben schnell einen neuen Sinn, sobald sie in einen neuen Zusammenhang gestellt sind; gelegentlich werden sie stillschweigend verbessert, und gerade die Umdeutung von Bildmaterial scheint besonders überzeugen zu können. Bei Dan Brown ist es Leonardos *Abendmahl*-Fresko, das geschickt zur Offenbarung einer anderen Wahrheit umstilisiert wird – bei Ghibellino ist es z. B. Ferdinand Jagemanns Gemälde von 1806, das Anna Amalia als ›Braut‹ zeigen soll (Abb. 32), obwohl sie doch den schicklichen Witwenschleier trägt. Der tragende Einfall besteht jedoch darin, Goethes gefühlvolle Briefe an Charlotte von Stein gegen den Strich zu lesen. In Wahrheit sei Anna Amalia angesprochen gewesen, die sich aus Gründen der Etikette einer Deckadresse bedienen mußte: »Von 1776 bis 1789 schrieb Goethe mehr als 1.600 Liebesbriefe, die zwar an Frau v. Stein adressiert, jedoch an Anna Amalia gerichtet waren« (S. 165). Ghibellino nimmt also die Briefe Goethes für die eigentlich gemeinte Herzensdame in Beschlag[2] und garniert diesen Kunstgriff mit einer Unzahl weiterer Textzeugnisse, die alle in dieselbe Richtung deuten sollen. So zitiert er z. B. zweimal einen Brief der Gräfin Görtz an ihren Mann (11. Juni 1780) und illustriert daran, daß die Herzoginmutter zumindest manchen (mißgünstigen) Eingeweihten als Goethes ›Gattin‹ galt: »Goethe drechselt immer noch an der vollkommenen Liebe und die arme Frau v. Stein, dümmer gab es noch keine, erträgt geduldig das Geschwätz in der Öffentlichkeit und von Herrn Goethe und die üblen Launen seiner Frau [Anna Amalia]« (S. 23, 73). In der Anmerkung zu S. 73 erweist sich das etwas holpernde Deutsch als Übersetzung aus dem Französischen: »Goethe file toujours le parfait amour, et la pauvre Stein plus bête qu'il n'a été reçoit en patience les mauvais propos du public, et de Mr. Goethe, et les humeurs de sa femme« (S. 277). Da wäre der Schreiberin ein übler Grammatikfehler unterlaufen, weil sich das maskuline Personalpronomen ›il‹ mit dem femininen Subjekt ›la pauvre Stein‹ allzu offensichtlich beißt. An solchen Stellen läßt sich Ghibellino von den Lesern auf die Finger schauen und gibt ihnen Gelegenheit, sein Schreibverfahren nachzuvollziehen: Wo er »*la* pauvre Stein« zitiert, heißt es an der angegebenen Belegstelle[3] erwartungsgemäß »*le*«. Nicht Charlotte von Stein, die angebliche Strohfrau Anna Amalias, ist also die dumme Gans, sondern ihr Gatte Gottlob Ernst Josias Friedrich;

Daß Leonore Sanvitale in Goethes Künstlerdrama eine Rolle spielt, die Charlotte von Steins Rolle in seinem Leben entsprechen würde, kann am Wortlaut des Stückes nicht belegt werden: Sie wird keineswegs »als Geliebte des Dichters vorgeschoben«, sondern sucht bestenfalls ihr eigenes Interesse an Tasso zu befördern.

2 »Es wird hier daher im Folgenden von Goethes Briefen an Anna Amalia (›Frau v. Stein‹) gesprochen und durch den Zusatz (›Frau v. Stein‹) deutlich gemacht, dass sie nicht an diese gerichtet waren« (S. 165).

3 *Goethe. Begegnungen und Gespräche*. Hrsg. von Ernst Grumach u. Renate Grumach. Bd. II: *1777-1785*. Berlin 1966, S. 242.

weil sich ›seine Frau‹ folglich auf das Ehepaar Stein bezieht, kann von einer Gemahlin Goethes ebensowenig mehr die Rede sein wie von ihrer schlechten Laune.

In einer wissenschaftlichen Publikation wären solche Verlesungen fatal. In der Dichtung entfalten sie hingegen ihren guten Sinn, und mehr scheint das Weimarer Enthüllungsbuch auch gar nicht sein zu wollen. Während Dan Brown sein Buch plakativ als ›A Novel‹ (deutsch noch konsequenter: ›Thriller‹) deklariert, hat Ghibellino die Spuren zur Fiktionalität seines Werks allerdings diskreter gelegt. Als Ironie-Signal findet sich zwar auch hier (buchstäblich wie im *Da Vinci Code*) die Rahmung des Werks mit ›Prolog‹ und ›Epilog‹ – weit witziger ist aber ein Zitat aus Goethes *Zur Morphologie* als Gesamtmotto placiert: »[…] nirgends wollte man zugeben, daß Wissenschaft und Poesie vereinbar seien. Man vergaß, daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe, man bedachte nicht, daß, nach einem Umschwung von Zeiten, beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vortheil, auf höherer Stelle, gar wohl wieder begegnen könnten«.

Sowenig also ein *Sakrileg*-Leser glauben muß (oder darf), daß sich der Heilige Gral tatsächlich unter der Pyramide Inversée des Louvre verbirgt, sowenig braucht ein Leser von Ghibellinos Buch über eine ›verbotene Liebe‹ (wem fiele bei diesem Untertitel nicht die entsprechende Erfolgsserie der ARD ein?) zu fürchten, daß Goethe und Anna Amalia wirklich in wilder Ehe lebten. Das bleibt eine geistreiche Erfindung, die *in puncto* Krimi-Spannung Dan Brown freilich nicht das Wasser reichen kann, weil Ghibellino auf echte Schurken sowie atemberaubende Verfolgungsjagden leider verzichtet und den Clou des Ganzen ohnehin schon zu Anfang verrät. Dem ironisch gestimmten Leser verschafft die Liebesgeschichte um Goethe und Amalia aber ein dennoch unverächtliches Vergnügen: Es macht ganz einfach Spaß, dem Autor immer wieder auf die Schliche zu kommen. Bei den meisten seiner Einfälle sind übrigens weder genaue Kenntnisse der Weimarer Lebensumstände noch eine wohlsortierte Bibliothek erforderlich, um die ingeniöse Schwindelei zu entdecken – es reicht, wenn man mitdenkt und die Belege genauer beim Wort nimmt als den Kommentar.

Albert Meier

Ursula Naumann: »*Geträumtes Glück*«. *Angelica Kauffmann und Goethe.* Frankfurt a. M. 2007, 319 S., mit zahlreichen Abb.

Ursula Naumanns Buch trägt einen schönen Titel – doch ist dieser irreführend. Er zitiert eine Briefstelle, die die Autorin zugleich als Schlüssel für die rätselhafte Freundschaftsbeziehung zwischen Angelica Kauffmann und Goethe nimmt.[1] Kauffmann schrieb an Goethe nach seiner Abreise aus Rom von einem Traum, in dem sie ihn wiedersah, ein leider nur »geträumtes Glück«.

Angelica Kauffmann hat Konjunktur, und Leser des *Goethe-Jahrbuchs* brauchen hier keine nochmalige Einführung. Es handelt sich bei dem vorliegenden Buch nicht um eine biographische Darstellung mit einer klaren Erzählstimme, sondern um eine Spurensuche oder Recherche nach Modellen besten neueren biographischen Darstellens,[2] überspitzt ausgedrückt: um eine Zusammenschau aller Stellen aus Goethes *Italienischer Reise*, die die in Rom lebende ›erste Malerin des Jahrhunderts‹ erwähnen oder auf sie Bezug haben. Es sind dies Stellen aus dem erhaltenen Briefwechsel, Zitate aus Briefen von Johann Gottfried und Caroline Herder, von Herzogin Anna Amalia und anderen Weimarern, weiterhin Besprechungen von Goethe-Porträts, Gemälden und Zeichnungen im Hinblick auf Goethe, außer-

1 Zum Beispiel Irmgard Smidt-Dörrenberg: *Angelika Kauffmann, Goethes Freundin in Rom. Ein Lebensbild nach ihren Briefen und nach Berichten ihrer Zeitgenossen.* Wien 1968.

2 Vgl. Sigrid Damm: *Christiane und Goethe. Eine Recherche.* Frankfurt a. M., Leipzig 1998.

dem (im *Epilog* überschriebenen Kapitel) Textstellen aus Reisebeschreibungen und anderen Dokumenten deutschsprachiger Zeitgenossen – alles in handlichen Portionen und verbunden mit ausführlichen, erläuternden Kommentaren, ergänzenden Informationen sowie Reflexionen und Seitenblicken der Autorin. Insgesamt ergibt das eine Art Biographie der Malerin, da Rückblicke und Ausblicke auf ihre Lebensstationen ›vor und nach Goethe‹ nicht fehlen. Goethe bildet darin zwar einen Schwerpunkt – den prominentesten –, aber keineswegs den einzigen. Es handelt sich gewissermaßen um eine leserfreundliche und in der Herangehensweise wie im Stil modernisierte Aufbereitung und Erweiterung von Eugen Thurnhers grundlegender Quellensammlung *Angelika Kauffmann und die deutsche Dichtung*.[3] Schon 2001 legten Gisela und Gert Westphal ein »Lebensbild aus ihren [Kauffmanns] Briefen und Berichten berühmter Zeitgenossen« sowie Kompositionen von Giovanni Battista Pergolesi als Hörbuch vor.[4] Das ebenfalls 2007 in der Schweiz erschienene Buch *Un Incontro: Angelika Kauffmann im Briefwechsel mit J. W. von Goethe*[5] tritt bescheidener auf und nennt sich »eine Collage«.

Naumanns Titel klingt verlockender. Es ist gleichwohl ein verdienstvolles Buch und eine angenehm lesbare Einführung zu Kauffmann und auch zu Goethes Selbstdarstellungs-Versteckspiel. Nicht zuletzt ist es ein schönes Buch (von den gut gewählten Abbildungen sind neun in Farbe), und der Anhang ist gediegen (er enthält ein ausführliches Literaturverzeichnis und einen hilfreichen Personenindex). In ihrem verbindenden Text berücksichtigt Naumann neuere Forschungen über den fiktionalen Gehalt von Goethes autobiographischen Schriften – die *Italienische Reise* als interpretationsbedürftige Selbstinszenierung und Teil von Goethes Kulturpolitik und Selbst-Kanonisierung –, außerdem von Briefen und anderen Ego-Dokumenten im allgemeinen, die nicht immer ›Wahrheit‹ garantieren, im Gegenteil. Sie kennt sich aus in der Kauffmann-Forschung und zitiert ausführlich daraus (mit Quellennachweisen), auch wo sie das Leben in Rom anschaulich macht. Sie entwickelt keine romantische Geschichte, sondern rüttelt vielmehr an hartnäckigen Klischees, stellt viele Fragen und äußert sich in Vermutungen. Dabei ist es ihr gelungen, komplexe Forschungsfragen und -ergebnisse leserfreundlich aufzuarbeiten.

Dennoch sieht die Rezensentin nicht ganz ein, daß Kauffmanns abenteuerliche, aber doch so charakteristische und vielsagende Orthographie modernisiert werden muß, noch dazu in einem Buch, das andererseits Zitate auf Englisch bringt und den einen und anderen italienischen Ausdruck. Diese Entscheidung wird jedoch ermöglicht haben, daß hier Kauffmanns Briefe an Goethe mit Kommentar nach der Briefausgabe[6] (allerdings modernisiert) abgedruckt werden; ohne sie (54 Seiten) wäre der Band doch ziemlich schmal ausgefallen.

Ernst zu nehmen und überzeugend ausgeführt ist Naumanns Lesart, daß Kauffmann und Goethe ›weibliche‹ und ›männliche‹ Rollenmodelle des Sich-Versteckens einschlugen. In Naumanns Worten:

> Äusserlich verletzlich, panzerte sie sich in Konventionalität, der beste Schutz für eine Frau, die ganz unkonventionell in einem Männerberuf arbeitete. Angelica verschwand hinter dem Bild sanft beseelter Weiblichkeit, das sie von sich kreierte. (S. 16)
>
> Wie Angelica, so hat auch Goethe sich versteckt, dabei aber den entgegengesetzten, männlichen (?) Weg gewählt. Während sie sich bemühte, in verschiedenen Kostümen doch

3 *Angelika Kauffmann und die deutsche Dichtung*. Hrsg. u. eingeleitet von Eugen Thurnher. Bregenz 1966.

4 Gisela Westphal, Gert Westphal: *Angelika Kauffmann. »Eine Dichterin mit dem Pinsel«*. Hamburg 2001 (Untertitel auf der Umschlagrückseite).

5 Anne Stephan-Chlustin: *Un Incontro. Angelika Kauffmann im Briefwechsel mit J. W. von Goethe. Eine Collage*. Chur 2007.

6 Angelica Kauffmann: *»Mir träumte vor ein paar Nächten, ich hätte Briefe von Ihnen empfangen«. Gesammelte Briefe in den Originalsprachen*. Hrsg. von Waltraud Maierhofer. Lengwil 2001.

> immer die gleiche zu bleiben, eine Ikone schöner Weiblichkeit, hieß sein Zauberwort Verwandlung. […] Die Welt war ihm eine Bühne, auf der er seine Existenz in wechselnden Rollen spielte. Aus seinem Leben machte er Poesie, aus Poesie Leben, offenbarte sich in Fiktionen und verbarg sich in seinen autobiographischen Schriften, die in vieler Hinsicht weniger »wahr« sind als seine Dichtungen. (S. 19 f.)

Mit Recht vermutet Naumann (den Recherchen von Roberto Zapperi[7] folgend) deshalb, daß die beiden sich früher kennenlernten, als in der *Italienischen Reise* berichtet bzw. zur »Romanze« stilisiert (S. 87). Interessant ist der Vergleich, daß Goethe in der *Italienischen Reise* seine Beziehung zu Kauffmann »zum repräsentativen, ›epochalen‹ Bündnis, der Liebesgeschichte von Poesie und Dichtkunst« umschrieb, ein Motiv, das Kauffmann mehrmals malte (S. 47). Naumann vergißt nicht, darauf hinzuweisen, daß Goethes *Farbenlehre* möglicherweise von Kauffmann, der allgemein hochgeschätzten Koloristin, beeinflußt war (S. 80). Das Buch ist reich an solchen guten Erläuterungen. Die Interpretation von Kauffmanns Zeichnungen für Goethe zu Motiven aus *Iphigenie* und *Egmont* als »Liebeszeichen« (S. 89) beruht auf umsichtiger Lesart und Ausschöpfung des Kontextes. Eine der originellsten Vermutungen betrifft mögliche Wechselwirkungen von Goethes Schreiben in Rom, insbesondere des Dramas *Nausikaa*, das Fragment blieb, und seiner Bekanntschaft mit der verheirateten Malerin:

> Beginnen sollte die Liebesgeschichte zwischen Ulysses und Nausikaa mit geträumtem Glück: […] Verführung durch Literatur! […] Ich vermute, daß Goethes Verhältnis zu Angelica Kauffmann und ihre Biographie in diese Träumereien verwoben waren. Er spielte den Ulysses, sie hatte ihn als Fremden gastlich in ihrem Haus aufgenommen. Es waren seine Erzählungen, seine Dichtungen, die zwischen ihnen ein intimes Verhältnis stifteten. (S. 98 f.)

Der Autorin ist auch darin zu folgen, daß die Aussagen der Herders vieles von dem Unangenehmen direkt aussprechen, das Goethe in seiner Autobiographie ausklammerte (S. 185). Bei Herder wird allerdings Naumanns Sprache gelegentlich arg salopp, wenn sie etwa seine Beschreibung von Kunstwerken mit der Haltung eines *Playboy*-Lesers vergleicht (S. 191) oder von seiner »hysterisch anmutenden Verklärung der Malerin« spricht (S. 196). Erwähnenswert ist noch ein im Anhang abgedruckter, nach Wissen der Rezensentin bisher unveröffentlichter Brief aus dem Goethe- und Schiller-Archiv, der weitere Beachtung verdient, hier überschrieben mit »Philipp Christoph Kaysers Widmungsbrief an Angelica Kauffmann« (S. 289 f.). Es handelt sich um einen undatierten Brief (bzw. vielmehr um eine Abschrift des Briefes), mit dem Kayser ihr das Liederheft *Römische Nebenstunden für Singstimmen beyderlei Geschlechts* übersandte (S. 289). Der kurze Kommentar enthält leider wenig zum Brief selbst und nichts zu den *Römischen Nebenstunden* (oder sollte es »Nebenstudien« heißen, wie Kayser im Brief schreibt?), sondern konzentriert sich auf Goethes Aussagen zum Ritornell und zur Tarantella, die auf die Vermutung zulaufen, daß der Brief die Beilage zu einem Schreiben an Goethe war, mit dem Kayser auf die 1789 veröffentlichten Betrachtungen über italienischen Volksgesang reagierte (S. 291). Dabei erwähnt Kayser hier seine Gesänge zum *Egmont*, deren offenbare Kenntnis Naumanns Argument für Kauffmanns Identifizierung mit Klärchen stärken könnte. Kayser bittet ferner um Kauffmanns Urteil, ob er die Gesänge fertigstellen oder »einem geübtern Meister überlassen soll« (zit. S. 290) – ein großes Lob für das musikalische Urteil der Malerin, die auch als gute Sängerin galt. Er gibt außerdem Anweisungen für die Ausführung der Gesänge, womit er sie und ihren Zirkel indirekt dazu ermunterte.

Im *Epilog* tritt die Autorin vorsichtig selbst in Erscheinung und schreibt kurz von ihren Reisen zu Kauffmann-Orten und -Ausstellungen, von Postkarten und einer Begegnung mit einem Kauffmann-Experten in Schwarzenberg, dem Vorarlberger Heimatort, der ihr ein

7 Roberto Zapperi: *Das Inkognito. Goethes ganz andere Existenz in Rom*. München 1999.

Museum gewidmet hat. Mit der unkommentierten Antwort auf ihre Frage, welche charakteristischen Merkmale Kauffmanns man in heutigen Bregenzerwäldlerinnen finde, läßt sie ihr Buch ausklingen. Die Antwort bleibt unkommentiert (S. 286) und soll hier nicht verraten werden. Angelica Kauffmann bleibt ein Rätsel.

In meiner Einführung zu Angelika Kauffmann habe ich bemerkt, das definitive Buch zu Angelika Kauffmann und Goethe sei noch zu schreiben.[8] Nun liegt es also vor – oder auch nicht.

Waltraud Maierhofer

Julia A. Schmidt-Funke: ***Karl August Böttiger. Weltmann und Gelehrter.*** Heidelberg 2006, 205 S.

Karl August Böttiger, umtriebigster Publizist, Rezensent und Literat in der Zeit zwischen Spätaufklärung und Romantik, war eine der einflußreichsten und meistbeachteten, zugleich aber bestgehaßten Persönlichkeiten seiner Zeit. Von Herder protegiert, von Schiller und Goethe anfangs als kundiger Altertumswissenschaftler und Ratgeber geschätzt (so hatte Goethe Böttiger sein Versepos *Herrmann und Dorothea* vorgetragen, um dessen Anmerkungen und Korrekturen einzuarbeiten), fiel er schon bald in Ungnade, zog Verachtung und Haß auf sich und wurde, vom Bannstrahl des Weimarer Dreigestirns getroffen, im Zuge einer selektiven, auf das Klassikkonzept zentrierten Wahrnehmung als »Symbol der Mediokrität«[1] zu einer »Nebenfigur« der Weimarer Geistesgrößen herabgestuft.[2] Lediglich in Ludwig Tiecks bissig-satirischen Schriften führt er, u. a. in *Der gestiefelte Kater* als der ›Zuschauer Bötticher‹ und in der Novelle *Die Vogelscheuche* als ›Magister Ubique‹, das undankbare Nachleben einer effektvoll zum Zerrbild ridikülisierten Figur, sofern nicht seine jüngst edierten Weimarer Aufzeichnungen aus dem Nachlaß[3] von der germanistischen Forschung und vom Feuilleton allzu leichtfertig als Quelle für das Alltagsleben der Weimarer Geistesgrößen herangezogen werden.[4]

Wer war dieser Universalgelehrte, Beförderer der Wissenschaft, Vielschreiber und Plauderer, der wie kaum ein anderer Zeitgenosse seine Umwelt derart zu polarisieren vermochte? Was verursachte diesen eklatanten Wandel seiner Wertschätzung und der Rezeption seines Werks? Julia Schmidt-Funkes 2006 im Rahmen ihrer Tätigkeit am Sonderforschungsbereich 482: *Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800* erschienene Monographie verspricht Antworten auf diese Fragen.

1760 als Sohn des Konrektors der Stadtschule in Reichenbach geboren, besuchte Böttiger die Fürstenschule in Pforta, bevor er in Leipzig Theologie und Klassische Philologie studierte, 1784 in Wittenberg den Magistergrad erlangte und schließlich nach mehreren Anstellungen als Hofmeister Rektoratsstellen in Guben und Bautzen bekleidete. Als 1791 Johann Gottfried Herder einen neuen Rektor für das Weimarer Gymnasium suchte, fiel seine Wahl

8 Waltraud Maierhofer: *Angelika Kauffmann*. Reinbek 1997.

1 Eckhard Richter: *»Verehrtester Herr Hofrath.« Tieck und Böttiger*. In: *Ludwig Tieck. Literaturprogramm und Lebensinszenierung im Kontext seiner Zeit*. Hrsg. von Walter Schmitz. Tübingen 1997, S. 169-191; hier S. 169.

2 Vgl. den aussagekräftigen Titel von Fritz Fink: *Nebenfiguren der klassischen Zeit in Weimar*. Weimar 1935.

3 *Karl August Böttiger: Literarische Zustände und Zeitgenossen. Begegnungen und Gespräche im klassischen Weimar.* Hrsg. von Klaus Gerlach u. René Sternke. Berlin 1998.

4 Zur Problematik eines unreflektierten Vertrauens in den Quellenwert dieser Schrift siehe Dirk Sangmeisters Rezension dieser Edition. In: *Lichtenberg-Jb.* 1998, S. 378-380; hier S. 378.

auf Böttiger, der durch mehrere Publikationen zum Schulwesen und zum Altertum auf sich aufmerksam gemacht hatte. Schmidt-Funkes Monographie, die seinen Tätigkeitsfeldern als Pädagoge, Korrespondent, Archäologe sowie Kunstkenner und -kritiker je eigene, kurze Kapitel widmet, setzt an diesem Höhepunkt von Böttigers Karriere ein. Ziel ihrer Arbeit ist es jedoch nicht, die ausstehende Biographie des Weimarer Gymnasialleiters, Leiters des Dresdner Pageninstituts und Oberaufsehers der dortigen Antikensammlung, des Münzkabinetts und der Mengsischen Abgußsammlung zu schreiben. »Im Vordergrund steht statt dessen die Analyse von Böttigers kommunikativer Funktion und seines geistigen Schaffens« (S. 22) – wenngleich der Untertitel »Weltmann und Gelehrter« – ein Briefzitat des Archäologen Karl Otfried Müller – etwas anderes suggeriert.

Die etwas unscharfe Fragestellung wirkt sich bedauerlicherweise auf die Ergebnisse dieser Arbeit aus, die aus einem reichen Fundus unedierter Quellen schöpft. So vermag Schmidt-Funke eingangs die weitgehend in Vergessenheit geratenen pädagogischen Tätigkeiten in Weimar und Dresden nur in groben Zügen zu schildern, da sie auf notwendige Differenzierungen der unterschiedlichen Bildungsinstitutionen, in denen Böttiger tätig war (Gymnasium, Pageninstitut und Ritterakademie), ebenso wie auf Erläuterungen der differierenden Bildungsansätze (spätaufklärerische bzw. neuhumanistisch-reformpädagogische Pädagogik) verzichtet (S. 23-39). Auch andere Kapitel, wie z. B. dasjenige zu Böttigers Stellung zum Philhellenismus (S. 118-224), zeichnen sich durch wenig trennscharfe Begrifflichkeiten aus und bleiben insofern sehr vage.

Böttigers auf einem klug aufgebauten Korrespondentennetz basierende journalistische Arbeit, die Rolle der Freimaurerkontakte und sonstiger Netzwerke, die systematische Nutzung geselliger Zirkel zur Informationsbeschaffung, die Vermittlung von Verlegern und Autoren, das systematische Plazieren von Buchanzeigen und Rezensionen usw. kommen zwar im folgenden Kapitel zur Sprache, die zentrale Rolle, die er damit im Buch- und Zeitschriftenwesen seiner Zeit einnahm, wird jedoch nur schemenhaft erkennbar. Der universalgelehrte Büchernarr verfaßte nicht nur eine unüberschaubare Anzahl an Beiträgen für zahlreiche Fachzeitschriften und Unterhaltungsblätter, sondern gab auch von 1794 bis 1809 den *Neuen Teutschen Merkur* heraus, als dessen offizieller Herausgeber weiterhin Christoph Martin Wieland fungierte. Ebenso leitete er von 1797 bis 1803 bzw. 1804 die unter Friedrich Justin Bertuchs Namen erscheinenden Zeitschriften *Journal des Luxus und der Moden* sowie *London und Paris*. Er arbeitete an zahlreichen deutschen Zeitungen und Zeitschriften mit, u. a. an den unter Cotta erscheinenden Blättern *Neueste Weltkunde* (später unter dem Titel *Allgemeine Zeitung*) und *Morgenblatt für gebildete Stände*. Seine Literaturübersichten ermöglichten erstmals eine Orientierung über die jährlich wachsende und kaum zu überblickende Zahl an Neuerscheinungen auf der Leipziger Buchmesse. Rezensionen verfaßte er meist im Auftrag von Verlegern und Autoren für entsprechende Gegenleistungen, so daß der Vorgang des Bucherwerbs durch opportunistische Gefälligkeitsrezensionen unter Zeitgenossen spöttisch als »Zusammenböttigern« bezeichnet wurde (S. 126). Als Rezensent wie als Publizist und Schriftsteller verstand er es, die Lektüre, Belehrungs- und Unterhaltungsbedürfnisse unterschiedlicher Bevölkerungsschichten zu bedienen und die Kommerzialisierung des literarischen Marktes für seine Zwecke zu nutzen. Er dürfte »beinahe jede Neuerscheinung von einiger Relevanz besprochen oder zumindest erwähnt haben. Es war diese Ubiquität, die Böttigers kritische Autorität begründete und an der sich in der Folge der Streit um die Legitimität seines Urteils entzündete« (S. 130). In der Apostrophierung als ›Magister Ubique‹ findet diese kritisch beäugte Regsamkeit ebenso ihren Ausdruck wie in dem von der Forschung bislang weitgehend ignorierten *Böttticher-Lied* im Prolog von Ludwig Tiecks *Anti-Faust* (1801).[5]

5 Ludwig Tieck: *Nachgelassene Schriften*. Bd. 1. Hrsg. von Rudolf Köpke. Leipzig 1855, S. 127-159; hier S. 142 (auch von Schmidt-Funke nicht beachtet).

Nicht zuletzt dürften aber die Charakterschwächen des streitsüchtigen Universalgelehrten dazu beigetragen haben, daß er von Kollegen mit bissigem Spott überzogen wurde. Der Bruch mit Schiller erfolgte, nachdem dieser erfuhr, daß *Wallensteins Lager* bereits vor Drucklegung in Kopenhagen gelesen wurde, weil Böttiger das Manuskript entwendet und unautorisiert weitergegeben hatte. Goethe dürften mindestens ebenso wie die Kritik an seiner Inszenierung von August Wilhelm Schlegels *Ion* die Indiskretionen und kolportierten Invektiven erzürnt haben.[6] In einer Zeit, als sich die Kunst- und Kulturwissenschaften erst als eigenständige Disziplinen zu etablieren begannen, war Böttigers Weg einer Popularisierung der Kunst- und Altertumswissenschaften vielseitigen Anfeindungen ausgesetzt, die sich neben dem volksaufklärerischen Bestreben in privaten Vorlesungen nicht scheute, Muster für die Produktion klassizistischer Massenware zu liefern.

Sein Hauptinteresse galt der mythologischen Auslegung antiker Kunstwerke und dem Alltagsleben der Griechen und Römer, das er z. B. in seinem Buch *Sabina* zu veranschaulichen suchte.[7] Die zum Teil heftig geführten Fehden um seine Tätigkeit auf diesem Gebiet veranschaulichen nicht zuletzt den »Konflikt zwischen Wissenspopularisierung einerseits und Spezialisierung und Professionalisierung andererseits« (S. 110f.).

Böttigers Kunst-, Theater- und Literaturkritik bedürfte einer eingehenderen Untersuchung, die stärker die Argumentationsstrategien und Methoden berücksichtigen und insofern der Aufgabenstellung einer »Analyse von Böttigers kommunikativer Funktion« (S. 22) wirklich gerecht würde. Erst dann würden die Konfliktlinien zwischen der von Böttiger vertretenen Auffassung einer belehrenden Kunst und dem romantischen Konzept der Kunstautonomie klar zutage treten. Auch seine bereitwillige Mitarbeit an der Schaffung des »Mythos Weimar«, den die Autorin im letzten Kapitel thematisiert, bedürfte einer eingehenderen Analyse.

Im Ton meist sachlich, im ersten Teil sich aber an wenigen Stellen an den sprachlichen Minimalstil geisteswissenschaftlicher ›Exzellenzcluster‹ anbiedernd (Böttiger als »erfolgreicher Infotainer und Networker«, S. 11; »brain drain«, S. 32), erschöpft sich die Arbeit leider trotz zahlreicher wichtiger Detailergebnisse über zu große Strecken in der Ausbreitung eines beeindruckenden Archivfundus, der zu wenig zum Sprechen gebracht wird. Eine grundlegende Analyse, die dieser höchst einflußreichen, komplexen und – zumindest im Rahmen der Kommerzialisierung und Differenzierung des Buch- und Zeitschriftenmarkts der Sattelzeit – zentralen Gestalt gerecht würde und zu der die vorliegende Studie wichtige Bausteine liefern könnte, steht nach wie vor aus.

Gilbert Heß

Rita Seifert: ***Goethe und Napoleon.*** *Begegnungen und Gespräche.* Weimar 2007, 139 S.

Rita Seifert widmet sich in ihrer knapp 130seitigen Studie dem Verhältnis von Goethe und Napoleon und hier insbesondere den Begegnungen und Gesprächen der beiden. Die dokumentarische Absicht von Seiferts Monographie schlägt sich in den ausführlichen Zitaten (oft über eine Seite hinaus) nieder. Zahlreiche Abbildungen machen den Band zu einem Augenschmaus. Der Text ist ansprechend und für ein breiteres Publikum geschrieben, richtet sich

6 Siehe zu diesem Komplex Bernd Maurach: *Zeitgenosse Goethe. K. A. Böttigers verschmähte kritische Notizen über Goethe*. In: *Jb. des Freien Deutschen Hochstifts* 1978, S. 225-255.

7 Carl August Böttiger: *Sabina oder Morgenscenen im Putz-Zimmer einer reichen Römerin. Ein Beytrag zur richtigen Beurtheilung des Privatlebens der Römer und zum besseren Verständnis der römischen Schriftsteller*. Leipzig 1803.

nicht nur an die germanistische Fachöffentlichkeit. Daher ist es nur konsequent, wenn auch für die Zunft manchmal ein wenig enttäuschend, daß eine explizite Auseinandersetzung mit der Forschung fehlt (lediglich die Schlußbetrachtungen streifen Standardwerke der älteren Goethe-Philologie). Kann man dies verschmerzen, wiegt es schon schwerer, daß die Verfasserin auch auf Zitatnachweise verzichtet. Das ist schade. Ein Personenregister erleichtert die Handhabung des Bandes.

Von der Schlacht bei Jena und Auerstedt bis zum Erfurter Fürstentag 1808 verfährt Seifert chronologisch, um dann einen Exkurs zum Verhältnis von Wieland und Goethe anzuschließen. Das Ende der Arbeit bilden zwei besondere Kapitel: Zum einen wendet sich die Verfasserin panoramatisch Goethes Verhältnis zu Frankreich und Napoleon zu, zum anderen – und hier ist die Studie von besonderem literaturwissenschaftlichem Interesse – fokussiert Seifert auch den Schriftsteller Napoleon, indem sie Goethes *Die Leiden des jungen Werther* mit Napoleons *Clisson et Eugénie* vergleicht. Napoleons fragmentarisch überlieferte Novelle *Clisson et Eugénie* (wohl von 1795) ist autobiographisch gestaltet und intertextuell stark an den *Werther* angelehnt. Unglückliche Liebe, Abschiedsbriefe und Tod des Helden verbinden die Texte motivlich. Einen stilistischen Vergleich unternimmt Seifert nicht.

Da sich die Verfasserin auf die Begegnungen und Gespräche Goethes und Napoleons konzentriert, rücken die retrospektiven Reflexionen über Gestalt und Bedeutung Napoleons in den Gesprächen mit Eckermann eher in den Hintergrund. Das ist mißlich, weil Goethe hier nach 1821 seine Genie-Konzeption mit Blick auf Napoleon reformuliert. Auch Goethe hatte sich wohlweislich in der literarischen Öffentlichkeit über Napoleon vor 1821, also Napoleons Todesjahr, ausgeschwiegen. Die spärlichen Äußerungen entstammen zumeist privaten Zusammenhängen: 1802, in einem Brief an Schiller, trug Goethe der »herrlichen und herrschenden Erscheinung« Napoleons Rechnung.[1] 1804 rezensierte Goethe Gustav von Schlabrendorfs *Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate* und verteidigte Napoleon gegen den kritischen Schlabrendorf als einen »außerordentlichen Mann, der durch seine Unternehmungen, seine Thaten, sein Glück die Welt in Erstaunen und Verwirrung setzt« (WA I, 40, S. 260). Riemer notierte 1807 Goethes Ausspruch: »Außerordentliche Menschen wie Napoleon treten aus der Moralität heraus. Sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser« (Gespräche, Bd. 2, S. 190). Damit ist Goethe nah an Friedrich Hölderlins Naturgewaltmetaphorik und Johann Gottlieb Fichtes Charakteristik, die an Napoleon mangelnde zivilisatorisch-moralische Zähmung diagnostizierte. Im Unterschied zu Fichte ist dieses Heraustreten aus der Moralität bei Goethe aber nicht als abwertendes Argument funktionalisiert. Außergewöhnlich sind solche Äußerungen zu der Zeit nicht. Für Goethes spätere Charakterisierung Napoleons als ›dämonisch‹ hingegen ist diese frühe Sentenz wichtig, weil hier schon das ›Heraustreten aus der Moralität‹ als Zeichen von Größe jenseits ethischer Dimensionen perspektiviert wird.

Erst nach Napoleons Tod schaltet sich Goethe in die öffentliche Debatte ein. Nach Napoleons Tod und nach der Übersetzung der Manzoni-Ode unterhielt sich Goethe immer wieder mit Eckermann über Napoleon, mit dessen Herrschaft er sich in der Lektüre von historiographischen Werken und Memoiren auseinandersetzte. Goethe bezeichnete Napoleon bewundernd als »Kompendium der Welt«,[2] insofern er die Möglichkeiten des einzelnen Menschen zur individuellen Machtentfaltung lehrbuchartig vorexerziert hatte. Goethe analysierte weiterhin sein strategisches Geschick, sich den Egoismus der Menschen zu Nutzen zu machen.

Goethes Charakteristiken weisen aber vor allem den Weg zu den Napoleonbeschreibungen im 19. Jahrhundert, weil sie Napoleon zu einem dem Künstler vergleichbaren Genie erheben. Mit Goethes Reflexionen wird Napoleon endgültig auch zu einer poetologischen Figur. Nach den Gesprächen mit Eckermann gewinnt die Mythisierung Napoleons in Deutschland eine neue Dimension. Es geht nicht mehr um Prophetien und ein in der Poesie vorwegge-

1 Goethe an Schiller, 9.3.1802 (SNA 39.1, S. 211).
2 Gespräch mit Eckermann, 16.2.1826 (MA 19, S. 159).

nommenes Ende der napoleonischen Geschichte, nicht mehr um die Analyse von Gesellschaftsformationen oder die rhetorische Abwehr eines Nationalfeindes, sondern Napoleon wird zum poetologischen Mythos, dessen Handeln zum Bild für das künstlerische Schaffen wird. Bei Franz Grillparzer fungierte Napoleon als poetologische Sonde, mit der er die mangelnde Größe der eigenen Epigonalität ausmessen konnte. Bei Goethe ist Napoleon kein kontrastives Mittel zur poetologischen Selbstbestimmung, sondern wird über das *tertium comparationis* des Genies selbst identifikatorisch zum Künstler bestimmt, dessen Medium die Politik ist. Welchen Mediums sich das Genie bedient, ist hier zweitrangig: Sowohl der »Gedanke« eines Philosophen, das »Aperçu« einer Dichters oder die »Tat« eines Regenten können Ergebnisse der »produktiven Kraft« eines Genies sein.[3] Beim alten Goethe wird Napoleon Genie angemessen, und das auf eine deutlich andere Art als noch im Sturm und Drang etwa der Prometheus-Gestalt. Genie definiert sich 1828 für Goethe auch ganz wesentlich über seine anhaltende Wirkung: Die Produktivität des Genies muß Dinge zeugen, die »Folge haben und von Dauer sind«. Während das Originalgenie des Sturm und Drang sich vor allem aus dem aufmüpfigen ästhetischen wie sozialen Regelverstoß heraus definierte, wird jetzt die tiefgreifende und dauerhafte Wirkung der Produktivität zum Maßstab für das Genie. Napoleon als Künstler und Originalgenie übernimmt in den 1820er Jahren die Rolle, die in den frühen poetologischen Schriften Goethes ein Prometheus, Shakespeare oder Erwin von Steinbach eingenommen hatten. Beim frühen Goethe waren Figuren des Mythos (Prometheus) und Künstler des entfernten Mittelalters (Erwin von Steinbach) sowie der frühen Neuzeit (Shakespeare) zu poetologischen Mittlern geworden. Die historische Ferne prädestinierte diese Figuren zur massiven Gegenwartskritik des Sturm und Drang. Beim späten Goethe wird mit Napoleon hingegen kein Künstler aus fernen Zeiten, sondern ein Regent der unmittelbaren Vergangenheit zur poetologischen Figur erhoben. Das Genie wird so nicht mehr in mythische Fernen gerückt, sondern ist in der Realität der Zeitgeschichte greifbar und wird damit in die Gegenwart der Mitlebenden integriert und nicht ihr oppositionell entgegengestellt. – Solche kontextualisierenden Erläuterungen fehlen bei Seifert.

Schade auch, daß sich die Verfasserin nicht genauer mit Goethes Übersetzung von Alessandro Manzonis Napoleon-Gedicht beschäftigt hat. Gerade im Vergleich mit anderen Übersetzungen (etwa der von Friedrich de la Motte Fouqué) hätte sich Goethes Napoleonbild noch genauer im komparatistischen Kontext darstellen lassen. Goethes Übersetzung antikisiert Manzonis christliche Ode. Seine Version dämmt die Kritik an Napoleon ein und stärkt die rühmenden Aspekte. Napoleon wird aus der historischen Situation des anbrechenden 19. Jahrhunderts in eine klassizistisch anmutende Zeitlosigkeit gehoben und zum antiken Heros auf elysischen Gefilden stilisiert. Er gleicht mehr einem Prometheus vor Zeus als einem Napoleon vor dem christlichen Gott. Die christliche Volte am Ende von Manzonis Ode mildert Goethe deutlich ab. Fouqué hingegen stellt in seiner romantischen Übersetzung Napoleon in einen historischen Verlauf, der christlich überwölbt wird. Manzonis Kritik an der Superbia Napoleons wird betont, die rühmenden Aspekte werden abgeschwächt.

Das aber freilich sind Ergänzungen und Kritikpunkte, die man vielleicht gar nicht äußern sollte gegenüber einer Studie, die lediglich einen Überblick verschaffen will über die Stationen der Begegnungen von Napoleon und Goethe. – Und das gelingt Rita Seifert gut.

Barbara Beßlich

3 Gespräch mit Eckermann, 11.3.1828 (MA 19, S. 606 f.).

Dagmar von Gersdorff: ***Goethes späte Liebe.*** *Die Geschichte der Ulrike von Levetzow.* Frankfurt a. M., Leipzig 2005, 117 S.

Nicht Goethe, sondern vielmehr seiner letzten Geliebten Ulrike von Levetzow (1804-1899) ist dieses Insel-Bändchen *Goethes späte Liebe* gewidmet. Es reiht sich ein in die zahlreichen Publikationen über Goethe und die Frauen, und wenngleich man nichts Neues über die Begegnungen in Marienbad erfährt, so hat das Buch doch seinen Reiz, nicht zuletzt wegen der sorgfältig ausgewählten Abbildungen zeitgenössischer Porträts, Stiche und Handschriften. Aufgrund verschiedener Quellen, die Jochen Klauß 1996 zusammengestellt hat – Goethes Tagebuchaufzeichnungen und Briefe, Ulrike von Levetzows Erinnerungen sowie die Korrespondenz anderer – wird ihre Biographie nachgezeichnet, wobei die Sommermonate zwischen 1821 und 1823 und die *Trilogie der Leidenschaft* im Mittelpunkt stehen. Hinzu kommen unveröffentlichte Tagebücher, Freundes- und Familienbriefe, anhand derer die bisher weniger beachteten Lebensabschnitte in Wien und Prag sowie Ulrikes Jahre als Ehrenstiftsdame des Klosters zum Heiligen Grabe im böhmischen Trziblitz skizziert werden. Etwas problematisch ist die Einbindung der zwar autobiographisch motivierten, aber dennoch fiktionalen Marienbader *Elegie*, die als Beleg für Goethes tiefe Zuneigung zu der jungen Frau fungiert, als habe das Gedicht denselben faktualen Quellenwert wie ein Brief oder eine Tagebuchnotiz. Im Unterschied zu vielen anderen populären Darstellungen verzichtet Dagmar von Gersdorff insgesamt auf phantasievolle Ausschmückungen, was das bibliophile Bändchen um so lesenswerter macht.

Gabriele Radecke

Sigrid Damm: ***Goethes letzte Reise.*** Frankfurt a. M. 2007, 364 S.

Am 26. August 1831, zwei Tage vor seinem 82. Geburtstag, brach Goethe in Begleitung seiner zwei Enkelsöhne Wolfgang und Walther sowie seines Dieners zu einer Reise nach Ilmenau, der Weimarer Exklave am Nordhang des Thüringer Waldes, auf. Fünf Tage später, am 31. August, kehrte die kleine Gesellschaft wohlbehalten nach Weimar zurück, wo Goethe seinen gewohnten Tagesablauf wieder aufnahm. Im Blick auf Goethes nahes Lebensende gewinnt der Familienausflug besondere Bedeutung, war es doch, wie der Titel des Buches von Sigrid Damm plakativ feststellt, die letzte Reise vor seinem Tod im März 1832. Aus dieser teleologischen Perspektive – die letzte Reise, die letzte Begegnung mit der Welt außerhalb Weimars, das letzte Zusammentreffen mit Zeugen seiner Ilmenauer Tätigkeiten – gewinnt jeder Abschnitt der mehrtägigen Ausfahrt zusätzliches Gewicht, scheint doch alles auf Endgültiges und Abschließendes hinzudeuten.

In der Tat legt Sigrid Damm ihr Buch, das aus gutem Grund mit keiner Gattungsangabe versehen ist und sich wohl am besten als »Dokumentarfiktion« bezeichnen läßt, als große Lebensbilanz an. Akribisch verfolgt sie – das ist die erste Ebene des Buches – jede Etappe der kleinen Reise, berichtet über alle Zwischenhalte, Quartiere und Mahlzeiten, verzeichnet dazu die Begegnungen Goethes, zitiert aus den Briefen seiner Enkel wie aus späteren Berichten seiner Gesprächspartner in Ilmenau und läßt so in gewohnter Sorgfalt eine kulturhistorische Miniatur entstehen, die den alternden Dichter und Gelehrten in seiner vertrauten Umgebung zeigt. Vor allem das kleinstädtische Weimar wird dabei mit deutlicher Kritik bedacht – Klatsch und Kleingeisterei beherrschen die Atmosphäre zwischen Frauenplan und herzoglichem Schloß. Zugleich – und dies macht die zweite Ebene des Buches aus – nimmt die Erzählerin die einzelnen Reisestationen zum Anlaß, die Themenkreise darzustellen, die Goethe in seinen letzten Lebensmonaten beschäftigt haben.

In ausführlichen Exkursen, die sich mäandernd um den chronikhaften Bericht der eigentlichen Reise schlingen, zeichnet Damm zum einen verschiedene Stationen von Goethes amtlicher Tätigkeit nach, wobei insbesondere sein jahrzehntelanges, letztlich erfolgloses Bemühen um die Wiederbelebung des Bergbaus in Ilmenau eine große Rolle spielt. Zum anderen kommentiert die Erzählerin die Entstehung einzelner dichterischer Werke. Aus naheliegenden Gründen konzentriert sie sich dabei zunächst auf *Wandrers Nachtlied*, dessen Text Goethe fünfzig Jahre vor seiner letzten Reise an die Wand der Bretterhütte auf dem Kickelhahn bei Ilmenau geschrieben hatte und dessen Spuren sie ihn jetzt suchen läßt; anschließend geht Damm detailliert auf die Vollendung des zweiten Teils der *Faust*-Dichtung ein, den Goethe bekanntlich in jenen August-Tagen des Jahres 1831 für endgültig abgeschlossen erklärt hatte. Den größten Teil des Buches nehmen aber Betrachtungen über Goethes private Verhältnisse ein – seine Liebe zu den Enkeln, die Beziehung zur Schwiegertochter Ottilie, die ihm am Frauenplan den Haushalt führte, seine Reaktion auf den Tod seines Sohnes August, der im Jahr zuvor in Rom gestorben war. Schließlich gibt Sigrid Damm der Schilderung von Goethes unerwiderter Liebe zu Ulrike von Levetzow breiten Raum. Ausführlich zeichnet sie sein Werben um die so viel Jüngere nach, die sie in einer Mischung aus Herablassung und Kitsch als »Persönchen« mit einem »ausdrucksstarken Gesichtchen« bezeichnet (S. 186). Das Entstehen der *Marienbader Elegie* beschreibt Damm als verzweifelten, am Ende aber erfolgreichen Versuch Goethes, sich mit dem eigenen Altern und dem Schwinden seiner erotischen Anziehungskraft abzufinden. Folgt man Damms Darstellung, hat Goethes Liebe zu Ulrike von Levetzow bis in seine letzte Lebenszeit angedauert.

In der Zusammenschau der verschiedenen Themen entsteht das einfühlsam gezeichnete Porträt eines alten Mannes, der mit einer Mischung aus Stolz, Resignation und Beharrlichkeit auf sein immenses Lebenswerk als Politiker, Wissenschaftler und Dichter wie auf seine Position als Familienvater zurückblickt und der zugleich versucht, auch in seinem neunten Lebensjahrzehnt noch neue Pläne zu verwirklichen und die ihm verbleibende Zeit so intensiv wie nur möglich zu nutzen. Als »Zeitgeiz« bezeichnet Damm diese Haltung gleich zu Beginn und schlägt damit ein Leitmotiv an, das ihre Darstellung bis auf die letzten Seiten durchzieht. Mitunter lassen sich die Erkenntnisse, die sie aus Goethes Äußerungen zieht, geradezu als Aufmunterung an ihre Leserschaft lesen, es dem alten Dichter gleichzutun: »Goethe sieht das Alter, das damals gemeinhin als Phase schwindender körperlicher und geistiger Kräfte abgetan wird, als eine eigenständige, neue Lebensphase« (S. 26). Damms Goethe-Bild erschöpft sich freilich nicht in solchen Gemeinplätzen, die der wachsenden Ratgeberliteratur unserer Tage über die stetig alternde Gesellschaft entstammen könnten. Sie entwirft vielmehr einen Familienroman, in dessen Mitte ein alternder Ausnahmemensch steht – vielfältig begabt, vielfältig begünstigt, vielfältig bewundert und ebensooft beneidet. Daß manches im Verhalten des späten Goethe auch heute nachahmenswert erscheint, mag der gewissenhaften Chronistin niemand verdenken. Die hohen Verkaufszahlen des Buches, wie sie die Bestsellerlisten in seinem Erscheinungsjahr dokumentieren, spiegeln denn auch die große Resonanz, die ein breites Lesepublikum diesem Lebensbild entgegenbringt.

Alle Leserinnen und Leser des Buches dürfen sich an den Reiseerlebnissen des alten Goethe zudem in der Gewißheit erfreuen, daß sie sich auf dokumentarisch bestens aufgearbeitetem Terrain bewegen. Denn wie schon in ihren früheren Büchern erweist sich Sigrid Damm erneut als zuverlässige Chronistin, die kenntnisreich zahlreiche bekannte Quellen zu Goethes Leben auswertet und überlieferte Fakten geschickt in den erzählerischen Fluß einbaut. Daß dieser Fluß mitunter etwas stockend voranzukommen scheint, ist allerdings keine Folge einer womöglich lückenhaften Überlieferung, sondern allein dem ausgeprägten Stilwillen der Verfasserin geschuldet. Wer bereits andere Werke von Sigrid Damm gelesen hat, wird schon auf den ersten Seiten dieses neuen Buches Bekanntes wiederentdecken: Damms ausgeprägte Vorliebe für kurze, parataktische Sätze, die einerseits als Ausweis faktengetreuer Nüchternheit erscheinen mögen, andererseits aber gerade durch die häufige Weglassung des Prädikats starke Suggestivwirkung entfalten. Wo in den Hauptsätzen keine flektierten Verben zu finden

sind, wird die Entscheidung hinfällig, ob von den geschilderten Vorgängen im Indikativ oder doch vorsichtiger im Konjunktiv zu berichten sei. So schließt beispielsweise das dritte Kapitel mit einer idyllischen Szene, gegen deren Plausibilität sich schlechterdings nichts einwenden läßt: »Das Ritual des Zubettgehens. Vielleicht. Das Schwinden aller Laute. Die Nacht, die sich über die kleine Bergstadt am Nordabhang des Thüringer Waldes senkt« (S. 165). So mag es sich in Ilmenau am Abend des 27. August zugetragen haben oder auch nicht; erfahren werden wir es nie. Die Schilderung des fürsorglichen Großvaters, der seine Enkel fern von zu Hause nach bewährtem Ritual liebevoll zu Bett bringt, trägt jedenfalls zu dem Bild des Familienmenschen Goethe bei, das Damm durchweg zu zeichnen bemüht ist.

Bei aller Sorgfalt, die die Verfasserin den biographischen Zeugnissen Goethes zuteil werden läßt, überrascht dann doch eine eigenwillige Lesart, mit der sie seinen Brief an die Mutter der umworbenen Ulrike von Levetzow aus dem Jahr 1823 vorstellt. Goethe beschreibt hier seine Gefühle gegenüber der jungen Frau, indem er sich – nicht ohne Koketterie – zum liebenden »Freund« stilisiert: »Dabey, hoff ich, wird sie nicht abläugnen daß es eine hübsche Sache sey, geliebt zu werden, wenn auch der Freund manchmal unbequem fallen möchte« (S. 207). Der Sachverhalt scheint eindeutig: Goethe räumt bereitwillig ein, daß seine Liebe der jungen Frau zeitweilig lästig sein könnte, hofft aber insgeheim immer noch auf eine Einwilligung in sein Werben. Um so verblüffender die Volte, mit der Sigrid Damm diesen Satz auslegt und ihn als Beweis für die zunehmende Hinfälligkeit ihres Helden nimmt. Denn die Schlußwendung, so liest man mit wachsendem Erstaunen, deute auf den körperlichen Zustand des Schreibers hin, »auf den alten Mann, der ausrutscht, fällt und sich nicht wieder allein aufzurichten vermag«. Zwar wird diese Einsicht in der Form einer rhetorischen Frage präsentiert, an ihrer Gültigkeit läßt die Erzählerin aber keinen Zweifel. Das heißt dann aber doch, Goethes Brief allzu wörtlich zu nehmen, wenn aus dem gefallsüchtigen Liebenden ein fallsüchtiger Greis wird.

An anderer Stelle begegnet Damm Goethe mit größerem Takt. Aus den Berichten über seine allerletzten Stunden zitiert sie nur in Auswahl und läßt, wie sie erläutert, manche Einzelheiten beiseite: »Weitere von ihm [Goethes Diener Krause; S. D.] wiedergegebene Details versagen wir uns, weil sie Goethes Intimsphäre verletzen« (S. 342). Das ist ein ehrbarer Grund, der allen zeitgenössischen und postumen Voyeurismus entschieden in seine Schranken weist. Dennoch überrascht das taktvolle Argument an dieser späten Stelle, auf den letzten Seiten des Buches, und es wirft manche Fragen auf, deren Antwort die Erzählerin schuldig bleibt. Wie ist nämlich grundsätzlich das Privatleben von Personen geschützt, deren Leben von späteren Biographen Tag für Tag, ja wie im Falle Goethes, Stunde für Stunde durchleuchtet wird? Und warum sollte es kein Verstoß gegen Goethes Intimsphäre sein, wenn die Autorin in den vorangehenden Abschnitten ihres Buches über seinen Zahnausfall nachdenkt, den er als entwürdigende Entstellung erlebte, wenn sie Details aus seinem Eheleben berichtet oder seine Gefühle für Ulrike von Levetzow mit der kühlen Distanz einer Analytikerin seziert? Womöglich hat die Erzählerin dort, wo es um die letzten Dinge geht, Scheu vor der eigenen Courage verspürt, Goethe durchweg auch in seiner physischen Beschaffenheit zu porträtieren. Seine allerletzte Reise, die ihn aus dem Leben hinausführt, wird also nicht in allen möglichen Details nachgezeichnet.

So intensiv Sigrid Damm die biographischen Quellen zu Goethe ausgewertet hat, so selektiv verfährt sie zwangsläufig mit der immensen Forschungsliteratur zu seinen Werken. Das Literaturverzeichnis am Ende des Buches nennt immerhin eine beträchtliche Anzahl von Titeln, die sie konsultiert hat. Einigen wenigen Interpreten kommt darüber hinaus die Auszeichnung zu, im Text der Darstellung genannt zu werden; im Zusammenhang mit dem zweiten Teil des *Faust* sind dies – neben dem Regisseur Peter Stein – Albrecht Schöne, Manfred Osten und Michael Jaeger (bei Damm zweimal versehentlich als Manfred Jaeger bezeichnet). Es möge dahingestellt bleiben (um eine von Damms bevorzugten Wendungen zu gebrauchen), wie repräsentativ die Auswahl ist und ob jeder der drei hier Genannten es für angemessen halten wird, sich als Teil dieses Triumvirats wiederzufinden.

Man wird Damms Buch indes kaum mit der Erwartung zur Hand nehmen, darin eine Kommentierung der jüngsten *Faust*-Philologie zu finden. Wer hingegen an einer anschaulichen Deutung von Goethes letzter Lebensphase interessiert ist, die das bekannte Material neu und mit allerlei stilistischen Eigentümlichkeiten arrangiert, der wird von dem hier gezeichneten Bild des außergewöhnlichen Mannes von zweiundachtzig Jahren gewiß nicht enttäuscht werden.

Sabine Doering

Der Landschafts- und Genremaler Franz Ludwig Catel (1778-1856). Publikation anläßlich der Ausstellung in der Casa di Goethe. Rom u. a. 2007, 192 S., ca. 150 meist farbige Abb.

Mit der Entscheidung, Franz Ludwig Catel zum zehnjährigen Jubiläum der Neugründung der *Casa di Goethe* eine Ausstellung zu widmen, ist Ursula Bongaerts ein Glücksgriff gelungen. Sie verhalf dem keineswegs unbekannten, aber unbegreiflicherweise unerforschten Künstler zur ersten Ausstellung überhaupt. Das Unternehmen entstand in Kooperation mit dem *Pio Istituto Catel*, einer gleichfalls der öffentlichen Aufmerksamkeit entschwundenen Stiftung, die der vermögende Maler noch selbst verfügt hatte und die nicht zuletzt seinen Nachlaß konserviert. Der Ortsnachweis »im Pio Istituto Catel« ist dann auch die häufigste Wendung im begleitenden Katalogbuch, mit dem Andreas Stolzenburg von der Hamburger Kunsthalle über den überschaubaren Bestand der Exponate weit hinaus den Versuch einer längst überfälligen Biographie unternimmt. Erstmals erhält man Einblick in ein Œuvre, von dem Bildtitel wie *Alter Capri-Fischer beim Flicken seiner Netze* bislang eine Vorstellung vermittelten, die einseitig auf eine konfektionierte Genremalerei verkürzt war.

Die Werke Catels schöpfen ihren mitunter subtilen Witz aus dem selbstironisch gebrochenen Bewußtsein eben jener Generation, die Karl Immermann in seinem gleichnamigen Roman »Die Epigonen« nannte. Auf einem aus der Tradition der *Grand Tour* erwachsenen Gemälde wird zum Beispiel die Rezeption der sogenannten *Tomba di Virgilio* thematisiert (S. 54 f.), doch betrachtet der im Porträt dargestellte und als Fürst Galitzin identifizierte Auftraggeber gar nicht erst das in seiner Authentizität längst angezweifelte Denkmal. In einer geradezu sentimentalischen Attitüde studiert er statt dessen eine auf dem gegenüberliegenden Felsen angebrachte Inschrift, auf der ein neuzeitliches Epigramm den *genius loci* hartnäckig beschwört. Solche Volten kennzeichnen auch das populärste Gemälde Catels, das er ein »kleines Dejeuner« nannte, tatsächlich aber ein doch etwas größeres Zechgelage um den bayerischen Kronprinzen Ludwig zeigt. Alte und neue Rechtschreibung kommen gleichermaßen zur Anwendung, so daß einmal von der »spanischen Weinschänke« (S. 110), ein andermal aber doch noch von der »spanischen Schenke« (S. 82) die Rede ist. Das lärmende Gruppenporträt, in das sich Catel selbst aufzunehmen nicht scheute, hat das Stereotyp vom Deutschen in Italien ebenso ungeniert wie nachhaltig geprägt. Die Bedeutung des Bildes erfaßt jeder, der es zusammen mit dem gleichzeitig und komplementär dazu entstandenen Gemälde sieht, auf dem Catel seinen preußischen Landsmann Schinkel als einen nüchternen Gelehrten in Neapel porträtierte (S. 85 f.). Wohl einmalig waren beide Gemälde, zumindest das sei nachgetragen, im Jahr 2000 in der Münchner Klenze-Ausstellung nebeneinandergestellt.

Das Buch greift auf Unterlagen zurück, über denen die Kunsthistorikerin Marianne Prause 1999 verstarb. Stolzenburg hat diese Trouvaillen gesichtet und in eine chronologische Ordnung gebracht. Als handele es sich um eine Hommage an die ältere Forschergeneration, erinnert der Duktus an die lachsfarbenen Künstlermonographien, die während der frühen siebziger Jahre in der Reihe *Materialien zur Kunst des 19. Jahrhunderts* im Prestel-Verlag

erschienen sind. Wieviel zu erforschen bleibt, äußert sich in der sprachlich eigentümlichen Vorliebe für das Futur II, in dem Catel immer wieder irgend etwas gemacht haben wird, in dringenden Fällen sogar gemacht haben muß. Das allein kann kein Vorwurf sein, liefert unser Fach doch stets weniger Gewißheiten als Fragen. Sie sollten gleichwohl so gestellt sein, daß darüber nachzudenken lohnt.

Thomas Weidner

Brigitte Heise, Museen für Kunst und Kulturgeschichte Lübeck (Hrsg.): »*Zum Sehen geboren*«. *Handzeichnungen der Goethezeit und des 19. Jahrhunderts. Die Sammlung Dräger/Stubbe.* Leipzig 2006, 388 S., 452 farbige Abb.

Wer auf dem Kunstmarkt der letzten dreißig Jahre das Angebot an deutschen Handzeichnungen der Zeit um 1800 verfolgt hat und sich fragte, wo all die schönen Blätter wohl geblieben sind, dem bereitet ein jetzt vorgelegter Sammlungskatalog die pure Freude des Wiedersehens. Das Buch dokumentiert den strategisch disziplinierten Sammeleifer, mit dem der 1934 in Lübeck geborene Christian Dräger seit 1971 eine in ihrer Qualität herausragende Graphiksammlung zusammengetragen hat. Wolf Stubbe (1903-1997) vom Hamburger Kupferstichkabinett war ihm dabei behilflich. Daß der Ertrag unter dem Doppelnamen Dräger/Stubbe firmiert, zeugt von der Zurückhaltung eines großzügigen, doch leisen Menschen, der bisherige Ausstellungen mit dem kryptischen Nachweis »aus einer norddeutschen Privatsammlung« zu beschicken pflegte.

Die Sammlung umfaßt 396 Blätter von 186 deutschsprachigen Künstlern. Wie jede private Unternehmung zeugt sie von persönlichen Vorlieben, insbesondere für das Werk Ludwig Richters, wie dann auch der Kern der Sammlung der deutschen Romantik gehört. Doch es gibt im Unterschied zu den historisch gewachsenen Beständen städtischer und landeseigener Sammlungen keine lokale Zentrierung und kaum Ballast. Vielmehr wird ein Querschnitt angestrebt, der im einzelnen als exemplarisch und im ganzen als repräsentativ für die deutsche Zeichenkunst zwischen 1750 und 1850 gelten kann. Angefangen von Johann Georg Wille und Daniel Nikolaus Chodowiecki, denen man gerne noch ein Werk von Christian Dietrich an die Seite gestellt sähe, reicht das Spektrum über tatsächlich alle großen und die meisten kleineren Zeichner der folgenden Generationen bis hinauf zu Adolf Menzel, dem dann noch einige nicht so zwingende Zugaben folgen wie Zeichnungen von Hans Thoma. Für die gesamte Zeitspanne ist ein kunsthistorisch präziser wie gleichermaßen sprachlich prägnanter Epochenbegriff nicht verfügbar. So hält der Buchtitel an der »Goethezeit« fest, um sie in eigentümlicher Kombination doch noch ins 19. Jahrhundert zu entlassen.

Als Herausgeberin hat die Lübecker Museumsleiterin Brigitte Heise ein Team von meist ausgewiesenen Kennern für den Kommentarteil versammelt – ›zum Schauen bestellt‹, will man angesichts der feierlichen Überschrift fast sagen. Zu jedem Eintrag gehört eine kleine Farbabbildung, eingeschobene Bildstrecken wiederholen besondere Werke im Großformat. Im Gegensatz zu den Einträgen von Ausstellungskatalogen verbindet sich mit einem Bestandsverzeichnis freilich die Erwartung einer gewissen Haltbarkeit, ein Anspruch, dem nicht alle Beiträge gerecht werden. Heinrich Meyers lapidar benannte *Szene vor einem Grabmal* von 1794 sollte man im konkreten Kontext der Planung für das Konstantin-Denkmal diskutieren, das Anna Amalia ihrem 1793 während des Stellungskriegs der Koalitionsarmee in der Pfalz nach schwerer Krankheit verstorbenen Sohn im Park von Tiefurt errichten ließ. Die Frage nach dem Standpunkt von Philipp Hackerts Darstellung des Wasserfalls von Terni ist einfach zu beantworten: Es war das als *belvedere superiore* bekannte Aussichtsplateau, auf dem damals auch Künstler wie Louis Ducros gezeichnet haben. Ganz so, als könnte das geschlossene System der Sammlung Schaden nehmen, kommen solche internationalen Be-

züge jedoch kaum zur Sprache. Gerade bei den vielen Italienzeichnungen, aber etwa auch bei der witzigen Szene von Johann Heinrich Ramberg mit Dominique Vivant Denon wäre fremdsprachige Literatur gleichwohl gewinnbringend heranzuziehen gewesen. Und davon abgesehen, daß die Aufarbeitung der Paestumrezeption seit den Tagen des Ludwig Curtius doch einige Fortschritte gemacht hat, war für den Münchner Maler Wilhelm Gail die Begeisterung, mit der sein bayerischer König diesen Ort aufgesucht hatte, sicher bedeutsamer als die im Katalog genannten Referenzen.

Die Monita am Detail sollen die Freude am Buch und vor allem an der Sammlung nicht schmälern, denn sie hat ein Gewicht, das Jens Christian Jensen in seinem Nachwort mit den Sammlungen von Alfred Winterstein (1895-1976) in München, Oskar Reinhart (1885-1965) in Winterthur und Georg Schäfer (1896-1975) in Schweinfurt vergleicht. Damit ist die Ebene benannt, auf die Christian Dräger die Lübecker Museen mit der Übergabe weiter Teile seiner Sammlung gehoben hat.

Thomas Weidner

Markus Wallenborn: ***Frauen. Dichten. Goethe.*** *Die produktive Goethe-Rezeption bei Charlotte von Stein, Marianne von Willemer und Bettina von Arnim.* Tübingen 2006, 340 S.

In bewußter Akzentverschiebung widmet sich die als Dissertation an der Universität Köln angenommene Studie nicht den »Frauen um Goethe«, sondern den »Dichterinnen um Goethe« (S. 321): In jeweils chronologischer Reihenfolge werden Gedichte und Dramen (*Rino* als »Schlüsselstück« und *Dido*) von Charlotte von Stein, Gedichte von Marianne von Willemer außerhalb und innerhalb von Goethes *Divan*-Projekt und schließlich *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* sowie ein Denkmalsentwurf von Bettina von Arnim auf die Ausprägung und Funktion ihrer Goethe-Bezüge befragt. Ausführlich einbezogen werden dabei auch Briefe und Gedichte Goethes. Vom beharrlichen Vorbehalt gegen Forschungen jenseits der Höhenkammliteratur zeigt sich Markus Wallenborn wohltuend unbeeindruckt. Er nimmt seinen Gegenstand ernst und führt in umfangreichen Textanalysen vor, wie produktiv die Auseinandersetzung mit bislang vernachlässigten Texten sein kann.

Gegenüber dem ersten Hauptkapitel zu Charlotte von Stein, das die Hälfte des gesamten Buches einnimmt, gewinnen die beiden folgenden Kapitel zu Marianne von Willemer und Bettina von Arnim deutlich an Prägnanz – womöglich begünstigt durch das bei diesen Autorinnen überschaubarere und homogenere Textmaterial. Andererseits ist gerade die Gattungsvielfalt für die Fragestellung besonders reizvoll, hier ließen sich zusätzliche (vgl. etwa S. 314 f.) vergleichende gattungs- und medienspezifische Überlegungen anschließen.

Insgesamt kommt Wallenborn zu interessanten Ergebnissen. Während Charlotte von Stein »dichtend in Opposition zu Goethe tritt« (S. 317), gehe es bei Marianne von Willemer darum, »die im *Divan* postulierte Einheit in der Zweiheit poetisch zu gestalten und die Grenze zwischen dem eigenen Werk und dem Goethes zu verwischen« (S. 320). Beide Haltungen werden als grundsätzlich ›dialogisch‹ charakterisiert. Während jedoch Marianne von Willemers »poetologisches Grundmuster […] der fortgesetzte Dialog« (S. 317) sei, der auf Einverständnis aufbaut, behaupte Charlotte von Stein die eigene, distanzierte Position: »In Bezug auf Goethe sind [ihre] […] Werke stets Antworten, oder besser gesagt: Entgegnungen, denn seinem Reden folgt ihre Gegenrede, seinen Entwürfen ihr Gegenentwurf« (S. 172). Bettina von Arnim wiederum, so konstatiert Wallenborn, überschreitet die Grenze zwischen eigenem und fremdem Werk »gezielt und eignet sich in der Pose der geliebten Muse und kongenialen Partnerin die Texte Goethes an, die sie nicht allein zitiert, sondern sich im Wortsinne zu-schreibt« (S. 320). Ihre »dialogisierte[n] Monologe wenden sich nicht (mehr) an

Goethe, sondern indirekt an die impliziten Leser ihres Briefromans« (ebd.). Sie erschreibe sich zunehmend die Position des »dichtende[n] Subjekt[s]« – im gleichen Maße, wie Goethe dabei in »Umkehrung der traditionellen Rollenverteilung […] in die Position der Muse« gedrängt werde (S. 300).

Innerhalb der überzeugenden Einzeluntersuchungen, bei denen immer auch die Entwicklung der Autorinnen im Schreiben thematisiert wird, bleibt jedoch die »produktive Goethe-Rezeption« als leitender Terminus der Fragestellung etwas vage: Er umfaßt so verschiedene Phänomene wie die literarisierte Kritik an Goethe als Person, die literarische Verarbeitung von Begegnungen mit Goethe und die schriftstellerische Auseinandersetzung mit Goethes Texten. Wallenborn selbst verweist auf Probleme der Bezeichnung (S. 46). Die begriffliche Unschärfe deutet gleichzeitig auf die Diversität der von Wallenborn zutage geförderten Formen, in denen Goethe im Werk der Autorinnen eine Rolle spielt; eine klärende Systematisierung hätte dies herausstellen können.

Wallenborns Arbeit vermag im ganzen einen engagierten Kontrapunkt zu älteren und fortwirkenden Forschungstraditionen zu setzen, die die Beschäftigung mit den Autorinnen weitgehend auf ihre Rolle im Leben Goethes reduziert haben. Daß sich in der Forschung zur Literatur von Frauen um 1800, insbesondere in den letzten zwanzig Jahren, auch einiges getan hat, gerät im Vergleich zur berechtigten Kritik ein wenig aus dem Blick, wobei allerdings neuere Beiträge durchaus in die Interpretationen eingebracht werden.

Die »neue Perspektive« (S. 2), mit der Wallenborn produktive Ansätze dieser Forschung weiter verfolgt, vollzieht sich auf der inhaltlichen Ebene, methodisch verbleibt er auf traditionellem Terrain: Die Texte der Autorinnen werden mit dem biographischen Kontext in Beziehung gesetzt und intertextuelle Bezüge zwischen ihren Texten und denen Goethes gründlich aufbereitet. Dabei bedeutet der lobenswerte Anspruch, »den biographischen Anlaß nicht zum Gegenstand der Analyse werden zu lassen« (S. 10), eine zugegebenermaßen schwierige Gratwanderung. Es ist dem Verfasser zugute zu halten, daß er sich dieser Problematik kritisch bewußt bleibt (vgl. S. 2, 49 u. ö.), auch wenn gelegentlich die biographischen Exkurse und Perspektivierungen (z. B. indem Goethes und Charlotte von Steins Variationen des Gedichts *An den Mond* ausgewertet werden, um den »Zerfallsprozeß einer so intensiven Freundschaft« »nach[zu]vollziehen«, S. 57) doch viel Eigengewicht erlangen. Weitergehende theoretische Verankerungen (etwa zur Intertextualität) werden nicht vorgenommen, auch die angedeutete Legitimierung des »biographische[n] Moment[s] nach der Maßgabe eines kulturhistorischen bzw. kultursoziologischen Ansatzes (wie man ihn unter Bezugnahme auf Bourdieus Feldtheorie entwickeln kann […])« bleibt unausgeführt. Hier liegt nicht das Interesse des Verfassers.

Die besonderen Leistungen werden im Bereich der Einzeluntersuchungen erbracht. Sie stellen eine verdienstvolle Ergänzung der Forschung zu den drei Autorinnen dar, besonders zu den bislang noch kaum in angemessener Weise erforschten Gedichten Marianne von Willemers. Möglicherweise hätte sich durch eine breitere sozial- und diskursgeschichtliche Kontextualisierung, etwa die Bedeutung der Brief- und Salonkultur um 1800, mit der das Private im Kulturbetrieb aufgewertet wird und sich gerade Frauen neue Möglichkeiten der Teilhabe eröffnen, das Symptomatische der Einzelstudien für die Epoche deutlicher herausarbeiten lassen. Speziell die komplexe Verhältnisbildung von Kunst und Leben, die Wallenborn für alle drei Autorinnen in unterschiedlicher Besetzung feststellt, ist ein zentraler Aspekt für weibliche Autorschaft jener Zeit (vgl. Christa Bürgers Begriff der »mittleren Sphäre« als Schlüssel für das Selbstverständnis von Dichterinnen um 1800[1]), dem man noch weiter nachgehen könnte. Die Studie, so bleibt festzuhalten, eröffnet – ausgehend von den Fallbeispielen – Zugänge zu grundlegenden Fragen hinsichtlich von Geschlecht und Autorschaft um

1 Christa Bürger: *Leben Schreiben. Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen.* Neuausg. Königstein/Taunus 2001, S. 12 u. ö.

1800. Es bleibt der Eindruck einer anregenden Lektüre, die deutlich macht, daß die Beschäftigung mit dem literarischen Werk der »Dichterinnen um Goethe« lohnt.

Romana Weiershausen

Irmgard Egger: *Italienische Reisen.* *Wahrnehmung und Literarisierung von Goethe bis Brinkmann.* München 2006, 159 S.

Über kaum ein anderes Reiseland gab es bereits um 1800 so wenig Neues zu berichten wie über Italien. Ungeachtet dessen wurden ›Italienische Reisen‹ gerade in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in epidemischem Ausmaß publiziert. Die vielfach von Zeitgenossen kritisierte Flut an mehr oder weniger originellen Beschreibungen der hesperischen Gefilde korrespondiert in der Forschung seit gut zwanzig Jahren mit einer nicht weniger stattlichen Zahl an wissenschaftlichen Studien zum Genre der ›Italienischen Reise‹. Vor allem die ›Stars‹ der Gattung sind gut erforscht. Allen voran hat Goethes ›Italienische Reise‹, die zunächst nicht unter dem heute geläufigen Titel, sondern als zweite Abteilung der Autobiographie *Aus meinem Leben* erschien, von Beginn an in der Reiseliteraturforschung große Beachtung erfahren.

Irmgard Egger ist sich der Gefahr bloßer Repetition durchaus bewußt, die in der Gleichsetzung des Sammelbegriffs ›Italienische Reisen‹ mit den bekannten Texten von Goethe, Karl Philipp Moritz, Johann Gottfried Seume, Heinrich Heine und Rolf Dieter Brinkmann liegt. Sie will daher auch keine weitere Geschichte der deutschen Italienreise schreiben, sondern einem bisher unterbelichteten Aspekt dieser Geschichte nachgehen, dem produktiven Spannungsverhältnis von Autopsie und Poesie.

In fünf Abschnitten rekonstruiert die Studie einen Prozeß der Aneignung, der mit Goethe einsetzt und von der Periegese des realen Italien zum imaginierten Bild der Romantik sowie, in Reaktion darauf, vom nachromantischen Klischee zum unmittelbaren Blick Brinkmanns in der Moderne führt. Das um fiktive Texte wie E. T. A. Hoffmanns *Prinzessin Brambilla*, Joseph von Eichendorffs *Das Marmorbild* und Wolfgang Koeppens *Der Tod in Rom* erweiterte Korpus ermöglicht, Übergänge und Wechselwirkungen zwischen Reiseliteratur und Dichtung in den Blick zu nehmen, die bei allzu streng gepflegten Gattungsgrenzen oftmals marginalisiert wurden. Entlang der neuplatonischen Leitbegriffe *aísthesis, phantasía* und *mnemosyne*, welche die Verfasserin schon bei Goethe und Moritz angelegt sieht, schließt die Untersuchung auf, wie sich Wahrnehmung und Einbildungskraft in der Italienrezeption dialektisch bedingten.

Ausgehend von Goethes *Italienischer Reise* zeigt Egger, wie glückendes Sehen als Anreicherung äußerer und innerer Wahrnehmungsprinzipien entworfen wird. So hat Goethe auf dem Weg nach Rom sein Auge je neu ausgerichtet und geschärft: Wird in Verona und Vicenza Architektur dem Prinzip der »Vivisierung und Dynamisierung räumlich-bildhafter Eindrücke zur zeitlichen Erstreckung szenischer Abfolgen« (S. 17) unterworfen, ergänzt die Schilderung Venedigs den erprobten zeichnerischen um einen malerischen Blick, der Licht und Farbe integriert. Diesen äußeren Perzeptionsmustern tritt in Rom schließlich die »*mnemosyne* als assoziativ-vergegenwärtigende Erinnerung antiker Historie« (S. 20) zur Seite, so daß die italienische Gegenwart als Palimpsest der römischen Antike lesbar wird. Ein vergleichbares Wahrnehmungsmuster läßt sich aus Karl Philipp Moritz' Rombeschreibung extrapolieren. Auch Moritz bedient sich eines kulturhistorischen Blicks auf den Katholizismus, wenn er beispielsweise das Allerseelenfest mit den darin durchscheinenden heidnischen Ritualen schildert. In den *Reisen eines Deutschen in Italien* erweitert Moritz die Raumperspektive, insbesondere die zentralperspektivische Architekturbeschreibung, um die Dimension der historischen Tiefe. *Mnemosyne* wird so, wie schon bei Goethe, zum Schlüssel auch seiner Rom-Erfahrung.

Die innere Wahrnehmung, die durch *mnemosyne* im Sinne Aby Warburgs sowie *phantasía* gelenkt wird, zähmt erst die mannigfaltigen Eindrücke, von denen sich Goethe etwa in

Venedig oder während seines ersten römischen Aufenthalts noch überwältigt fühlte. Die hierfür von Egger reklamierte Aufteilung in ein äußeres, malerisches und inneres, dichterisches Auge kann an die Forschungen zu Goethes Irritationen in Paestum und sein Homer-Erlebnis auf Sizilien anknüpfen.[1] Wie wichtig Goethe die Inszenierung eines zweiten, durch die innere Vorstellungskraft und Erinnerung geläuterten Blickes ist, entwickelt Egger exemplarisch in einer textnahen Lektüre der Karnevalsbeschreibung im *Zweiten Römischen Aufenthalt* (S. 50-57). Dort, wo Goethe einen zunächst irritierenden Eindruck ein zweites Mal beschreibt und seine Wahrnehmung korrigiert, wie etwa beim wiederholten Besuch der Tempelanlagen in Paestum, wird die Schule des Sehens, die er in Italien durchläuft, erst eigentlich evident und der zweite Blick zu einem Strukturprinzip autobiographischer Sinnstiftung. Für Sizilien, das sich Goethe, wie Albert Meier gezeigt hat, nur mit Homer anzueignen vermag, gilt dies ebenso wie für den Karneval in Rom, dessen entfesselte Form Goethe für seine Schilderung in die allegorische Dichotomie von *civitas dei* und Teufelswelt überführt (S. 57).

Gerade der Vergleich mit der Imagination des Karnevals in E. T. A. Hoffmanns Erzählung *Prinzessin Brambilla* zeigt deutlich, wie kontrastiv zu Goethes kategorialer Wahrnehmung in der Romantik die einmal markierten Grenzen zwischen realer Außen- und imaginierter Innenwelt aufgehoben werden und das reale Italien zum Heterotopos der Phantasie wird. Diese Überformung Italiens zu einem Schwellenraum zwischen Realität und Imagination wurde bereits in der kunstreligiösen Sehnsucht der Nazarener vorbereitet. So ist der durch Ludwig Tieck und Wilhelm Heinrich Wackenroder mit den *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* initiierte Paradigmenwechsel in der Ästhetik mehrfach gebrochen. Besonders deutlich wird dies in der Selbstinszenierung der Lukasbrüder: Sie sind »zum Katholizismus konvertiert, aber der Kunstreligion geweiht, in altdeutschem Gewande unterwegs, aber auf römischem Boden, hinter die Mauern eines Klosters zurückgezogen, aber eines aufgelassenen; in den Zellen der Mönche in Klausur, aber zur Ausübung der Kunst« (S. 49). In den Dissonanzen sieht Egger jenen Primat der Fiktion über die Realität angelegt, der das romantische Italienbild bestimmte und dazu führte, daß »geographische Realitäten zur innerseelischen Topographie« (S. 42) transformiert werden konnten.

Auch wenn die Anlage der Studie eine chronologische Argumentation suggeriert, zeigt sich am Beispiel von Seumes *Spaziergang nach Syrakus*, daß ein wesentliches Kennzeichen der Reiseliteraturgeschichte gerade ihre diskontinuierliche Entwicklung ist. Seumes Italienbericht wegen des reflektierten Subjektivismus jedoch als Solitär zwischen empfindsamer Reise und moderner Wahrnehmungskritik freizustellen überzeugt nicht ganz, auch wenn dies einer gängigen Praxis entspricht. Finden sich doch in Reisebeschreibungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts schon vergleichbare Reflexionen über den subjektiven Standpunkt des Betrachters und den fragmentarischen Charakter des Reiseberichts, die zwar maßgeblich auf Georg Forster zurückgehen, aber eben nicht nur in Seume ihr Echo fanden.[2]

Bemerkenswert an dem von Egger vorgeschlagenen Phasenmodell der literarischen Kon-

1 Die italienischen Irritationen, die Goethe während seiner Reise erfuhr, werden durch das von Egger vorgeschlagene integrative Wahrnehmungsmodell allerdings weitgehend ausgeblendet. Dagegen hat die Forschung wiederholt darauf hingewiesen, daß die *Italienische Reise* gerade auch die irritierenden Begegnungen etwa mit der nichtklassizistischen Architektur inszeniert und deren Überwindung im Verlauf der Reise als Bildungserlebnis gestaltet. Vgl. Nicholas Boyle: *Eine Stunde in Paestum: Goethes Begegnung mit der Antike 1787*. In: Yoshinori Shichiji (Hrsg.): *Internationaler Germanisten-Kongreß in Tokyo. Sektion 12 und 13*. München 1991, S. 180-190, und Albert Meier (Hrsg.): *»Ein unsäglich schönes Land«. Goethes »Italienische Reise« und der Mythos Sizilien*. Palermo 1987.

2 So etwa schon Friedrich Johann Lorenz Meyer in seiner Vorrede zu den *Darstellungen aus Italien* von 1792. Zur Diskussion über den notwendig fragmentarischen Charakter der Berichte über Italien im 19. Jahrhundert vgl. die zeitgenössische Diskussion bei Karl Morgenstern: *Reise in Italien*. Bd. 1. Leipzig 1811, S. XII; Toussaint von Charpentier: *Bemerkungen auf einer Reise*. Bd. 1. Leipzig 1820, S. 4; Heinrich Gelzer: *Protestantische Briefe*. Zürich 1852, S. V, und Karl Theodor Grün: *Fragmente aus Italien. Natur und Kunst*. München 1862, S. VI.

struktion, Imagination und Dekonstruktion des Italienbildes ist die erstaunliche Persistenz des klassisch-romantischen Wahrnehmungsmodells über zwei Jahrhunderte. Der um 1800 zunächst von Moritz und Goethe vorbereitete, in der Romantik dann neu akzentuierte Blick scheint selbst dort noch durch, wo in der Moderne eine neue, unmittelbare Sicht auf Italien und insbesondere auf Rom gesucht wird. Franz Grillparzers räsonierendes Italien-*Journal* steht ebenso wie Heinrich Heines Ambiguisierung der Italienstereotype und Hugo von Hofmannsthals *Sommerreise* im intertextuellen Dialog mit dem Goetheschen Muster. Noch Wolfgang Koeppen inszeniert in seinem zeitkritischen Roman *Der Tod in Rom* eine geschichtete Wahrnehmung, in der die topographische Realität Roms, die historische Erinnerung und die Imagination wie schon in Giovanni Battista Piranesis Ansichten verschmelzen.

Die Untersuchung, die mit einem Epilog zu Rolf Dieter Brinkmanns fragmentarisch-realistischer Reise *Rom, Blicke* schließt, verfolgt konsequent bis in den literarischen Eskapismus der Moderne die Frage nach der Konstruktion und Demontage des klassisch-romantischen Blicks auf Italien. Diese Stringenz ist um so erfreulicher, als es sich bei den einzelnen Kapiteln weitgehend um eine Kompilation von bereits vorab veröffentlichten Aufsätzen handelt.[3] Dort, wo aus den Befunden des schmalen Korpus jedoch auf die Geschichte des Genres geschlossen wird, stößt die Studie an ihre Grenzen. Die neuere Forschung wurde für die Buchpublikation zur Kenntnis genommen, allerdings meist nur ins Literaturverzeichnis aufgenommen. Dennoch haben die Einzelstudien in der Bearbeitung für das vorliegende Buch durch die historische Kontextualisierung und die vergleichende Perspektive gewonnen, wenngleich nicht in allen Teilen Neues zu erfahren ist.

Thorsten Fitzon

John Michael Cooper: *Mendelssohn, Goethe, and the Walpurgis Night. The Heathen Muse in European Culture, 1700-1850*. Rochester, Woodbridge 2007, 284 S.

John Michael Cooper, Musikwissenschaftler und Mendelssohn-Forscher, hat sich in seiner neuen Monographie ein Ziel gesetzt, das einen interdisziplinären Ansatz nötig macht: Goethes Ballade *Die erste Walpurgisnacht*, von Felix Mendelssohn Bartholdy als Kantate vertont, soll zum ersten Mal eine Interpretation erfahren, in der die geistesgeschichtlichen Hintergründe und die zeitgeschichtliche Relevanz des Stoffes ebenso berücksichtigt werden wie der künstlerische Konnex von Musik und Literatur.

Einleitend skizziert Cooper die geschichtliche Dimension der Walpurgisnacht-Legende: die langen Kämpfe zwischen den heidnischen Sachsen und den (mit Gewalt) missionierenden christlichen Franken im 9. Jahrhundert. Die Gestalt der heiligen Walpurgis, nach der die Nacht möglicherweise benannt ist, hebt sich wohltuend von diesem Hintergrund ab, da sie als gleichermaßen freundlich gegenüber Christen und Heiden galt. Der Brocken, der höchste Berg im Harz, könnte tatsächlich ein historischer Rückzugspunkt der Sachsen und ihrer tradierten Kulte gewesen sein. Der düstere Charakter der unzugänglichen Gegend mit ihren Irrlicht-Erscheinungen machte den Brocken jedenfalls zum zentralen Ort der Überlieferung. In der Idee der Walpurgisnacht – der Nacht der Frühlingsfeier und des Hexensabbats wie auch der volkstümlichen Hexenaustreibungen – wird soziale Alterität streng sanktioniert.

Goethes Beschäftigung mit dem Walpurgisnacht-Stoff brachte neben der Ballade *Die erste Walpurgisnacht* (1799) auch die wesentlich berühmteren Walpurgisnacht-Szenen in *Faust I* und *II* hervor. Cooper trägt säuberlich und dazu klar argumentierend alles zum Verständnis Notwendige zusammen, ohne eigene, gar neue Interpretationen zu versuchen. Ein Germanist

3 Darauf weist die Verfasserin erst am Ende des Literaturverzeichnisses hin. Lediglich bei den letzten beiden Kapiteln handelt es sich überwiegend um Originalbeiträge.

ist er nicht und will er auch nicht sein. Die vergleichende Betrachtung der drei Behandlungen des Themas ist durchaus erhellend und macht deutlich, wo der jeweilige Schwerpunkt von Goethes Interesse liegt und wo seine Intention. Parallelen benennt Cooper eher zwischen der *Ersten Walpurgisnacht* und der *Classischen Walpurgisnacht* aus *Faust II* – beide Male geht es um die Aussöhnung von Gegensätzen im Zeichen der Humanität. Die Blocksbergszene in *Faust I* erscheint demgegenüber primär als Darstellung des Dämonischen.

Ein Anhang (nach den 215 Seiten der Monographie) enthält fremdsprachige, vor allem deutsche Originaltexte von längeren Zitaten. Insgesamt hat Cooper mit seinen fast ausschließlich eigenen Übersetzungen ins Englische eine beachtliche Leistung gezeigt. Ganz vereinzelt bemerkt man, daß er kleine Schwierigkeiten mit der Übertragung der älteren deutschen Quellen hat. Es mag eine Interpretationsfrage sein, daß er darauf beharrt, Gretchen sterbe durch den Strang und nicht durch das Schwert; daß er zweimal den »Götz von Berlichen« [sic!] zum Vergleich heranzieht, läßt dann doch erkennen, daß er sich hier nicht unbedingt auf vertrautem Terrain befindet.

Gern hätte Goethe seine Ballade von Carl Friedrich Zelter vertont gewußt, der aber nach einigen Anläufen davor kapitulierte. 1831 nahm sich Zelters Schüler der Sache an. Erste Teile der Urfassung entstanden im Zusammenhang von Mendelssohns Italienreise (1830/1831), und der junge Komponist traute sich, dem Werk genau die große Form zu geben, die Zelter vielleicht abgeschreckt hatte. Das Ergebnis war ein großes, kantatenartiges Werk für Orchester, Soli und gemischten Chor. Mit gutem Erfolg wurde das Werk Anfang 1833 aufgeführt, dann aber lange zurückgestellt, da Mendelssohn Umarbeitungen beabsichtigte, die er erst 1843/1844 letztgültig vornahm. Seitdem kursieren relativ viele unterschiedliche Ausgaben; bis heute fehlt eine verbindliche kritische Ausgabe. Als bedauerlich und revisionsbedürftig beschreibt Cooper den Umstand, daß – wie so oft – die letzte Fassung des Werks die Kenntnis und Wertschätzung der Urfassung völlig verdrängt hat.

Skizzen und Vorstufen der Komposition bilden die Grundlage für ein Kapitel beachtlicher musikwissenschaftlicher Quellenarbeit. Cooper versucht gewissenhaft, Mendelssohns Arbeitsphasen seiner Briefkorrespondenz zuzuordnen, soweit die *Walpurgisnacht* darin erwähnt wird, um besser zu verstehen, worum es dem Komponisten ging. Klar wird, daß Mendelssohn die Teile der Kantate nicht in chronologischer Ordnung schrieb und dann eine konsequente Überarbeitung anschloß, sondern daß die Arbeitsstufen sich zeitlich und stofflich überschneiden und durchdringen. Vom frühen Material (der Fassung von 1833) blieb am Ende kaum etwas unverändert erhalten.

Cooper führt genaue Strukturanalysen durch, um die Komposition in ihrem rein musikalischen Gehalt zu würdigen. Aus diesem Kapitel wird der musikwissenschaftlich kundige Leser zweifellos mehr Gewinn ziehen als der interessierte Laie, sosehr sich letzterer von den vorhergehenden Kapiteln angesprochen fühlen konnte. Umfangreiche Beispiele aus dem Notentext sollen Coopers Beobachtungen stützen. Oft läßt er allerdings die Notenzitate weitgehend für sich sprechen und verzichtet auf Interpretationshilfen für den Leser, der sich hier leicht etwas allein gelassen fühlen kann.

Mendelssohn nimmt die Herausforderung an, die sich aus der teilweisen Gleichzeitigkeit der Strophenhandlungen ergibt, und meistert sie durch ›symbolische‹ Behandlung des Materials. Als wichtige Strukturmerkmale – in beiden Fassungen des Werks – stellt Cooper bedeutungstragende Tonarten heraus: so etwa das A-Dur, das sowohl mit der Sphäre der Heiden als auch (wie öfter bei Mendelssohn) mit der Feier von Natur und Frühling assoziiert ist; Molltonarten, die Alterität und Mißverständnisse anklingen lassen; schließlich das am Ende erreichte C-Dur, die Tonart des göttlichen Lichts, in dem sich die scheinbaren, nur auf Täuschung beruhenden Gegensätze auflösen – die Tonart der Werte, die Heiden und Christen im Grunde verbinden.

Die Personen – bei Goethe wie bei Mendelssohn – sind nicht als Individuen von Interesse, sondern als Repräsentanten größerer Prozesse und Zusammenhänge; ihre Bedeutung ist eine kollektive, symbolische und stets auch auf die Gegenwart bezogene. Cooper interpretiert

Mendelssohns Ouvertüre als kluge Umsetzung dieses Konzepts: eine konzise Darstellung und Vorwegnahme der kommenden »hochsymbolischen« Momente, eine instrumentale Abstraktion der im folgenden verwendeten musikalischen (d.h. auch gesanglichen) Mittel. Zugleich aber bildet die Ouvertüre – hierin eine musikgeschichtliche Ausnahmeerscheinung – den integrativen ersten Akt des dramatischen Geschehens, hat sie doch mit den Passagen *Schlechtes Wetter* und *Der Übergang zum Frühling* bereits Anteil an der Handlungszeit der Kantate.

Mendelssohns Streben nach organischer Einheit des Werks und adäquater musikalischer Umsetzung der tragenden Ideen zeichnet sich in den Überarbeitungen immer klarer ab. Das zeugt von einem enormen künstlerischen Anspruch, der Idee des Gedichts gerecht zu werden; um zu dieser Vollendung zu gelangen, brauchte es Zeit, Reife und eben mehrfache Eingriffe. Daß Coopers Untersuchung – angetreten mit der erklärten Absicht, der zu wenig beachteten Frühfassung von Mendelssohns Kantate zu ihrem Recht zu verhelfen – am Ende eigentlich nur diesen kaum überraschenden Befund liefert, enttäuscht die Leseerwartungen dann doch; man kann sich nach dieser Antiklimax des Eindrucks nicht erwehren, da habe eine Ausgangshypothese – die von der unterschätzten Urfassung mit beträchtlichem Eigenwert gegenüber der späteren Umarbeitung – letztlich einfach nicht getragen. Weit überzeugender ist Coopers Buch in seiner tragfähigen Gesamtdeutung von Mendelssohns Kantate im Licht der Goetheschen Walpurgisnacht-Konzeption, die allein die Studie schon gerechtfertigt hätte. Die verdienstvollen musikalischen Analysen mögen sich zudem als wichtiger Schritt auf dem Weg zu einer wünschenswerten kritischen Notentextausgabe erweisen.

Hanna Stegbauer

»***Faustus***«. *From the German of Goethe*. Translated by Samuel Taylor Coleridge, edited by Frederick Burwick and James C. McKusick. Oxford 2007, liv, 343 S.

Im September 1821 erscheint bei Boosey and Sons in London eine anonyme Übersetzung von Goethes *Faust*. Hinter der sorgfältig edierten Neuauflage dieses Textes unter dem renommierten Clarendon-Imprint der Oxford University Press verbirgt sich eine literaturwissenschaftliche Sensation ersten Ranges, denn die beiden Herausgeber glauben belegen zu können, daß der Übersetzer des *Faust* kein Geringerer als Samuel Taylor Coleridge war – der Dichter der fragmentarischen Traumvision *Kubla Khan* und der Kunstballade *The Rime of the Ancient Mariner*.

Coleridge ist unbestreitbar einer der großen Mittler deutscher Literatur und deutscher Philosophie im Großbritannien der ersten drei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts: Er übersetzte beispielsweise Schillers *Wallenstein* schon 1800, übertrug zahlreiche deutsche Gedichte ins Englische (nicht immer unter Angabe der Quelle) und verbreitete jenseits des Kanals in Schriften, Vorträgen und endlos scheinenden Konversationen die Ideen Kants, Schellings, August Wilhelm Schlegels und vieler anderer – mal modifiziert, mal sie als seine eigenen ausgebend. Auch Coleridges ausgeprägtes Interesse an Übernatürlichem und metaphysischen Fragen legt es nahe, daß er wohl eine besondere Affinität zum Faust-Stoff verspürte. Wenn man ihn bislang trotzdem nicht als ernsthaften Kandidaten für diese *Faust*-Übersetzung handelte, so vor allem aus drei Gründen: Man wußte, daß aus einem ersten Vorhaben (1814), den *Faust* für seinen Verleger John Murray zu übersetzen, nichts geworden war. Zudem hatte Coleridge 1833, wie man in *Table Talk* nachlesen kann, unzweideutig erklärt, er habe die Übersetzung nie auch nur begonnen (»I never put pen to paper.«). Schließlich fragte man sich mit einigem Recht, warum Coleridge, der bekanntermaßen viel ankündigte, doch weniger ablieferte, viel begann, doch wenig vollendete, ausgerechnet im Falle eines erfolgreich abgeschlossenen Projektes auf Anonymität bestehen und jedes Involviertsein dementieren sollte. Und doch scheint es so gewesen zu sein.

Sowohl die Geschichte dieser Entdeckung als auch die Beweisführung der Herausgeber lesen sich spannend wie ein Krimi. Schon 1971 trug der amerikanische Anglist Paul M. Zall Indizien für eine Autorschaft Coleridges zusammen. Seine Hypothese fand damals Interesse bei Experten, doch man forderte ihn auf, vor allem im Bereich des Stilvergleichs zusätzliche Evidenz zu präsentieren. Genau das – und mehr – geschieht nun mit dieser Ausgabe von Frederick Burwick und James C. McKusick, denn Burwicks Einleitung bietet eine dichte Beschreibung der Umstände der diversen englischen *Faust*-Übersetzungen der Jahre um 1820 und häuft weitere *external evidence* an, wie z. B. Verlagskorrespondenz, einschlägige Einträge aus Coleridges *Notebooks*, Goethes Bemerkung gegenüber seinem Sohn vom 4. September 1820 (»Colleridge [sic] übersetzt das Stück«) – Evidenz, die zusammengenommen recht überzeugend Coleridge als den wahren Übersetzer des ›Boosey‹-*Faust* vom September 1821 einkreist. Zudem kann McKusick, die Fortschritte der letzten Jahrzehnte auf diesem Gebiet nutzend, durch einen computergestützten Stilvergleich (das entsprechende *Signature*-Programm der Universität Leeds läßt sich aus dem Internet frei herunterladen) zeigen, daß der Autor dieser Übersetzung mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit (wie McKusick mehrfach vernünftigerweise betont, ist mit solchen Verfahren kein hundertprozentig schlüssiger ›Beweis‹ zu führen) Samuel Taylor Coleridge war. Die stilistische Übereinstimmung zwischen Coleridge-Texten, speziell seinem eigenen Drama *Remorse*, und der anonymen *Faust*-Übersetzung von 1821 ist extrem hoch und liegt jenseits aller Zufälligkeit; das charakteristische stilometrische Profil der Übersetzung wird zudem von keiner anderen *Faust*-Übersetzung der Epoche und von keinem konkurrierenden Kandidaten erreicht, so daß der doppelte Befund nur lauten kann: Es war höchstwahrscheinlich keiner der anderen ›üblichen Verdächtigen‹, *und* es war höchstwahrscheinlich Coleridge.

Nun enthält der jetzt erschienene Band aber wesentlich mehr: In der Einleitung erzählt Burwick packend, wie Thomas Booseys Ausgabe eine Reaktion auf den großen Erfolg der beim Londoner Verleger Johann Heinrich Bothe erschienenen *Faust*-Auszüge (Januar 1820, übersetzt von George Soane) war, die ja nur die passenden Zeilen des Dramas zu den 26 Umrißzeichnungen von Moritz Retzsch bot. Boosey konterte diesen Erfolg zunächst (Juni 1820) mit einer Prosa-Übersetzung des *Faust*, als deren Autor Burwick nun Daniel Boileau identifiziert hat und in der sich ebenfalls die Retzsch-Illustrationen finden (nachgestochen von Henry Moses), ehe dann im September des folgenden Jahres die weitgehend in dramatischem Blankvers gehaltene Übersetzung Coleridges folgte (er übersetzt etwa die Hälfte des Stückes und faßt den Rest in Prosa zusammen). Die reich annotierte Ausgabe der Oxford University Press enthält aber nicht allein – und das steigert ihren Wert noch – diese *Faust*-Übersetzung von 1821 inklusive der Retzsch-*Umrisse*; sie bietet auch in Gänze die Übersetzungen von George Soane (*Extracts from Göthe's Tragedy of Faustus*, *Explanatory of the Plates by Retsch* [sic]) und Daniel Boileau (*Retsch's* [sic] *Series of Twenty-Six Outlines Illustrative of Goethe's Tragedy of Faust*) sowie die im 23. Kapitel des zweiten Teiles von de Staëls *De l'Allemagne* abgedruckten *Faust*-Auszüge (ins Englische übersetzt von Francis Hodgson, nun identifiziert von McKusick) und schließlich die *Faust*-Übersetzungen von John Anster (Juni 1820 in *Blackwood's*) und von Lord Francis Leveson-Gower (1823). Mehr kann man von einer wissenschaftlichen Ausgabe wirklich nicht erwarten.

All diese Teile sind mit informativen *headnotes*, also kurzen Einführungen, versehen; die Annotierung, zumal der Coleridge-Übersetzung, ist vorbildlich und liefert über den Nachweis von Parallelstellen und Echos weiteren Stoff für die Zuschreibung der Herausgeber. Burwick, Anglist und Komparatist, international ausgewiesener Romantik-Experte und Herausgeber des geplanten *Coleridge Handbook* der Oxford University Press, zeichnet für alle Textteile außer dem 28seitigen de Staël-Auszug verantwortlich, McKusick für diesen, für Darlegung und Durchführung des computergestützten Stilvergleichs, für den Index und für die Fahnenkorrektur. Letzteres mag ein Fehler gewesen sein, denn in der ansonsten makellos besorgten Edition kommt es immer wieder zu absurden Fehlern im Deutschen, etwa schon in der »Chronology«: »*Faust. Ein* [sic] *Tragödie*«, aus »aus« wird ein unsinniges »ans«, aus »Lock-

und Gaukelwerk« ein groteskes »Loch- und Gaukelwerk« (S. xliii), von »Hexenkuche« ganz zu schweigen (S. 137). Mit den Fällen und Umlauten der deutschen Sprache hatte zwar auch Coleridge so seine Probleme, aber solche Schludrigkeiten sind nur noch ärgerlich.

Über die Güte von Coleridges *Faust*-Übersetzung – und so wird man sie fortan nennen dürfen – wird debattiert werden (meiner Einschätzung nach steht hier genial Gelungenes neben wenig Inspiriertem). Unstreitig scheint mir jedoch die Bedeutung der hier vorgelegten Edition: Sie ist ein Meilenstein für die Rezeptionsforschung, ein Meilenstein auch für die Komparatistik, insbesondere für die Erforschung der britisch-deutschen Literatur-Beziehungen im 19. Jahrhundert. Den Herausgebern gebührt Dank für ihre Mühe und für ihren Mut, denn ihre These wird nicht unwidersprochen bleiben (Coleridgeaner sind nicht gerade für große Einigkeit bekannt), zugleich für ihren Mut in der Entscheidung, nachdem endlich die vielbändige definitive *Bollingen*-Ausgabe der Werke Coleridges abgeschlossen ist, nachträglich mit einem Text herauszukommen, der die Diskussion über Coleridge als Übersetzer und Mittler deutscher Kultur im englischsprachigen Ausland neu entfachen muß, aber auch die grundsätzliche Diskussion über die Grenzen seines Œuvres und darüber, was darin als kanonisch zu gelten hat. Ist dieser *Faust*-Text von Coleridge, so ist er weniger ephemer als manches, was in der *Bollingen*-Ausgabe zu finden ist.

Bleibt noch die Frage, warum Coleridge hier uncharakteristischerweise auf Anonymität bestand – und sie, ebenso uncharakteristischerweise, auch wahrte. Dafür lassen sich wieder mehrere Gründe anführen. Der wichtigste dürfte sein, daß Goethe in England zu dieser Zeit einen höchst zweifelhaften Ruf genoß, galten seine religiösen und moralischen Ansichten – oder das, was man darüber gehört hatte – doch als sehr suspekt, weil viel zu liberal und unorthodox. Coleridge dagegen war um 1820, im Gegensatz zu seiner Radikalität in den 1790er Jahren, schon sehr konservativ in politischen wie in religiösen und moralischen Fragen – verständlich, daß er nicht öffentlich mit Goethe assoziiert werden wollte, dessen Bedeutung er gleichwohl anerkannte. Vielleicht war Coleridge auch von der Qualität seiner eigenen Übersetzung nicht restlos überzeugt. Und dann war da noch der unerledigte Übersetzungsauftrag aus dem Jahre 1814, immerhin von seinem Hausverleger – eine Angelegenheit, an die man besser nicht rührte. Gründe genug, aber er brauchte das Geld.

So steht am Ende eine doppelte Ironie: Coleridge, der so vieles, was er ankündigte, gar nicht begann und so vieles, was er begann, gar nicht abschloß, mußte in diesem Fall eines erfolgreich verwirklichten Vorhabens bestreiten, jemals überhaupt begonnen zu haben: »I never put pen to paper«. Und weil es manchmal etwas länger dauert, bis so etwas ans Licht kommt, steht nun als äußeres Zeichen dieses typisch Coleridgeschen *muddle* außerhalb der abgeschlossenen *Bollingen*-Werkausgabe ein exquisiter zusätzlicher Werk-Band zur Verfügung, geadelt durch die übliche, traditionell gediegene »Author's Works«-Aufmachung der edlen Clarendon Press. Coleridge selbst hätte wohl als erster erkannt, daß das möglicherweise als emblematisch für sein Leben und Werk zu deuten ist.

Christoph Bode

Alexander Reck: *Friedrich Theodor Vischer. Parodien auf Goethes »Faust«*. Heidelberg 2007, 386 S.

Anzuzeigen ist eine verdienstvolle Studie von Alexander Reck, in der die bislang kaum untersuchten *Faust*-Parodien von Friedrich Theodor Vischer in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt werden. Neben der Beschäftigung mit vier Texten Vischers sowie der überarbeiteten Fassung des *Faust III*, der wichtigsten dieser Parodien, zeigt auch der editorische Anhang, daß nicht nur die wissenschaftliche Analyse, sondern schon die Bereitstellung der Texte Vischers zum großen Teil noch aussteht. Dazu leistet die Stuttgarter Dissertation Recks

einen nicht unerheblichen Beitrag. Der Editionsteil bietet mit *Christians Schmerz und seine Heilung* eine der frühesten, bislang unveröffentlichten *Faust*-Parodien. Darüber hinaus hat Reck aus dem überwiegend unveröffentlichten Nachlaß des Autors eine Reihe von Briefen ediert, die im Umfeld der *Faust*-Parodien anzusiedeln sind.

Die fünf parodistischen *Faust*-Dichtungen Vischers behandelt Reck »je nach Inhalt, Form und Bedeutung unterschiedlich ausführlich« (S. 3). Es wird keine »lückenlose Analyse von Vischers Faust-Parodien« angestrebt, vielmehr sollen »wichtige Merkmale exemplarisch herausgegriffen« werden (S. 4). Da es nicht primär um »theoretische Probleme der Parodie«, sondern vorwiegend um Vischers parodistische Auseinandersetzungen mit Goethes *Faust*-Dichtungen geht (S. 13), verfolgt Reck die Bedeutungs- und Begriffsgeschichte der Parodie nur bis ins 19. Jahrhundert und vor allem mit Bezug auf Vischers eigene Ästhetik. Recks Ausführungen über die Parodie enden mit Nietzsches Beobachtung zur Bedeutung der Parodie für die Entwicklung neuer literarischer Formen (S. 31), allerdings ohne Nietzsche und dessen im methodischen Teil angeführte Erkenntnisse später noch einmal aufzunehmen. Zu Beginn bietet Reck einen Überblick über die bisherige Forschung zur Person Vischers und zur Wirkungsgeschichte der zu analysierenden Texte. Im Hauptteil werden die *Faust*-Parodien Vischers in chronologischer Abfolge untersucht.

Für die Parodie auf den ersten Teil von Goethes *Faust*, *Christians Schmerz und seine Heilung oder: die außerordentlichste Leistung der neueren Logik. Ein sehr gutes Fragment aus den Papieren eines Denkers*, die Vischer 1833 aus privatem Anlaß zur Verlobungsfeier eines Freundes verfaßte (S. 57), macht Reck die literarische Gruppenbildung der 1820er und 1830er Jahre sowie den Paradigmenwechsel in der evangelisch-theologischen Fakultät in Tübingen verantwortlich. Die vermutlich 1834 entstandene und nur fünf Druckseiten umfassende dramatische Skizze *Zur Fortsetzung des »Faust«. Eine Posse*, die 1836 unter dem Pseudonym A. Treuburg im *Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten* erschien, wird wie schon *Christians Schmerz und seine Heilung* zu Texten und Motiven Eduard Mörikes in Beziehung gesetzt (S. 69). Am umfangreichsten fällt die Auseinandersetzung mit dem Gegenentwurf Vischers zu Goethes *Faust II* aus (*Faust. Der Tragödie dritter Teil. Treu im Geiste des zweiten Teils des Goetheschen »Faust« gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky*), der eine »Sonderstellung in der Geschichte der Parodie« einnehme (S. 94). Hier werde nicht nur *Faust*, sondern auf einer zweiten Stufe in Form einer Germanistensatire auch die zeitgenössische Goethe-Philologie parodiert. Faust wird als Lehrer an einer deutschen Volksschule dazu verpflichtet, den Schülern den zweiten Teil des *Faust* zu erklären. Da der Protagonist selbst Verständnisprobleme hat, schreibt er verschiedene Deutungen von professionellen *Faust*-Interpreten ab, den »Sinnhubern« und den »Stoffhubern«, und gibt diese an seine Schüler weiter. Reck stellt die erste »wesentlich sprachexperimentellere« Fassung des *Faust III* von 1862 der zweiten Fassung von 1886 gegenüber, in der Politik und Zeitkritik im Vordergrund stünden (S. 106f.). Die fast zeitgleich mit der zweiten Fassung des *Faust III* im ersten Jahrgang der Zeitschrift *Das humoristische Deutschland* erschienene Parodie *Höchst merkwürdiger Fund aus Goethes Nachlaß: Einfacherer Schluß der Tragödie »Faust«. Mitgeteilt vom redlichen Finder*, in der Vischer den Versuch unternimmt, den aus seiner Sicht nicht gelungenen Schluß von Goethes *Faust II* umzuschreiben, enthalte gegenüber dem *Faust III* kaum Neues, so daß Recks Analyse sich auf wenige Seiten beschränkt (S. 161-165).

Reck stellt keine These auf zu Abhängigkeiten zwischen den einzelnen *Faust*-Parodien Vischers oder den *Faust*-Parodien generell – eher handelt es sich um isolierte Fallstudien. Dabei hätte der Autor manche Beobachtungen, wenn er sie stringenter verfolgt hätte, zu argumentativen Linien ordnen können. Vereinzelt finden sich etwa Anmerkungen zu den Sprachspielen und zum experimentellen Umgang mit Sprache und Metrik bei Vischer. Die offensichtlichen Bezüge zur Nonsenspoesie und zu Arno Holz werden aber nur gestreift. Das Fazit geht nicht über die vorläufige Beobachtung des Verfassers hinaus, es handele sich um »Kritik an der Sprache und am Altersstil Goethes« (S. 100).

Die einzelnen kenntnisreichen Analysen fokussieren vor allem regionale und personelle

Kontexte sowie die zeitgenössische Goethe- und *Faust*-Philologie. Im Hinblick auf Goethes *Faust* berücksichtigt der Verfasser überwiegend forschungs- und rezeptionsgeschichtliche Arbeiten, kaum aber neuere Forschungsansätze und Einzelinterpretationen. Im Zusammenhang mit *Faust*-Parodien im allgemeinen und Vischers parodistischen Texten im besonderen bestätigt die Arbeit in weiten Teilen die Ergebnisse, die schon Waltraud Wende und Fritz Martini vorgelegt haben; sie kann aber im Detail durch genaue Recherchen Modifizierungen und Ergänzungen anbieten (vgl. etwa S. 139 f. zur Dechiffrierung der Namen in *Faust III*). Außerdem stellt Reck aufschlußreiche Bezüge zu Texten Mörikes her – so zu *Maler Nolten*, den *Wispeliaden* und dem *Stuttgarter Hutzelmännlein* –, wobei die Wechselbeziehungen zwischen den parodistischen Texten beider Autoren auch anhand ihres Briefwechsels erhellt werden. Daneben bietet die Arbeit in Form einer Zusammenstellung aller Theateraufführungen von *Faust III*, die über 100 Jahre nach seiner Abfassung an mehreren kleinen Bühnen stattfanden, obwohl Vischer den zunächst als Lesedrama konzipiert habe, auch einen knappen Ausblick auf das 20. Jahrhundert (S. 156-160).

Die Auswahl der Korrespondenz im Editionsteil begründet Reck durch den Bezug auf die *Faust*-Parodien Vischers. Manche Briefe erscheinen in diesem Kontext in der Tat von Relevanz, andere enthalten keine Äußerungen zu Vischers *Faust* – so die meisten der Briefe an die Schwiegertochter, die der Korrespondenz mit dem Sohn beigefügt sind, so daß die Auswahl nicht immer überzeugt (vgl. S. 296, 298, 301). Hier hätte man sich entweder eine gezieltere Zusammenstellung von Briefen im Hinblick auf das *Faust*-Thema bei Vischer gewünscht oder eine separate Edition der Briefe vorgezogen, die dann nicht dem Thema der Monographie hätte gerecht werden müssen.

Insgesamt aber überzeugt die Studie durch umsichtige Recherche. Der Verfasser sichtet umfassend Quellenmaterial zu Vischers *Faust*-Parodien, außerdem macht er einige Dokumente erstmals zugänglich. Damit bietet sich die Arbeit auch als Ausgangspunkt für weiterführende Studien an, und zwar nicht nur zu Vischers Parodien, sondern auch zur Resonanz von Goethes *Faust* im 19. Jahrhundert.

Anke Detken

Monika-Yvonne Elvira Stein: *Im Mantel Goethes und Faust auf der Fährte. Wilhelm Raabes »Faust«- und Goethe-Rezeption in seinem Roman »Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge«.* Frankfurt a. M. u. a. 2005, XI, 299 S.

Die werkprägende Bedeutung Raabescher Goethe-Rezeption wurde in der Raabe-Forschung und in der Interpretation von *Abu Telfan* seit jeher erforscht.[1] Die vorliegende Untersuchung,

1 Rezeptionsphilologisch von Fritz Jensch (*Wilhelm Raabes Zitatenschatz*. Wolfenbüttel 1925, Nr. 535-728), Heinrich Spiero (*Raabe-Lexikon*. Berlin-Grunewald 1927) sowie vom werkbegleitenden Kommentarteil der hist.-krit. *Braunschweiger Ausgabe* [BA] (Wilhelm Raabe: *Sämtliche Werke*. Im Auftr. d. Braunschw. Wissenschaftl. Gesellschaft nach dem Tode von Karl Hoppe hrsg. von Jost Schillemeit. 20 Bde. u. 5 Erg.-Bde. Freiburg i. Br., Göttingen 1951-1994); interpretatorisch in historisch und methodisch wechselnder Optik von Hermann Zimmers Dissertation *Raabes Verhältnis zu Goethe* (Marburg 1921, S. 30-36 *Abu Telfan*) und Beiträgen Wilhelm Fehses (*Raabe und Goethe*. In: GJb 1937, S. 260-287; *Dauer im Wechsel*. In: GJb 1942, S. 69-77) über Johannes Klein (*Raabe und Goethe*. In: *Mitteilungen der Raabe-Gesellschaft* 36/1 [1949], S. 1-9), Gerhart Mayer (*Die geistige Entwicklung Wilhelm Raabes*. Göttingen 1960, S. 69-75), Herman Meyer (*Das Zitat in der Erzählkunst. Zur Geschichte und Poetik des europäischen Romans*. Stuttgart 1961, S. 186-206: Goethezitate in *Hastenbeck*) u. a. m. bis hin zu Ito Takeo (*Goethe und Raabe*. In: GJb 1963, S. 205-215) und jüngst Ulrich Kinzel (*Ethische Projekte. Literatur und Selbstgestaltung im Kontext des Regierungsdenkens. Humboldt, Goethe, Stifter, Raabe*. Frankfurt a. M. 2000, S. 145-344 u. 467-532).

zugleich Dissertation an der Universität München (Prof. Wolfgang Frühwald), unternimmt nun den Versuch, Wilhelm Raabes Roman *Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge* (1867) – gemeinhin als zeit- und gesellschaftskritischer Heimkehrerroman gedeutet und oft auch, zusammen mit *Hungerpastor* (1863/1864) und *Schüdderump* (1869/1870), der sogenannten Stuttgarter Trilogie zugeordnet – in seiner Fülle intertextueller Goethe- und *Faust*-Bezüge als erzählstrukturell perfekten wie programmatisch gezielten »erste[n] große[n] Beitrag« Raabes »zum Goethe-Diskurs seiner Zeit« (S. 2) zu interpretieren. Erstmals in seinem Œuvre, so Monika-Yvonne Elvira Steins Grundthese, habe Raabe auf zitierkünstlerisch-narrativer wie thematisch-diskursiver Ebene einen zeitkritisch aktualisierten »Faust- und Goethe-Roman« (S. 5) gestaltet und intendiert.

Der methodische Zugriff der umfänglichen Arbeit, in der materialreich-textvergleichende Detailforschung und Romaninterpretation (zumeist in vehementer Kritik auch bisheriger Raabeforschung) sich ambitioniert verbinden, ist primär intertextualitäts-, rezeptions- und diskursanalytisch orientiert. Untersucht werden vier Sachschwerpunkte: (1) Raabes Goethe-Rezeption in Selbstzeugnissen und im Frühwerk, noch vor *Abu Telfan*, bis 1867, (2) Raabes (bislang übersehene) Rezeption des Goethe- und *Faust*-Diskurses in Karl Rosenkranz' *Göthe und seine Werke* (1847), Rudolf Gottschalls *Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts* (1855), Friedrich Theodor Vischers *Faust*-Parodie (1866) und Ferdinand Stoltes *Faust*-Epos (1859/1869); Raabes eigener Goethe-Diskurs in der Doppelqualität seines *Abu Telfan* (3) als »Faust-Roman«, dessen Hagebucher-Geschichte (kraft leitmotivisch-omnipräsenter *Faust*-Zitate und -Parallelszenen in Figuren-, Schauplatz-, Handlungs- und Sprachgestaltung) zum »Faust-Roman« werde, wie zugleich (4) als »Goethe-Roman«, der kraft ständiger Verweise zudem auf Gestalt und weitere Werke Goethes als »Programmschrift zur Verbreitung von Goethes Lebensphilosophie« und »Bildungsroman mit dem Erziehungsziel der Goethe-Nachfolge« (S. 225) zu lesen sei.

Intertextuell den Prätext *Faust* aktualisierend, so Stein, durchläuft Raabes Faustfigur Hagebucher, parodistisch zur Gelehrtentragödie (doch ohne Gretchentragödie), gleich vier Walpurgisnachtszenen (Hexenreich Abu Telfan, Bumsdorfer Familienrat, Totenzimmer des Vaters, Eklat im Haus des Polizeidirektors), ferner Teufelspakt- (mit Leutnant Kind) und Hexenküchenszenen (bei Serena Reihenschlager) und tritt wiederholt den »Gang zu den Müttern« an (in die Katzenmühle zu Frau Klaudine, Verkörperung antiker »Mütter« und christlicher Maria), wobei Figuren- und Szenen-Mythisierung als realistisch-moderne Kontrafaktur – in narrativer Autonomie gegenüber Goethe und seinem Werk – Entmythisierung und Säkularisierung bedeutet. Auch begegnet, wie in Stoltes *Faust*-Epos, Vervielfachung der Faustfigur: Nikola von Einstein als weibliche Faustgestalt (Geldheirat, statt Selbstfindung, mit Baron von Glimmern als Teufelspakt; vgl. schon 1861 Raabes *Der heilige Born* mit Faustina als weiblichem Faust), Victor von Fehleysen als rastlosem Faust (Nikola hier als verlassener Gretchenfigur), Hugo von Bumsdorf als schwärmerischem Faust (mit dörflichem Drainageprojekt). Gegenläufig aber zum »Faust-Dilemma« im Scheitern Hagebuchers als Duodezstaat- und Philisterwelt-Opponent thematisiere der Roman – als »Goethe-Roman« – zugleich Selbstfindung und -bescheidung des Afrika-Heimkehrers (im »Mantel des alten Goethe«; BA 7, S. 156): dessen Goethe-Studien (unter der Ägide des Goethe-Verehrers Vetter Wassertreter), familiale Reintegration und »Tätigsein« für Bedrängte (Rettung Nikolas, Wächteramt für Katzenmühle) bis hin zu äußerer Philister-Identität. Goethesche Spätwerk-Ethik artikulierend, belege gerade der Romanschluß (mitsamt »Philisterapologie« Kap. 35), in der Raabe-Forschung oft als quietistisch-resignativ und künstlerisch schwach kritisiert, die Stimmigkeit des Romanganzen in Struktur und Gehalt.

Es läßt sich ein beobachtungsreich-wohlfundiertes, deutlich innovatives, weithin überzeugendes Interpretationsfazit ziehen. Doch bleibt zu fragen, ob Steins (älterer *Abu Telfan*-Deutung folgende) Statuierung einer Unvereinbarkeit von »Goethes Optimismus und Schopenhauers Pessimismus, innerhalb ein und derselben Dichtung« (S. 274) hier, angesichts der Gewichtigkeit von Romanmotto und -schlußsatz (*Wenn ihr wüßtet, was ich weiß […], so*

würdet ihr viel weinen und wenig lachen; BA 7, S. 6 u. 382), interpretatorisch zutrifft, zumal Raabes Schopenhauer-Rezeption, mit Lektüre der Textdokumentation von Ernst Otto Lindner und Julius Frauenstädt *Arthur Schopenhauer […]. Memorabilien, Briefe, Nachlaßstücke* (1863), schon 1863 einsetzt (laut Tagebuch vom 12.7.1863), ob somit die Goethe/Schopenhauer-Konvergenz späterer Raabetexte im Sinne der Notizbuch-Devise »Zu Goethes Wahrheitsgefühl Schopenhauers Wahrheitsliebe« (8.5.1889; BA Erg.-Bd. 5, S. 415) sich nicht schon in *Abu Telfan* abzeichnet. Auch bleiben, Raabes Zitierkunst betreffend, zwei strukturbildende *Faust*-Zitate außer acht: Der ›sprechende‹ Name der Teufels- und Geldheiratfigur Baron »von Glimmern« evoziert in seiner Namensymbolik die Szene »Walpurgisnacht […] Gegend von Schierke und Elend«, die Faust vom »Glimmern« des Mammon (Mephisto: »Wie im Berg der Mammon glüht«; »Erleuchtet nicht zu diesem Feste / Herr Mammon prächtig den Palast?«) zutiefst fasziniert zeigt: »Wie seltsam glimmert durch die Gründe / Ein morgenrötlich trüber Schein« (*Faust I*, V. 3915-3933). Außerdem aktualisiert in *Die Kinder von Finkenrode* (1858) ein weiteres unbeachtetes *Faust*-Zitat die Liebesverfluchung Fausts in der Teufelspaktszene: »So fluch ich allem […] / Fluch jener höchsten Liebeshuld!« (mit Geisterchor-Klage: »Weh! weh! / Du hast sie zerstört, / Die schöne Welt«; V. 1587 ff. u. 1607 ff.), wenn Raabe den seiner Kindheitswelt und Jugendliebe entfremdeten Großstadt-Journalisten Bösenberg, in Form eines Erinnerungsmonologs, damit konfrontiert, in wüstem Trinkgelage einst die »Liebe« verflucht zu haben: »Fluch der Liebe! […] ›Fluch der Liebe!‹ rief ich noch einmal […] Weh, mein armes Herz!‹« (BA 2, S. 92 f.). Abgesehen von dieser für die Existenz- und Liebestragik des Romanhelden erzählkonfigurativ zentralen Fluch-Szene, einer integrativ romanprägenden *Faust*-Kontrafaktur, zeigen sich die übrigen *Faust*- und Goethe-Zitate dieses Frühwerkromans keineswegs als nur unverbindlich illustrativ-stimmungshafte bzw. bloß ironische »Bildungszitate« ohne »Erweiterung des Gehalts« (S. 65 f.).

Insgesamt bewegt sich die Diktion der Untersuchung auf sprachlich-begrifflich anspruchsvollem, hohem Niveau. Korrekturbedürftig jedoch ist die kategorial inadäquate (ständige) Verwendung des Begriffs »mystisch« als Gegenbegriff zu »mythologisch« zur Unterscheidung »christlich« geprägter *Faust*-Figuren (Maria, Teufel) von solchen außerchristlich-antiker Provenienz (Hexen, die »Mütter« etc.). Auch stört die Redundanz immer neuer, allzu detailliert wiederholender Zusammenfassungen. Alles in allem: Respekt vor der geradezu phänomenalen Recherche- und Interpretationsleistung, deren Ergebnisse und Bewertungen künftiger Goethe- und Raabe-Forschung – insbesondere zur Goethe-Rezeption Raabes auch nach *Abu Telfan* – neue Perspektiven eröffnen.

Eberhard Rohse

Christiane Schulz: *Geschichtsschreibung der Seele. Goethe und das 6. Buch der »Brat'ja Karamazovy«*. München 2006, 230 S.

Der Gedanke, die Goethe-Lektüre sei für Fjodor Michailovič Dostoevskij von Bedeutung gewesen, hat sich in der Dostoevskij-Forschung fest eingebürgert. Er stützt sich auf mehrere Erwähnungen von Goethes Werken, vor allem der *Leiden des jungen Werthers*, von *Wilhelm Meisters Lehrjahren*, *Wilhelm Meisters Wanderjahren* und der beiden *Faust*-Teile, in Dostoevskijs Briefen und seinem *Tagebuch eines Schriftstellers* (1872-1881), nicht zuletzt aber auch auf zahlreiche Goethe-Spuren in den Romanen, u. a. in *Der Jüngling*, *Die Dämonen*, *Die Brüder Karamazov*. Die entsprechenden ›goethegeprägten‹ Stellen aus dem Nachlaß Dostoevskijs, die der Kommentar der historisch-kritischen Ausgabe (*Polnoe sobranie sočinenj v tridcati tomach*, Leningrad 1972-1990) sorgfältig verzeichnet, sind im Laufe des 20. Jahr-

hunderts mehrfach Gegenstand interessanter Teiluntersuchungen gewesen;[1] im Vergleich mit dem immensen, immer weiter ausufernden Forschungsfeld »Dostoevskij und Schiller« hat das Problem »Dostoevskij und Goethe« jedoch immer als weniger relevant und ergiebig gegolten. Insbesondere die russische Dostoevskij-Forschung neigt häufig dazu, den Goethe-Bezug bei Dostoevskij zu marginalisieren, wie sich etwa an Viktor Zhirmunskijs Standardwerk *Goethe in der russischen Literatur* zeigt, wo lediglich eine einzige Bezugnahme Dostojevskijs, dazu noch in nebensächlichem Zusammenhang, Erwähnung findet.[2]

Daß diese Forschungslage unbefriedigend ist und dem realen Ausmaß von Goethes Präsenz in Dostoevskijs Poetik nicht entspricht, versucht Christiane Schulz in ihrer neuen Untersuchung zu beweisen, die sich den Goethe-Reminiszenzen in Dostoevskijs (sowohl dem Umfang als auch der künstlerischen Bedeutung nach) größtem Roman *Die Brüder Karamazov* (1879-1880) widmet.

Bei ihrer Beweisführung geht die Autorin in drei Schritten vor. Im ersten, mit Abstand umfangreichsten Kapitel – *Eigenes Selbst und fremde Formen* – setzt sie das 6., künstlerisch ›problematischste‹, weil mit ›vormodern‹ wirkenden religiösen und weltanschaulichen Aspekten überfrachtete Buch der *Brüder Karamazov*, *Der russische Novize*, mit dem 6. Buch von *Wilhelm Meisters Lehrjahren* in Beziehung. Das 6. Buch von Dostoevskijs Roman, das (in der erzählerischen Vermittlung durch Aleša Karamazov) vom Leben des Starez Zosima handelt, wurde von der Forschung bislang fast ausnahmslos mit dem genuin russischen Genre des hagiographischen ›žitie‹ in Verbindung gebracht. Demgemäß kam es in der Rezeption und wissenschaftlichen Kommentierung dieses Romanteils regelmäßig zu einer Überbetonung religionsapophantischer, dem nationalen Kulturbewußtsein zuträglicher bzw. didaktischer Momente. Gerade mit diesem Vorurteil der Forschung versucht Schulz aufzuräumen. Ihrer Meinung nach steht dieser »vereinseitigenden Lesart« ein »raffiniertes System von motivischen Korrespondenzen und narrativen Relativierungen, Mutmaßungen, Abschweifungen und Leerstellen entgegen, dessen Funktion im Hinblick auf das 6. Buch und seine unterschiedlichen poetologischen Anschlüsse an den Gesamtroman noch wenig untersucht worden ist« (S. 12f.). Der akribisch durchgeführte Vergleich von *Der russische Novize* mit den *Bekenntnissen einer schönen Seele*, also dem ebenfalls 6. Buch von *Wilhelm Meisters Lehrjahren* (auf die für *Die Brüder Karamazov* durchaus relevante Zahlensymbolik geht die Verfasserin im Paragraphen 14 des 1. Kapitels eigens ein), wirkt ebenso innovativ wie aufschlußreich, zumal diese Koinzidenz von der Quellenforschung bislang kaum bemerkt, geschweige denn genauer analysiert worden ist.

Im Mittelpunkt des 2. Kapitels – *Teufeleien in homöopathischen Dosen* – steht (unter gelegentlicher Beiziehung auch der *Legende vom Großinquisitor* aus dem 5. Buch) das 9. Kapitel des 11. Buches von Dostoevskijs Roman, das Ivans Gespräch mit dem Teufel zum Gegenstand hat. Schulz vergleicht es zumeist überzeugend und ergiebig sowohl mit dem Mephistopheles-Motiv aus Goethes *Faust* als auch mit den Inhalten und Strukturen des cartesianischen Denkens von Descartes selbst bis hin zu Jean-Jacques Rousseau und Immanuel Kant.

Das dritte Kapitel – *Pater Seraphicus* – enthält die glänzende und durchaus innovative Analyse eines Goethe-Zitats bei Dostoevskij, nämlich der (scheinbar nebensächlichen, von der bisherigen Forschung durchweg übersehenen bzw. interpretatorisch verharmlosten) Erwähnung des ›Pater Seraphicus‹ aus der Schlußszene des *Faust II* in *Die Brüder Karamazov*. Dieses Kapitel leistet zugleich eine gewisse Synthese, weil an seinem Ende erneut das 6. Buch der *Brüder Karamazov* als Hauptgegenstand der Untersuchung figuriert; mit Hilfe der er-

1 Siehe z.B. Arkadij Dolinin: *Poslednie Romany Dostoevskogo. Kak sozdavalis' »Podrostok« i »Brat'ja Karamazovy«*. Moskva, Leningrad 1963; Ilja Serman: *Dostoevskij und Goethe*. In: *Goethe und die Welt der Slawen*. Hrsg. von Hans-Bernd Harder u. Hans Rothe. Gießen 1981, S. 178-190; *Alexandr Gribanov: Zametki ob ispol'zovanii istočnikov v »Brat'jach Karamazovych«*. In: *Wiener Slawistischer Almanach* 12 (1983), S. 229-241.

2 Viktor Žirmunskij: *Gjote v russkoj literature*. Leningrad 1982, S. 126.

schlossenen Goetheschen Prätexte gelingen der Verfasserin hier wesentliche neue Einsichten in die innere Struktur von Dostoevskijs Roman. Indem sie die brüderliche Triade (Mitja – Ivan – Aleša) auf die Konstellation ›Pater ecstaticus – Pater profundus – Pater seraphicus‹ aus der *Bergschluchten*-Szene von *Faust II* projiziert, vermag sie ihre Ausgangsthese von der nachhaltigen Orientierung Dostoevskijs an Goetheschen Texten einmal mehr – nun auf poetologisch-strukturaler Ebene – zu erhärten.

Die beiden letzten der insgesamt fünf Kapitel haben die Funktion eines Ausblicks auf künftige Forschungsperspektiven. So werden im 4. Kapitel – *Dialektik der Aufklärung und Poetik des Unzeitgemäßen – »tema original'naja«?* – wichtige Weichen für eine noch zu leistende Untersuchung von Dostoevskijs offenkundiger (von der russischen Forschungstradition freilich stets heruntergespielter) Bezogenheit auf die europäische Aufklärung gestellt; nach Schulz' Auffassung (der darin vollkommen zuzustimmen ist) wären auf diesem Wege wichtige Einsichten in Dostoevskijs Modernität zu gewinnen. Das 5. und letzte Kapitel – *Doktor Gercenštube und die Aufgaben der Forschung* – nimmt nicht weniger kompetent und klug argumentierend Dostoevskijs Verhältnis zum Pietismus als ein perspektivenreiches Thema der künftigen Forschung ins Visier.

Christiane Schulz' Untersuchung stellt eine reife Leistung dar, die sowohl durch die Fülle und sorgfältige Auswahl der herangezogenen Quellen[3] als auch durch die anspruchsvollen Textvergleiche in bewußt traditioneller Manier überzeugt. Nicht zuletzt beeindruckt die Studie, indem sie auf ebenso kühne wie berechtigte und ›emanzipatorische‹ Weise an manche Tabus der russischen Nationalphilologie rührt, die das ›westliche‹ Element bei russischen Autoren traditionsgemäß unterschätzt. Mit Goethe gelesen, gewinnt Dostoevskijs Roman unzweifelhaft an Tiefe, innerer Strukturiertheit und Poetizität.

Larissa Polubojarinova

Katrin Scheffer, Norman Rinkenberger: ***Goethe und Hofmannsthal.*** *Facetten analogischer Dichtkunst oder Wo versteckt man die Tiefe?* Marburg 2005, 199 S.

Hugo von Hofmannsthal hat sich von früher Jugend an mit Goethes Texten intensiv auseinandergesetzt, empfand bereits 1895 die Lektüre des *Wilhelm Meister*-Romans als ein unvergleichliches ästhetisches Erlebnis und nahm schon 1896 die *Farbenlehre* aus poetologischem Interesse wahr, d. h., er sah darin die Gesetze des Dichtens und Denkens eines gegen genealogische Zerstückelung gerichteten ›unteilbaren Ganzen‹ bei Goethe überhaupt. Diese ohnehin schon eindringliche Beschäftigung mit Goethe verdichtet sich ab etwa 1907 und steigert sich zu einer deutend-durchdringenden Auseinandersetzung dadurch, daß der immer noch junge Wiener Autor sein Interesse über einzelne dichterische Werke hinaus auf ein Gesamtbild Goethes ausrichtet, sich um dessen grundlegende, die ›Dauer im Wechsel‹ verratende Wesenszüge überhaupt bemüht. Dies umfaßt natürlich Fragen und Horizonte, die weit in die Philosophie, Ästhetik, Naturwissenschaften und in die bildende Kunst hineinreichen. Gerade Goethes Farbenlehre, seine naturwissenschaftlichen Schriften und besonders die Schriften zur bildenden Kunst enthalten Goethes Poetik, die er im Felde von Dichtungsbetrachtungen niemals preisgegeben hat.

3 Als einziges Desiderat sowohl im interpretatorischen Teil als auch im Literaturverzeichnis wäre der ältere, aber in den im Buch diskutierten Zusammenhang direkt passende Essay Sergej Bulgakovs zu erwähnen, in welchem Ivan Karamazov als Träger einer ›russischen‹, dezidiert ›praktisch‹ ausgerichteten Lebensphilosophie gegen Goethes Faust als den Repräsentanten einer ›westlichen‹ Denkkultur ausgespielt wird. Siehe Sergej Bulgakov: *Ivan Karamazov kak filosofskij tip*. In: *Voprosy filosofii i psichologii* 1 (1902) 61, S. 826-863.

Es sind indessen nicht nur unmittelbare Wirkungen aus bestimmten Werken oder Erwägungen Goethes, die für Hofmannsthal wichtig werden, sondern es gibt auch viele Analogien – etwa in der Weise der Selbstreflexion – sowie Parallelen in manchen Stoffgestaltungen, die beide Autoren niemals losgelassen haben. Man denke an den *Faust* oder *Wilhelm Meister* einerseits und den *Andreas*-Roman, den Hofmannsthal 1925 als ein noch zu vollendendes ›Compendium‹ wieder aufnahm, andererseits. Diese engen Bezüge und nachhaltigen Wirkungen ebenso wie die Analogien haben Mathias Mayer in seiner Hofmannsthal-Monographie zu jener völlig richtigen und keineswegs überzogenen Formulierung gebracht, daß in »Hofmannsthals lebenslanger Auseinandersetzung mit der Weltliteratur […] die Gestalt *Goethes* das Zentrum [bildet], das in alle Richtungen ausstrahlt«.[1]

Die beiden jungen Marburger Germanisten Katrin Scheffer und Norman Rinkenberger wissen natürlich um diese Vielbezüglichkeit Goethes zu Hofmannsthal, aber sie erklären im Vorwort in wohltuender Bescheidenheit, daß sie keine Gesamtdarstellung dieses »facettenreichen […] Gegenstandes« (S. 8) intendieren, sondern nur einzelne Aspekte herausgreifen und – so verrät der Titel – Analogisches im Werk der beiden Autoren in den Blick nehmen möchten. Nun: Analogisches wird im ersten der drei hier zusammengefügten Aufsätze zumindest präludiert, wenn die beiden Verfasser sich mit Goethes spätem Gedicht *An Werther* aus der *Trilogie der Leidenschaft* auseinandersetzen und in diesem Text nicht nur die »üblichen« Aspekte des »Leidheilens« (ebd.) wahrnehmen, sondern die Selbstreferentialität in einer sehr differenzierten Struktur sinnfällig werden lassen. Wenn Goethe diesem Gedicht deutlich erkennbare Bezüge zum *Werther*, *Tasso* oder zur *Zueignung* aus dem *Faust* einschreibt, dann ist dies zugleich immer auch als ein Akt der Selbstreflexion und damit einer impliziten, organisch sich verändernden Poetik zu betrachten. Zu diesem dichterischen Verfahren gibt es in der Tat Analogien bei Hofmannsthal, etwa dann, wenn er in seinem späten Libretto der *Ägyptischen Helena* mit der Muschel jene alte Chandos-Sprachkrise wieder aufgreift und sie in einem neuen medialen Gewand, indessen mit erkennbarem Bezug zum Frühwerk, vergegenwärtigt.

Leider aber greifen die folgenden beiden Aufsätze des Bandes die gelegte Analogie-Spur nicht wirklich auf, denn der sich anschließende Text von Katrin Scheffer verfolgt – sicherlich klug und bedacht – vergleichend die beiden Bassompierre-Fassungen Goethes und Hofmannsthals, und da ist – geradezu anti-analogisch – die direkte Wirkung Goethes auf den Wiener Autor ja nicht zu bestreiten. Und der abschließende Beitrag Norman Rinkenbergers richtet zwar mit der Betrachtung von Musik und Gebärden als nonverbale Ausdrucksmöglichkeiten bei Goethe (vornehmlich in den Singspielen) und Hofmannsthal (ausgehend vom *Schwierigen* auch auf *Elektra* ausgreifend) den Blick auf mögliche Parallelen zwischen beiden Autoren, aber dies sind eben andere als diejenigen, die mit der Selbstreflexion und geheimen Poetik im ersten Aufsatz vorbereitet worden waren. Auch diesem letzten Aufsatz über die Möglichkeiten des Nonverbalen, betrachtet man ihn isoliert, kann man eine gewisse Originalität und auch Umsicht in der Behandlung des ›stummen Spiels und der Musik‹ (in Anlehnung an die große Hofmannsthal-Tagung in Dresden 2005) nicht absprechen, und die Zusammenhänge zwischen den opern- und singspielhaften Zügen in Texten Goethes (zu der 1913 erschienenen Ausgabe der Goetheschen Opern- und Singspieltexte hat Hofmannsthal immerhin ein Vorwort geschrieben) und etwa der *Elektra* Hofmannsthals bezüglich der Sprache des Sichtbaren liegen auf der Hand und werden im hier abgedruckten Text auch durchaus aufschlußreich behandelt.

Aber – zwei Einwände können nicht verschwiegen werden: Die nonverbalen Ausdrucksmöglichkeiten in der Oper haben sicherlich mit den hier vorgestellten Aspekten zu tun, doch völlig unterschlagen wird ein medialer Bereich, der in diesem Beziehungsnetz an Bedeutung kaum zu überschätzen ist: die bildende Kunst. Man muß gar nicht auf in der Tat analoge nonverbale Schlüsselbegriffe für beide Autoren wie etwa den der ›Atmosphäre‹ verweisen,

1 Mathias Mayer: *Hugo von Hofmannsthal.* Stuttgart, Weimar 1993, S. 157.

der vom Werk eines Claude Lorrain oder Giorgione gar nicht zu trennen ist, sondern konkret die Zeit betrachten, in der Hofmannsthal jenes Vorwort schrieb: Genau da hat er sich intensiv mit der Umarbeitung der *Ariadne* beschäftigt, und die geht zwar letztlich auf den mit der Oper verbundenen Festgedanken zurück, der von Jean-Baptiste Molière und Jean-Baptiste Lully in der *comédie ballet* realisiert wurde, doch die gesamte Oper ist entworfen aus dem Geist Nicolas Poussins, den Hofmannsthal in erster Linie durch die Vermittlung Goethes (u. a. *Pandora*, die, in poussinischer Weise geboten, Goethe schon selbst ein ›Festspiel‹ genannt hat, und *Proserpina*) wahrgenommen hat. Die von Rinkenberger beschriebenen Verbindungen zu den Salzburger Festspielen wären auf diesem hier angedeuteten Weg weit überzeugender geraten. Das Fehlen umfassender intermedialer Dimensionen läßt den Blick auf die vielschichtige Bezüglichkeit zwischen Goethe und Hofmannsthal, auch im Feld der ›wortlosen alternativen Ausdruckmöglichkeiten‹, doch nur zu perspektivisch recht verkürzten Ergebnissen kommen, die verzerrt anmuten, auch wenn sie im konkreten jeweiligen Interpretationsfall durchaus einige wichtige Hinweise geben können.

Der zweite Einwand wurde schon implizit benannt: Hier sind drei durchaus respektable Aufsätze abgedruckt, die zusammen indessen kein wirkliches Buch entstehen lassen: Die Gesamtkonzeption (wenn man davon überhaupt sprechen kann) überzeugt nicht (neben den nicht eingelösten Analogie-Erwartungen fehlt zumindest auch ein Entwurf, der die Beziehung beider Autoren mit einigen Grunddaten situiert hätte), der Titel ist geradezu irreführend (»analogische Dichtkunst« trifft beim Bassompierre-Aufsatz höchstens am Rande zu), und die Beiträge scheinen noch nicht einmal aufeinander abgestimmt und im Blick zueinander überarbeitet worden zu sein: Wie anders läßt es sich erklären, daß sich Rinkenberger im Schlußbeitrag (S. 159) genötigt sieht, die Wertschätzung und Bedeutung Goethes für Hofmannsthal wortreich zu betonen: Um kaum etwas anderes ging es die vorangegangenen 158 Seiten mit einer Verdichtung der Eloge Hofmannsthals auf Goethe im Vorwort.

Günter Schnitzler

Irene Husar: ***»Dauer im Wechsel«.*** *Lebenslinien.* Toronto, Lviv 2007, 233 S.

Allein die Verlagsorte der hier anzuzeigenden Publikation (und die ausführende Druckerei: The Basilian Press, Toronto) verweisen auf eine ungewöhnliche Konstellation. Im wahrhaft höchsten Alter hat die 1905 geborene Irene Husar, ukrainische Germanistin und Übersetzerin, in den Jahren 2006 und 2007, dem Jahr ihres Todes, autobiographische Reflexionen niedergeschrieben, in denen sie skizzenhaft ihr Leben resümiert: ihre Herkunft aus einem traditionsbewußten ukrainischen Bildungsbürgertum, ihre behütete Kindheit in Lviv (Lwow, Lemberg) und Wien, wo sie von 1917 bis 1922 ein jüdisches Mädchengymnasium besuchte – sie nennt diese Jahre ihr »Arkadien« –, sodann Schul- und Studienjahre in Lviv, an deren Ende 1931 die Promotion steht, Lehrtätigkeit am klassischen Gymnasium der Basilianerinnen in Lviv, am dortigen Polytechnikum sowie (nach 1945) als Professorin an der Universität Lviv; seit 1973, wegen »Nationalismus« verbannt, in einem pädagogischen Institut in Tadshikistan.

Den großen und schrecklichen Ereignissen des Jahrhunderts gibt sie nur wenig Raum. Der von Stalin und seinen Satrapen verursachten Hungersnot 1931/1932, der deutschen Besatzung in Lviv, der stalinistischen Hochschulpolitik, dem Exodus polnischer Gelehrter nach 1945 aus Lviv nach Polen wird nur insofern gedacht, als sie in ihr persönliches Geschick direkt hineingewirkt haben. Am Ende gibt sich Irene Husar als glühende Ukrainerin zu erkennen – verständlich (wenngleich nicht unkritisch hinzunehmen) angesichts der Konflikte (zwischen einer nationalbewußten Westukraine und einer russophilen Ostukraine), wie sie gegenwärtig den ukrainischen Staat kennzeichnen.

»Dauer im Wechsel«: Nicht allein der Titel des Buches rechtfertigt eine Besprechung im Goethe-Jahrbuch. Denn als »Dauer« im Wechsel von Irene Husars Leben erweist sich die Orientierung an einer alteuropäischen Bildungstradition, die mit der antiken griechischen Philosophie einsetzt und in Goethe und dem deutschen Idealismus (insbesondere in der Philosophie Kants und Fichtes) für sie ein geistiges Zentrum besitzt. Goethe und den genannten deutschen Philosophen sind nicht wenige interpretierende Passagen des Buches gewidmet (*Durchblicke ins Metaphysische* genannt). Als »Schutzwehr gegen Untergangsstimmungen« hat Irene Husar ihren ideellen Lebensbezug selbst bezeichnet. Ihr Buch legt Zeugnis ab von einer unmittelbaren Inbesitznahme klassischer Dichtung und Philosophie als Lebensbehauptung und Lebenshilfe, wie sie in unseren Breiten selten geworden ist, gerade aber für die kulturell und sozial sich emanzipierenden osteuropäischen jüdischen Intellektuellen typisch war (literarisch dokumentiert bei Karl Emil Franzos, Alexander Granach oder Joseph Roth) und auch gegenwärtig die Goethe-Rezeption in Osteuropa und Rußland weithin kennzeichnet. Achtzehn Buchveröffentlichungen hat Irene Husar vorgelegt; ihre erste Publikation im Goethejahr 1932 war »Goethes Religion« gewidmet.

Es verdient unsere Hochachtung, daß Irene Husar Goethes Humanismus und Kants kategorischen Imperativ nicht nur zu Maximen ihres täglichen Handelns erhoben, sondern ihre sehr persönliche Interpretation von Dichtung und Philosophie auch in den Mittelpunkt ihres akademischen Unterrichts gestellt hat. Hinzu tritt ihre Leistung als Vermittlerin zwischen ukrainischer und deutscher Dichtung, z. B. zwischen Schewtschenko und Goethe in einer eigenen Buchpublikation.

Dem abenteuerlichen Entstehungsweg des Buches (von der Ukraine nach Kanada) ist es wohl zuzuschreiben, daß es leider alles andere als fleckenlos ausgefallen ist. Zusammen mit einem dokumentarischen Bildteil liegt uns hier aber ein authentischer Bericht über ein gelebtes Jahrhundert im Zeichen Goethes und Kants vor, ein Bericht auch über eine weithin untergegangene Kultur, der gleichwohl die Aufmerksamkeit des Historikers wie des wißbegierigen Lesers gebührt.

Jochen Golz

Klaus Schuhmann (Hrsg.): *Goethe Parodien.* *Ein Almanach*. Leipzig 2007, 160 S.

Das Wort »Almanach« leitet sich von arab. *al-manaha* her, was soviel wie »das Geschenkte, Kalender, Neujahrsgeschenk« bedeutet. Ein kleines Geschenkbüchlein für den Goethe-Freund ist auch der von Klaus Schuhmann herausgegebene Almanach mit dem nicht ganz geglückten Titel *Goethe Parodien* (also nicht »Goethe-Parodien« oder »Goethe: Parodien« oder »Goetheparodien«). Der Almanach bietet insgesamt neununddreißig Texte teils anonymer Verfasser, teils bekannterer Schriftsteller (Bertolt Brecht, Erich Fried, Gerhard Rühm, Hermann Hesse, Erich Kästner, Richard Dehmel, Kurt Tucholsky, Robert Gernhardt u. a.) sowie ein Nachwort des Herausgebers und schließlich ein Quellenverzeichnis (in dem die Fundstellen ungefähr, aber eben nicht genau angegeben werden). Die Textdarbietungen sind auf die Abschnitte *Auftakt* (mit einem Text von Oskar Panizza: *Räumt endlich auf mit eurem Goethe*), sodann *Frei nach Goethe*, weiter über *Vom »punktierten« zum »faschisierten« Goethe* bis zu *Abgesang* (mit zwei Texten von Robert Gernhardt) verteilt. Der Zweifarbendruck, das Format, die leicht gelbliche Tönung des Papiers, die florale Druckornamentik, die ungewöhnliche Paginierung, ein beigelegter Bastelbogen für ein Goethe-Lesezeichen, ein Lesebändchen und die zahlreichen Abbildungen aus älteren bibliophilen Zeitschriften signalisieren von vornherein einen gewissen ästhetischen Anspruch des Büchleins, das sich durchaus als kleine Gabe von Buchliebhabern an Buchliebhaber eignet. Dabei sollte man das Titelstichwort »Parodien« nicht allzu ernst nehmen. Um Parodien in einem literaturwissenschaft-

lich bestimmten Sinn handelt es sich bei den dargebotenen Texten in den wenigsten Fällen. Vielmehr trifft man auf Kontrafakturen, Pastichen und Travestien, bloße Anspielungen auf Texte Goethes oder Formen eines wie auch immer gearteten »Respektlosen Umgang[s] mit einem Klassiker«, wie im Innentitel bezeichnend formuliert wird. Das alles ist von einer heute beinahe ungewohnten Freundlichkeit in Zusammenstellung und Präsentation, so daß der Maßstab, an dem das Buch gemessen werden muß, eigentlich unmißverständlich ist: Es handelt sich um kein Buch, das wissenschaftliche Ziele hätte und wissenschaftlichen Ansprüchen genügen wollte, sondern um eines, das einige ›Goethe-Spuren‹ in der deutschen Literatur zum Vergnügen des Lesers und mit erkennbarem Vergnügen des Herausgebers zeigen will – nicht mehr und nicht weniger. Das Nachwort schließt nicht mit Goethe, sondern mit Versen Wilhelm Buschs:

So geht alles zu Ende allhier:
Feder, Tinte, Tobak und auch wir.
Zum letztenmal wird eingetunkt,
Dann kommt der große schwarze.

Rüdiger Zymner

ESSAY-WETTBEWERB DER GOETHE-GESELLSCHAFT

Rede zur Auszeichnung der Preisträger des 1. Essay-Wettbewerbs der Goethe-Gesellschaft am 31. Mai 2007 im Deutschen Nationaltheater Weimar

PROF. DR. WERNER FRICK

Herr Ministerpräsident,
Herr Präsident Golz,
meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Goethefreunde aus aller Welt!

Eine Gesellschaft wie die unsere, der es aufgegeben ist, eine große Tradition zu pflegen und lebendig zu halten, muß darauf bedacht sein, immer wieder den Kontakt auch zu den *jungen* Leuten zu suchen und ihnen Gelegenheit zu geben, ihren eigenen Blick auf den Kosmos Goethe und das Ereignis Weimar in unser vielstimmiges Unternehmen einzubringen; indem sie solche frischen Impulse aufzunehmen vermag, wird die Gesellschaft sich selbst immer wieder verjüngen. Wer gestern einen ganzen Tag lang erleben konnte, wie auf dem nun schon zu einer festen Institution gewordenen *Symposium junger Goetheforscher* exzellente Nachwuchswissenschaftler aus Deutschland, Italien und Ungarn kenntnisreich ihre Perspektiven ausbreiteten und sich, vor brechend vollem Haus schon ab neun Uhr früh, in eindrucksvoller Beschlagenheit über ihre Forschungsergebnisse austauschten, wer in diesen Tagen mit den aus vielen (und keinesfalls nur europäischen) Ländern angereisten Studierenden und Stipendiaten ins Gespräch kommt oder wer die Begeisterung erlebt, mit der Schüler und Studierende wiederum aus der ganzen Welt sich an den sehr stark nachgefragten internationalen Sommerkursen beteiligen, die wir seit zwei Jahren hier in Weimar ausrichten, der wird nicht zum Bildungspessimismus neigen, und also wird ihm auch um unsere Zukunft in Goethes Gesellschaft nicht bange sein: Die Aufgeschlossenheit, die Neugier, der Enthusiasmus der jungen Generation für Goethe und die Weimarer Klassik sind da (oder lassen sich wecken), und es ist unsere schöne und wichtige Aufgabe, diesem Interesse ein Forum zu bieten und ihm kreative Gelegenheiten zur Artikulation zu schaffen.

Es war genau dieses Bestreben, aus dem heraus der Vorstand Ende des vergangenen Jahres beschlossen hat, unserem Werben um den Nachwuchs eine weitere Facette hinzuzufügen und – als erste und bislang einzige der großen literarischen Gesellschaften – einen Aufsatz-Wettbewerb für Studierende an deutschen und internationalen Hochschulen auszurichten. Freilich ist dieser Einfall so neu nicht: Preisaufgaben für jüngere Gelehrte zählen zum traditionellen Repertoire, mit dem schon seit dem 18. Jahrhundert etwa die wissenschaftlichen Akademien die intellektuelle Kreativität hervorkitzeln wollen – denken Sie an die berühmten Preisschriften Rousseaus oder Herders –, und hier in Weimar war es Goethe selbst, der in den Jahren um 1800, in der Epoche der *Propyläen* und der sogenannten Weimarer Kunstfreunde, jährliche Preisaufgaben öffentlich ausgeschrieben hat: zunächst und vor allem für junge Maler und Bildhauer, später dann auch für junge Dramatiker. Den bildenden Künstlern wurde eine (von Goethe offenbar aus eigener Tasche, nämlich aus seinen Tantiemen für die Mitarbeit an den *Propyläen* bestrittene) Prämie von 20 Dukaten für den Sieger und

10 Dukaten für den Zweitplazierten ausgesetzt, dies »freilich nicht als Belohnung, sondern nur als Anlaß und Ermunterung« (MA 6.2, S. 413), es wurde ihnen ein homerisches Thema zur Gestaltung aufgegeben, die konkreten Modalitäten der künstlerischen Durchführung aber blieben sehr liberal: »Man bestimmt keine Größe, kein Format für die Zeichnungen, jedem steht es frei, das Ganze nach Belieben anzuordnen und zu gruppieren«, heißt es in der ersten Auslobung von 1799, und: »Es wird keine Manier vorgeschrieben in welcher die Zeichnungen verfertigt sein müssen, ein jeder bediene sich derjenigen in welcher er sich am besten geübt fühlt« (MA 6.2, S. 414). Nur »die größte Einfachheit und Ökonomie in der Darstellung« wurde allen Kandidaten anempfohlen, und Goethe stellte klar, »hauptsächlich« werde »die Erfindung unser Urteil lenken«, und es werde »als das höchste entschiedenste Verdienst angerechnet werden, wenn die Auflösung der Aufgabe schön gedacht, und innig empfunden« sei, »wenn alles bis aufs geringste motiviert sein wird, wenn die Motive aus der Sache fließen und Gehalt haben« (MA 6.2, S. 414 f.). »Nach der Erfindung« solle ferner »hauptsächlich der Ausdruck, das ist, das Lebendige, Geistreiche der Darstellung in Betracht gezogen« werden (MA 6.2, S. 415). Das sind Bestimmungen, wie sie ganz ähnlich auch unsere Jury zu den Maximen ihres Urteils gemacht hat. Nur ganz so streng, wie Goethe bei aller Liberalität dann auch wieder sein konnte, waren wir nicht – oder brauchten wir glücklicherweise nicht zu sein. Über die Einsendungen zur dramatischen Preisaufgabe eines »Intrigenstücks« für die *Propyläen* (darunter immerhin Clemens Brentanos *Ponce de Leon*) findet sich in Goethes *Tag- und Jahresheften* für das Jahr 1802 der denn doch recht ungnädige Kommentar: »Wir erhielten nach und nach ein Dutzend, aber meist von so desperater und vertrackter Art, daß wir nicht genugsam uns wundern konnten, was für seltsame falsche Bestrebungen im lieben Vaterlande heimlich obwalteten, die denn bei solchem Aufruf sich an das Tageslicht drängten. Wir hielten unser Urteil zurück, da eigentlich keins zu fällen war, und lieferten auf Verlangen den Autoren ihre Produktionen wieder aus« (MA 14, S. 90). Und Mit-Juror Schiller berichtet im Brief vom 5. Oktober 1801 an Körner, mit ebenso harschem Urteil über die eingereichten Lustspiele: »[…] nicht eines ist davon zu brauchen; die meisten sind ganz unter der Kritik. So steht es jetzt um die dramatische Kunst in Deutschland« (SNA 31, S. 62).

Wir hatten mit unserem Essay-Wettbewerb sehr viel größeres Glück, denn nicht nur war die Resonanz auf unseren Aufruf quantitativ sehr viel größer – es gingen insgesamt 39 Einsendungen aus immerhin drei Kontinenten ein –, es war auch nichts (oder fast nichts) davon »ganz unter der Kritik« oder »von so desperater und vertrackter Art«, daß wir »nicht genugsam uns wundern konnten«. Vielmehr fanden wir vieles zu brauchen, etliches sehr anregend und gelungen und einiges so vorzüglich und erfindungsreich, daß wir (in einem ebenso gründlichen wie einmütigen Entscheidungsprozeß unter dem Vorsitz des Präsidenten) insgesamt zehn dritte, drei zweite und zwei erste Preise vergeben konnten, dazu noch einen Spezialpreis für den bemerkenswerten Beitrag einer ausländischen Teilnehmerin.

Unseren Wettbewerbern war aufgegeben, sich in der Form eines freien Essays mit einem von drei Themen auseinanderzusetzen: 1. *Lese-Erfahrungen mit Goethe*; 2. *Die Weimarer Klassik, von heute aus gesehen* oder 3. *In Goethes Gesellschaft: Klassiker-Pflege, aber wie?*. Die Beiträge, die wir vor allem zu den beiden ersten Themen erhielten, schöpften das ganze durch die weite Fragestellung eröffnete Spektrum an Darstellungs- und Schreibweisen aus: von sehr strengen und ambitionierten wissenschaftsförmigen Abhandlungen (auch ein paar zweitverwertete germanistische Hausarbeiten waren wohl darunter) über feuilletonistischere, kreativere Erörterungsformen bis hin zu ganz freien literarischen Versuchen. Von der konkreten Fülle des Gebotenen kann ich hier keine auch nur andeutungsweise Vorstellung geben, aber wir werden eine Auswahl des Gelungensten, nämlich die Beiträge der fünf ersten und zweiten Preisträger sowie der Empfängerin des Sonderpreises, im Goethe-Jahrbuch 2007 veröffentlichen, und das Publikum darf sich durchaus faszinierende Lektüren versprechen. Allen Empfängern eines ersten, zweiten oder dritten Preises hat der Vorstand die kostenlose Probe-Mitgliedschaft in der Goethe-Gesellschaft für zwei Jahre verliehen, dies

natürlich in der Hoffnung, sie dauerhaft an die Gesellschaft binden zu können. Die fünf ersten und zweiten Preisträgerinnen und Preisträger wurden als Gäste zu dieser Hauptversammlung und der wissenschaftlichen Konferenz eingeladen, die beiden ersten Preisträgerinnen sowie die amerikanische Rezipientin des Sonderpreises erhalten überdies ein Vollstipendium zur Teilnahme am diesjährigen zweiwöchigen Sommerkurs der Goethe-Gesellschaft im August hier in Weimar.

Den Spezialpreis der Jury für den besten ausländischen Beitrag erhielt Mary Le Gierse aus Chicago für einen anrührenden Erfahrungsbericht (*Wilhelm Meisters Austauschjahr*), der die Erlebnisse eines in mancher Hinsicht nicht ungetrübten, eher von Ungastlichkeit geprägten Deutschlandaufenthalts Revue passieren läßt und dieser Fremdheitserfahrung ein intensives Lektüreerlebnis, die eigene wiedererkennende Versenkung in Goethes *Wilhelm Meister*-Roman, als versöhnlichen und humanen Kontrapunkt gegenüberstellt.

Die drei zweiten Preise verlieh die Jury an Wieland Schmid aus Dresden sowie an Marlene Meuer und Christoph Reith aus Freiburg. Alle drei umkreisen das Thema der schwierigen, aber möglichen und lohnenden Annäherung an die Literatur der Klassik aus dem Horizont eines gegenwärtigen Bewußtseins und heutiger Erfahrungen: Bei Wieland Schmid geschieht dies – unter dem Titel *er ist immer schon da: 9 Goethe-erfahrungen* – in witzig-pointierten, literarisch geschliffenen Prosa-Miniaturen von beträchtlicher Virtuosität, großem suggestivem Reiz und einem gewissen lyrisch-assoziativen Bedeutungsüberschuß, bei Marlene Meuer und Christoph Reith in weit ausholenden, philosophisch profunden Reflexionen. Marlene Meuer handelt vom »Experiment des Denkens«, sich auf die Weimarer Klassik in ihrer historischen Alterität einzulassen und im vollen Bewußtsein des Zeitenabstandes ihr lebendiges Anregungspotential zu erfahren. Christoph Reiths Essay spricht mit einem schönen Paradoxon von der »Nähe der weiten Ferne« und liefert ein eindringliches Plädoyer »für die Fremdheit der Weimarer Klassiker«, die gerade auch in ihrer Andersartigkeit »einen anderen und klareren Blick auf unsere eigene Zeit« vermittle und damit die Erfahrung von Freiheit nicht nur im Verhältnis zu diesem Anderen in seiner respektgebietenden Größe, sondern ebenso auch im abstandnehmenden Verhältnis zu uns selbst eröffne.

Mit den beiden ersten Preisen unseres Essay-Wettbewerbs zeichnet die Jury Petra Mayer von der Universität Stuttgart und Berenike Schröder aus Hamburg aus, deren Beitrag uns jedoch aus ihrem Auslandsstudium an der University of California in Berkeley erreichte. Petra Mayers Versuch trägt den Titel *»Faust II«. Verloren in virtuellen Welten – eine Lektüre im 21. Jahrhundert*, und er bietet auf hohem Reflexionsniveau und ohne interpretatorische Gewaltsamkeit eine kluge Reflexion über Goethes dramatisches Alterswerk, in dem die Verfasserin eine vorweggenommene Auseinandersetzung mit den Problemen virtueller Welten, künstlicher Intelligenz oder der *Science-fiction* erkennt und das sie subtil im Hinblick auf aktuelle Problemlagen befragt und auslegt. Berenike Schröders kunstvoller Essay trägt den Titel *»Das dritte Gebet des Dauphins«. Endlich allein: mit Goethe und Schiller in Berkeley* und findet eine geradezu raffinierte Form, um – ausgehend von einer mit satirischer Verve gezeichneten Unterrichtsszene in Heinrich Manns *Professor Unrat*, in der die Klassiker zur Einschüchterung und Malträtierung aufmüpfiger Schüler mißbraucht werden, und im Durchgang durch weitere Brechungen und Widerständigkeiten im Verhältnis zur Literatur der Klassik von Brecht über Heiner Müller bis hin zur Ferne der momentanen, in den Text hineingezeichneten eigenen Lektüresituation in einem Lesesessel der Universitätsbibliothek von Berkeley – über Möglichkeiten der gleichsam ›post-skeptischen‹ und von frischer Neugier getragenen Wiederannäherung an das Faszinosum der Weimarer Klassik nachzudenken, nein, diese von neuer Unbefangenheit geprägte, jenseits aller Rezeptionsklischees und Sekundärliteratur auf die eigene Geisteswachheit vertrauende Lektürebegegnung selbst schon *in actu* vorzuführen.

Sie dürfen sich, meine verehrten Damen und Herren, auf das nächste Goethe-Jahrbuch freuen, das Ihnen die eigene prüfende Begegnung mit diesen eindrucksvoll freien und produktiven Goethe- und Klassik-Reflexionen kluger junger Essayisten ermöglichen wird. Jetzt

aber bitte ich im Namen der ganzen Jury, die sich bei ihren Entscheidungen große Mühe gegeben hat, die an ihrer Aufgabe zugleich aber auch viel Freude hatte, die fünf ausgezeichneten Preisträger auf die Bühne, um aus den Händen des Herrn Präsidenten ihre Urkunden in Empfang zu nehmen. Und Sie alle bitte ich um einen herzlichen Applaus für junge Autoren, die uns in unserem Glauben an Goethes fortdauernde Lebendigkeit und Aktualität nur bestärken können.

Die Preisträger des 1. Essay-Wettbewerbs der Goethe-Gesellschaft

Die Jury vergab folgende Preise:

1. Preise: Petra Mayer (Stuttgart), Berenike Schröder (Hamburg)

2. Preise: Marlene Meuer (Freiburg i. Br.), Christoph Reith (Freiburg i. Br.), Wieland Schmid (Dresden)

3. Preise: Thomas Boyken (Oldenburg), Nikolas Immer (Weimar), D. Margarita Just (Berlin), Verena Kämpf (Oldenburg), Christian Krepold (Eichstätt), Mary Le Gierse (St. Louis, USA), Ursula Menne (Freiburg i. Br.), Tobias Roth (Freiburg i. Br.), Andreas Schmidt (Bamberg), Marc J. Schweissinger (Leipzig; Cardiff, Großbritannien), Kai Spanke (Berlin).

Wir veröffentlichen im folgenden Beiträge, für die 1. und 2. Preise vergeben wurden, sowie den Beitrag von Mary Le Gierse, einer Teilnehmerin aus den USA, die ihre Lese-Erfahrungen mit Goethe während eines Austauschjahres in Berlin schildert.

PETRA MAYER

»Faust II«. Verloren in virtuellen Welten – eine Lektüre im 21. Jahrhundert

Die virtuelle Gesellschaft des 21. Jahrhunderts

Kennzeichnend für die heutige Gesellschaft ist ein zunehmendes Maß an Abstraktheit und Virtualität, das mit der rasanten Entwicklung neuer Technologien einhergeht. Der Begriff *virtuell* hat seinen Ursprung im lateinischen Wort *virtus* (Vermögen, Kraft). Der Duden definiert *virtuell* als »der Kraft oder der Möglichkeit nach vorhanden«. In dieser Definition ist ein Paradoxon angelegt, denn ein virtueller Gegenstand ist der Möglichkeit nach vorhanden/existent, aber dennoch nicht wirklich/faßbar.[1] Dieser Widerspruch schlägt sich auf unser Realitätsbewußtsein nieder, da wir im Alltag von virtuellen Errungenschaften umgeben und von ihnen abhängig sind. Einfache Beispiele hierfür sind Onlinebanking, Telearbeit, interaktive Spiele, Cyberkinos, Chaträume im Internet. Im digitalen Zeitalter können so reale wie auch geistige Grenzen abgebaut werden. Alles scheint möglich. So verlockend vollkommene geistige Autonomie sein mag: Ihre Kehrseite besteht in der wachsenden Orientierungslosigkeit des Individuums. Löst sich das Individuum von der konkreten Realität, läuft es Gefahr, sich in grenzenlosen virtuellen Welten zu verlieren, was schon Goethe erkannte:

> Faust.
> Doch fassen Geister, würdig tief zu schauen,
> Zum Gränzenlosen gränzenlos Vertrauen.[2]

Autonomie beinhaltet immer auch die Tendenz zur Isolation. Da die virtuelle Welt theoretisch grenzenlos ist, existiert kein mehrheitlich anerkanntes Wertesystem, das als gemeinsame Orientierungsbasis gelten könnte. Das Individuum ist der Gefahr ausgesetzt, sich eine Welt zu schaffen, deren Logik Außenstehenden verschlossen bleibt.

Diese Thematik zieht sich wie ein roter Faden durch *Faust II*. Wiederholt verliert Faust die Verbindung zur realen Welt und ist nicht mehr fähig, klar zwischen Imagination, d. h. virtueller Welt, und Realität zu trennen. Zunehmender Größenwahn und Selbstillusion sind die Folge. Diese Problematik ist in der heutigen Gesellschaft aktueller denn je. Negativbeispiele, ausgelöst durch den falschen Umgang mit Virtualität, lassen sich, wie nun erörtert wird, in den Bereichen Politik, Wirtschaft und Kultur leicht ausmachen.

Reichtum auf dem Papier

Der in *Faust II* beschriebene Staat steht vor dem Bankrott, der Kaiser ist ratlos. Doch Mephisto und Faust, die hier nicht mehr als gegenläufige Kräfte auftreten, sondern vielmehr als Team agieren, wissen eine Lösung: Sie lassen Papiergeld drucken – ein Verfahren, das im Mittelalter, der Handlungszeit von *Faust II*, noch völlig unbekannt ist. Dieses laut Mephisto zukunftsweisende ökonomische Modell basiert jedoch auf einer kollektiven Täuschung. Hans Christoph Binswanger spricht an dieser Stelle von Magie bzw. Alchemie:

1 Vgl. Achim Bühl: *Die virtuelle Gesellschaft. Ökonomie, Politik und Kultur im Zeichen des Cyberspace*. Opladen, Wiesbaden 1997, S. 76 f.

2 *Faust II*, V. 6117 f. (WA I, 15.1, S. 64). *Faust II* wird im folgenden mit Angabe der Verszahl nach WA I, 15.1 zitiert.

> Wir können den Wirtschaftsprozeß als Alchemie deuten, wenn man zu Geld kommen kann, ohne es vorher durch eine entsprechende Anstrengung verdient zu haben, wenn die Wirtschaft sozusagen ein Zylinder ist, aus dem man ein Kaninchen herausholen kann, das vorher nicht drin war, wenn also eine echte Wert*schöpfung* möglich ist, die an keine Begrenzung gebunden und in diesem Sinne daher Zauberei oder Magie ist.[3]

Wirtschaftswissenschaftler bezeichnen das Papiergeld aufgrund seines virtuellen Charakters als *fiat money* (lat. *fiat* = es sei), also wörtlich übersetzt als »Es-sei-Geld«.

Mephisto gibt vor, daß die Deckung durch noch zu bergende Goldschätze erfolgt, die es allerdings erst noch zu finden gilt. Das Volk, nur an den Umgang mit Realwerten gewöhnt, zeigt sich von der Einführung des abstrakten Zahlungsmittels überfordert, vertraut jedoch schließlich der kaiserlichen Unterschrift auf den Geldscheinen. Ironischerweise ist dem Kaiser jedoch entfallen, daß er diese Unterschrift jemals geleistet hat. Unter welchen Umständen Mephisto und Faust diese Unterschrift dem Kaiser abgejagt haben, bleibt im dunkeln. Das Staatsoberhaupt ist offensichtlich in gleichem Maße wie das Volk von der Einführung des Papiergelds überfordert. Der Kaiser kann die ökonomischen Vorgänge nicht mehr nachvollziehen. Von nun an ist er völlig auf seine zwielichtigen Berater angewiesen.[4]

Hervorzuheben ist, daß der Narr, niedrigster Vertreter der höfischen Gesellschaft, als einziger der kollektiven Täuschung widersteht. Mißtrauisch gegenüber Dingen, deren Logik er nicht begreift, investiert der Narr umgehend in Grundbesitz. Indem er das inflationäre Papiergeld gegen konkrete Sachwerte eintauscht, erweist er sich letztlich als der Klügste. Durch die Einführung des Papiergelds, »Papiergespenst der Gulden« (V. 6198), wird augenscheinlich die bisherige Ordnung auf den Kopf gestellt. Diese Thematik der verkehrten Welt ist bereits in der Szene *Mummenschanz* angelegt. In dieser karnevalistischen Szene, die die Einführung des Papiergelds spiegelt, wird hervorgehoben, daß der neue Reichtum zu Chaos und Desorientierung führt. Die Szene gipfelt darin, daß der Kaiser in der Maske des Pan plötzlich in Flammen steht, als er sich zu dicht an den freilich nur von Mephisto und Faust vorgegaukelten Goldschatz heranwagt. Die herbeieilenden Helfer können nichts ausrichten. Im Gegenteil: Das Feuer greift auch auf sie über.

> Herold
> […]
> Zu Leiden wandelt sich die Lust. –
> Zu löschen läuft die Schaar herbei,
> Doch keiner bleibt von Flammen frei,
> Und wie es patscht und wie es schlägt
> Wird neues Flammen aufgeregt;
> Verflochten in das Element
> Ein ganzer Maskenklump verbrennt.
> (V. 5937-5943)

Dieses Bild verdeutlicht den um sich greifenden Realitätsverlust, der unausweichlich zum Zusammenbruch des gesamten Wirtschaftssystems führt. Ebenso wie der Wert des Papiergeldes verpufft, geht der vermeintliche Goldschatz in Flammen auf. Zwar wird das Konsumverhalten zunächst durch die Einführung des Papiergelds gestärkt, doch ohne entsprechende Deckung ist, langfristig gesehen, eine Inflation unausweichlich. Dies erinnert an die heutige Debatte, Schulden anzuhäufen, die dann zum Ankurbeln des Konsums verwendet werden

3 Hans Christoph Binswanger: *Geld und Magie. Deutung und Kritik der modernen Wirtschaft anhand von Goethes »Faust«*. Stuttgart 1985, S. 22.

4 Vgl. Jochen Schmidt: *Goethes »Faust«. Erster und Zweiter Teil. Grundlagen – Werk – Wirkung*. München 1999, S. 268.

sollen. Ebenso drängen sich Parallelen zu heutigen Finanzskandalen auf, wie z. B. dem *New-Economy-Hype*.

Die Mummenschanz-Szene führt gleichzeitig das Problem der zunehmend abstrakter werdenden Welt vor Augen. Beherrschen anfangs noch konkrete Figuren, wie Mutter, Gärtner oder Holzhauer, das Geschehen, so werden diese bald von reinen Allegorien abgelöst. Wirklichkeit und Imagination sind auch in bezug auf die auftretenden Figuren nicht mehr zu unterscheiden. Festzuhalten ist, daß Faust, der in der Gestalt des Plutus (Gott des Reichtums) auftritt, sich hier als Herr der Lage erweist. Er läßt sich von der allgemeinen Verwirrung nicht anstecken und löst das wachsende Chaos auf: »Schrecken ist genug verbreitet, / Hülfe sei nun eingeleitet! – » (V. 5970 f.). Diese Souveränität wird er an späterer Stelle einbüßen.

Mediale Macht

Der Kaiser möchte unterhalten werden. Um diesem Wunsch nachzukommen, steigt Faust unter großen Gefahren zu den Müttern hinab, in einen Bereich des Nicht-Körperlichen, wo er in den Besitz einer *Laterna Magica* gelangt. Der Herkunftsort dieses Projektionsgerätes verweist auf dessen virtuellen Charakter. Faust führt den Raub Helenas vor. Während den Zuschauern wenigstens teilweise bewußt ist, daß sie lediglich Zeugen einer illusionistischen Vorführung sind – »Er stellt's nur vor! […]« (V. 6469) –, steigert sich Faust als Initiator der Veranstaltung derart in das vorgeführte Geschehen hinein, daß für ihn Illusion und Realität unauflöslich verschwimmen. Selbst Mephistos Warnung »Machst du's doch selbst das Fratzengeisterspiel!« (V. 6546) dringt nicht mehr zu Faust vor. Eifersüchtig auf Paris, will er ihn davon abhalten, Helena fortzutragen. Dieses Vorgehen stellt gleichzeitig eine Auflehnung gegen die Geschichte bzw. Mythologie dar. Neben der Interferenz von Realität und Illusion erfolgt ein Bruch der Zeitebenen. Derartige Entgrenzungsversuche stellen Tradition und Kultur in Frage, wenn sie sie nicht sogar zerstören. Nicht umsonst spricht Ulrich Gaier, in Anlehnung an einen Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, in dem Goethe die Herabsetzung Helenas bedauert, von der »Verbarbarisierung der Helena«.[5] Unter »Verbarbarisierung« versteht Gaier die scheinbar restlose Domestizierung des Antiken für den Gebrauch der Moderne.[6] Die durch das Medium hervorgerufene Verwirrung Fausts endet in einer Katastrophe: Eine schwere Explosion paralysiert ihn. Das Geschehen der nächsten beiden Akte spielt sich in seinem Kopf ab.[7] Dies ist ein Zeichen dafür, daß sich das Individuum, indem es in einer Illusion verharrt, unweigerlich von seiner Umwelt isoliert. Nur äußerst schwer kann Faust wieder in die Realität zurückgeholt werden.

Dieses Phänomen ist heute besonders bei Kindern und Jugendlichen zu beobachten, die nicht gelernt haben, im Umgang mit Medien zwischen Realität und Illusion zu unterscheiden. Vereinsamung ist noch eine vergleichsweise harmlose Folge. Heftig diskutiert wird auch, ob die wachsende Gewaltbereitschaft von Jugendlichen nicht auf Medienmißbrauch zurückgeführt werden kann oder durch diesen zumindest verstärkt wird. Negative Auswirkungen auf das Sozialverhalten sind zweifellos festzustellen. Immer früher werden Kinder mit Medien konfrontiert, deren Mechanismen sie noch nicht begreifen können, und deshalb einer verantwortungsvollen Begleitung bedürfen. Bereits in Goethes Zeit war dieses Problem – wenn auch nicht in bezug auf Medien, so doch hinsichtlich technischer Neuerungen im allgemeinen – in Ansätzen angelegt. In einem Brief an Carl Friedrich Zelter schreibt Goethe am 6. Juni 1825:

> Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen; Reichtum und Schnelligkeit ist was die Welt bewundert und wornach jeder strebt; Eisenbahnen,

5 Ulrich Gaier: *Magie: Goethes Analyse moderner Verhaltensformen im »Faust«*. Konstanz 1999, S. 57.
6 Vgl. ebd., S. 75.
7 Ulrich Gaier: *Kommentar zu Goethes »Faust«*. Stuttgart 2002, S. 19.

> Schnellposten, Dampfschiffe und alle mögliche Fazilitäten der Kommunikation sind es worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbieten, zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. (MA 20.1, S. 851)

Um diesem Verharren in Mittelmäßigkeit oder Entwicklungsrückschritten entgegenzuwirken, ist in der heutigen Gesellschaft eine geeignete Medienerziehung von größter Wichtigkeit.

Ein weiteres Beispiel in Goethes *Faust*, das die große Manipulationskraft des Mediums eindrücklich vor Augen führt, ist die virtuelle Kriegsführung im vierten Akt. Das feindliche Heer, das dem Kriegsherrn Faust bedrohlich nahe kommt, wird durch eine optische Täuschung in die Irre geleitet. Die Feinde sehen sich von virtuellen Wassermassen bedroht und ergreifen die Flucht. Virtuelle Vernichtungskräfte erscheinen ebenso wichtig wie die realen. In den Golfkriegen wurde diese Mediatisierung des Krieges durch mit Kameras ausgestattete Raketen auf die Spitze getrieben. Der französische Mediensoziologe Paul Virilio spricht in diesem Zusammenhang von einer »Teleaktion, bei der sich die Konfliktparteien […] vor aller Augen in einer Situation der absoluten Interaktivität befinden« und von einem »Krieg in Echtzeit«.[8] Durch die Fernsehübertragung dieser Bilder wird Krieg zum weltweiten Medienereignis, und eine Wahrnehmungslenkung des Zuschauers stellt sich unweigerlich ein.

Künstliche Intelligenz

Im zweiten Akt von *Faust II* wird bereits die Schaffung künstlicher Intelligenz vorausgedeutet. Homunculus ist die Manifestation eines zu allem fähigen wissenschaftlichen Geistes. Er ist eine körperlose, rein geistige Substanz. Ausgehend vom menschlichen Denken werden Abstraktionen immer höheren Grades generiert[9] – ein Sachverhalt, dessen sich der Gelehrte Wagner bewußt ist:

> Ein großer Vorsatz scheint im Anfang toll;
> Doch wollen wir des Zufalls künftig lachen,
> Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
> Wird künftig auch ein Denker machen.
> (V. 6867-6870)

Durch Homunculus' Körperlosigkeit fehlt ihm jedoch eine Verhaftung im Hier und Jetzt. Homunculus möchte diesen Körper nicht missen, obwohl dieser einen einschränkenden Charakter hat. Nur durch ein Sich-Ergießen ins Meer kann Homunculus eine menschliche Gestalt erlangen. Dies ist ein höchst symbolischer Akt, der den Evolutionsprozeß verbildlicht. Dabei geht Homunculus jedoch seiner geistigen Vollkommenheit verlustig:

> Proteus.
> Komm geistig mit in feuchte Weite,
> Da lebst du gleich in Läng' und Breite,
> Beliebig regest du dich hier;
> Nur strebe nicht nach höheren Orden,
> Denn bist du erst ein Mensch geworden,
> Dann ist es völlig aus mit dir.
> (V. 8327-8332)

Im fünften Akt wird Faust das Wasser, den Ursprung allen Lebens und Sinnbild der natürlichen Entwicklung, mit seinem großangelegten Kanalisationsprojekt zur Landnahme bekämpfen. Damit untergräbt er Homunculus' Menschwerdungsprozeß.

8 Paul Virilio: *Krieg und Fernsehen*. München 1993, S. 16.
9 Vgl. Schmidt (Anm. 4), S. 268.

Wichtig in bezug auf die Figur des Homunculus ist die Tatsache, daß er von seiner Entstehung an eine starke Eigendynamik entwickelt. Er entgleitet den Händen des Gelehrten Wagner, seines Schöpfers, und verselbständigt sich. Das künstliche Wesen zeigt sich seinem Schöpfer überlegen. Selbst der Teufel unterwirft sich seinem im Befehlston geäußerten Rat. Homunculus ordnet die klassische Walpurgisnacht[10] als Heilmittel Fausts regelrecht an und avanciert somit zum Initiator des folgenden Geschehens.

Homunculus.
Befiehl den Krieger in die Schlacht,
Das Mädchen führe du zum Reihen,
So ist gleich alles abgemacht.
Jetzt eben, wie ich schnell bedacht,
Ist classische Walpurgisnacht;
Das Beste was begegnen könnte
Bringt ihn zu seinem Elemente.
(V. 6937-6943)

Hierauf stellt Mephisto treffend fest: »Am Ende hängen wir doch ab / Von Creaturen die wir machten« (V. 7003 f.). Marvin Minsky, ein Pionier auf dem Gebiet der künstlichen Intelligenz, formulierte diesen Gedanken in den 50er Jahren noch provokativer: »Wir Menschen können froh sein, wenn die Roboter uns in 50 Jahren als ihre Haustiere akzeptieren«.[11] So weit ist es zwar noch nicht gekommen, dennoch ist die äußerst große Abhängigkeit des Menschen von seiner eigenen Schöpfung nicht von der Hand zu weisen. Als einfaches Beispiel kann hier der Serverausfall in einer Firma angeführt werden, der die meisten Angestellten zu Tatenlosigkeit verurteilt. Auch Parallelen zur heutigen Debatte bezüglich der Erzeugung menschlicher Klone drängen sich auf.

Erblindung als Symbol destruktiver Selbstillusion

In der Szene *Mitternacht* des fünften Akts erblindet Faust. Dies ist ein symbolischer Akt, denn wie Goethe an verschiedenen Stellen betont, ist das Sehvermögen der wichtigste Sinn des Menschen:

Das Ohr ist stumm, der Mund ist taub; aber das Auge vernimmt und spricht.
In ihm spiegelt sich von außen die Welt, von innen der Mensch.
Die Totalität des Innern und Äußern wird durchs Auge vollendet.[12]

Das Augenlicht bildet eine Brücke zwischen dem Inneren des Individuums und seiner Umwelt. Erblindung bringt folglich eine empfindliche Einschränkung mit sich. Gerade für Faust, der nach Entgrenzung strebt, stellt dies eine herbe Niederlage dar. Im übertragenen Sinne wird er in seine Schranken verwiesen. Sein Vorhaben, zu erkennen »was die Welt / Im Innersten zusammenhält«,[13] scheint zum Scheitern verurteilt. Die allegorische Figur der Sorge will Faust zu einem durchschnittlichen Menschen degradieren:

10 In der Szene *Classische Walpurgisnacht* wird erneut ein virtueller Raum aufgemacht. Hier erfährt die Imagination Fausts eine radikale Steigerung. Er bedarf keiner technischen Hilfsmittel mehr, um die Bilder in seinem Kopf zum Leben zu erwecken, und überwindet seine eigene Körperlichkeit. So ist die Abstraktheit der Szene kaum zu überbieten. Eine detaillierte Untersuchung dieser Szene würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen (vgl. hierzu z. B. Gaier [Anm. 5], S. 26 ff.).

11 Zit. nach: Bühl (Anm. 1), S. 340.

12 *Das Auge*. In: *Goethes naturwissenschaftliche Schriften. Paralipomena zu Band 1-5* (WA II, 5.2, S. 12).

13 *Faust I*, V. 382 f. (WA I, 14, S. 28).

Erfahre sie [die Macht der Sorge; P. M.], wie ich geschwind
Mich mit Verwünschung von dir wende!
Die Menschen sind im ganzen Leben blind,
Nun Fauste! werde du's am Ende.
(V. 11495-11498)

Doch in Fausts Innerem leuchtet noch ein »helles Licht« (V. 11500). Er hat den Glauben an sich selbst und sein Vorhaben nicht verloren. Peter Michelsen schreibt diesem inneren Licht allerdings in seinem Aufsatz *Fausts Erblindung* eine negative Bedeutung zu. Er sieht es als Zeichen von Fausts »Einkapselung in sich selbst«,[14] also als wachsenden Realitätsverlust. Faust wird zum Sinnbild »des in der Massengesellschaft vereinzelten« Individuums,[15] weshalb die Szene *Mitternacht* hinter den verschlossenen Türen eines Innenraums stattfindet, was stark zu der vorangehenden Szene *Offene Gegend* kontrastiert. In dieser Szene lebt das Paar Philemon und Baucis frei und in Einklang mit der Natur, während Faust in der künstlichen Enge seinen Sinn für die Wirklichkeit einbüßt und seinen eigenen illusionären Visionen zum Opfer fällt.[16] Sein großangelegtes Modernisierungsprojekt erweist sich als sinnfrei. Es ist ohne konkreten Nutzen für die Menschheit und dient Faust lediglich als Beweis seines großen Geistes – »des Menschengeistes Meisterstück« (V. 11248). Fausts Schaffen fehlt die Verankerung in der Realität: Sein Werk mißachtet trotz der Warnung Philemons und Baucis' die natürlichen Gegebenheiten der Landschaft und ist damit zum Scheitern verurteilt. Den Rat der Alten beachtet Faust trotz deren Erfahrung nicht, was seine Selbstüberschätzung und seinen Größenwahn verdeutlicht. Seine Egozentrik verblendet ihn, und letztlich lebt er in einer »perfektionierten Wahnwelt des Fortschritts«.[17] Faust verliert sich in illusionären Visionen. Er wähnt sich omnipotent und greift in seinem Schlußmonolog ins Grenzenlose, um der Endlichkeit der menschlichen Existenz zu entgehen:

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Äonen untergehn. –
(V. 11583 f.)

Aufgrund seiner Blindheit kann Faust nicht mehr wahrnehmen, wie sich sein Großprojekt gestaltet. Er glaubt an die Vollendung seines Werks, während die Lemuren makabrerweise sein eigenes Grab schaufeln. Schon lange steuert er nicht mehr das Geschehen, sondern wird fremdbestimmt. Selbst seine Knechte verhöhnen Faust. Er bemerkt nicht, daß sein Projekt zum Wohle der Menschheit einen Unmenschen aus ihm gemacht hat. Mit seinen Verbrechen hat er ein »Zwangsregime«[18] errichtet, das seiner Gesellschaftsutopie vom freien Volk – »Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn« (V. 11580) – zuwiderläuft.

Zu den Fähigkeiten eines erfolgreichen Politikers gehört nach heutigem Verständnis ab und an das Umdeuten der Realität zu seinen Gunsten. Teilweise ist diese Fähigkeit derart gut ausgeprägt, daß die verzerrte Wiedergabe der Wirklichkeit den Spitzenpolitiker selbst überzeugt und er seiner eigenen Manipulationskraft zum Opfer fällt. So erstaunt es mitunter, wie viele Kandidaten sich am Wahltag selbst als Sieger sehen. Auch bei ehrgeizigen Bauprojekten, wie z. B. dem Schürmann-Bau, bei dessen Errichtung fatalerweise das Rheinhochwasser nicht einkalkuliert wurde, oder bei Fusionen von Wirtschaftsunternehmen ist zu beobachten, daß die realen Gegebenheiten aus den Augen verloren werden und die Großprojekte in einer Katastrophe enden.

14 Peter Michelsen: *Fausts Erblindung*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 33 (1962), S. 29.
15 Gerhard Kaiser: *Ist der Mensch zu retten? Vision und Kritik der Moderne in Goethes »Faust«*. Freiburg i. Br. 1994, S. 16.
16 Vgl. Michelsen (Anm. 14), S. 31.
17 Schmidt (Anm. 4), S. 269.
18 Gaier (Anm. 5), S. 38.

Faust im 21. Jahrhundert

Faust kann als Kind des 21. Jahrhunderts bezeichnet werden, denn seine Figur spiegelt die Probleme der heutigen Gesellschaft. Laut Gerhard Kaiser erweist sich der Rang der großen Dichtungen darin, daß sie jeder Zeit ein neues Gesicht zeigen, weil die historischen Veränderungen der Welt immer neue Perspektiven auf sie eröffnen.[19] *Faust* ist zweifellos solch eine »große Dichtung«, denn das Stück hat nichts an Aktualität eingebüßt. Indem Goethe sich Faust in virtuellen Räumen bewegen läßt, demonstriert er eindrucksvoll die Schwierigkeiten, die mit der wachsenden Komplexität, Dynamik und sprunghaften, rasanten Entwicklungen einhergehen. Damit greift Goethe der Zukunft voraus. Einige Passagen von *Faust II*, z. B. die Homunculus-Handlung, weisen *Science-fiction*-ähnliche Züge auf, die im 21. Jahrhundert Realität geworden und damit von größter Brisanz sind. Keinesfalls soll über die positiven Entwicklungen hinweggetäuscht werden, die neue Technologien mit sich bringen. Wichtig ist jedoch ein verantwortungsvoller Umgang mit diesen Neuerungen. Die realen Gegebenheiten dürfen nicht aus den Augen verloren werden. Fehler und Rückschläge sind unvermeidbar, denn: »Es irrt der Mensch so lang er strebt«.[20] Streben und Irren bilden eine Einheit, und dennoch gibt es Hoffnung:

> »Wer immer strebend sich bemüht
> Den können wir erlösen.«
> (V. 11936f.)

19 Kaiser (Anm. 15), S. 15.
20 *Faust I*, V. 317 (WA I, 14, S. 22).

BERENIKE SCHRÖDER

»Das dritte Gebet des Dauphins«. Endlich allein: mit Goethe und Schiller in Berkeley

Der Primus nahm den Zettel vor seine kurzsichtigen Augen und machte sich langsam ans Schreiben. Alle sahen mit Spannung unter der Kreide die Buchstaben entstehn, von denen so viel abhing. Wenn es nun eine Szene betraf, die man zufällig nie »präpariert« hatte, dann hatte man »keinen Dunst« und »saß drin«. Aus Aberglauben sagte man, noch bevor die Silben an der Tafel einen Sinn annahmen: »O Gott, ich fall rein.«

Schließlich stand dort oben zu lesen:

»Johanna: Es waren drei Gebete, die du tatst;
Gib wohl acht, Dauphin, ob ich sie dir nenne!
(›Jungfrau von Orleans‹, I. Aufzug, 10. Auftritt.)
Thema: Das dritte Gebet des Dauphins.«

[…]

»[…] wollen Sie noch was wissen?«

fragt Professor Unrat, Heinrich Manns ingeniöse Karikatur des kaiserzeitlichen Studienrats, seine entgeisterte Gymnasialklasse:

»[…] Also los!«[1]

Er hat sie hereingelegt. Sie ›sitzen drin‹. Obwohl »das dritte Gebet des Dauphins« in Schillers *Jungfrau von Orleans* mit keiner Silbe erwähnt wird, sind die Schüler überzeugt davon, daß es existieren muß, daß es in den Unterrichtsstunden ihrer mehr oder minder disziplinierten Aufmerksamkeit schlicht entgangen ist. Sie schreiben also. Sie haben sich in langen Schuljahren daran gewöhnt, ohne Verständnis und innere Beteiligung schwungvolle Aufsätze zu verfassen.

Heinrich Manns kritische Anmerkungen zur Umwandlung der Schillerschen Johanna in eine »staubige Pedantin«,[2] die nicht nur um 1900 in den höheren Lehranstalten geschieht, gehören zu den vielfältigen, unmöglich zu überblickenden Diskursen, die unsere Wahrnehmung der Weimarer Klassik im Jahr 2006 begleiten und überlagern. *Iphigenie* und *Wilhelm Tell*, *Don Carlos* und *Die Jungfrau von Orleans* sind durch die Jahrhunderte hindurch mit so viel Sekundärmaterial beladen worden, daß die Texte selbst nur noch den Kern eines riesigen Komplexes darzustellen scheinen. Wissenschafts- und Rezeptionsgeschichte zu betreiben ist ein Versuch, die Zwiebel zu schälen, die um die Ur-Werke gewachsen ist. Goethe und Schiller sind Schlachtschiffe, auf ihrem Weg durch das Meer der Geschichte überhäuft mit einem unendlichen, algenartigen Gewirr aus Philologie, Theaterwissenschaft und Kulturgeschichte. Längst sind die Dramen nicht mehr Literatur, sondern Symbol, Inventar, Tradition, Material. Besonders herausragend ist in diesem Sinne ihre überwältigende Zitierbarkeit. Vermeintliche Kondensate des Klassischen halten sich hartnäckig in der bröckelnden bildungsbürgerlichen Schicht unserer gegenwärtigen Gesellschaft und dienen weniger als Anlaß zur Reflexion denn als geistige Accessoires. Zersplitterung ist der Prozeß, unter dem die Werke der Weimarer Klassik vielleicht am meisten zu leiden haben.

1 Heinrich Mann: *Professor Unrat oder Das Ende eines Tyrannen*. Berlin, Weimar 1966, S. 9 f.
2 Ebd., S. 11.

Es ist die Suche nach dem Körper dieser Splitter, nach dem Ursprung und Ausgangspunkt der Tradition, wenn ich im kalifornischen Berkeley, weit weg von Deutschland, Seminarveranstaltungen und dem gerade vergangenen Schiller-Jahr, die Klassiker alleine und aus neuer Perspektive wiedersehen will. Sechs Jahre literaturwissenschaftliches Studium allerdings hinterlassen ihren Ballast und ihre Denkmuster. (Ich liege nicht mehr mit einem Reclamheft auf einer Nordseedüne.) Aber: Die Bibliothek, in der mein weinroter Lesesessel steht, gleicht einem edlen Wohnzimmer, und weit und breit ist weder Sekundärliteratur noch ein Laptop zu sehen. Auch Professor Unrat nicht. Ich bin, selbsternannt, ›außer Dienst‹. Johanna, Friedrich und ich, wir haben eine Chance. –

Johannas ländlicher Platz unter dem Baum, Wallensteins bevölkertes Lager, die Säle am Hof, durch die Don Carlos rennt, Marias geplündertes Gefängnis, der Park des Königinnentreffens, die Gebirge der Schweiz. In erster Näherung öffnen und gestalten die Weimarer Dichter Orte für uns: Sie tauchen zurück in die europäische Geschichte und wählen sich den passenden Raum zum Exempel. Die zur deutschen Klassik erklärten Werke sind frei von aller Zeitentrücktheit: Sie sind zum guten Teil historisch, Geschichtsdramen, bunt von zahlreichen Figuren und Szenenwechseln. Ihr Personal ist in Intrigen, aussichtslose oder allzu erfolgreiche Liebschaften, bürokratische Angelegenheiten, Mordkomplotte und Politik verwickelt. Nicht anders als Menschen im 21. Jahrhundert müssen Egmont, Tell, Iphigenie oder Elisabeth als Individuen vielfach verschiedene Rollen ausfüllen und wahrnehmen. Es ist ihnen nicht erlaubt, ihre private Identität, ihre ›reine Menschlichkeit‹ in Frieden zu leben. Egmont beklagt diesen Zustand, wenn er sich nachts als Privatmann ein paar Stunden zu Clärchen schleicht. Das Ende des königlichen Machtkampfes bedeutet für Elisabeth einen politischen Sieg und den privaten Ruin, Johanna entscheidet sich für ihre gesellschaftlich-überirdische Mission und gegen die Liebe. Die Heldinnen und Helden der Weimarer Klassik, so extrahiert, isoliert und monumental sie im Bewußtsein des Lesers erscheinen mögen, sind vielfach eingebunden in ein Netz von Kontexten. Vorgegeben wird es ihnen von ihrer Gegenwart, ihren privaten Verknüpftheiten, von ihrem gesellschaftlichen Stand und dem Staat, in dem sie leben. Das Leben ihrer Zeit spült um sie und erhebt sich nicht selten zur überwältigenden Sturmwelle. Von ›stiller Größe‹ ist vor allem im Schillerschen Kosmos wenig zu spüren. Die aufwühlenden Ereignisse finden hier ihren Spiegel im gesprochenen Wort der Figurenrede. Durch die Intensität und Verdichtung der dramatischen Sprache wird die maßlose Heftigkeit des Erlebens im konsequenten Versmaß mühsam gebändigt, ein Stier, an dessen Hörnern links und rechts ein Wärter mehr geschleift wird, als daß er führt. Die große Geste des Empfindens, das Ausgreifen aus den realhistorischen Verhältnissen ins Universale, das emotionale und verbale Sich-Aufschwingen in den Äther des Erhabenen entbehren oft einer Unbedingtheit nicht, die Tür an Tür mit der beflügelndsten Überspanntheit wohnt. Don Carlos' »Drey und zwanzig Jahre, / Und nichts für die Unsterblichkeit gethan!« (SNA 7.1, S. 416) steht für viele Beispiele dieser Art, die noch auf dem Umweg über das Lächeln ihre tiefe Wirkung tun. Viele von gerade Schillers Figuren sind *people in progress*, gehen einen Weg durch die Konflikte in ihrem Leben, der extreme Charakterzüge mäßigt, formt und ausbalanciert. Hindernisse und Krisen werden Hilfsmittel für die Metamorphose zum ›klassischen Menschen‹, der die Verlaufslinien seines Schicksals versteht, annimmt und an ihnen wächst. Gerade Goethes *Tasso* läßt in seiner exemplarischen Synthese der Gegensätze zum Schluß das Ideal des klassischen Menschen am Horizont aufscheinen. Die Ausgewogenheit der Persönlichkeit, die geradezu plastische Qualität des Charakters ist das Ziel des dramatischen Prozesses. Ist dies erreicht, spielt es keine überragende Rolle mehr, daß Figuren sterben müssen. Johannas, Carlos', Marias menschliche Vollendung bedeutet im eigentlichen Sinne des Wortes auch deren zeitliches Ende.

Die atemlose, idealistische Energie, die mir in meinem vor Intrige, Mord und Liebesattacke sicheren Plüschsessel selbst den Atem verschlägt, erscheint als die eine Seite des Weimarer Dichterbunds vor mir. Nachdem Schiller, der Intercity-Expreß, mit verwüstendem Luftzug vorbeigerast ist, tritt mir noch einmal ein ruhigerer Mensch entgegen: sie, die viel-

leicht den zentralsten Punkt der deutschen Klassik markiert, das Auge des Sturms, das weiße Herz der Epoche. In Goethes *Iphigenie* kulminieren literarische und menschliche Schönheit bis zum Gleichnishaften, das die Dramenhandlung transzendiert. Das komplizierte, farbenreiche Gewühl von Menschen und Orten verschwindet, der Schauplatz rückt ferner zurück in die antike Geschichte. Die schwesterliche Iphigenie, die die Krieg führenden Männer emanzipierter als im Sinne des Schillerschen *Würde der Frauen* vereint und verändert, ist von Anfang an ein ganzer Mensch. Ihre vernünftige Mäßigung, ihre emotionale Tiefe machen sie zur gewaltlosen Beherrscherin des Geschehens: Iphigenie will mitlieben, nicht mithassen. Ihr im ursprünglichen Sinne demokratisches Wesen findet durch radikal eigenständiges, schlafwandlerisch sicheres Handeln den Ausweg aus der hundertsten Wiederholung der griechischen Tragödie. *Iphigenie* ist der Traum des modernen Menschen, das Opium des Akademikers, das Weihnachtsmärchen des Liberalmoralisten.

Gäbe es hier nur nicht den essentiell treffenden Einspruch, der rüde die Tränen des *moral sense* aus meiner Kopfstütze wringt. Er kommt aus berufenem Mund, aus der Feder eines späten Klassikers von dialektischem Geist. »Am End war der Tyrann gar kein Tyrann!«, ätzt Bert Brecht in dem Sonett *Über Schillers Gedicht »Die Bürgschaft«*.[3] Er legt den Finger in die Wunde, eine Geste, die implizit nicht nur der offenen Flanke der Schillerschen Balladen, sondern auch dem *happy end* der *Iphigenie* gilt. Nur dann, wenn Dionys und Thoas keine echten königlichen Menschenverächter, sondern klassische Menschen *inkognito* sind, kann das Goethesche Modell der Beeinflussung durch Vorbilder funktionieren. Aber welchen Realitätsgehalt hat die politische Aussage, die *Die Bürgschaft* und *Iphigenie* machen, für den Menschen im 21. Jahrhundert? Saddam Hussein, der Liebesgedichte verfaßt, bleibt der Tyrann des irakischen Volkes. Wenn es eine Adressatin gegeben hat, eine irakische oder kurdische Iphigenie, so hat sie nichts ausgerichtet. Auch die Frauen im Afghanistan der neunziger Jahre konnten lange warten auf eine priesterliche Schwester, die radikalislamischen Talibananhängern Menschenrechte menschlich nahebrachte. Gewalt wird auch in der Politik der Gegenwart selten durch individuelle Überredung, sondern mit Gewalt abgeschafft, einheimisches Militär durch amerikanisches ersetzt. Da die Kommunikation mit Tyrannen weltweit schon in der Vergangenheit nicht immer gut funktioniert hat, sieht Brecht also spätestens ab 1930 die Notwendigkeit, den Ideen der Weimarer Klassik, speziell der *Iphigenie*, in einigen Punkten korrigierend gegenüberzutreten: »Wer möcht auf Erden nicht ein Paradies? / Doch die Verhältnisse: gestatten sie's? / Nein, sie gestatten's eben nicht – !«[4]

Ausgehend von seiner eigenen Neigung zur deutschen Klassik entwickelt Brecht eine gleichzeitig neuklassische und dezidiert politische Lyrik, die den Verhältnissen seiner Zeit Rechnung trägt. Die ›Verwendbarkeit‹ seiner Gedichte, ihr Gebrauchswert für den politischen Klassenkampf nimmt manchen, dem kleineren Teil, ihre klassische Qualität der Überzeitlichkeit. Brecht weiß es und nimmt es in Kauf. Er lebt ›in finsteren Zeiten‹, und wird sowohl ein Klassiker mit einem sozialen Gewissen als auch ein großer Korrektor und Weiterentwickler der deutschen Klassik. Er liebt den *Don Carlos*, aber nachdem er von den tödlichen Arbeitsbedingungen der Schlachthofarbeiter in Chicago gehört hat, kann er »Carlos' Knechtschaft nicht mehr recht ernst nehmen«.[5] Er reibt sich an der Historizität Schillers, an dessen Verhaftetsein in seiner Zeit. Texte wie *Das Lied von der Glocke* erinnern ihn und uns daran, daß die Weimarer Klassik nicht restlos überzeitlich ist und nicht sein kann. Die offensichtliche Kritik an der Französischen Revolution in der *Glocke* wird verschärft durch den Leitentwurf häuslichen Biedersinns um 1800. »Dies Feuer, diese Tochter der Natur / Die, ihrer Zügel los, durch eure Gassen wandelt / Mit roter Mütze auf, wer ist das nur?«, fragt

3 *Bertolt Brecht: Werke*. Große kommentierte Berliner u. Frankfurter Ausgabe. Hrsg. von Werner Hecht, Jan Knopf, Werner Mittenzwei, Klaus-Detlef Müller. Bd. 11: *Gedichte 1*. Berlin, Weimar, Frankfurt a. M. 1988, S. 272.

4 Brecht (Anm. 3), S. 140.

5 Brecht (Anm. 3), Bd. 21: *Schriften 1*. Berlin, Weimar, Frankfurt a. M. 1992, S. 59.

Brecht maliziös im Sonett *Über Schillers Gedicht »Die Glocke«* und antwortet auf der Stelle: »Das ist nicht mehr die gute alte Magd!« […] »Ich seh, sie hat euch nach dem Lohn gefragt«.[6] Brecht weigert sich, die Rezeptionsschwierigkeiten zu ignorieren, die sich aus der historischen Qualität der Weimarer Klassik ergeben. Er korrigiert im Sinne der dialektischen Weiterentwicklung der Tradition ihre politische oder vielmehr allzu unpolitische Haltung. Hierbei entfaltet er nicht nur seine aktuellen Ideen und Erfahrungen, sondern auch Goethes und Schillers selbstkritische Gedanken, die im kleinen die Kritik der Moderne am klassischen Werk schon vorausnehmen.

Fünfzig Jahre nach Brechts Tod sucht das von Grund auf veränderte Deutschland des 21. Jahrhunderts weiter nach neuen Wegen, mit Goethes und Schillers kanonischen Texten umzugehen. Die große Frage ist und bleibt dabei immer wieder die nach der Wirksamkeit der Klassiker außerhalb der Universitäten. Die Bereitschaft und die Möglichkeit, sich mit ihrer Differenz zur Gegenwart, mit sprachlich-literarischen Ausdrucksformen und historischen Situationen zu befassen, bleibt Voraussetzung für jede Wirkung der Weimarer Klassik – dies sei mit Verständnis für skeptische Pragmatiker angemerkt. Was aber kann darüber hinaus ein Modell für die Plazierung der Weimarer Klassik in der heutigen Gesellschaft sein? Ein wichtiger Konsens: Respekt vor der Literarizität, der historischen Stellung der Texte und ihrem Reichtum der Aspekte. Zu viele Generationen haben die Klassiker für ihre wechselnden politischen und gesellschaftlichen Zwecke ausgeschlachtet. Vielleicht ist es von Vorteil, wenn im Laufe der Zeit einzelne Schlaglichter auf ein großes Monument geworfen werden, das sonst im dunkeln stehenbliebe. Stärker aber scheint die Gefahr der inhaltlichen Reduktion vielschichtiger Texte. Zweifellos ist das Gelände der Weimarer Klassik ein hervorragender Steinbruch, aus dem fast jedes mögliche Parteiprogramm geschmiedet werden kann. Jede Gesellschaft wählt sich ihre Lieblings-Splitter aus dem Zitatenschatz, und ebenso stark ist die Versuchung, auszublenden, was nicht in das aktuelle Weltbild paßt. Ich in meiner Bibliothek bin unbestreitbar Mitglied einer großen Gruppe von Frauen (und Männern) weltweit, die sich bei der Lektüre von Schillers *Glocke* haltsuchend in ihren Plüschsessel krallt. Auch diese Reaktion: längst ein Gemeinplatz der modernen Rezeption. Nur ist sie kein erträglicher Grund, Schillers Werke für immer von sich zu werfen. Anstatt die Literatur selbst mit reduktionistischem Blick zu betrachten, sollten eingefahrene Rezeptionsgewohnheiten immer wieder in Frage gestellt werden. Dies gilt einerseits für die von Brecht beklagte ›kulinarische‹, konsumierend-verharmlosende Einstellung des ›Bildungsbürgertums‹ zu Schiller und Goethe – gleichermaßen aber muß die Kritik das in den letzten dreißig Jahren nicht minder zur Phrase gewordene Verfahren einer pseudo-progressiven, rein demontierend verfahrenden Inszenierungskultur in den Blick nehmen. Es führt kein Weg zurück zu den Klassikern über mit Privatsentimenten angereicherte Geschichtsspektakel – ebensowenig aber sollten sie in engstirniger Weise als Politpropagandatexte mißbraucht werden. Die klassische Literatur wird deshalb nicht in ein luftleeres kulturwissenschaftliches Museum versetzt. Sie bietet, mit Brecht gesagt, großartiges ›Material‹, das immer wieder in neuen Umgebungen leuchten kann.

Überlasten wir die Klassiker also nicht: Sie müssen nicht alles leisten, nicht jeden Anspruch erfüllen, den eine Gesellschaft an ihr kulturelles Erbe stellen kann. Im Zentrum der Weimarer Klassik steht der Mensch. Ihre große Stärke liegt in der Vielfalt, mit der sie ihn, seine Eigenschaften als Individuum und als Mitglied der Gemeinschaft, darstellt und beleuchtet. Sie bietet dem Rezipienten ein nicht immer erfreuliches Bild der *conditio humana*, aber immer eines mit Wahrheits- und Wahrscheinlichkeitsgehalt. Goethe und Schiller zeigen in der Verdichtung des ästhetischen Mediums, wie Menschen in der Geschichte mit Situationen und Verhältnissen umgehen, die nicht sind, wie sie sein sollten. Die Texte bieten trotzdem keine Anweisung, sich einer bestimmten Weltanschauung anzuschließen: Was auf den Leser oder Zuschauer übergehen kann, ist vielmehr die Intensität der Sprache, die Tiefe

6 Brecht (Anm. 3), S. 271.

des Denkens, die Energie des Handelns. Die Rezeption der Weimarer Klassik gehört noch immer zum Prinzip einer reflexionsfördernden Bildung, die in jedem nur möglichen Kontext Grundstein persönlicher Emanzipation und gesellschaftlicher Veränderung werden kann. –

> »Abliefern!« stieß Unrat aus, in der heftigen Besorgnis, ein Schüler, der bisher nicht fertig geworden war, könne vielleicht im letzten Augenblick noch zu einer befriedigenden Note gelangen. Der Primus sammelte die Aufsätze ein […].[7]

Es ist, *postscriptum*, nicht der Primus Angst, der Unrat letztlich zu sagen wagt, daß »das dritte Gebet des Dauphins« in der *Jungfrau von Orleans* eine Leerstelle bleibt. Es ist Lohmann, Unrats so lasziv-unabhängiger wie intelligenter, heinisch dichtender Sargnagel von Schüler, der einen kurzen Aufsatz dieses Inhalts verfaßt. Er hat seinen Schiller, scheint es, gelesen.

7 Mann (Anm. 1), S. 18.

CHRISTOPH REITH

Für die Fremdheit der Weimarer Klassiker

Auf dem Weg zu den beiden großen Epochen der deutschen Literatur, der Weimarer Klassik und der Romantik, kann man feststellen, daß uns die Romantik und mit ihr das 19. Jahrhundert deutlich näher und vertrauter ist als die Klassik: Das Verhängnis der Romantik, der sich selbst anschauende, von sich selbst scheidende und sich wiederum seiner selbst vergewissernde Intellekt – der Hebel für die romantische Sehnsucht nach einer alles wie uns selbst umfassenden Natur –, ist noch unser heutiges Los. Dieses zwiespältige Bewußtsein unserer selbst ist uns heute geläufiger als das souverän-vertrauensvolle Verhältnis zu unserer (menschlichen) Natur und Vernunft, das noch für Schiller, mehr noch für Lessing, Herder und vor allem für Goethe galt. Das klassische Bewußtsein, das an seine eigene Souveränität glaubte und sich eben noch weimarisch besungen hat, wird sich in der Romantik selbst zweifelhaft und läßt seither alle vorromantische Standfestigkeit eigentümlich fremd erscheinen. Ausdruck dieser verlorengegangenen Souveränität sind beispielsweise Tiecks tragisch zerrissene Märchenfiguren, E. T. A. Hoffmanns Künstlercharaktere oder Kleists Verlust des Vertrauens in die menschliche Vernunft, aber auch Hölderlins Versuch der Selbstvergewisserung durch die Reflexion auf den menschlichen Geist und dessen Idealität.

Im oben genannten Sinn hat Ernst H. Gombrich die Romantik auch als die ›große Wasserscheide‹ bezeichnet, so daß alles vor ihr Liegende ihr selbst und ebenso uns Heutigen eigentümlich fremd vorkommt.[1] So kann man nun die Weimarer Klassik, als letzte Periode vor der Romantik, als das am nächsten liegende »nächste Fremde« bezeichnen.[2] Im Sinne dieses Begriffes von Uvo Hölscher, der ihn auf die Antike münzt, erlaubt die Weimarer Klassik uns gerade aufgrund dieser Fremdheit – so der Gedankengang im folgenden – einen anderen und klareren Blick auf unsere eigene Zeit.

Fremd erscheinen mögen uns an der Weimarer Klassik die beherrschenden Charakteristika eines zuversichtlichen Vertrauens auf die aussöhnende Kraft sprachlicher Verständigung – das beispielsweise die Versöhnung in Goethes *Iphigenie* erst möglich macht; fremdartig erscheinen uns möglicherweise auch der Glaube an die moralische und geistige Kraft der Kunst, an die Beziehung zwischen dem Wahren, Guten und dem Schönen, auch das Vertrauen auf eine allgemeine Humanität und Bildung, deren formierende Kraft sich in klassischer Ausgewogenheit und Vollkommenheit sowohl in künstlerischen Werken wie in menschlichen Tugenden ausdrückt, und ebenso der Glaube an die Möglichkeit und Bedeutung der Freiheit, die mit der souveränen Selbstbestimmtheit der menschlichen Vernunft einhergeht.

Ist nun nicht insbesondere die Freiheitsidee, unabhängig von den Varianten ihres Verständnisses, ein übergreifender, wenn nicht der dominierende Begriff dieser Zeit, sowohl politisch als auch ästhetisch und philosophisch? So ist er zentral für Kant in der praktischen Philosophie wie in der Ästhetik seiner dritten Kritik, für Schiller und auch Goethe, für Fichte ebenso wie für Schelling, für Mozart und Beethoven, für den Gedanken der Republik und die Freimaurer, und zwar unabhängig von der historischen Zuordnung zu den üblichen Epocheneinteilungen von Aufklärung, Klassik oder Romantik. Und ist nicht dieser Begriff auch für uns heute konstitutiv?

1 Vgl. Ernst H. Gombrich: *Die Geschichte der Kunst*. Erweiterte, überarbeitete u. neu gestaltete 16. Ausgabe. Frankfurt a. M. 1996, S. 499-504.

2 Uvo Hölscher: *Das nächste Fremde. Von Texten der griechischen Frühzeit und ihrem Reflex in der Moderne*. Hrsg. von Joachim Latacz u. Manfred Kraus. München 1994; insbes. S. 278.

Wenn der Begriff der Freiheit so leuchtend aus dieser Periode herüberscheint, sich der historischen Zuordnung versagt und nicht allein ein Schlüssel zum Verständnis der Sattelzeit um 1800 ist, sondern auch uns unmittelbar betrifft, ist es naheliegend und mit Blick auf die Weimarer Klassik selber, für die der Freiheitsbegriff so zentral war, sogar obligat, danach zu fragen, wie wir uns frei zu denen verhalten können, die unsere Klassiker sind.

Diese Frage, die schon früh von Heine gegenüber Goethe, von Schubert gegenüber Beethoven, von Fichte und Schelling gegenüber Kant gestellt wurde, wurde von diesen in dem Anliegen, sich zu *be*freien, gestellt. Daß jene Nachkommenden diese Frage vor allen anderen den Weimarer Klassikern gegenüber und daß sie diese bereits so früh gestellt haben, ist durchaus eine Manifestation ihrer Bestimmungskraft der Klassiker; und ebenso ist es ein Zeugnis der ihnen beigemessenen Andersartigkeit und Fremdheit. Diese Bestimmungskraft, die ihnen in ihrem Status als Klassiker zukommt, veranlaßt darum ebenfalls zu der Frage, wie ein freies Verhältnis ihnen gegenüber überhaupt möglich ist.

Die Frage nach dem freien Verhalten den Weimarern gegenüber ist nun bereits vor Heine und allen anderen unmittelbar Nachfolgenden gestellt und in einer Weise beantwortet worden, die ebenso für uns als maßgeblich gelten kann – von dem Weimarer – und möglicherweise bekanntesten und »aufmerksamsten Leser«[3] Goethes – Schiller selber: In dem Versuch, sich in seinem Verhältnis zu Goethe zu bestimmen, kommt Schiller im Brief vom 2. Juli 1796 an denselben zu der Einsicht, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit geben kann als die Liebe; in diesem Brief, in dem er von seinen Lese-Erfahrungen mit Goethes *Wilhelm Meister* berichtet, schreibt Schiller:

> Wie lebhaft habe ich bey dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortrefliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es, dem Vortreflichen gegenüber keine Freyheit giebt als die Liebe. (SNA 28, S. 235)

Diese Weise des Verhaltens dem Vortrefflichen – und konkret Goethe selber – gegenüber ist dabei nicht als kritiklose und blinde Anerkennung zu verstehen; schließlich wird sie als die Möglichkeit der *Freiheit* bestimmt. Wie ist dieses Verhalten aber dann zu verstehen?

Aus dem Brief, dem die zitierte Stelle entstammt, lassen sich dafür einige Anhaltspunkte finden: Die Freiheit der Liebe dem Vortrefflichen gegenüber liegt in Schillers offenbarer Begabung für die Freundschaft begründet. Sobald er das Vortreffliche in seiner Wirkmächtigkeit erkannt und anerkannt hat, gibt es für Schiller keine andere Möglichkeit, als sich »den Nahmen Ihres [Goethes] Freundes zu verdienen« (SNA 28, S. 235). Es geht Schiller dabei nicht um eine bloß pragmatische Verbindung, sondern um die Freundschaft selbst. Sein bereicherndes Bemühen um den Freund liegt dabei in drei wesentlichen Tugenden begründet. Der Brief verdeutlicht, daß Schiller Goethes Werk, in diesem Falle den *Wilhelm Meister*, einerseits so stark macht, wie überhaupt möglich, und daß er sich andererseits nicht scheut, Schwächen zu bemängeln und seine Sorgen und Vorbehalte zu artikulieren. In diesen beiden Bestrebungen sieht Schiller die einzige Möglichkeit, diese Freundschaft zu fördern und zu bewahren. Die dritte Voraussetzung für ihre Entfaltung ist dabei die Abgrenzung von dem anderen, die Erkenntnis der eigenen Grenzen und des eigenen Vermögens im Lichte der Vortrefflichkeit und Andersartigkeit des anderen. Es ist dieses Vermögen für die Freundschaft, das uns Schiller so klar vor Augen stellt.

Schillers Anerkennung der Andersartigkeit und Fremdheit Goethes und seine eigene Abgrenzung von ihm wird besonders im Geburtstagsbrief vom 23. August 1794 und den darauffolgenden Briefen an Goethe, so auch dem vom 31. August, deutlich. In diesem zeigt sich auch das Bemühen um die Freundschaft:

> […] so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zu-

3 Selbstbezeichnung Schillers im Brief an Goethe, 31.8.1794 (SNA 27, S. 31).

> sammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, soviel von dem Wege noch übrig seyn mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerm Gewinn […]. (SNA 27, S. 31)

Es ist die Anerkennung und Erkenntnis der Andersartigkeit des anderen, die Schiller diesen Gewinn erhoffen läßt: »Ueber so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes […] ein unerwartetes Licht in mir angesteckt« (an Goethe, 23.8.1794; SNA 27, S. 24). Zu einer Bereicherung wird diese »Anschauung« für Schiller aber erst im Moment der wirklich ausgelebten Freundschaft, dem Moment der größten Offenheit und Freiheit dem als vortrefflich Anerkannten gegenüber. Diese Offenheit liegt in der Möglichkeit begründet, die Größe freundschaftlich anzuerkennen und sie in der kritischen Abgrenzung für sich ertragreich zu machen, einerseits in der klareren Sicht der eigenen Möglichkeiten, andererseits als Anregung für die eigene »Ideen-Maße« (SNA 27, S. 24). Diese Möglichkeit der Abgrenzung und der Selbstfindung geben aufgrund ihrer paradigmatischen ›Vortrefflichkeit‹ in besonderem Maße die Klassiker. Daß Goethe für Schiller ein Klassiker in eben diesem Sinne ist, zeigen seine letzten Worte aus dem Brief vom 2. Juli 1796:

> Leben Sie jetzt wohl, mein geliebter mein verehrter Freund. Wie rührt es mich, wenn ich denke, was wir sonst nur in der weiten Ferne eines begünstigten Alterthums suchen und kaum finden, mir in Ihnen so nahe ist. (SNA 28, S. 239)

Diese Nähe der weiten Ferne ist es durchaus, was Goethe nicht nur für Schiller zum Klassiker macht: Klassiker müssen fern und darin auch fremd und sperrig sein, weil sie nicht in unserem Horizont aufgehen dürfen, sonst wären sie belanglos. Es kommt also nicht darauf an, sie mit allen Mitteln auf unsere Zeit herabzubiegen, im Sinne eines ›Goethe für …‹, oder sie als Propheten unserer Zeit zu verstehen, so wie manch Goethe-Kenner heute erklärt, Goethe habe im *Faust II* den Fernseher unserer ›veloziferischen‹ Zeit vorausgesehen. Andererseits müssen sie uns aber auch in ihrer Fremdheit ansprechen können und uns nahe sein. Daß sie beides sind – fremd und nah zugleich –, liegt in ihrer Vortrefflichkeit und Größe begründet. Klassiker sind solche, die nicht aus ihrem eigenen Zeithorizont allein zu verstehen sind – sonst wären sie uns zu fremd – und nicht in dem unsrigen aufgehen – sonst wären sie uns zu nah. Ihre Größe liegt darin, daß sie möglicherweise in keinem historischen Horizont aufgehen oder auf historische Bedingungen allein zurückführbar sind. Indem die Zeit Goethes und Schillers als unsere literarische Klassik angesehen wird, sind uns die Weimarer daher unser am nächsten liegendes »nächstes Fremdes«.

Schillers Bekenntnis, daß dem Großen und Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit als die Liebe möglich ist, steht damit zu heutiger ›Einflußangst‹ und den Tendenzen, den Klassik-Begriff in den Weiten des ›New Historicism‹ aufzulösen, selber eigentümlich quer und fremdartig da. Dies ist darin aber in doppelter Weise eine Bestätigung des Klassik-Begriffs, den Hans-Georg Gadamer in *Wahrheit und Methode* gegeben hat, daß »klassisch ist, was sich selber bewahrt, *weil* es sich selber bedeutet und sich selber deutet«.[4] Das Klassische deutet und bedeutet sich selber, weil es nicht in seinen historischen Entstehungsbedingungen aufgeht und durch sie allein erklärbar ist; darin liegt die Möglichkeit der Bewahrung, die Möglichkeit, nachfolgenden Zeiten etwas zu bedeuten – etwas, das aber wiederum nicht im neuen Horizont aufgeht und darum auch immer unverkennbar fremd erscheint. Wenn uns Schillers Bekenntnis heute noch einleuchtet, so zeigt sich in seiner Freundschaft zu Goethe die Größe und Selbst(be)deutungskraft eines unserer Klassiker also auf doppelte Weise.

Nimmt man Schillers Bemerkung als Rezeptionshinweis ernst, so ergibt sich daraus nun ein Gesichtspunkt für den freien Umgang mit den Klassikern: Wenn Freundschaft bedeutet,

4 Hans-Georg Gadamer: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen ^{6}1990, S. 294.

den anderen in seiner Andersartigkeit anzuerkennen, so gibt sie uns die Freiheit, diese Fremdartigkeit auch als solche stehenzulassen und nicht für einen zeitgenössischen Umgang zu verdolmetschen und zu verniedlichen. Klassiker müssen sperrig sein und darin klassisch bleiben. Und wenn ein freies Verhältnis zu ihnen erst in der Anerkennung ihrer Größe möglich ist, so darf auch niemand zu den Klassikern verpflichtet und niemandem die Klassik dogmatisch zugemutet werden. Sie stehen als Möglichkeiten da, die aber nur in der Anerkennung, nicht im Müssen, frei ergriffen und begriffen werden können. Daher gilt für sie, wie für alle wirkliche Kunst, was Kant in seiner dritten Kritik bestimmt, daß man das Wohlgefallen an einem schönen Gegenstande niemandem aufzwinge, aber doch »*jedermann* ansinne«.[5]

5 Immanuel Kant: *Kritik der Urteilskraft*. In: *Werke III: Schriften zur Ästhetik und Naturphilosophie*. Hrsg. von Manfred Frank u. Véronique Zanetti. Frankfurt a. M. 1996, S. 535.

WIELAND SCHMID

er ist immer schon da: 9 Goethe-erfahrungen

I.

das schlimmste beim lesen: hinkommen und der autor ist schon da. man kann ihn weder abholen noch von ihm abgeholt werden. er ist schon. sich selbst blind machen gegen diese Goethe-verantwortung, das kann man nicht. und wenn man dann doch meint, sich blind gemacht zu haben gegen ihn, dann wirft man ihm das vor. und wird damit ungerecht: denn der mangel an vollkommenheit, der dem leser dann weh tut, wenn er sich gegen die eingeprügelte vollkommenheitsklausel zur wehr setzt, ist doch gerade der mögliche ansatz einer beziehung. einen Goethe-geist haben wir nicht, wir umgeben uns noch mit dem leibhaftigen. er spielt sich selbst im film, er durchlebt die chroniken, die wir ihm nachsagen. Goethe war noch nie. er muß immer sein. daß wir einen Goethe-mythos haben sollen, ist doch der eigentliche mythos um ihn. der genius muß sich allein entfalten. unsere ahnungen von einem shakespeare, aristoteles, hölderlin nähren sich aus den leerstellen. wir wollen in die irre geführt werden von diesen lebensläufen, die sich der alleserfassung entziehen, wollen eine grauzone lassen, die wir mit texten füllen, oder besser: mit den verschollenen texten und unseren vorstellungen davon. Goethe mag davon nichts hören. sein denkmal ist fertig, wird weiterhin abgefeilt und ihm ähnlicher gemacht. er ist eben.

II.

der tod jeder Goethe-rezeption ist der kanon. keine stimme löst sich mehr aus ihm, wenn sekundäre literaturen über sich hinauswachsen wollen, wo sie doch nur sekundär bleiben sollten. Goethe fußnotenfrei, das haben schon Goethes zeitgenossen nicht erlebt. wer so sein eigenes echo mitdenkt, will nicht wiedergelesen werden, sondern sich selbst überschatten. er kann nicht gewollt haben, daß wir uns vorurteilsfrei auf seine lektüre einlassen. eins und doppelt sein, wird uns versprochen. einem, der sich nur doppelt wahrnimmt, kann ich lesend nicht vertrauen. ist also ein Goethe-lesen und wiederlesen eine unmöglichkeit?

III.

schullektüre: Goethe unterm baum, liebend, die pistole in der hand, zu pferd, die weiber stumm. der reiter spricht und singt. der verdacht, daß Goethe danebensitzt und selbst dem reiter nur zuschaut, wird unterdrückt. ich ertrage bei der identifikation kein publikum neben mir. das ist die stumme Goethe-klausel beim lesen und auswendiglernen. er ist sein werk, also lese ich nicht das gedicht, nicht das drama, nicht die novelle. ich kann nur Goethe lesen. soweit der deal. er ist mephisto ebenso wie das ewig-weibliche. und der werther ja sowieso. also ist Goethe auch jener, der sich die kugel gibt? wer aber hat dann eigentlich werthers beerdigung dokumentiert, wer die nicht zum trauerzug gehörenden ausgemacht? ich schaue der beerdigung zu, und staune – einen Goethe kann ich nicht ausmachen. wer hat nur dieses begräbnis gesehen?

IV.

und wer hat eigentlich den erlös aus den *werther*-verkäufen eingestrichen?

V.

tasso: es ist nicht wohlgetan, vorsätzlich einen menschen zu verkennen, er sei auch, wer er sei. wo Goethe sich selbst verkennen will, müssen wir ihn vor sich selbst schützen. gnade vor recht. also sei's drum – noch einmal her mit den texten.

VI.

bei keinem anderen autor kann mich die frage mehr interessieren, ob er beim schreiben all die stimmen, die aus ihm sprechen, als die seinen wahrnimmt. die lösung entwickelt er mit mir beim lesen, und nichts ist von vornherein entschieden. iphigenie: die siegerin, ohne daß es einen verlierer gibt. wenn thoas, der sie davonziehen läßt, ein verlierer wäre, spiegelte sich die niederlage nicht nur in zwei worten, worten des abschieds. alle haben gewonnen. verblüffung.

VII.

das unvermeidlich-bleiben bringt er selbst mit. der größte dichter, dem nichts mehr anzudichten ist. was gegen ihn spricht, wird wohl das alter sein. wie seine besten figuren geht er aus jedem kampf als einer hervor, der bei sich bleibt. und altert und altert und dabei jung bleibt. so einer hätte uns ausgelacht, wenn wir ihm mit demographischen versuchen gekommen wären. hätte sie bewiesen und widerlegt. und wäre so einmal mehr einer für und gegen alle gewesen. Goethe eben. der greis, der uns den orient einbleut, und im schaukelstuhl zu stein wird. als habe er den tod nur möglich gefunden, nachdem alles gesagt war: der olympier, der seinem werk sinn eingehaucht hat, indem er am leben blieb und bleibt: die fehler der jugend müssen nicht verzeihlich werden, aber sie erhalten ihre bestimmung durch das über achtzigjährige leben, in das sie eingebettet sind. *urfaust*, *faust I*, *faust II* und vorhang: besser, weil verwirrender, enigmatischer, kann man sich nicht verabschieden.

VIII.

Goethe, kurz vor dem tode, notiert: ich als kollektivwesen. es steht schon da, und wir haben es hartnäckig ignoriert. wo ich ihm nur vollkommenheit zugetraut habe, hat er mich enttäuscht, weil er meiner erwartung entspricht. mich ins bodenlose durchschaut.

IX.

wo alles gesagt ist, kann man sich in der tradierung nur blamieren. fußnoten also rausreißen, bitteschön. wenigstens so tun, als könne man sich annähern, denn vielleicht gibt es ja so eine chance: wo ich auch hingehe – immer ist er schon da, immer wird er schon dagewesen sein.

MARY LE GIERSE

Wilhelm Meisters Austauschjahr

Ich bin ein Nachtmensch. Wenn ich meinen Tagesablauf gestalten könnte, wie ich es wollte, würde ich am liebsten zwischen 18 Uhr und 5 Uhr arbeiten und zwischen 5 Uhr und 18 Uhr schlafen. Eine meiner Freundinnen steht immer um 5.15 Uhr auf. Während sie sich um 5 Uhr auf den neuen Tag vorbereitet, lege ich mich hin. Eines Tages habe ich zu ihr gesagt: »Wir könnten einander um 5 Uhr anrufen. Ich würde ›Guten Morgen‹ sagen und du ›Gute Nacht‹.«

Als ich 2001/2002 in Berlin lebte, stand ich immer sehr spät auf, verbrachte den Tag im Morgenmantel und blieb die ganze Nacht wach. Damals wohnte ich bei einer Gastfamilie. Die Mitglieder der Familie waren der Meinung, daß ich nicht alle Tassen im Schrank hätte, weil ich tagsüber schlief. Da ich keinen Fernseher in meinem Zimmer hatte, hörte ich oft Radio in der Nacht. Man würde vielleicht vermuten, um 3 Uhr gibt es grundsätzlich keine interessanten Radioprogramme, doch meine Erfahrung war anders. Während dieses Jahres entdeckte ich einen Sender, der *Klassik-Radio* heißt. Spät in der Nacht wurden Bücher vorgelesen. Der Name dieses Lese-Programms hat mich angezogen: *Das hessische Werk: Literatur aus der Mitte Deutschlands*.

Ich erinnere mich an die Winternacht, während der ich das Programm entdeckte. Die Stimme im Radio erzählte von einem Puppentheater. Die Bildhaftigkeit der Sprache und die Satzstruktur fand ich schön, und ich wollte sofort mehr hören. Ich fragte mich, wer diese Geschichte verfaßt hatte. Da ich das Programm in der Mitte der Geschichte entdeckte, hatte ich keine Information über das Buch oder über den Verfasser bekommen. Ich mußte warten, bis die Lesung des Tages zu Ende war. Ich war erstaunt, als der Titel des Buches genannt wurde: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Obwohl der Text vor zwei Jahrhunderten zum ersten Mal gedruckt wurde, hatte ich das Gefühl, daß er mir etwas Wichtiges zu bieten hat.

Ich wohnte also bei einer Gastfamilie in Berlin. Die anderen amerikanischen Teilnehmer des Austauschprogramms lebten in der Regel in ihren eigenen Wohnungen oder bei anderen Studierenden. Ich hatte darauf bestanden, daß ich bei einer Familie wohne, denn 1999 hatte ich einige Wochen bei einer deutschen Familie gewohnt. Die Wochen, die ich in dieser Familie verbracht habe, waren die schönsten meines Lebens.

2001 stellte ich mir vor, daß ein Jahr bei einer neuen Familie genau so schön sein würde. Ich wollte in einer Familie leben, weil ich mich in Deutschland zu Hause fühlen wollte. Ich wollte Ausflüge mit der neuen Familie unternehmen, mit der Familie gemeinsam fernsehen und gute Gespräche mit den Familienmitgliedern führen, denn so habe ich es in meiner ersten Gastfamilie erlebt. Ich wußte, die Berliner Familie wird eine neue sein. Ich war davon überzeugt, daß die Zeit in der neuen Familie genau so glücklich sein würde wie die Zeit in der alten.

Das Austauschjahr fing mit einer Übernachtung in einer Jugendherberge in Wilmersdorf an. Meine Gastmutter hat mich am Nachmittag nach der Übernachtung abgeholt. Als ich mit ihr sprach, d. h. während der ersten dreißig Sekunden des Kennenlernens, wußte ich, daß ich im Laufe des kommenden Jahres leiden würde. Mir war, als hätte sie überhaupt kein Interesse an meinen ersten Eindrücken von Berlin. In der ersten Gastfamilie war das nie der Fall; man war bereit, stundenlang mit mir zu sprechen, und ich war daran gewöhnt. Man könnte ja einwenden, es war nicht realistisch zu denken, daß die neue Familie genau so viel Zeit für mich haben würde, wie die alte es gehabt hatte. Aber ein solcher Gedanke hätte mir in den ersten Stunden meines Austauschjahres nicht geholfen, mich weniger enttäuscht und erschüttert zu fühlen. Ich war ein begeistertes und naives neunzehnjähriges Mädchen im

Ausland, das vorher nur vier Wochen fern von den Eltern verbracht hatte. Ich brauchte jemanden, mit dem ich meine Erfahrungen teilen konnte. Ich habe viele Tage und Nächte im Wohnzimmer unserer Wohnung in Schöneberg gesessen und mir gesagt, daß ich nichts mit den Personen, bei denen ich wohnte, anfangen könne. Von den Gesprächen, die wir geführt hatten, bekam ich den Eindruck, daß auch sie zur Kenntnis nahmen, daß es mir schlecht ging.

Doch sie hatten keine Zeit, mir beizustehen; in ihrem Familienkreis gab es damals schwere Krankheiten und einen unerwarteten Todesfall. Einige Wochen vor meiner Ankunft hatten die Gastmutter (Inge) und ihre Schwester (Lily) ein Bett bei IKEA für mich gekauft, von diesem Tag an war Lily schwerkrank und starb bald. Ich kam in die Familie und mußte trauern und zur Beerdigung gehen. Ich hatte die Verstorbene nie gesehen und war nun, nach ihrem Tod, eine Trauernde. Ich habe viele neue deutsche Wörter während dieser Tage gelernt, die alle mit dem Tod zu tun haben: Todesanzeige, Beisetzung, Bestattung, Begräbnis, Beerdigung, Leichenbegängnis sowie die Phrase »eingebettet in ihrem Sarg«. Obwohl meine Gastfamilie nie mit mir ins Museum oder ins Café fahren wollte, wurde ich darum gebeten, den Friedhof mit der Gastmutter und der Gastschwester zu besuchen. In den Stunden der Verzweiflung dachte ich: »81 Millionen Deutsche, und ich habe eine Gastmutter, die keine Zeit hat, die mich anscheinend nicht leiden kann, weil ich nicht putze und koche, und die mich nur bei ihr leben läßt, weil sie Geld braucht: 253,09 € pro Monat für ein Zimmer ohne Verpflegung. Warum bin ich zu dieser Familie gekommen?« Sie wollte eine Untermieterin, ich aber eine Familie.

Meine Erfahrungen an der Uni haben mich auch enttäuscht, denn ich hatte eine positive Atmosphäre im Institut für Neuere deutsche Literatur an der Freien Universität erwartet. Ich erkannte schnell, daß es viele Leute gab, die Germanistik studierten. Zu Hause an der University of Pennsylvania war das nicht so; 2001 bestand das German Department aus ca. zwanzig Hauptfächlern und zwanzig Graduate-Studenten. An einem Seminar der FU haben vielleicht einhundert Leute teilgenommen, was mich überwältigte, denn an Penn hatte ich Germanistik-Seminare belegt, die insgesamt drei Teilnehmer hatten. Die »großen Seminare« an Penn hatten vielleicht fünfzehn Teilnehmer. Die Germanistik-Abteilung an der FU kam mir wie ein Zoo oder ein Zirkus vor, und es war schwer, Freundschaften mit anderen Studenten zu schließen oder mit einem Dozenten zu arbeiten. Dies ist die Stimmung, die mir an der Uni begegnet ist: Ich war nur noch eine Ami, die nach Deutschland reiste, um irgend etwas zu machen, die aber eigentlich nie in der Lage war und nie in der Lage sein würde, etwas Wesentliches im Rahmen der Germanistik zu leisten. Ich verschwendete meine Zeit in Deutschland. Ich versuchte, mich mit der Literatur einer Fremdsprache zu beschäftigen, aber ich würde die Literatur dieser Sprache nie verstehen können. So habe ich es wahrgenommen. Es kann sein, daß meine Wahrnehmung falsch war. Doch ich hatte damals nur meine Wahrnehmungen und meine Enttäuschungen. Ich hatte keine Möglichkeit, die Situation mit vergangenen Erfahrungen in Deutschland zu vergleichen. Ich kenne viele amerikanische Germanistinnen und Germanisten, die bessere Erfahrungen in Deutschland gemacht haben, aber ich hatte offensichtlich Pech.

Die Stimmung, die ich wahrnahm, hat mich gezwungen, mich mit meiner Entscheidung, Germanistik zu studieren, auseinanderzusetzen. 1996 hatte ich angefangen, Deutsch zu lernen, und die Sprache bereitete mir unaussprechliche Freude. Obwohl meine Mutter wollte, daß ich Spanisch lerne, bestand ich darauf, Deutsch zu lernen. Die Zeit in Berlin beschreibe ich als eine Situation der Lebenskrise. Zwischen 1996 und 2001 hatte ich mich ständig mit dem Deutschlernen beschäftigt. Ich lernte im Sommer und ich lernte in den Weihnachtsferien. Ich ging an die University of Pennsylvania, weil ich dachte, daß ihr Germanistik-Programm besser sei als die Germanistik-Programme der anderen Universitäten, die ich in der 11. und 12. Klasse besucht hatte.

Als ich in Berlin lebte, bereute ich plötzlich, daß ich Germanistik studierte und daß ich nach Deutschland gekommen war. Ich wollte nach Hause und die deutsche Sprache weder lesen noch sprechen. Der Gedanke, daß meine Entscheidung, Deutsch zu lernen, ein Fehler

war, war ein unbeschreiblich trauriger Gedanke. Ich dachte: »Es ist diesen Leuten anscheinend egal, ob ich Germanistik studiere oder nicht, ob ich Deutsch spreche oder nicht. Während der letzten sechs Jahre habe ich mich auf das Austauschjahr vorbereitet, und es ist voller Qual.«

Ich mußte eine Entscheidung treffen, ob ich in Zukunft Germanistik studieren wollte oder nicht. Meine Eltern waren besorgt, denn sie erkannten, daß ich litt. Ich wußte nicht, was zu machen war. Ich hatte viele Freunde, die amerikanische Austauschstudenten waren, aber ich konnte mein Problem nicht mit ihnen besprechen, denn ich dachte, sie würden meinen, daß ich alles zu ernst nähme. Es stimmt, ich sehe jetzt, daß ich wahrscheinlich alles viel zu ernst genommen habe, aber damals ging es nicht anders. Als ich *Das hessische Werk* und die *Lehrjahre* im Radio entdeckte, war ich ziemlich niedergeschlagen und hatte immer noch keinen Ansprechpartner gefunden.

Nachdem ich die *Lehrjahre* als Hörbuch im Radio entdeckt hatte, habe ich mich entschieden, das Buch in der Buchhandlung zu kaufen, weil man nur Ausschnitte des Textes im Rahmen des Radioprogramms hören konnte. In den ersten Kapiteln des Textes erkannte ich einen jungen Mann, der sich in der Welt zurechtfinden muß. Er ist umgeben von Menschen, die ihn nicht ernst nehmen und ihn zum Teil ausbeuten wollen. Während ich dachte, daß die Hauptfigur anders sei als ich, fand ich dennoch, daß ich etwas von diesem Buch, d. h. von der Geschichte dieser Figur, lernen konnte. Die Einzelheiten der Handlung waren unterhaltsam, aber die Thematik des Textes war mir wichtiger. Ich habe mich nicht in der Beschreibung der Hauptfigur wiedererkannt, aber ich habe entdeckt, daß diese Figur in einer Gesellschaft mit anderen Menschen leben mußte. Daher wollte ich sehen, ob die Behandlung dieser Problematik mir helfen könnte, das Auslandsjahr zu retten.

Ich las das Buch, weil ich mich beim Lesen nicht einsam fühlte. Das Lesen dauerte knapp sechs Monate, es hat mir zu erkennen geholfen, daß andere Menschen auch Probleme haben. Das mag selbstverständlich klingen, aber damals lebte ich ohne diese Einsicht. Ich sah die Kinder in der Gastfamilie, die sorglos und ohne Probleme zu sein schienen. In der Gastfamilie hat man mich ständig daran erinnert, daß die jüngste Tochter ein Jahr allein in Paris mit sechzehn verbracht hat. Ich war zwanzig, und was war mit mir los? Warum habe ich stundenlang mit Verwandten und Freunden telefoniert?

Das Lesen erlaubte mir, Einsichten über das Leben auf etlichen Ebenen zu entwickeln. Der Text fuhr mit mir durch Berlin. Das Buch ging immer mit mir zur Uni, und ich verbinde viele Szenen aus den ersten 300 Seiten mit der U-Bahn-Fahrt zur Uni. Das Buch begleitete mich, als ich verschiedene Städte in der Nähe von Berlin besuchte. Eines Tages hielt der Zug in der Nähe von Jüterbog eine Stunde wegen eines Unfalls am Bahnsteig. Die anderen Reisenden beschwerten sich, denn die Verspätung dauerte lang. Ich bin an diesem Nachmittag allein gereist, aber ich hatte das Buch dabei und las während der Betriebsstörung. Im Text reist Wilhelm auch und lernt viele Leute kennen, die ihm ihre Lebensgeschichten, d. h. ihre Reisegeschichten, erzählen. An diesem Tag erkannte ich, daß das Thema »Reisen« ein zentrales Element sowohl in meiner Lese-Erfahrung als auch in meiner Lebenserfahrung war. Ich saß im Zug als Reisende unter Reisenden und las ein Buch, das sich viel mit Reisen beschäftigte. Die Geschichte dieser Reise, d. h. die Reise an diesem Tag in Brandenburg, die Reise des gesamten Jahres sowie die tatsächlichen und fiktiven Reisen im Text, halfen mir zu sehen, daß die Erfahrung des Reisens wichtiger als das Ankommen ist. Ich kam nach Deutschland mit bestimmten Zielen und mit bestimmten Bildern im Kopf; ich wollte ankommen und das finden, was ich zu finden erwartete. Doch ich sah ein, daß es vielleicht praktischer wäre, das Jahr und seine Erfahrungen als Reise, d. h. als etwas Unabgeschlossenes oder als etwas Werdendes, zu sehen. Das Lesen hat auch dazu beigetragen, daß ich die Fähigkeit entwickelte, über die Absurdität des Lebens zu lachen.

Im Juli 2002 hat meine Tante mich besucht. Weil diese Tante kein Deutsch kann, hat mein Vater mich darum gebeten, von Berlin nach Frankfurt zu fliegen, um sie abzuholen. Mein Vater hatte Angst, daß meine Tante den Anschlußflug von Frankfurt nach Berlin nicht allein

finden würde. Natürlich wußte er, daß auf dem Frankfurter Flughafen Englisch gesprochen wird. Ich sagte ihm auch, daß die Tante allein zu mir nach Berlin kommen könne, denn sie ist Reiseleiterin und öfters allein im Ausland. Doch mein Vater sagte, daß er trotz allem immer noch Angst hätte. Meine Tante hat einen Flug für mich von Berlin nach Frankfurt gebucht und zwei Plätze für uns von Frankfurt nach Berlin reserviert.

Am Abend vor der Ankunft der Tante hat mich mein Vater angerufen, um zu bestätigen, daß ich morgen früh nach Frankfurt fliegen würde. Ich versuchte, ihn zu beruhigen. Ich war mir sicher, meine Tante und ich würden keine Probleme haben. Aber etwas Unerwartetes geschah. Jeden Abend um 11 Uhr machte meine Gastmutter den Klingelton des Telefons leiser, um Schlafstörungen zu vermeiden. Als ich mir am Abend vor dem Flug nach Frankfurt die Zähne putzte, vernahm ich ein leises Klingeln des Telefons im Flur der Wohnung. Ich war eigentlich nicht sicher, ob es in der Tat geklingelt hat, denn es war ein sehr leises Geräusch. Ich dachte: »Vielleicht ist etwas in Philadelphia passiert.« Ich wartete ein paar Minuten, aber niemand rief an. Ich ging ins Bett.

Als ich um 5 Uhr aufstand und mich auf den Flug vorbereitete, hörte ich das Klingeln des Telefons. Ich dachte: »Jetzt ist etwas geschehen, denn die Mitglieder der Familie bekommen in der Regel keine Anrufe um 5 Uhr.« Ich ging zum Telefon. Es war mein Vater. Er sprach mit einer Stimme voller Unbehagen. Der Flug hatte eine dreistündige Verspätung in Philadelphia gehabt. Daher war man nicht sicher, wann meine Tante ankommen würde. Er hatte stundenlang versucht, mich während der Nacht zu erreichen, aber keiner ging ans Telefon. Ich wollte meinen Vater beruhigen. Ich sagte ihm, es wäre besser, wenn ich in Berlin bliebe und zur Uni ginge. Meine Tante würde in Frankfurt ankommen, allein nach Berlin fliegen und mich finden. Doch er wollte, daß ich nach Frankfurt fliege. Mein Vater und ich diskutierten die Situation gründlich. Zudem mußte ich nicht nur mit ihm sprechen, denn unser Gespräch hatte meine schlafende Gastfamilie gestört, ich mußte auch erklären, was los ist. Ich mußte mit meinem Vater sprechen und dann die Lufthansa anrufen, dann wieder ihn anrufen, und er rief die Lufthansa an – alles war chaotisch. Es wurde spät, und ich mußte mich entscheiden, ob ich nach Frankfurt fliegen wollte. Der Lufthansa-Kollege am Telefon hat mir gesagt, daß ich unbedingt nach Frankfurt fliegen müßte, wenn ich die Reservierung für die Rückreise mit der Tante von Berlin nach Frankfurt am Ende ihres Besuchs nicht verlieren wolle.

Ich nahm die *Lehrjahre* mit und ging nach Tegel. »Ich fühle mich wie Wilhelm«, habe ich gedacht, denn in der Geschichte weiß er nie, was er machen soll. Es war passend, daß ich das Buch damals las, denn ich konnte über diese Verwirrung lachen, weil Wilhelms ähnliche Erfahrungen der Ungewißheit absurd schienen. Ich war froh, daß ich das Buch und seine Figuren hatte, denn ich war nicht allein im Moment der Absurdität.

Folgendes ist mir und meiner Tante in Frankfurt passiert: Ich bin angekommen, und ihr Flug von Philadelphia kam eine Stunde später an. Ich wartete auf sie, aber sie ist nicht gekommen. Ich versuchte vergebens, sie zu finden. Ich habe gewartet. Ich rief meinen Vater an, er war außer sich: »Wo ist meine Schwester?« Der Flug nach Berlin, auf dem wir beide eine Reservierung hatten, war nicht mehr zu erreichen. Ich habe die Kollegen am Schalter überredet, mir zwei Plätze im nächsten Flug nach Berlin zu geben. Natürlich wollten die Kollegen das nicht machen, denn sie meinten, wir hätten den Flug nach Berlin erreichen können. Aber ohne meine Tante? Wir hatten doch zwei Reservierungen. Keiner wußte, wo meine Tante ist. Endlich ist es mir gelungen, einen neuen Flug nach Berlin zu bekommen. Aber wo blieb meine Tante?

An diesem Tag bin ich mehrere Stunden durch den Flughafen gelaufen, aber ich habe meine Tante nicht gefunden. Ich habe meinen Vater angerufen, und er war so besorgt, daß er die Polizei in Philadelphia anrief, was ihm nicht geholfen hat, denn meine Tante ist nach Frankfurt geflogen. Meine Mutter riet mir, mit dem zweiten Flug allein nach Berlin zu fliegen. In Berlin sprach ich mit dem Fahrer, der uns zum Hotel fahren sollte. Er hat mich gefragt, wo meine Tante ist: »Ich dachte, Sie wollten nach Frankfurt fliegen, um Ihre Tante abzuholen. Wo ist sie?« Ich habe geseufzt und erklärt, was ich während des Nachmittags in

Frankfurt gemacht habe. Er hatte einen Vorschlag: »Wir gehen zum Schalter und fragen, ob sie in Berlin ist.« Und – sie war da. Sie hatte eine Reservierung auf dem nächsten Flug nach Berlin nach ihrer verspäteten Ankunft bekommen. Meine Tante hatte zwar gesagt, daß sie mit ihrer Nichte aus Berlin fliegen sollte, woraufhin die Kollegen am Flugsteig in Frankfurt mich gesucht haben, ich jedoch habe sie gesucht, und wir haben einander nicht gefunden. Ohne die *Lehrjahre* hätte ich diesen Tag nicht ausgehalten.

Viele Erlebnisse meines Austauschjahres sind mit Wilhelms Erfahrungen im Text vergleichbar, aber seine Entscheidung ist anders als meine am Ende des Austauschjahres in Berlin. Ich blieb bis zum Ende des Jahres sehr enttäuscht. Sollte ich nach Hause gehen und das Hauptfach wechseln, um Ärztin oder Rechtsanwältin zu werden? Im Text interessiert sich Wilhelm mehr für das Theater als für die Literaturwissenschaft. Es war mir nicht so wichtig, daß Wilhelm Schauspieler werden wollte und ich Germanistin. Mir ging es darum, wie und warum Wilhelm sich am Ende des Buches entscheidet, das Theater zu verlassen. Am Anfang des Textes findet er eine Gruppe von Schauspielern und nimmt an ihren Aufführungen teil. Die Schauspieler werden nicht immer positiv dargestellt. Ich wußte, daß die Schauspieler im 18. Jahrhundert am Rande der Gesellschaft standen. Doch spielten diese Kenntnisse eine relativ kleine Rolle im Rahmen meiner Betrachtungen über Wilhelms Schauspielkarriere, denn ich wollte mehr über meine Probleme erfahren und wollte die Figuren des Textes nicht sozialgeschichtlich analysieren. Bezeichnend für mich war die Szene, in der Jarno zu Wilhelm sagt, daß er eigentlich kein begabter Schauspieler sei. Ich war wütend, als ich entdeckte, daß Wilhelm Jarno glaubt. Er verläßt das Theater. Die Kritik anderer beeinflußt ihn, und er gibt auf.

An dem Tag, an dem ich las, was mit Wilhelm geschah, wußte ich, daß ich einfach nie aufgeben dürfte, Germanistik zu studieren, weil andere mich kritisieren. Man könnte mir sagen, ich wäre nie in der Lage, die deutsche Literatur, die deutsche Sprache oder die deutsche Kultur wirklich zu verstehen. Ich entschied mich, daß solche Bemerkungen mich zukünftig nicht beeinflussen würden. Ich dachte: »Ich werde Germanistin. Ich werde nicht aufhören, Deutsch zu sprechen oder zu lesen, weil ich weiß, daß mir das besser als alles andere im Leben gefällt und gefallen wird.« Mir war es nicht mehr so wichtig, daß meine Gastfamilie mich ignorierte oder daß die Dozenten mich als jemand betrachteten, der auf dem Mars oder auf der Venus oder auf einem anderen Planeten wohnte.

Im Nachhinein finde ich, daß die Lese-Erfahrung des Textes bedeutsam war, weil ich in der Lage gewesen bin, die Thematik des Textes mit meiner Lebenserfahrung zu verbinden. Kurz vor meiner Abreise im Jahr 2002 hat mir ein Bekannter gesagt, daß er der Meinung sei, daß die Literatur aus der Vergangenheit nicht mehr gelesen würde und daß ältere Texte keine Bedeutung für die Menschen der Gegenwart haben könnten. Ich widersprach ihm, denn ich wußte es besser.

Ich würde die Erfahrungen des Austauschjahres nicht als positiv bezeichnen. Ich würde auch nicht sagen wollen, daß ich die Zeit im Austauschprogramm jetzt, d. h. nach fünf Jahren, besser sehe, weil die Erfahrungen in Berlin mich zum Wachsen zwangen. Natürlich bin ich im Laufe des Jahres reifer und selbständiger geworden, doch diese Tatsache macht die Erinnerungen an die Probleme dieses Jahres nicht schöner. Aber ich muß auch sagen, daß ich viele freundliche Menschen in Berlin kennengelernt und einige sehr schöne Ausflüge in Deutschland und in Europa unternommen habe.

Der Ursprung meiner Probleme liegt sicher nicht nur im Verhalten anderer Menschen. Der Ursprung dieser Probleme hat damit zu tun, daß die Realität meinen Erwartungen nicht entsprach. Die Zeit des Lesens erlaubte mir, mich mit meinen Erwartungen und meiner Enttäuschung auseinanderzusetzen. Das Buch wurde der Freund, dem ich alles sagen konnte. Durch das Lesen erkannte ich, daß ich enttäuscht war. Durch das Lesen fing ich an, diese Enttäuschung und die Verwirrung meines Austauschjahres zu verarbeiten. Die Lese-Erfahrung der *Lehrjahre* half mir, über den Verlust eines Ideals nachzudenken. Der Text machte mich darauf aufmerksam, daß das Leben nach dem Verlust eines Ideals weitergehen kann – und muß.

AUS DEM LEBEN DER GOETHE-GESELLSCHAFT

In memoriam

Professor Dr. Nodar Kakabadse
23. September 1923 – 23. September 2007

An seinem 84. Geburtstag starb – nach langer Krankheit – Professor Dr. Nodar Kakabadse: Dankbar, bewegt nahmen seine Freunde, frühere Studenten und Mitglieder der Goethe-Gesellschaft Tbilissi Abschied von dem verehrten Lehrer.

Nodar Kakabadse studierte Germanistik an der Staatlichen Universität seiner Heimatstadt, schrieb seine Dissertation über Heinrich Mann und habilitierte sich mit einer Studie über Thomas Manns Frühwerk, die weite Anerkennung fand. Er übernahm 1972 eine Professur für deutsche Philologie, vertrat von 1986 bis 2003 den Lehrstuhl für Weltliteratur und diente seiner Fakultät sieben lange Jahre als Dekan. Da das Alter in Georgien oft mit bitterer Armut verbunden ist, erfolgte die Emeritierung des Erkrankten erst im vergangenen Jahr.

Es ist ein erstaunlich weitläufiges Œuvre, das Professor Kakabadse hinterließ; die meisten seiner Schriften erschienen natürlich in georgischer Sprache: Man berichtete von hundert und mehr Aufsätzen und Dutzenden Beiträgen in Sammelbänden. Interesse, Begabung und Fleiß galten – besonders anfangs – der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts. Nodar Kakabadse erschloß die Brüder Mann der georgischen Kultur, seine Übersetzungen zentraler Werke Rilkes und Kafkas, Max Frischs und Paul Celans bürgerten diese Autoren in der kaukasischen Heimat ein. Heinrich Böll und Lew Kopelew, die er zu seinen Freunden zählen durfte, waren mehrfach seine Gäste.

Der Philologe als Vermittler der Gegenwartsliteratur über Sprachgrenzen hinweg: Herrn Kakabadses Beitrag zum Verständnis, zur Aneignung des Fremden trug Früchte. Er setzte fort, was der unvergessene David Laschkaradse, was die Herren Gamsachurdia und Dshinoria begonnen hatten: Nirgendwo lernten – an der Zahl der Schüler gemessen – in den letzten drei Jahrzehnten so viele junge Menschen die deutsche Sprache wie in Georgien –, und wie bemühte man sich seit 1970 in Tiflis, später zudem in Kutaissi und Poti, um die Vergegenwärtigung von Goethes Dichten und Denken. Herr Kakabadse wirkte mit, als man 1987 in Tiflis Goethe-Tage – mit Lesungen und Aufführungen – ins Leben rief, in Gymnasien und Hochschulen Goethe-Freundeskreise gründete. Die Leidenschaft des Anfangs, der Literatur des 20. Jahrhunderts zugewandt, schloß selbstverständlich frühere literarische Epochen bald

ein: Der langjährige »Stellvertreter« Nodar Kakabadse leitete von 1999 bis 2006 die Goethe-Gesellschaft Tbilissi. Das Goethe-Jahrbuch 1999 berichtet von seiner Ernennung zum Ehrenmitglied der Weimarer Goethe-Gesellschaft.

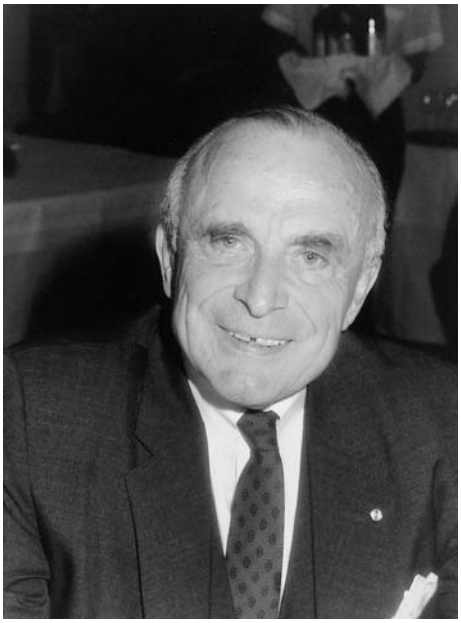
Professor Kakabadse lebte in und mit der Literatur. Auch als Theater- und Filmkritiker förderte er in vielen Rezensionen seine Leser. Sein Theaterblut nahm hin und wieder das Welttreiben als Bühnenspektakel wahr, wie er mir gestand, das Dasein als Rolle, die es *nolens volens* zu spielen galt.

Unser Abschied geschieht im Zeichen der Verehrung für den Nestor der verdienstvollen georgischen Germanistik, für den Mentor seiner Studenten und den Mittler zwischen den Kulturen; der Abschied ist zudem erfüllt von Dankbarkeit für jene Mühen, die er für andere – auch für seine, für unsere Goethe-Gesellschaft – auf sich nahm. Wir danken für seine »Frohnatur« mit ihrer »Lust zu fabulieren«. Der Mann der Feder beherrschte souverän auch das gesprochene Wort, das witzige Bonmot und, *in politicis*, den sarkastischen Spott.

Am Ende wie am Anfang: dem Heimgegangenen unseren Dank. Zugleich unsere Anerkennung für Frau Professor Manana Paitschadse, daß sie den Mut und die Kraft aufbrachte, die Leitung der Goethe-Gesellschaft Tbilissi zu übernehmen und die Arbeit ihrer bedeutenden Vorgänger fortzusetzen. Eine solche Aufgabe setzt nüchternen Enthusiasmus voraus und bedarf der Mithilfe jedes einzelnen Mitglieds.

Werner Keller

Dr. Hans-Peter Linss
15. Juli 1928–6. Juli 2007



Unter den Repräsentanten des deutschen Bankenwesens war Hans-Peter Linss, Schatzmeister unserer Gesellschaft von 1999 bis 2003, eine durchaus ungewöhnliche Erscheinung. Geboren – wie Gotthold Ephraim Lessing – im sächsischen Kamenz, legte er das Abitur in Köln ab und studierte anschließend in Mainz und Bonn Altphilologie, semitische Sprachen, Islamkunde und Geschichte. In Bonn promovierte er 1953 mit einer Arbeit über »Probleme der islamischen Dogmatik«.

Ein gesunder Sinn für die Realitäten des Lebens, der ihm zeitlebens eigen sein sollte, ließ ihn eine Banklehre bei der Rheinisch-Westfälischen Bank antreten. Seine Kenntnis der orientalischen Sprachen und Kulturen sollte ihm gleichwohl im Bankfach zugute kommen. Als Verantwortlicher für den Nahen und Mittleren Osten im Dienst der Deutschen Bank in Kairo, später als Direktor in der Frankfurter Zentrale, zuständig für das gesamte Auslandsgeschäft, erwies er sich als kundiger Mittler auf einem Terrain, das gleichermaßen Respekt vor einer großen Tradition wie Fingerspitzengefühl verlangte. 1974 wechselte Hans-Peter Linss in den Vorstand der Bayerischen Landesbank, als dessen Vorsitzender er von 1988 bis 1993 wirkte.

Groß ist die Zahl der Kuratorien und Förderinstitutionen, in denen Hans-Peter Linss als Vorsitzender oder als engagiertes Mitglied tätig war. Mit hohen Auszeichnungen wurde er geehrt, darunter mit dem Großen Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland.

Sein tatkräftiger Einsatz für die Kultur einer Bürgergesellschaft, wie er sich in seinen zahlreichen Ehrenämtern widerspiegelt, ist auch unserer Gesellschaft in reichem Maße zuteil geworden. Dank seiner weitreichenden Verbindungen konnte Hans-Peter Linss Persönlichkeiten als Förderer unserer Gesellschaft gewinnen, denen wir mehrfach finanzielle Zuwendungen für unsere Hauptversammlungen zu verdanken hatten. Eine fortschreitende Krankheit hat es ihm versagt, an der Konstituierung unseres jetzigen Beirates aktiv beteiligt sein zu können.

Zumindest eines hatten Gotthold Ephraim Lessing und Hans-Peter Linss gemeinsam: das Bekenntnis zu freier Geistigkeit und einem Esprit, der vor der eigenen Person nicht haltmachte. Hans-Peter Linss war ein humorvoll-anregender, zitatenreicher Gesprächspartner, und seine Schatzmeisterberichte, substantiell in der Sache, waren auf einen Ton unterhaltender Kurzweil gestimmt. *Res severa verum gaudium* – in solchem Sinne lebt er in unserer Erinnerung.

In Goethes Brief vom 11. Mai 1820 an den Freund Zelter findet sich, die eigene *Divan*-Dichtung in ihrem Wesen bezeichnend, der Satz: »Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Überblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erde-Treibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend« (MA 20.1, S. 601). Hans-Peter Linss, der gelehrte Kenner des Orients, hätte diesen Satz getrost zur Lebensmaxime seiner späten, dann jäh geschlossenen Jahre erheben können.

Jochen Golz

Bericht über die 80. Hauptversammlung vom 30. Mai bis 2. Juni 2007:

Goethe und die Natur

Programm und Ablauf

30. Mai 2007

9.00 – 19.00 Uhr, Jugend- und Kulturzentrum »mon ami«
Symposium junger Goetheforscher
(Konzeption und Leitung: Dr. Wolf Gerhard Schmidt) mit folgenden Vorträgen:

Dr. Julia Schöll (Bamberg): Schöne Seelen. Goethes »Wilhelm Meisters Lehrjahre« als Ausdruck ästhetisch-ethischer Diskurse um 1800. – Dr. Thomas Weitin (Münster): De legislatoribus. Dramatischer Wandel im medialen Wandel: Goethe als Gesetzgeber. – Dr. Mónika Cseresznyák (Budapest, Ungarn): Goethes imaginäres Museum. Die »Propyläen« als Ort der Erinnerung und Erneuerung. – Dr. Cornelia Zumbusch (München): Providenz und Prophylaxe. Soziale Immunologie in Goethes »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«. – Dr. Martina Schuler (Tübingen): Die aufgehobene Novellistik: zweimal Wahlverwandtschaften. – Dr. Matthias Buschmeier (Bielefeld): Epos, Philologie, Roman. Friedrich August Wolf, Friedrich Schlegel und ihre Bedeutung für Goethes »Wanderjahre«. – Dr. Anna Maria Arrighetti (Pisa, Italien): »Es gibt also für uns keine Vergangenheit«. Die Verbindlichkeit des dichterischen Wortes in der Goethe-Auslegung von Friedrich Gundolf und Max Kommerell. – Dr. Markus Wallenborn (Köln): Frauen. Dichten. Goethe. Die produktive Goethe-Rezeption bei Charlotte von Stein, Marianne von Willemer und Bettina von Arnim. – Lea Marquart (Freiburg i. Br.): Goethes »Faust« in französischen Parodien um 1860.

19.00 – 20.00 Uhr, Jugend- und Kulturzentrum »mon ami«
Empfang für Studierende und junge Wissenschaftler

20.00 – 21.30 Uhr, Jugend- und Kulturzentrum »mon ami«
Feuer und Flamme für Goethe – Goethes chemische Experimente
Vortrag mit Experimenten: Prof. Dr. Georg Schwedt (Bonn)

31. Mai 2007

10.00 – 12.30 Uhr, Deutsches Nationaltheater Weimar
Eröffnungsveranstaltung
Die musikalische Einführung übernahmen Franziska Krötenheerdt, Sopran, und Jang-Hee Park, Klavier, beide von der Hochschule für Musik »Franz Liszt«, mit Vertonungen Goethescher Gedichte durch Franz Schubert: »Auf dem See«, »Rastlose Liebe«, »Ach, um deine feuchten Schwingen« und »An den Mond«.

Begrüßung durch den Präsidenten der Goethe-Gesellschaft Dr. habil. Jochen Golz; Grußworte des Ministerpräsidenten des Freistaates Thüringen Dieter Althaus und des Stadtkulturdirektors Dr. Felix Leibrock

Festvortrag: Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Frühwald: »Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden […]?«. Bild und Erfahrung der Natur bei Goethe (siehe S. 27-37)

Verleihung der Goethe-Medaille an Prof. Dr. Manfred Eigen (Göttingen) (siehe S. 414-418)

14.00 – 17.30 Uhr, diverse Orte
wissenschaftliche Konferenz zum Thema »Goethe und die Natur«: 14.00 – 15.30 Uhr Arbeitsgruppen A – D (A: »Wie herrlich leuchtet mir die Natur!« – Goethes Lyrik, B: Goethes Philosophie der Natur, C: »Die Konsequenz der Natur tröstet schön über die Inkonsequenz der Menschen« – Natur und Gesellschaft in Goethes Werk, D: Goethes Verständnis von Naturwissenschaft) und 16.00 – 17.30 Uhr Arbeitsgruppen E – H (E: Goethes geologische Passionen, F: Gestaltung – Umgestaltung: Goethes Metamorphosenlehre, G: Chemie der Attraktionen: »Die Wahlverwandtschaften«, H: Goethe und die Wissenschaft vom Menschen um 1800)

19.30 – 22.30 Uhr, Deutsches Nationaltheater Weimar
Johann Wolfgang von Goethe: Torquato Tasso. Schauspiel in fünf Aufzügen (Regie: Claudia Meyer, Dramaturgie: Susanne Winnacker)

Im Anschluß an die Inszenierung fand für die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft ein Gespräch über die Inszenierung statt.

1. Juni 2007

9.00 – 12.30 Uhr, diverse Orte
wissenschaftliche Konferenz zum Thema »Goethe und die Natur«: 9.00 – 10.30 Uhr Arbeitsgruppen I – M (I: »[…] sie scheinen sich zu fliehen« – Natur und Kunst, K: Goethes Farbenlehre im Diskurs der Natur- und Geisteswissenschaften, L: Goethes Naturbegriff zwischen Literatur und Wissenschaft, M: Naturerfahrung und Naturwissenschaft in Goethes »Faust«) und 11.00 – 12.30 Uhr Arbeitsgruppen N – Q (N: Goethes Farbenlehre und die bildende Kunst, O: Goethes Wolkenformen. Die Witterungslehre in seinem Werk, P: Gestaltete Natur. Gartenkultur und Landschaft, Q: »[…] auf jede Frage die beste und gründlichste Antwort«. Goethe und Alexander von Humboldt)

14.00 – 18.30 Uhr, Audimax der Bauhaus-Universität Weimar
Ordentliche Mitgliederversammlung

1. Eröffnung und Begrüßung
2. Feststellung der Tagesordnung
3. Verleihung von Ehrenmitgliedschaften
   (siehe S. 419-426)
4. Tätigkeitsbericht des Präsidenten
   (siehe S. 386-395)
5. Geschäftsbericht des Schatzmeisters
   (siehe S. 396-399)
6. Bericht der Kassenprüfer
   (siehe S. 400f.)
7. Aussprache zu den Berichten
8. Antrag auf Neufestsetzung der Mitgliedsbeiträge
   (siehe S. 402)
9. Beschlußfassung über den Vertrag zwischen der Goethe-Gesellschaft und der Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen
   (siehe S. 403-411)
10. Verschiedenes
11.1. Antrag auf Entlastung des Vorstandes
11.2. Verabschiedung der ausgeschiedenen Vorstandsmitglieder
12. Antrag auf Entlastung der Kassenprüfer
13. Wahl von zwei Kassenprüfern für die Zeit von 2007 bis 2011
14. Vorstellung der Kandidaten für die Wahlkommission und Wahl der Wahlkommission

15. Vorstellung der Kandidaten für den Beirat und Wahl des Beirats für die Zeit von 2007 bis 2011
(siehe S. 413)
16. Vorstellung der Kandidaten und Wahl des neuen Vorstands für die Zeit von 2007 bis 2011
17. Bekanntgabe der Wahlergebnisse (zu TOP 16)
(siehe S. 412)
18. Wahl des Präsidenten, Vizepräsidenten und Schatzmeisters durch den neugewählten Vorstand
19. Bekanntgabe der Wahlergebnisse (zu TOP 18)
(siehe S. 412)

20.30 – 0.00 Uhr, Dorint Sofitel »Am Goethepark«, Weimar
Geselliger Abend
mit Begrüßung durch den Präsidenten, Büfett sowie Musik und Tanz in der Hotelbar »Belle Epoque«

Zugleich waren für unsere Mitglieder Haus und Garten des Goetheschen Wohnhauses am Frauenplan geöffnet. Auch konnte man im Goethe-Nationalmuseum die Ständige Ausstellung »Wiederholte Spiegelungen« sehen sowie die naturwissenschaftlichen Sammlungen Goethes betrachten, die von wissenschaftlichen Mitarbeitern der Klassik Stiftung Weimar erläutert wurden.

2. Juni 2007

10.00 – 11.30 Uhr, Jugend- und Kulturzentrum »mon ami«
Goethe im Ausland
Podium zur Tätigkeit der Goethe-Gesellschaften im Ausland. – Mitwirkende: Prof. Dr. Nikolina Burneva (Bulgarien), Dr. Gundega Grinuma (Lettland), Prof. Dr. George Guţu (Rumänien), Prof. Dr. Alexander Erochin (Rußland), Prof. Dr. Uta Sadji (Senegal), Dr. Margrit Wyder (Schweiz). Moderation: Dr. habil. Jochen Golz (Präsident der Goethe-Gesellschaft)

13.00 – 21.00 Uhr
Exkursion nach Jena
(Konzeption und Leitung der Exkursion: MinR a. D. Dr. Wolfgang Müller, Ilmenau):
Busfahrt nach Jena – Begrüßung im Auftrag des Rektors der Friedrich-Schiller-Universität Jena durch Prof. Dr. Klaus Manger und Begrüßung durch die Kulturdezernentin der Stadt Jena, Dr. Margret Franz, in der Aula der Universität – Kurzvorträge zu den zu besuchenden Sammlungen: Haeckelhaus (Prof. Dr. Olaf Breidbach), Anatomische Sammlung (Dr. Rosemarie Fröber), Mineralogische Sammlung (Dr. Birgit Kreher-Hartmann), Optisches Museum (Museumspädagogin Karin Ebert), Botanischer Garten (Prof. Dr. Frank H. Hellwig) – Stehkaffee im Hof der Universität – Führungen durch die Sammlungen – Abendimbiß in der Gaststätte »Jembo-Park« in Jena-Winzerla – Rückfahrt nach Weimar

Tätigkeitsbericht des Präsidenten

Verehrte Mitglieder der Goethe-Gesellschaft,

vor nunmehr fast 122 Jahren, am 20. und 21. Juni 1885, fand in Weimar die Gründungsversammlung der Goethe-Gesellschaft statt. Im Jahr 2005, wenige Wochen nach der 79. Hauptversammlung, konnten wir auf 120 Jahre Goethe-Gesellschaft zurückblicken.

Was lag näher, als Goethes Geburtstag mit einer festlichen Jubiläumsveranstaltung im Goethe- und Schiller-Archiv zu verbinden, dessen Gründung als Goethe-Archiv ebenfalls in das Jahr 1885 fällt und dessen Geschichte mit der Geschichte unserer Gesellschaft untrennbar verbunden ist. Eine kleine Ausstellung von Dokumenten, für den festlichen Anlaß arrangiert, führte diesen Zusammenhang vor Augen. Begleitet von einer Rede, in der ich ein Resümee der Gesellschaftsgeschichte versuchte, konnte auch der Band *Goethe in Gesellschaft. Zur Geschichte einer literarischen Vereinigung vom Kaiserreich bis zum geteilten Deutschland* (hrsg. von Jochen Golz u. Justus H. Ulbricht, Böhlau Verlag Köln, Weimar, Wien 2005, 220 S.) präsentiert werden.

Inzwischen sind an verschiedenen Orten die Forschungen zur Geschichte unserer Gesellschaft weitergeführt worden. Diese Forschungen gerade für die Zeit der deutschen Teilung fortzusetzen bleibt eine Aufgabe, deren Lösung nur durch ein Drittmittelprojekt erfolgen kann, das unsere Gesellschaft zusammen mit einer deutschen Universität in die Wege leiten muß.

Auf andere Weise lebendig wurde die Geschichte unserer Gesellschaft, als am 29. August 2005 – zeitlich also nahezu parallel zur Weimarer Festveranstaltung – im Städtischen Museum von Marienbad in Tschechien im Rahmen der dortigen Goethe-Tage eine Ausstellung zur Geschichte der Goethe-Gesellschaft eröffnet wurde, die von Frau Dr. Helga Bonitz und Herrn Siegfried Arlt, Geschäftsführerin und Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft Chemnitz, konzipiert und realisiert worden ist.

Seither hat diese Ausstellung ihren Weg auch durch deutsche Goethe-Städte angetreten. Vom 24. März 2006 an wurde sie im Schloßmuseum Chemnitz gezeigt, ihre Weimarer Premiere hatte sie am 25. Mai 2006 im Rahmen der Jahrestagung der deutschen Ortsvereinigungen. Im Oktober 2006 konnte sie in der Thüringer Vertretung in Berlin gezeigt werden, und vom 4. Juni 2007 an haben die Goethefreunde in Wetzlar Gelegenheit, die Exponate zu betrachten. Herzlich zu danken ist in erster Linie Frau Dr. Bonitz und Herrn Arlt, doch sei auch für die Mitwirkung zahlreicher deutscher Ortsvereinigungen gedankt, die gern Programme, Publikationen, Fotos, Briefzeugnisse und anderes mehr zur Verfügung stellten.

Wer mit offenen Augen diese bewußt als mobile Exposition konzipierte Folge von Sachzeugen und Bildern wahrnimmt, wird mit großer Anerkennung und Freude sowohl Dokumenten aus der 120jährigen Gesellschaftsgeschichte als auch Zeugnissen eines reichen geistigen Lebens in der Gegenwart begegnen, wie es in den Ortsvereinigungen durch Vorträge und Publikationen, Exkursionen und literarisch-musikalische Veranstaltungen seinen Ausdruck findet. Begegnungen und Gespräche in den Ortsvereinigungen zählen immer wieder zu meinen nachhaltigen Erlebnissen; den Goethefreunden zwischen Kiel und Rosenheim, Aachen und Dresden sei für ihre engagierte ehrenamtliche Tätigkeit herzlich gedankt.

Neue Ortsvereinigungen haben sich im Oktober 2005 in Augsburg und im Oktober 2006 in Gera gegründet; leider, dies sage ich mit großem Bedauern, hat sich die Ortsvereinigung Erfurt im Dezember 2005 aufgelöst.

»Ältestes bewahrt mit Treue, / Freundlich aufgefaßtes Neue« (*Sprüche*; HA 1, S. 327, V. 144 f.) – Goethes Gedichtzeilen können der Arbeit des Vorstands der Goethe-Gesellschaft als Richtschnur dienen. Die Vermittlung von Ältestem und Neuem beschäftigt ihn unausgesetzt. Verbindung zum Neuen zu finden bedeutet nicht zuletzt, für Kontinuität in der Beschäftigung mit Goethe Sorge zu tragen. Eine Voraussetzung dafür ist die Gewinnung neuer

Mitglieder. Seit einiger Zeit vergibt unsere Gesellschaft dreijährige kostenlose Mitgliedschaften an Abiturienten mit ausgezeichneten Deutschleistungen, wenn uns von den Gymnasien entsprechende Signale zugesandt werden.

Ein richtiger und, wie sich inzwischen erwiesen hat, sehr erfolgreicher praktischer Schritt nahm von der Überlegung unserer Vorstandsmitglieder Prof. Dr. Werner Frick und Prof. Terence James Reed seinen Anfang, internationale Sommerkurse für Germanistikstudenten einzurichten. Das Thema des Kurses 2005 *Goethe, Schiller und das Projekt der Weimarer Klassik* knüpfte an das Thema der 79. Hauptversammlung *Goethes Schiller – Schillers Goethe* an. In der Weimar-Jena-Akademie, die ihren Sitz in Weimar hat, wurde ein Kooperationspartner gefunden, der unseren Kurs in seine Weimarer Sommerkurse integrierte, für Unterkunft und Verpflegung sorgte und auch einen geselligen Rahmen für sämtliche Kursanten schuf. Diese Kooperation hat sich bestens bewährt, dies vor allem dank des großen organisatorischen Engagements unseres Vorstandsmitglieds Dr. Wolfgang Müller.

Als ›unser Mann im Kurs‹ hat Herr Dr. Müller auch in den Sommerschulen 2005 und 2006 agiert. Diese Sommerschulen wenden sich an Abiturienten und werden von der Europäischen Jugendbildungs- und Jugendbegegnungsstätte Weimar (EJBW) zu klassischen Themen veranstaltet, 2005 zum Thema *Der Atem der Freiheit – Friedrich Schiller*, 2006 hieß es dann *1806 – Ein Epochenumbruch für Europa beginnt in Thüringen*. 2007 wird man sich der »Geschlechterdebatte um 1800« widmen. Jede Sommerschule mündete in eine Veranstaltung, in der die Kursanten praktische Ergebnisse ihrer Arbeit (Videosequenzen, eigene Texte usw.) vorgestellt haben. Den Höhepunkt bildete jeweils eine Theateraufführung. Deren Regie lag in den Händen unseres Vorstandsmitglieds Dr. Jürgen Klose, der 2005 und 2006 eigens aus Dresden gekommen ist und an zwei Tagen das Kunststück vollbrachte, deutsche und polnische Schüler zu einem stimmigen, heftig beklatschten Ensemble zu vereinigen.

Die Qualität der Sommerkurse steht und fällt mit dem Niveau des Unterrichts. Von beiden Sommerkursen – der des Jahres 2006 fand zum Thema *Welt-Poesie: Goethes Lyrik im Dialog der Zeiten und Kulturen* statt – liegen reich bebilderte Dokumentationen vor, und die darin wiedergegebenen Urteile der Kursanten sind einmütig. Sie alle haben es als großes Glück empfunden, im lebendigen und begeisternden Gedankenaustausch mit den Professoren Frick und Reed, assistiert von den Freiburger Germanisten Dr. Gesa von Essen, Olav Krämer und Dr. des. Claudius Sittig, die klassischen Texte zu erschließen. Ein nicht geringer Reiz der Kurse liegt zudem in der Erkundung von Weimars klassischen Stätten sowie der Thüringer Kulturlandschaft. Gekrönt werden die Kurse von literarisch-musikalischen Eigenproduktionen der Kursteilnehmer – unvergeßlich die Auftritte eines unverwechselbar hessisch redenden Goethe –, von denen nicht wenige das Angebot einer kostenfreien Mitgliedschaft auf Probe in unserer Gesellschaft dankbar annahmen.

Damit solche Kurse gelingen – der dritte Sommerkurs zum Thema *Der junge Goethe – Selbst-Erkundungen im »Sturm und Drang«* steht vor der Tür –, müssen auch materielle Voraussetzungen geschaffen werden. Herzlich zu danken ist dem Evangelischen Studienwerk Villigst, der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung und unserem Ehrenpräsidenten Prof. Werner Keller für ihr finanzielles Engagement, und ein ebenso herzlicher Dank geht an unser Mitglied Alfried Holle, der die Dokumentationen finanziert und produziert hat und sich stets aufs neue vermittelnd für die Sommerkurse einsetzt.

Im November 2006 haben wir den ersten internationalen *Essay-Wettbewerb der Goethe-Gesellschaft* ausgeschrieben. Er richtete sich an Studierende, die unter drei Themen auswählen konnten: 1. *Lese-Erfahrungen mit Goethe*, 2. *Die Weimarer Klassik, von heute aus gesehen*, 3. *In Goethes Gesellschaft: Klassiker-Pflege, aber wie?*

Bis zum 10. Januar 2007, also noch im laufenden Semester, waren die Essays einzureichen. Unter diesen Voraussetzungen stellen 39 Einsendungen, darunter solche aus den USA, aus Indien und Armenien, ein gutes Ergebnis dar.

Die Jury, bestehend aus den Vorstandsmitgliedern Prof. Dr. Udo Ebert, Prof. Dr. Werner Frick, Peter Meuer, Prof. Dr. Klaus-Detlef Müller, Prof. Terence James Reed und mir selbst,

stand vor keiner leichten Aufgabe, konnte aber guten Gewissens zwei erste Preise, drei zweite Preise und elf dritte Preise vergeben.

Die Auszeichnung der ersten und zweiten Preisträger konnten Sie gestern miterleben; die Ausgezeichneten sind Gäste der Hauptversammlung, und die Trägerinnen der beiden ersten Preise werden am dritten Sommerkurs unserer Gesellschaft teilnehmen. Außerdem werden deren Texte im Goethe-Jahrbuch 2007 veröffentlicht, vervollständigt durch den Essay einer jungen amerikanischen Germanistin, der uns seiner menschlichen Aussage wegen publikationswürdig erschien. Alle Preisträger erhalten eine zweijährige kostenfreie Mitgliedschaft in der Goethe-Gesellschaft, die den Bezug des Jahrbuchs natürlich einschließt, und wir verbinden damit die Hoffnung, sie auf Dauer für uns gewinnen zu können.

Überblickt man die Texte insgesamt – und es war zu erwarten, daß die meisten sich dem ersten Thema zuwenden würden –, dann ist, bei allen Qualitätsunterschieden im einzelnen, der Gesamteindruck positiv und ermutigend. Bei den allermeisten Autoren ist ein wirkliches Engagement wahrzunehmen, und es soll auch nicht verschwiegen werden, daß die akademische Lehrtätigkeit von Persönlichkeiten, die unserer Gesellschaft teils als Vorstandsmitglieder, teils als Ortsvorsitzende verbunden sind, hier Früchte trägt. Alles in allem setzt der Essay-Wettbewerb ein Hoffnungszeichen, ein Zeichen der Ermutigung für unsere Tätigkeit insgesamt.

Vorstellbar ist es durchaus, daß wir einigen jungen Essayisten auf dem *Symposium junger Goetheforscher* wiederbegegnen werden.

Heuer zum vierten Mal veranstaltet, ist das Symposium zu einer guten Tradition geworden und erfreut sich regen Zuspruchs von seiten unserer Mitglieder und einer interessierten Öffentlichkeit. Hier bestätigt sich eine Beobachtung, die auch die Herausgeber des Goethe-Jahrbuchs treffen. Nach Quantität und Qualität befindet sich die Goetheforschung, die des Nachwuchses zumal, auf gutem Wege. An Manuskripteinsendungen für das Jahrbuch z. B. ist kein Mangel. Doch auch jungen Forschern muß, mit Brecht zu reden, ihre Weisheit erst abverlangt werden.

Herrn Dr. Wolf Gerhard Schmidt aus Eichstätt, der die Arbeit des Brechtschen Zöllners auf sich genommen hat, ist für die Konzeption und Leitung des diesjährigen Symposiums herzlich zu danken. Im Jahrbuch 2008 werden Beiträge daraus nachzulesen sein.

Goethes Bemerkung von dem Kapital, das geräuschlos Zinsen spendet, war einst auf die Bücher der Göttinger Bibliothek gemünzt. Doch wir haben allen Grund, diesen Satz auf die zu gewinnenden Freunde Goethes überall in der Welt anzuwenden. Und in solchem Zusammenhang, meine sehr verehrten Damen und Herren, muß das Stipendiatenprogramm unserer Gesellschaft genannt werden, das seit 1993 in unserem Ehrenpräsidenten seinen Initiator und selbstlosen Förderer besitzt.

Gegenwärtig wird das Programm, das jährlich etwa zwölf Stipendiaten den Aufenthalt in Weimar und an deutschen Universitäten ermöglicht, durch Spenden unserer Mitglieder, durch Zinsen aus einem Stiftungskapital, das die Goethe-Gesellschaft einer unserem Ehrenpräsidenten besonders verbundenen Mäzenin verdankt, und durch projektgebundene Zuwendungen der Bundesregierung finanziert. Darüber hinaus besitzen wir das Vorschlagsrecht für ein Goethe-Stipendium des Thüringer Ministerpräsidenten. All unseren Förderern gebührt herzlicher Dank.

Die Stipendiatenaufenthalte werden über unsere Geschäftsstelle organisiert, und diese ist auch der Anlaufpunkt für alle Fragen und Anliegen unserer Stipendiaten. Ich selbst kann sagen, daß ich durch die regelmäßigen Konsultationen, die ich mit unseren Stipendiaten zu den jeweiligen Forschungsthemen durchführe, mit Hochachtung auf das in der jeweiligen Landesgermanistik Geleistete blicke und nicht zuletzt menschlich bereichert worden bin.

Im Mai 2006 hat unsere Geschäftsstelle die *Jahrestagung der deutschen Goethe-Gesellschaften* ausgerichtet. Diese Weimarer Tagung schien uns eine gute Gelegenheit, die Arbeit ehemaliger Stipendiaten im Rahmen einer Konferenz *Goetheforschung im internationalen Kontext – ein Dialog der Kulturen* vorzustellen. Daß wir zugleich die 200. Stipendiatin

der Gesellschaft, Frau Dr. Alice Stašková aus Prag, begrüßen konnten, war eine glückliche Fügung.

Den Förderern der Jahrestagung sei an dieser Stelle herzlich gedankt, insbesondere der FAZIT-Stiftung Frankfurt a. M., Herrn Michael Braun und der Braun Lötfolien GmbH, der Deutschen Post AG Bonn, dem Freistaat Thüringen, der Stadt Weimar und der Klassik Stiftung Weimar.

Den Teilnehmern wird die Formulierung von Herrn Dr. Wladimir Gilmanow aus Kaliningrad, Weimar sei seine »Hauptstadt der Hoffnung«, im Gedächtnis geblieben sein, und ich bin gewiß, daß er allen Stipendiaten aus dem Herzen gesprochen hat.

Während in Westeuropa die Rezeption der deutschen Sprache und Kultur – und damit auch die Beschäftigung mit Goethe – stagniert oder rückläufig ist, bildet Goethes Erbe in den Ländern Ostmittel- und Südosteuropas, in Rußland, wo im Oktober 2005 eine neue Goethe-Gesellschaft in Glasow gegründet werden konnte, in Georgien und im Fernen Osten weiterhin einen Gegenstand lebendiger Auseinandersetzung. Was in den ausländischen Goethe-Gesellschaften an Vorträgen und Publikationen, an wissenschaftlichen Konferenzen, musikalisch-literarischen Veranstaltungen, Übersetzungen und nicht zuletzt an gemeinsamer Lektüre geleistet wird, verdient unsere große Wertschätzung und fordert unsere direkte Unterstützung. Diese Entwicklung nicht abreißen zu lassen ist eine zentrale Intention des Stipendiatenprogramms, sie ist ein Stück praktizierte kulturelle Außenpolitik, für die die Goethe-Gesellschaft vom damaligen Außenminister Klaus Kinkel offiziell hohe Anerkennung empfangen hat.

Für uns, die Weimarer Organisatoren, war es eine Freude, mitzuerleben, mit welcher Anteilnahme die Vorstände der deutschen Ortsvereinigungen den einzelnen Rednern gefolgt sind und wie sich dieses Interesse in eine spontane Hilfsbereitschaft umgemünzt hat. Wenn wir zur jetzigen 80. Hauptversammlung unsere jungen ausländischen Gäste zu den Veranstaltungen des kulturellen Beiprogramms einladen können, ist dies im wesentlichen dank der vor einem Jahr bekundeten und mittlerweile realisierten Spendenbereitschaft möglich geworden, die einen Ertrag von 3.100 € erbracht hat. Dafür sei an dieser Stelle herzlich Dank gesagt. Aus persönlichen Begegnungen in Weimar haben sich Kontakte ergeben, die Einladungen ehemaliger Stipendiaten in Ortsvereinigungen zustande kommen ließen.

Solche Kontakte gab es auch vorher – ich denke an das beispielhafte Engagement von Frau Ursula Heldmann in Ulm für die Zusammenarbeit mit den Goethe-Gesellschaften in den Donauländern, an die Kontakte zwischen Hamburg und Prag, Wetzlar und Tambow, Heidelberg und Petersburg, um Wichtiges zu nennen –, doch sie konnten nach der Weimarer Tagung ausgeweitet und intensiviert werden.

Unsere Gesellschaft kann jenen Persönlichkeiten, die sich im Ausland um die Pflege und Förderung von Goethes Werk verdient machen, nur bescheidenen Dank abstatten. 2006 konnten wir Herrn Prof. Dr. Sergej W. Turajew, den hochbetagten und hochverdienten Vorsitzenden der Goethe-Kommission in Moskau, mit unserer Ehrenmitgliedschaft auszeichnen; in diesem Jahr wird diese Ehre Frau Prof. Dr. Lili Kaufmann aus Tambow, ihrer angegriffenen Gesundheit wegen leider auch nur *in absentia*, zuteil. Darüber freuen sich ihre Freunde und Weggefährten aus Wetzlar und Hannover besonders.

Der Pflege internationaler Beziehungen mißt der Vorstand unserer Gesellschaft große Bedeutung bei, und wir rechnen sehr auf Ihr Interesse, wenn morgen vormittag Repräsentanten ausländischer Goethe-Gesellschaften von ihrer Arbeit berichten. Ein Resümee dieses Forums werden wir im Goethe-Jahrbuch veröffentlichen; überdies werden wir das Jahrbuch auch für Beiträge öffnen – teils von Vorsitzenden ausländischer Goethe-Gesellschaften, teils von ehemaligen Stipendiaten –, die statt des bisher vornehmlich statistischen Zuschnitts stärker den Charakter von Erfahrungsberichten besitzen.

Unter allen literarischen Gesellschaften in Deutschland verfügt nur die Goethe-Gesellschaft über ausgedehnte internationale Kontakte. Die *Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten*, des Dachverbands für gegenwärtig 209 Lite-

raturgesellschaften und Literaturmuseen in der Bundesrepublik, die anläßlich ihres 20jährigen Bestehens vom 22. bis 24. September 2006 in Weimar stattfand und bei der die Goethe-Gesellschaft Mitveranstalter war, legte davon ebenfalls Zeugnis ab. Diese vielfältigen Kontakte auch im Jahrbuch zu spiegeln zählt zu unseren Aufgaben.

Am 22. März 2007 jährte sich Goethes Todestag zum 175. Mal. Die Goethe-Gesellschaft hat immer auch der kleineren Goethe-Jubiläen gedacht – die Rede des Präsidenten Prof. Dr. Gustav Roethe zur Wiederkehr von Goethes 175. Geburtstag 1924 ist aus mehreren (nicht nur rühmenswerten) Gründen in die Annalen der Gesellschaft eingegangen.

Einen Impuls des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums aufgreifend, wurde zwischen Freundeskreis und Goethe-Gesellschaft ein Kolloquium konzipiert, das am 17. und 18. März 2007 unter dem Titel *Warum Goethe heute? Zur Aktualität seines Werks* im Festsaal des Weimarer Residenzschlosses stattfand. Es lag in der Absicht der Veranstalter, nicht nur Fachgelehrte aus Natur- und Geisteswelt zu Wort kommen zu lassen, sondern auch Poeten und Essayisten um Beiträge zu bitten. Wie beinahe vorauszusetzen, standen Goethes Gedichte und sein *Faust* im Mittelpunkt der Referate von Klaus Manger, Oskar Negt, Benedikt Jeßing, Dirk von Petersdorff, Manfred Osten und Friedrich Dieckmann. Eine abschließende, von MDR-Redakteur Jörg Sobiella moderierte Podiumsdiskussion arbeitete Differenzen der Goethe-Rezeption in beiden deutschen Staaten heraus, mündete aber in ein Bekenntnis zu Goethes Aktualität.

Vorbereitung und Durchführung des Kolloquiums vollzogen sich in guter Abstimmung mit dem Vorsitzenden des Freundeskreises, Herrn Dieter Höhnl, wofür ich ihm herzlich danken möchte. Ebenso herzlich ist Dank abzustatten an die Stadt Weimar als Mitveranstalter und Mitförderer und an die Arbeitsgemeinschaft literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten (ALG), die die Veranstaltung mit einer Zuwendung unterstützte.

Daß Thüringens Kultusminister, Prof. Dr. Jens Goebel, das Kolloquium mit einem Grußwort eröffnete, daß sein Ministerium ebenfalls einen Zuschuß gewährte, haben wir als Ausdruck des Engagements für unsere Gesellschaft dankbar wahrgenommen. Eine Publikation der Referate ist in Vorbereitung.

Goethes Aktualität bildet auch den thematischen Bezugspunkt in einer Vortragsreihe, die von der Goethe-Gesellschaft seit einiger Zeit gemeinsam mit dem Goethe-Institut Weimar in dessen Räumen im Haus der Frau von Stein veranstaltet wird; es ist dies ein Angebot für die Mitglieder unserer Gesellschaft in Weimar wie in den benachbarten Thüringer Städten, von dem rege Gebrauch gemacht wird.

Seit 2005 wird jeweils ein Vortrag mit der Präsentation des neuen Goethe-Jahrbuchs verbunden. Prof. Dr. Norbert Oellers sprach im August 2006 über Goethes Anteil an Schillers *Wallenstein*, im August 2007 wird der Anthropologe Dr. Herbert Ullrich über Goethes Skelett und Goethes Gestalt referieren; zu diesem Thema äußert er sich auch im Goethe-Jahrbuch 2006, das im Juni 2007 erscheint. Für Spannung ist also gesorgt.

Zu den inhaltlichen Hauptaufgaben des Vorstands gehört die Themenfindung für die jeweils nächste Hauptversammlung und deren Vorbereitung. Als der Vorstand sich unmittelbar nach der letzten Hauptversammlung für das Thema *Goethe und die Natur* entschied, war noch nicht abzusehen, welche Aktualität die gegenwärtige Verfaßtheit der Natur – und insbesondere des Weltklimas – für unser Rahmenthema erlangen würde. Um manchen Erwartungen vorzubeugen: Es kann nicht in unserer Absicht liegen, Goethe als den prophetischen Vorausahner der globalen Erwärmung, überhaupt jedweder Misere der Gegenwart heraufzurufen und von seinem Denken und Tun alles Heil zu erwarten. Wohl aber scheint es angezeigt, darauf aufmerksam zu machen, daß ein kritisches Reflektieren des Goetheschen Naturdenkens unser Bewußtsein und unser Handlungspotential schärfen und impulsgebend beeinflussen kann.

Für uns liegt in Goethes Naturauffassung ein, wenn nicht *der* Schlüssel zu seinem Verständnis überhaupt, und so war der Vorstand bei seiner Themenwahl im einzelnen darauf

bedacht, Goethes ganzheitliches, Natur, Kultur und Geschichte umgreifendes Denken einerseits in thematischen Längsschnitten behandeln zu lassen, andererseits poetische und theoretische Texte aus naturwissenschaftlicher wie aus geistesgeschichtlicher Perspektive zu spiegeln. Daraus leitete sich die Konsequenz ab, jeweils zwei Referenten in einer Arbeitsgruppe zu Wort kommen zu lassen – ein Experiment sozusagen mit offenem Ausgang, das aber dem Vernehmen nach als gelungen angesehen werden kann.

Damit eine Konferenz unserer Größe gelingen kann, bedarf es nicht geringer Unterstützung der öffentlichen Hand, denn aus Eigenmitteln der Gesellschaft allein ist eine solche Aufgabe nicht zu meistern.

Sehr dankbar sind wir der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) für die wiederum erwiesene Förderung ausländischer Referenten und Diskussionsleiter der wissenschaftlichen Konferenz; damit ist die Voraussetzung geschaffen, um die Konferenz zu einem weltweiten Forum der Goetheforschung werden zu lassen.

Unser besonderer Dank gilt in diesem Jahr dem Auswärtigen Amt, das durch einen namhaften Förderbetrag die Einladung von Studenten und jungen Wissenschaftlern aus fünfzehn Ländern ermöglichte.

Dankbar registrieren wir Unterstützung durch die Marga und Kurt Möllgaard-Stiftung im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft e. V., durch den Freistaat Thüringen, den Deutschen Akademischen Austauschdienst, die Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen, die Stadt Weimar, durch Herrn Michael Braun und die Braun Lötfolien GmbH sowie die Goethe-Gesellschaft Kronach.

Daß aber unseren jungen ausländischen Gästen der Genuß auch des kulturellen Programms gewährt werden kann, ist Spenden unserer Mitglieder zu danken; hier versagen die öffentlichen Quellen, und ich kann nur mit allem Nachdruck meinen Dank wiederholen, den ich bereits im Zusammenhang mit der Weimarer Jahrestagung der Ortsvereinigungen ausgesprochen habe. So können wir in bescheidenem Maße Dank für jene große Gastfreundschaft abstatten, die jedem, der im Zeichen Goethes auf Reisen geht, im Ausland zuteil wird.

Mit alledem, meine Damen und Herren, gebe ich aber auch zu erkennen, welche Anstrengungen unternommen werden müssen, um die Goethe-Gesellschaft auch finanziell auf einem guten Kurs zu halten. Mit der finanziellen Situation der Gesellschaft hat sich der Vorstand auf allen seinen Zusammenkünften befaßt.

In unmittelbarem Zusammenhang damit ist die Mitgliederentwicklung unserer Gesellschaft zu sehen. Zum 1. Januar 2005 besaß die Goethe-Gesellschaft 3.726 Mitglieder, zum 1. Januar 2006 3.496 Mitglieder, zum 1. Januar 2007 3.377 Mitglieder. Der Verlust hat mehrere Ursachen. Der Tod fordert seinen Tribut, es gibt Austritte, die in einer Notlage vollzogen werden oder die mangelnde Verbundenheit mit der Goethe-Gesellschaft zu erkennen geben. Schließlich sah sich der Vorstand auch veranlaßt, Mitglieder aus seiner Mitgliederliste zu streichen, die mehrere Jahre mit dem Beitrag im Rückstand waren.

Positiv ist zu sehen, daß sich Eintritte und Abgänge in etwa die Waage halten. Etwa 70 % der Neuanmeldungen geschehen inzwischen über die Internetpräsentation der Goethe-Gesellschaft – auch dies ein positives Faktum.

Ein pünktlich zum 31. März des Kalenderjahres erbrachtes und möglichst wachsendes Beitragsaufkommen stellt unser finanzielles Fundament dar.

Unser größtes Finanzierungsproblem besteht gegenwärtig darin, daß die Förderung des Goethe-Jahrbuchs durch den Bundeszuwendungsgeber von Jahr zu Jahr geringer geworden ist und mittlerweile auf einen schmalen, strikt projektgebundenen Restbetrag reduziert wurde, dessen Gewährung in diesem Jahr noch keineswegs sicher ist. Von dieser Maßnahme, die mit dem Argument begründet wird, Jahrbücher seien eine ureigene Vereinsaufgabe und darum nur mit Vereinsmitteln, nicht mit Mitteln der öffentlichen Hand zu finanzieren, sind ausnahmslos alle literarischen Gesellschaften betroffen. Ungeachtet der daraus erwachsenden

finanziellen Risiken hat sich der Vorstand einmütig dafür ausgesprochen, das Jahrbuch in seiner Erscheinungsfolge und in seiner unbezweifelbaren Qualität fortzusetzen.

Unser Jahrbuch erfüllt eine doppelte Funktion. Es ist einerseits ein Organ gegenwärtiger Goetheforschung, vermittelt in seinem Rezensionsteil einen Überblick über aktuelle Forschungstendenzen und stellt mit seiner jährlich erscheinenden Goethe-Bibliographie ein unerläßliches Hilfsmittel für Goetheforscher und Goethefreunde in aller Welt bereit. Zugleich aber ist das Jahrbuch Spiegel des geistigen Lebens in der »Muttergesellschaft«, in den deutschen Ortsvereinigungen und in den internationalen Goethe-Gesellschaften, es ist das einigende Band für alle unsere Mitglieder. Der Vorstand ist darum der Auffassung, daß das Jahrbuch, der Tradition der Gesellschaft entsprechend, weiterhin von allen Mitgliedern bezogen werden sollte.

Warum halten wir bewußt an dieser Tradition fest? Als Kernaufgabe der Goethe-Gesellschaft ist in der Satzung formuliert, »zur vertieften Kenntnis Goethes, seines Umfeldes und seiner Bedeutung für die Gegenwart beizutragen und der ihm gewidmeten Forschung Anregungen zu geben«. Für die Umsetzung dieser Aufgabe ist das Jahrbuch unverzichtbar.

Doch bevor das Jahrbuch zu Ihnen, meine sehr verehrten Damen und Herren, gelangt, ist ein langer Weg zurückzulegen.

Zunächst: Im Goethe-Jahrbuch zu publizieren ist nach wie vor ein Gütesiegel. Von den eingereichten Manuskripten werden nur knapp zwei Drittel für die Publikation ausgewählt.

Um möglichst objektive Urteile fällen zu können, fertigen die drei Herausgeber, Frau Dr. Edith Zehm, Herr Prof. Dr. Werner Frick und ich selbst, schriftliche Gutachten an, in denen nach drei Kategorien – Annahme, Bearbeitung, Ablehnung – unterschieden wird. Sie bilden die Grundlage für eine unter Umständen umfangreiche Korrespondenz mit den Autoren. Sobald ein Manuskript zur Publikation angenommen worden ist, werden die Zitate von Frau Dr. Zehm kollationiert.

Großes Lob erhält der Rezensionsteil des Jahrbuchs. Ihm geht eine vierteljährliche systematische Auswertung der einschlägigen bibliographischen Informationsmedien durch Frau Dr. Zehm voraus, deren Titelauswahl anschließend von den Herausgebern auf ihre Rezensionswürdigkeit geprüft wird. Mit Sorgfalt und Augenmaß werden sodann die Rezensenten ausgewählt, nach Möglichkeit Experten des jeweiligen Spezialgebiets.

Die wissenschaftliche Gesamtredaktion aller Manuskripte bis hin zur Erstellung der satzfertigen Vorlage liegt in den Händen von Frau Dr. Petra Oberhauser, die dies kompetent und akribisch besorgt. Ihre Arbeit umfaßt die sprachlich-stilistische Prüfung und Bearbeitung der Manuskripte, die Umsetzung der in den Herausgebergutachten genannten Monenda und die Bearbeitung jedes Beitrags nach den Manuskriptrichtlinien des Goethe-Jahrbuchs. Danach legt Frau Dr. Oberhauser jedem Autor das Manuskript mit der Bitte um Druckgenehmigung vor. Dies ist eine Korrespondenz mit jährlich ca. 60 Jahrbuchautoren, in der auch redaktionelle Entscheidungen begründet werden und um Formulierungen gerungen wird.

Das Ergebnis ist ein in der Regel etwa 500seitiges Jahrbuch, ein international geschätztes Standardwerk der Goetheforschung und ein Spiegel des Lebens der Goethe-Gesellschaft.

Mit diesem Blick in die Werkstatt wollte ich Ihnen zugleich auch noch einmal unser Selbstverständnis dokumentieren: Das Goethe-Jahrbuch ist eine tragende Säule unserer Arbeit, und diesem Anspruch wollen wir auch künftig gerecht werden.

Wenn die Finanzen unserer Gesellschaft zur Sprache kommen, muß zunächst dankbar festgehalten werden, daß zahlreiche Aufgaben, zu denen wir uns bekennen und die unsere Gesellschaft auszeichnen, nur dank einer großen Spendenbereitschaft der Mitglieder erfüllt werden können. 25.660 € sind allein für das Stipendiatenprogramm des Jahres 2006 aufgebracht worden.

Unsere freigebigsten Spender haben wir 2006, am Vorabend des Goethe-Geburtstags, zu einer Geselligkeit nach Weimar eingeladen und so ein Zeichen des Dankes gesetzt.

So hoch die Spendenbereitschaft unserer Mitglieder auch einzuschätzen ist – im Goethe-Jahrbuch können die Namen all jener Mitglieder nachgelesen werden, denen wir für größere

und kleinere Einzelspenden eines Kalenderjahres Dank sagen –, so wäre es doch ein unbilliges Verlangen, die Dauerförderung des Jahrbuchs allein an die große Spendenbereitschaft der Mitglieder zu binden, auch wenn in diesem Jahr dank einer größeren Einzelspende unsere Sorge etwas geringer geworden ist und für die Jahre 2006 und 2007 Lottomittel des Freistaates Thüringen in Höhe von 8.500 € dem Jahrbuch zufließen.

Auf Dauer ist nur eine Lösung denkbar, die die Last auf alle Schultern verteilt, will sagen: eine Erhöhung des Jahresbeitrags vorsieht.

Wenn Sie sich die Vorteile einer Mitgliedschaft vor Augen führen – ich weise nur auf den freien Eintritt in die klassischen Stätten in Weimar und ins Goethe-Museum Düsseldorf hin –, werden Sie unseren Vorschlag als moderat ansehen. Zwei Modelle, hier zitiere ich aus meinem Brief an die Mitglieder vom Januar 2007, möchte Ihnen der Vorstand zur Entscheidung vorlegen: Variante 1 enthält eine Erhöhung um 15 Euro für Vollmitglieder, um 20 Euro für Ehepaare und um 5 Euro für Studenten, Variante 2 (in gleicher Folge) 20, 20 und 10 Euro. Variante 1 sichert die Herstellung des Jahrbuchs für einige Jahre und beruht auf der Intention, die finanzielle Belastung der Mitglieder so gering wie möglich zu halten. Variante 2 erlaubt uns, mittelfristig Rücklagen zu bilden, die steten Preiserhöhungen abzufangen und den Bezug des Jahrbuchs auch Mitgliedern zu ermöglichen, die sich in einer schwierigen finanziellen Situation befinden und denen auf Antrag vorübergehend der Beitrag ermäßigt oder erlassen wird. Zu dieser Beschlußvorlage wird unser Schatzmeister, Herr Johannes Kippenberg, im einzelnen Argumente vortragen.

Lassen Sie mich auch die Rahmenbedingungen für eine weitere Beschlußvorlage skizzieren, zu der unser Schatzmeister ebenfalls Stellung nehmen wird: den Kooperationsvertrag zwischen Goethe-Gesellschaft und Klassik Stiftung Weimar.

Diesem Vertrag hatten unsere Mitglieder auf der Hauptversammlung 2005 zugestimmt. Damals stand die Zustimmung des Stiftungsrates der Klassik Stiftung noch aus, in dem unser Vizepräsident Prof. Dr. Volkmar Hansen die Goethe-Gesellschaft repräsentiert und deren Positionen klar und zielgerichtet vertreten hat; die Zustimmung erfolgte in der Stiftungsratssitzung am 18. Juli 2006 und verband sich mit einigen wenigen Modifikationen des Vertragstextes, die dann zwischen der Juristenkommission unseres Vorstands, dem Gesellschaftsvorstand selbst und der Klassik Stiftung prüfend und im gegenseitigen Einvernehmen abgestimmt worden sind.

In diesem Zusammenhang sei die Tätigkeit der Juristen unseres Vorstands – von Herrn Prof. Dr. Udo Ebert, Herrn Johannes Kippenberg und Herrn Dr. Manfred Osten – dankend hervorgehoben. Sie haben bei der Regelung von Eigentumsfragen mitgewirkt, sie haben die Satzung und Geschäftsordnungen unserer Gesellschaft erarbeitet und uns wertvollen Rat in Verfahrensfragen erteilt.

Die Änderungen zum Vertrag sind allen Mitgliedern mit dem Jahresbrief zugesandt worden; zugleich wurde die Möglichkeit geschaffen, den vollständigen Text entweder im Internet einzusehen oder ihn gegen Portoerstattung auf Wunsch zugesandt zu bekommen. Der Information der Mitglieder wurde damit umfassend Rechnung getragen.

Mit der heutigen Beschlußfassung können wir, dies der Appell des Vorstands an Sie, meine Damen und Herren, dem Vertragswerk abschließend zustimmen und die traditionell guten Beziehungen zur Klassik Stiftung Weimar auf ein allgemein akzeptiertes tragfähiges Fundament stellen. Zugleich darf ich der Klassik Stiftung Weimar an dieser Stelle herzlich für die Unterstützung der diesjährigen Hauptversammlung danken.

Es ist mir auch in diesem Jahr eine schmerzliche, gleichwohl unabdingbare Pflicht, ohne Anspruch auf Vollständigkeit einiger Persönlichkeiten zu gedenken, die in den letzten beiden Jahren von uns gegangen sind.

Ich nenne Vorsitzende bzw. Geschäftsführer von Ortsvereinigungen, Klaus Günzel in Zittau, Dr. Karl Peter Gregori in Aue und Günther Kühne in Halle, den Gründungsvorsitzenden der Goethe-Gesellschaft Freiburg i. Br., Herrn Senator h. c. Dr. Konrad Huber, des weiteren

uns verbundene Wissenschaftler wie Frau Prof. Dr. Ursula Wertheim, Prof. Dr. Knut-Olaf Haustein, Prof. Dr. Arthur Henkel und Prof. Dr. Günther Debon; ich nenne den Historiker Prof. Joachim Fest, das frühere Vorstandsmitglied Prof. Dr. Werner Weber, langjähriger Feuilletonchef der *Neuen Zürcher Zeitung*, sowie unsere ehemaligen Vorstandsmitglieder Prof. Dr. Helmut Brandt und Dr. René Jacques Baerlocher. In unserer dankbaren Erinnerung, in ihren Veröffentlichungen leben sie weiter.

René Jacques Baerlocher war es nicht vergönnt, seine Edition des Briefwechsels zwischen Walther Wolfgang von Goethe und Großherzog Carl Alexander zu vollenden; doch wird diese bedeutsame Publikation – bedeutsam auch für die Geschichte unserer Gesellschaft –, das darf ich Ihnen versichern, abgeschlossen und in der Reihe *Schriften der Goethe-Gesellschaft* vorgelegt werden können.

Die Wahlperiode des Vorstands geht mit dem heutigen Tag zu Ende. Wenn ich auf die geleistete Arbeit zurückblicke, so kann ich sagen, daß die Beratungen des Vorstands von der Intention geleitet waren, einerseits Kontinuität in der Erfüllung aller Grundaufgaben zu gewährleisten, andererseits aufmerksam zu sein für Neues und diesem angemessen Geltung zu verschaffen – Beispiele dafür habe ich genannt. Daß die Beratungen in einer Atmosphäre verläßlicher Kollegialität und Produktivität, in vertrauensvollem Miteinander stattfanden – was kritische Diskussionen nicht ausschloß –, möchte ich besonders hervorheben. Allen Vorstandsmitgliedern darf ich für das Geleistete herzlich danken. Sie alle haben ihr Amt als ein wirkliches Ehrenamt verstanden, und sie haben es, dies darf ich wohl in aller Namen sagen, gern zu Nutz und Frommen unserer Gesellschaft ausgeübt.

Doch die rat- und konzeptgebende Tätigkeit des Vorstands, meine Damen und Herren, bedarf einer ebenso starken Exekutive, damit seine Entscheidungen in die Tat umgesetzt werden können.

Dies geschieht über unsere Geschäftsstelle in Weimar, und hier sind Frau Dr. Petra Oberhauser und Frau Cornelia Jahn tätig. Unsere Geschäftsstelle ist die Zentrale, über die die gesamte Geschäftsführung der Goethe-Gesellschaft erfolgt. Im einzelnen bedeutet das:

– ein professionelles Management aller Projekte der Goethe-Gesellschaft von der Planung, über die Durchführung und die sie begleitende Öffentlichkeitsarbeit bis hin zur Nachbereitung
– die Einwerbung, Beantragung und Abrechnung aller finanziellen Mittel, wobei den Mitarbeiterinnen durch eigenes initiativreiches Wirken mehrere 10.000 € im Berichtszeitraum zu danken sind, sowie
– eine effiziente Tätigkeit und hohe Identifikation mit den Zielen der Goethe-Gesellschaft.

In meinen wöchentlichen Arbeitsberatungen habe ich von Frau Dr. Oberhauser und Frau Jahn wertvolle Anregungen für die inhaltliche Arbeit der Goethe-Gesellschaft und deren Finanzierung erhalten.

Die Vielzahl der von beiden zu erledigenden Aufgaben ist nach der Nichtwiederbesetzung der Stelle von Frau von Zweidorff nicht geringer geworden. Um so höher ist zu schätzen, daß den Bitten und Anliegen der Mitglieder, ob am Telefon, in der täglichen zahlreichen Korrespondenz oder von Angesicht zu Angesicht, stets freundlich und der Sache förderlich entsprochen wird.

Es ist mir ein Bedürfnis, Frau Dr. Oberhauser und Frau Jahn für die hier nur annähernd umrissene Tätigkeit, die ausgezeichnete Vorbereitung der 80. Hauptversammlung eingeschlossen, meinen herzlichen Dank auszusprechen.

Unsere seit 2006 geltende Satzung sieht gegenüber der bisherigen Größe des Vorstands eine deutliche Verringerung vor.

Der Vorstand hat allen Mitgliedern fristgemäß einen Wahlvorschlag vorgelegt, der in jüngster Zeit durch den Vorschlag eines Mitglieds ergänzt worden ist. Bei seinem Vorschlag hat sich der Vorstand zum Grundsatz gemacht, einerseits wissenschaftliche wie organisatorische Kompetenz angemessen zu berücksichtigen und daraus folgernd Persönlichkeiten um

eine Kandidatur zu bitten, die bereits im Vorstand tätig waren, entsprechend Substanz und Erfahrung einbringen können, andererseits jüngeren Wissenschaftlern eine Kandidatur anzutragen, die zusätzlich neue Impulse, neue Ideen vermitteln können. Die Entscheidung aber sei Ihnen anheimgestellt.

Ein Novum in der Geschichte unserer Gesellschaft stellt die Berufung eines Beirats durch die Mitgliederversammlung dar.

Dem Beirat werden Persönlichkeiten angehören, die, ohnehin schon vielfältig beansprucht, dank ihrer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Autorität unsere Gesellschaft beraten und für deren Förderung durch privates und öffentliches Engagement Sorge tragen werden. Verbindungen zu schaffen, Rat zu erteilen, Impulse zu geben, das wird die Aufgabe der im Beirat versammelten Persönlichkeiten sein.

Der Vorstand ist ihnen allen sehr dankbar für die Bereitschaft, sich der Aufgabe im Beirat zu widmen, und er ist Herrn Dr. Michael Albert zu besonderem Dank verpflichtet, der eine Vielzahl von vorbereitenden Kontaktgesprächen geführt hat und auch bereit ist, den Vorsitz im nunmehr zu konstituierenden Beirat zu übernehmen.

Der bisherige Verlauf der Hauptversammlung, das glaube ich in Ihrer aller Namen sagen zu können, hat unseren Mitgliedern und Gästen das Bewußtsein vermittelt, einer im Zeichen Goethes verbundenen Gemeinschaft anzugehören, die sich einer großen Tradition verbunden weiß, sich zugleich aber neuen Ideen und neuen Aufgaben öffnen kann.

Für Ihre Verbundenheit mit unserer Gesellschaft, für Ihre zahlreichen Anregungen und Beiträge möchte ich Ihnen danken. Auch künftig kommt es auf jeden einzelnen an, im Vertrauen auf die Kraft der Gemeinschaft, in der neuen Wahlperiode neue Aufgaben anzupacken.

Jochen Golz

Geschäftsbericht des Schatzmeisters für die Jahre 2005 und 2006

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Mitglieder und Freunde in Goethe,

von Herrn Dr. Golz haben wir soeben gehört, was die Goethe-Gesellschaft im Rechenschaftszeitraum zur Wahrung und Förderung von Goethes Welt unternommen hat, nun kommt Ihr Schatzmeister und möchte Ihnen die wirtschaftlichen Grundlagen für alles Tun darlegen.

Sicherlich erinnern Sie sich an die 78. Hauptversammlung im Jahr 2003, als die finanziellen Alarmglocken schrillten und die Vermutung umging, in nur wenigen Jahren müßte unsere Gesellschaft Insolvenz anmelden. Damals hatten wir uns mit einer üppigen Hauptversammlung im Jahr 2001 überhoben, und gleichzeitig brachen kraft der allgemeinen wirtschaftlichen Flaute in unserem Land die Zuwendungen für unsere wissenschaftlichen Aktivitäten in großem Umfang weg. Aber die Krise in der Goethe-Gesellschaft ging noch tiefer; sie griff bereits auf unsere ideelle Substanz über, denn in der Öffentlichkeit wurden wir zunehmend als nicht mehr in der Lage wahrgenommen, unsere Angelegenheiten für uns selbst zu regeln. Sie ahnen, was ich meine, und so möchte ich diese Zeiten gar nicht so recht in Erinnerung rufen. Dann fiel auch noch der Kandidat für das Schatzmeisteramt kurzfristig weg, und ich wurde als damaliger Kassenprüfer gefragt, ob ich kandidieren wolle. Sodann zum Schatzmeister gewählt, waren in der gegebenen Ausgangslage drei Felder zu beackern. Deren wichtigstes war die:

1. Schaffung einer Aufbruchstimmung

Zur Schaffung einer Aufbruchstimmung muß ich jetzt nur auf den Bericht unseres Herrn Präsidenten verweisen. Öffentlichkeitswirksam waren und sind vor allem unsere neuen Sommerkurse für Studenten, aber auch unsere Mitwirkung an der Sommerschule für Schüler. Ich fuhr im August 2003 nach Oxford, um Herrn Professor Reed nochmals »am Portepee« zu fassen, daß er das »Know-how« englischer Sommerkurse zu uns nach Weimar bringen möge, aber ich stand bei den Inhalten der ins Leben gerufenen Kurse natürlich nicht im Vordergrund. So komme ich zur:

2. Sanierung der Finanzen

Das zweite zu bestellende Feld sind unsere Finanzen. Vor vier Jahren stand die Schere zwischen unseren Einnahmen und Ausgaben weit offen, und zwar zu unseren Ungunsten. Inzwischen haben wir durch Sparsamkeit und eine sehr moderate Beitragserhöhung das Loch im Faß einigermaßen gestopft, wenngleich noch nicht vollständig abgedichtet. Immerhin ist die Sorge der vielleicht drohenden Insolvenz abgewendet.

Bitte nehmen Sie jetzt das ausgeteilte Blatt zu unseren Finanzen zur Hand. Nachdem es früher nie schriftliche Darstellungen für die Teilnehmer der Hauptversammlung gegeben hatte, habe ich zur letzten Hauptversammlung vor zwei Jahren erstmals eine Zusammenstellung der wichtigsten Zahlen ausgeben lassen. In diesem Jahr sind nun rechts die Spalten für die Jahre 2005 und 2006 angefügt, während links entsprechend die Zahlen für die Jahre 2000 und 2001 weggefallen sind. Besonders ins Auge fällt, daß 2003 und 2005 erheblich mehr Großspenden verbucht wurden als in den Jahren daneben, was an den Hauptversammlungsterminen in jenen Jahren liegt. Bei den Ausgaben zeigt die vierte Spalte den Wegfall eines dritten Arbeitsplatzes in unserer Geschäftsstelle. Wir konnten uns angesichts unserer finanziellen Lage einfach keine dritte Kraft mehr leisten, und so mußten wir den Moment der Pensionierung von Frau von Zweidorff nutzen, die freiwerdende Stelle nicht mehr zu besetzen. Glücklicherweise konnten Frau Dr. Oberhauser und Frau Jahn die damit für sie beide zusätzlich anfallende Arbeit bisher miterledigen, wofür den beiden hiermit herzlich gedankt

sei. Gespart werden konnte auch bei Büro- und Druckkosten sowie Porto, was dem zunehmend möglichen E-mail-Verkehr zu verdanken ist. Die Ausgaben für »Sonstiges« und »Tagung der Ortsvereinigungen und Stipendiatentreffen« sind in den letzten beiden Jahren stark gewachsen, doch sind beide Anstiege durch zweckgebundene Zuwendungen gegenfinanziert.

Die beiden Kassenprüfer, Herr Taubner und mein früherer Kollege Herr Birkholz, haben einige Vorschläge zur Steigerung der Einnahmen gemacht, die im Vorstand bereits für die Zukunft beschlossen oder zumindest beraten wurden. Vielen Dank Ihnen beiden dafür!

Nach dem großen Einbruch von 2001 hat sich unser Finanzvermögen ungefähr bei 150.000 € stabilisiert, aber eine weitere moderate Beitragserhöhung ist unumgänglich, um die vielfältigen Aufgaben unserer Gesellschaft mit Zuversicht weiterverfolgen zu können. Natürlich wird sogleich der eine oder andere sagen: Na klar, der Vorstand ist immer nur glücklich, wenn er mit vollen Händen in den Goldstücken wühlen kann. Dem ist aber zu entgegnen, daß inzwischen fast eins zu eins in Euro zu zahlen ist, was früher in DM hinzulegen war, daß die projektgebundenen Zuwendungen von Kulturgeldern seitens des Bundes und des Landes zurückgegangen sind, und wenn auch das große Loch in der Kasse halbwegs abgedichtet ist, stehen wir doch finanziell mit dem Rücken an der Wand. Ein weiteres Gesundschrumpfen wäre in der jetzigen Lage jedoch der falsche Weg. Ein Zurückschrauben unserer Aktivitäten würde zu neuen Fragezeichen in der öffentlichen Meinung und zu verstärktem Rückgang der Mitgliederzahlen führen. Würden wir dann wiederum weiter sparen wollen, so begönne schließlich eine Abwärtsspirale. Das wäre jetzt der falsche Weg, denn im Augenblick herrscht eine Aufbruchszeit, kein Rückgang. Neue Hoffnungen und neue Ideen gehen um. Insofern sollten auch wir jetzt in unsere Programme investieren, damit auf die Dauer auch die ideellen Früchte geerntet werden können. Daher bitte ich Sie um Ihre Stimme für einen der beiden Vorschläge zur Beitragserhöhung. Beide Vorschläge könnten aber auch kombiniert oder nach Ihren Vorstellungen abgeändert werden. Lassen Sie uns das später am heutigen Nachmittag erörtern.

3. Unser Sachvermögen

Wie bereits gesagt, möchte ich nur andeuten, welch ungünstiges Licht die Querelen um unser »Alteigentum« bisher auf uns geworfen haben. Der Stiftungsrat der Klassik Stiftung Weimar hat inzwischen mit Beschluß vom 18. Juli 2006 dem mit Herrn Präsidenten Seemann ausgehandelten Einigungsvertrag zugestimmt, den ich hinsichtlich unserer Bücher, Handschriften und musealen Gegenstände aus typischen Leihverträgen bekannter leihnehmender Bibliotheken, Archive und Museen, leihgebender Personen, Unternehmen und Stiftungen sowie Vereinbarungen über unsere Zusammenarbeit mit der Klassik Stiftung Weimar zusammengesetzt hatte. Heute stehen wir nun vor der letzten Abstimmung über diesen Vertrag. Wir alle als die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft sollten heute ebenfalls zustimmen, denn mit dem Vertrag haben wir einen wirklich beachtlichen Erfolg für die ablaufende Vierjahresperiode aufzuweisen. Betrachtet man das rechtliche und tatsächliche Umfeld, in dem wir uns mit der Klassik Stiftung Weimar und letztlich mit dem Bund und dem Land Thüringen geeinigt haben, so können wir im Vergleich mit anderen »Alteigentümern« durchaus zufrieden sein. Mir würden auf Anhieb eine ganze Reihe Anspruchsteller einfallen, die sich mit sehr viel geringerem Erfolg zufrieden geben mußten.

Es sei auch daran erinnert, wie der Bund und das Land Thüringen unsere Tätigkeit großzügig fördern, da wir zum Ansehen Weimars in Thüringen und Deutschlands in der Welt beitragen. Erneute Querelen an dieser Stelle würden uns zumindest erhebliche Realitätsferne bescheinigen. Wir haben in den langen Jahren von 1999 bis 2005 alle Aspekte des im Frühjahr 2002 entstandenen Einigungsvertrages immer wieder diskutiert. Wir haben aber vor zwei Jahren auch mit überwältigender Mehrheit diesen Vertrag in seiner damaligen Fassung angenommen. Inzwischen sind die Feststellungen, die damals noch vorgenommen werden sollten, getroffen und im Vertrag ergänzt worden. Es wäre ein nicht mehr zu vertretendes

»Hüh und hott«, wenn wir die fortgeschriebene Version des Vertrages angesichts der vorliegenden Zustimmung im Rat der Klassik Stiftung Weimar vom 18. Juli 2006 jetzt verwerfen würden.

Der zur Abstimmung kommende Vertrag sichert uns ein erhebliches Sachvermögen. Die Werte der Einzelgegenstände, Handschriften und Bücher mußten wir kraft meines Vorschlages, Zweifelsfälle zu hälftigem Eigentum zu erklären, glücklicherweise nicht einzeln feststellen. Das hätte Jahre gedauert und sicherlich zu irreparablen Zerwürfnissen geführt. Eine ungefähre Schätzung sei Ihnen aber weitergegeben: Dr. Höfig schätzte den Wert des von ihm für uns festgestellten Bücherbestands in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in seiner vorsichtigen Art auf mindestens 19 Millionen Euro, meinte aber mündlich, diese Zahl reiche sicherlich nicht aus. Als Ihr Schatzmeister bin ich glücklicherweise nicht verpflichtet, die Bücher und anderen Gegenstände zu bilanzieren, aber wir könnten natürlich über ein Bestandsverzeichnis nachdenken, ein kleines Büchlein, welches Bücher-Mäzenen in aller Welt in die Hand gedrückt werden könnte, auf daß deren Sammlungen künftig vielleicht wieder an uns und nicht anderswohin gestiftet werden. Zusammen mit unseren Handschriften im Goethe- und Schiller-Archiv und Gegenständen im Goethe-Nationalmuseum bis hin zu Friederike Brions Nähtischlein haben wir mit der wiedererlangten Bibliothek unser Vermögen verhundertfünfzig- bis verzweihundertfacht. Als Ihr Schatzmeister darf ich Ihnen das mit nicht geringem Stolz vermelden.

Die Verwaltung unseres Sachvermögens wird uns in Zukunft finanziell nicht zusätzlich belasten.

Ich habe den Erfolg selbstverständlich nicht allein erreicht. Wir haben ihn einer Vielzahl von Mitwirkenden zu verdanken, und wenn es auch manchmal heftigen Wortwechsel gab, so sei doch den kritischen Kommentaren sowie den bohrend nachhakenden Stimmen für das jeweilige Engagement gedankt. Gedankt sei nochmals Herrn Dr. Höfig für die Feststellung unserer Gegenstände in den einzelnen Abteilungen der Klassik Stiftung Weimar. Gedankt sei auch meinen beiden Juristenkollegen im Vorstand, Herrn Professor Ebert und Herrn Dr. Osten, die mit mir zusammen für die stets wiedergefundene Nüchternheit und Sachlichkeit sorgten. Herr Professor Ebert klärte uns auch die Eigentumslage an den Dornburger Schlössern nach den geltenden Gesetzen. Dank gebührt auch den drei Präsidenten, nämlich Herrn Präsidenten Seemann von der Klassik Stiftung Weimar sowie Herrn Präsidenten Golz und Herrn Vizepräsidenten Hansen, für das gemeinsame Wollen und Handeln zugunsten einer ausgewogenen Einigung. Auch Herrn Dr. Leßmann, dem Justitiar der Klassik Stiftung Weimar, sei für die zielorientierte und angenehme Zusammenarbeit bei der Ausformulierung des Vertrages nochmals ausdrücklich gedankt.

4. Fazit

Unsere wiedererlangte Reputation zeitigt bereits Früchte. So ist auf dem Ihnen vorliegenden Finanzblatt eine Schenkung von 250.000 € an unsere Goethe-Gesellschaft für das Stipendiatenprogramm aufgeführt, und zur Zeit werden wir gerade als Treuhänder für eine Stiftung von rund 209.000 € zur Sicherung der Herausgabe der Buchreihe *Goethe. Begegnungen und Gespräche* (Verlag Walter de Gruyter) eingesetzt. Auch wenn diese Gelder zweckgebunden sind, kann man sagen, die von der Goethe-Gesellschaft betreuten Finanzen haben sich vervierfacht. In unseren gemeinsamen Anstrengungen ist es also sichtbar gelungen, wieder auf Kurs zu gehen, wie der Segler sagt. Lassen Sie uns nun die nächsten vier Jahre daran arbeiten, weiterhin voranzukommen.

Johannes Kippenberg

Finanzen der Goethe-Gesellschaft in gerundeten Zahlen
(alle Zahlen in Tausend Euro)

Einnahmen	2002	2003	2004	2005	2006
Mitgliedsbeiträge	83	83	112	94	96
Einzelspenden	42	67	52	46	44
Spenden f. Stipendiaten u. ausl. Vereinigungen	55	79	63	22 17	41 12
Großspenden u. Zuwendungen	2	76	3	56	8
Bundeszuschüsse	63	39	53	37	38
Einnahmen Hauptvers.		22		29	3
Einnahmen OV-Tagung	–	–	–	11	12
Sonstiges	5	6	9	7	16
Gesamt	**250**	**372**	**292**	**319**	**270**

Ausgaben	2002	2003	2004	2005	2006
Stipendiaten	59	54	56	38	44
f. inländ. Vereinigungen	6	1	1	1	1
f. ausl. Vereinigungen	11	17	11	9	15
Personal	123	123	99	106	97
Büro- und Druckkosten	19	30	27	22	15
davon Porto	5	13	8	5	5
und Telefon	2	2	2	3	2
und Internet	2	1	1	1	1
Vorstandssitzungen	7	3	6	2	6
sonst. Reisekosten	0,2	0,6	1	1	0,5
Goethe-Jahrbuch	40	27	34	32	39
Schriftenreihe	8	–	–	10	–
Ausgaben Hauptvers.	–	120	–	96	1
Sonstiges	15	1	21	23	35
Tagung OVen mit Stipendiatentreffen				–	23
Gesamt	**288**	**377**	**256**	**340**	**277**
Geldvermögen	**149**	**144**	**180**	**159**	**152**

2006: Schenkung von 250.000 Euro zur Sicherung des Stipendiatenprogramms bis ca. 2020; jährliche Entnahme etwa 15.000 Euro
Geldanlagen bei der Deutschen Bank in Weimar

Weimar, den 1. Juni 2007

Johannes Kippenberg
Schatzmeister

Bericht der Kassenprüfer für die Geschäftsjahre 2005 und 2006

Meine sehr verehrten Damen, meine Herren,

in einer Zeit, in der Geld eine so enorme Rolle spielt, muß auch unsere weltweit agierende Goethe-Gesellschaft darauf aus sein, für ihre anspruchsvollen Aufgaben und Projekte den Zustrom der dazu notwendigen Finanzen zu sichern, diese gut zu verwalten und einer strengen Kontrolle zu unterziehen. Das gilt um so mehr in Zeiten knapper Kassen sowie geringer werdender Zuschüsse und Zuwendungen durch Staat und Wirtschaft. Zitate der Klassiker fallen da in Fülle ein. Selbst der flexible Weimarer Unternehmer und Ökonom Friedrich Justin Bertuch wüßte uns zu diesem aktuellen Thema heute noch viel zu sagen. Bei seinem merkantilen Denken würde es Bertuch wie ein Wunder vorkommen, was unsere Gesellschaft mit den relativ geringen Mitteln insgesamt auf die Beine stellt, so z. B. die Hauptversammlung, das Goethe-Jahrbuch, Publikationen in der Reihe *Schriften der Goethe-Gesellschaft*, das Stipendiatenprogramm, einen Sommerkurs für Studierende, eine Sommerschule für Schüler, internationale Tagungen, einen Essay-Wettbewerb oder die Vortragsreihe zur deutschen Klassik in Weimar.

Die von Ihnen gewählten Kassenprüfer, mein Kollege Ekkehard Taubner und ich, erledigten in den Jahren 2005 und 2006, dem Berichtszeitraum, die Prüfung der Finanzen, objektiv, in die nötige Tiefe gehend und mit den erforderlichen schriftlichen Berichten darüber. Diese Berichte möchte ich an dieser Stelle zusammenfassen, ohne die einzelnen Vorgänge der jeweiligen Prüfungen außer acht zu lassen, nämlich:

- das aufwendige Vergleichen der Geschäftsvorfälle mit den dazugehörigen durchnumerierten Belegen
- die Überprüfung der Spendenquittungen mit den in der Geschäftsstelle aufbewahrten Kopien
- die Überprüfung der Festgeldkonten
- die Feststellung der Kassenbestände
- die Überprüfung der ordnungsgemäßen Ablage der Finanzunterlagen
- die Entwicklung der Finanzsituation unserer Gesellschaft.

Generell können die Kassenprüfer am heutigen Tag unseren Mitgliedern mit Unterschrift bestätigen, daß es im Berichtszeitraum der Jahre 2005 und 2006 keinerlei Einwände oder Beanstandungen in Sachen Finanzen gab. Die buchhalterische Verwaltung der Finanzen der Goethe-Gesellschaft ist korrekt gehandhabt worden, für jeden nachvollziehbar und für jedes Mitglied einsehbar. Die Zahlenwerte halten jeder weiteren Prüfung stand. Auch darf man die Ablage und peinliche Ordnung der Finanzunterlagen als vorbildlich bezeichnen. So möchten wir Kassenprüfer das Urteil »keinerlei Einwände« gern umformulieren zum Prädikat »höchstes Lob«, und zwar für die Leiterin der Geschäftsstelle, Frau Dr. Petra Oberhauser, sowie für unsere Finanzbuchhalterin, Frau Cornelia Jahn.

Kassenprüfer dürfen dem Vorstand gegenüber Empfehlungen aussprechen. Solche Empfehlungen wurden vom Vorstand in den vergangenen Jahren nicht nur entgegengenommen und akzeptiert, sie wurden auch realisiert. Wir möchten uns daher beim Präsidenten, Herrn Dr. Jochen Golz, und beim Schatzmeister, Herrn Johannes Kippenberg, für die vertrauensvolle Zusammenarbeit ganz herzlich bedanken.

Keinen Einfluß haben wir Kassenprüfer auf die rückläufigen Zuschüsse und Fördergelder der öffentlichen Hand, die letzten Endes ein langsames Abschmelzen unseres Barvermögens nach sich ziehen. Diese Tatsache könnte sich bei der anhaltend guten Wirtschaftslage auf längere Sicht auch wieder zum Positiven hin verändern. Bei den Mitgliedsbeiträgen, der

Hauptquelle unserer Finanzen, weisen wir nochmals auf die effektivste Form hin: die Auslösung eines Dauerauftrags. Damit werden unsere Finanzen zu einer verläßlichen Konstante und noch besser planbar.

Erlauben Sie noch ein Wort zu den Spenden: Nach den Ihnen bekannten Goethe-Versen aus dem *West-östlichen Divan*: »Reiche froh den Pfennig hin, / Häufe nicht ein Goldvermächtnis, / Eile freudig vorzuziehn / Gegenwart vor dem Gedächtnis« ist seit Jahren ein gleichbleibend hohes Spendenaufkommen festzustellen. Das ist beruhigend und spricht deutlich für die Haltung der Mitglieder. An dieser Stelle möchten wir uns daher bei den Mitgliedern ganz persönlich für die großzügige finanzielle Unterstützung herzlich bedanken! Ob Spender bereits ab 50 Euro in unserem Jahrbuch namentlich genannt werden sollten, ist eine andere Sache. Eher sollten wir den Maßstab künftig noch etwas höher setzen.

Den auch für die Entlastung des bisherigen Vorstands wichtigen Bericht der Kassenprüfer möchte ich abschließen mit dem Hinweis, daß wir unsere Tätigkeit zu jeder Zeit mit dem Blick auf die satzungsgemäße Verwendung der uns zur Verfügung stehenden Mittel sowie die Umsetzung der Ziele unserer Goethe-Gesellschaft ausgeübt haben. Und dazu haben wir uns mit unserem Ehrenamt gern eingebracht.

Ekkehard Taubner, Volkmar Birkholz

Neufestsetzung der Mitgliedsbeiträge ab 1.1.2008

In der Mitgliederversammlung am 1. Juni 2007 wurden die jährlichen Mitgliedsbeiträge ab 1. Januar 2008 wie folgt festgelegt:

Einzelmitglieder:	60,- €
Ehepaar (beide Mitglied):	80,- €
Schüler, Studierende:	20,- €.

Der Mitgliedsbeitrag ist nach der seit 1. Januar 2006 geltenden Satzung bis zum 31. März eines Kalenderjahres zu entrichten.

Vertrag zwischen der Goethe-Gesellschaft in Weimar und der Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V.
(im folgenden mit GG abgekürzt)
und die Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen
(im folgenden mit SWKK abgekürzt)

in dem gemeinsamen Willen,
zum Wohle der Kulturstätten in Weimar und insbesondere
zur gemeinsamen Förderung des Andenkens an Goethe und sein Umfeld sowie allgemein
zur Förderung der Forschung und Bildung weiterhin gedeihlich zusammenzuarbeiten,
die während des vierzigjährigen Bestehens der DDR und während der anschließenden Zeit
entstandenen offenen Fragen zu regeln,
schließen nach Zustimmung
sowohl der Mitgliederversammlung der GG am 01.06.2007
als auch des Stiftungsrates der SWKK am 18.07.2006 diesen

Vertrag

Artikel 1: Leihgabe an die Herzogin Anna Amalia Bibliothek

§ 1
Leihgabe

Die GG überlässt der Herzogin Anna Amalia Bibliothek der SWKK (im folgenden mit HAAB abgekürzt) ihre Bibliothek als Leihgabe auf unbestimmte Zeit (Dauerleihgabe). Die im Eigentum der GG stehenden Bestände werden als Dauerleihgabe in Anlage 1 erfasst, die Bestandteil des Vertrages ist.

§ 2
Miteigentumseinräumung

Im Zusammenhang mit den offenen Eigentumsfragen vereinbaren die Stiftung und die GG an den in der Anlage 2 aufgeführten Beständen einen Miteigentumsanteil von je 1/2. Die Anlage 2 wird Bestandteil des Vertrages. Die Stiftung und die GG kommen überein, nur einvernehmlich, das heißt, nach vorheriger schriftlicher Zustimmung des anderen Teils über ihren jeweiligen Miteigentumsanteil zu verfügen.
Der Miteigentumsanteil der Goethe-Gesellschaft wird als Dauerleihgabe der SWKK zur Verfügung gestellt.

§ 3
Registratur

Die Bücher der GG werden in den Katalogen der HAAB als Eigentum der GG registriert und als solche kenntlich und auffindbar sein.

§ 4
Neu eingehende Bücher der GG

Soweit die GG ihre neu eingehenden Bücher nicht anders verwenden möchte, wird sie diese der HAAB übergeben. Zwischen GG und HAAB wird einvernehmlich entschieden, welche Bücher gemäß §§ 1 und 3 leihweise übernommen und welche zum Tausch freigegeben werden; die Tauschexemplare werden Eigentum der HAAB.

§ 5
Benutzung der Leihgabe

Die Bücher der GG in der HAAB sind der Öffentlichkeit nach den Bestimmungen der Benutzerordnung der HAAB in Weimar zugänglich. Die HAAB kann die Bücher insgesamt oder in Teilen nach Maßgabe der Grundsätze, die sie auf ihre eigenen Bestände anwendet, für temporäre Ausstellungen an Dritte ausleihen. In den Publikationen von Dritten ist auf das Eigentum der GG hinzuweisen.

§ 6
Verwaltung und Aufwendungen

Die HAAB verwaltet die Bücher der GG, nimmt ihre inhaltliche Erschließung vor und restauriert sie wie ihre eigenen Bestände. Die GG verzichtet auf eine geschlossene Aufstellung und auf eine Präsenzaufstellung in der HAAB. Die GG bemüht sich entsprechend ihren Möglichkeiten, die HAAB bei der Restaurierung ihrer Bücher zu unterstützen. Bei einer Kündigung des Dauerleihvertrages seitens der GG hat die GG die der SWKK entstandenen notwendigen Restaurierungskosten zu ersetzen.

§ 7
Veröffentlichungen

Die SWKK weist in eigenen Publikationen, in denen auf die Bücher der GG insgesamt oder in Teilen Bezug genommen wird, auf das Eigentum der GG hin. Die SWKK übermittelt von jeder eigenen Publikation, in der zu einem maßgeblichen Anteil Bücher der GG Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sind, der GG kostenlos zwei Exemplare.

§ 8
Auskunftserteilung

Die HAAB wird Anfragen seitens der Geschäftstelle der GG, deren Beantwortung einen begrenzten Aufwand nicht übersteigt, kostenfrei beantworten.

§ 9
Abstimmung von Einzelfragen

Einzelfragen zur Verwaltung der Leihgabe, z. B. hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Auswertung, sowie Fragen besonderer Erwerbungen werden seitens der HAAB mit dem Präsidenten der GG oder einem von ihm benannten Vertreter abgestimmt.

§ 10
Haftung

Die Leihnehmerin übernimmt die Sorgfaltsverpflichtung, die sie in eigenen Angelegenheiten anzuwenden pflegt. Sie haftet nicht für Wertminderungen, die durch den vertragsgemäßen

Gebrauch der Leihgabe entstehen, verpflichtet sich jedoch, den Gebrauchswert der Leihgabe nach Maßgabe bibliothekarischer Sorgfalt zu erhalten. Besondere Schäden hat sie der GG unverzüglich anzuzeigen.

§ 11
Kündigung

Mit Vertragsunterzeichnung kommt der Dauerleihvertrag für eine Laufzeit von 20 Jahren zustande. Er verlängert sich für eine weitere Laufzeit von 20 Jahren, wenn nicht 2 Jahre vor Ablauf der Leihfrist gekündigt worden ist. Innerhalb der Leihfrist kann der Vertrag nur aus wichtigem Grund gekündigt werden.

§ 12
Vorkaufsrecht

Für den Fall einer Veräußerung der Leihgabe oder von Teilen davon durch die GG steht der HAAB ein Vorkaufsrecht gemäß BGB zu. Das Vorkaufsrecht ist spätestens sechs Monate nach der schriftlichen Mitteilung des Verkaufs durch den Direktor der HAAB auszuüben.

§ 13
Eigentumsanfall

Für den Fall einer Auflösung der GG fällt das Eigentum an den Gegenständen, für die ein Miteigentumsanteil eingeräumt ist, der Stiftung an.

Artikel 2: Leihgabe an das Goethe- und Schiller-Archiv

§ 1
Leihgabe

Die GG überlässt der SWKK ihre sich bereits im Goethe- und Schiller-Archiv (im folgenden GSA abgekürzt) befindenden Autografen zur Aufbewahrung und Verwaltung im GSA als Leihgabe auf unbestimmte Zeit (Dauerleihgabe). Die in ihrem Eigentum stehenden Bestände werden als Dauerleihgabe in Anlage 3 erfasst, die Bestandteil des Vertrages ist.

§ 2
Miteigentumseinräumung

(1) Im Zusammenhang mit den offenen Eigentumsfragen vereinbaren die Stiftung und die GG an den in der Anlage 4 aufgeführten Beständen einen Miteigentumsanteil von je 1/2. Die Anlage 4 wird Bestandteil des Vertrages. Die Stiftung und die GG kommen überein, nur einvernehmlich, das heißt, nach vorheriger schriftlicher Zustimmung des anderen Teils über ihren jeweiligen Miteigentumsanteil zu verfügen.
(2) Der Miteigentumsanteil der Goethe-Gesellschaft wird als Dauerleihgabe der SWKK zur Verfügung gestellt.

§ 3
Neuzugänge

Die GG darf neu erworbene Autografen ebenfalls als Leihgaben im GSA archivieren lassen.

§ 4
Archivhaltung

(1) Das GSA archiviert, katalogisiert und restauriert die Leihgaben wie ihre eigenen Autografen, macht sie aber als Eigentum der GG kenntlich und als solche auffindbar. Das GSA kann Maßnahmen zur Sicherung und Erhaltung der Autografen vornehmen, insbesondere sie ganz oder teilweise vorübergehend verlagern oder sie verfilmen. Einzelfragen zur Verwaltung der Autografen, z. B. hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Auswertung und besonderer Erwerbungen, werden seitens des GSA mit dem Präsidenten der GG oder einem von ihm benannten Vertreter abgestimmt. Das GSA ist berechtigt, die Autografen zu ordnen und Findmittel (z. B. Repertorien) herzustellen. Eine Kopie der Findmittel erhält die GG unentgeltlich ausgehändigt.
(2) Der Präsident und der Vizepräsident der GG können sich von der Unversehrtheit und dem Ordnungszustand der Archivbestände der GG jederzeit durch Augenschein überzeugen.

§ 5
Veröffentlichungen

Eine Veröffentlichung von Abbildungen der Autografen oder deren Inventare bedarf der Einwilligung der GG. Die SWKK übermittelt von jeder eigenen Publikation, in der zu einem maßgeblichen Anteil Autografen der GG Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sind, der GG kostenlos zwei Exemplare.

§ 6
Benutzung der Leihgaben

(1) Die Autografen der GG im GSA sind der Öffentlichkeit nach der Benutzerordnung des GSA zugänglich. Werden Gebühren und Auslagen erhoben, so stehen sie dem GSA zu. Anfragen seitens der Geschäftsstelle der GG, deren Beantwortung einen begrenzten Aufwand nicht übersteigt, wird das GSA kostenfrei beantworten.
(2) Die Versendung von Leihgaben sowie von deren Reproduktion und ihre Verwendung zu Ausstellungszwecken bedürfen der Einwilligung der GG.
(3) Die GG kann einzelne ihrer Leihgaben zur eigenen Nutzung oder zur Verleihung an Dritte vorübergehend entnehmen.

§ 7
Haftung

Die Leihnehmerin übernimmt die Sorgfaltsverpflichtung, die sie in eigenen Angelegenheiten anzuwenden pflegt. Besondere Schäden hat sie der GG anzuzeigen.

§ 8
Kündigung

(1) Mit Vertragsunterzeichnung kommt der Dauerleihvertrag für eine Laufzeit von 20 Jahren zustande. Er verlängert sich für eine weitere Laufzeit von 20 Jahren, wenn nicht 2 Jahre vor Ablauf der Leihfrist gekündigt worden ist. Innerhalb der Leihfrist kann der Vertrag nur aus wichtigem Grund gekündigt werden.
(2) Die während der Vertragsdauer hergestellten Findmittel, Filme usw. verbleiben beim GSA und stehen nach Maßgabe des § 5 weiterhin für die Benützung zur Verfügung.

§ 9
Vorkaufsrecht

(1) Die GG verpflichtet sich, ihre Autografen (Artikel 2 § 1 (Anlage 3) und § 3 (Neuzugänge)) einem Dritten nur mit der Maßgabe zu übereignen, dass dieser in die Rechte und Pflichten aus diesem Vertrag eintritt.
(2) Für den Fall einer Veräußerung der Autografen oder von Teilen davon durch die GG steht dem GSA ein Vorkaufsrecht gemäß BGB zu. Das Vorkaufsrecht ist spätestens sechs Monate nach der schriftlichen Mitteilung des Verkaufs durch den Direktor des GSA auszuüben.

§ 10
Eigentumsanfall

Für den Fall einer Auflösung der GG fällt das Eigentum an den Gegenständen, für die ein Miteigentumsanteil eingeräumt ist, der Stiftung an.

Artikel 3: Leihgabe von Musealen Gegenständen an die Direktion Museen, insbesondere an die Abteilung Goethe-Nationalmuseum

§ 1
Leihgabe

Die GG überlässt der SWKK ihre sich bereits im Goethe-Nationalmuseum (im folgenden GNM abgekürzt) befindenden musealen Gegenstände zur Aufbewahrung und Ausstellung im GNM als Leihgabe auf unbestimmte Zeit (Dauerleihgabe). Die in ihrem Eigentum stehenden Bestände werden als Dauerleihgabe in Anlage 5 erfasst, die Bestandteil des Vertrages ist.

§ 2
Miteigentumseinräumung

(1) Im Zusammenhang mit den offenen Eigentumsfragen vereinbaren die Stiftung und die GG an den in der Anlage 6 aufgeführten Beständen einen Miteigentumsanteil von je 1/2. Die Anlage 6 wird Bestandteil des Vertrages. Die Stiftung und die GG kommen überein, nur einvernehmlich, das heißt, nach vorheriger schriftlicher Zustimmung des anderen Teils über ihren jeweiligen Miteigentumsanteil zu verfügen.
(2) Der Miteigentumsanteil der Goethe-Gesellschaft wird als Dauerleihgabe der SWKK zur Verfügung gestellt.

§ 3
Neuzugänge

Die GG darf neu erworbene museale Gegenstände einvernehmlich ebenfalls als Leihgabe im GNM aufbewahren und ausstellen lassen.

§ 4
Verwaltung und Aufbewahrung

(1) Die Direktion Museen inventarisiert, katalogisiert und betreut die Leihgaben konservatorisch wie ihre eigenen musealen Gegenstände. Die Direktion Museen veranlasst die zum

Schutz der Leihgaben erforderlichen Vorsichts- und Sicherungsmaßnahmen und gewährleistet, dass bei Magazinierung, Nutzung und Ausstellung der Leihgaben die anerkannten Grenzwerte für Temperatur, Luftfeuchtigkeit sowie sichtbares und ultraviolettes Licht jederzeit eingehalten werden. Die Direktion Museen macht die Leihgaben an geeigneter Stelle als Eigentum der GG kenntlich und als solches auffindbar. Einzelfragen zur Verwaltung der musealen Gegenstände, z. B. hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Auswertung, sowie Fragen besonderer Erwerbungen werden seitens der Direktion Museen mit dem Präsidenten der GG oder einem von ihm benannten Vertreter abgestimmt.
(2) Die Leihnehmerin ist nicht berechtigt, ohne vorherige Zustimmung der GG Reproduktionen anzufertigen, Veränderungen wie beispielsweise Restaurierungen, Instandsetzungen oder Aufarbeitungen vorzunehmen oder Zubehör der ausgeliehenen Gegenstände (wie z. B. Rahmen oder Sockel) zu entfernen oder abzuändern.
(3) Die Direktion Museen ist berechtigt, die musealen Gegenstände zu ordnen und Findmittel (z. B. Repertorien) herzustellen. Eine Kopie der Findmittel erhält die GG unentgeltlich ausgehändigt.
(4) Der Präsident und der Vizepräsident der GG können sich von der Unversehrtheit und dem Ordnungszustand der Leihgaben der GG jederzeit durch Augenschein überzeugen. Anfragen seitens der Geschäftsstelle der GG, deren Beantwortung einen begrenzten Aufwand nicht übersteigt, wird das GNM kostenlos beantworten.

§ 5
Ausstellung

(1) Die GG ist sich bewusst, dass nicht alle entliehenen musealen Gegenstände permanent im GNM der Öffentlichkeit gezeigt werden können.
(2) Die Versendung von musealen Gegenständen der GG und ihre Ausstellung an drittem Ort oder durch Dritte bedürfen der Einwilligung der GG.
(3) Die GG kann einzelne ihrer musealen Gegenstände zu eigenen Ausstellungszwecken oder zur Verleihung an Dritte vorübergehend und nach vorheriger Absprache entnehmen.

§ 6
Veröffentlichungen

Von den überlassenen Gegenständen dürfen Reproduktionen und Abbildungen aller Art nur mit Zustimmung der GG angefertigt werden. Ausgenommen sind Abbildungen zum Zwecke der Information für und über das GNM, insbesondere für Kataloge. Die SWKK übermittelt von jeder eigenen Publikation, in der zu einem maßgeblichen Anteil die entliehenen Objekte Gegenstand der Forschung sind, der GG kostenlos zwei Exemplare.

§ 7
Haftung

Die Leihnehmerin übernimmt die Sorgfaltsverpflichtung, die sie in eigenen Angelegenheiten anzuwenden pflegt. Besondere Schäden hat sie der GG anzuzeigen.

§ 8
Kündigung

(1) Mit Vertragsunterzeichnung kommt der Dauerleihvertrag für eine Laufzeit von 20 Jahren zustande. Er verlängert sich für eine weitere Laufzeit von 20 Jahren, wenn nicht 2 Jahre vor Ablauf der Leihfrist gekündigt worden ist. Innerhalb der Leihfrist kann der Vertrag nur aus wichtigem Grund gekündigt werden.

(2) Die während der Vertragsdauer hergestellten Findmittel, Filme usw. verbleiben bei der Direktion Museen, Abteilung GNM, und stehen weiterhin für die Benützung zu wissenschaftlichen Zwecken zur Verfügung.

§ 9
Vorkaufsrecht

(1) Die GG verpflichtet sich, die musealen Gegenstände einem Dritten nur mit der Maßgabe zu übereignen, dass dieser in die Rechte und Pflichten aus diesem Vertrag eintritt.
(2) Für den Fall einer Veräußerung der musealen Gegenstände oder von Teilen davon durch die GG steht der Direktion Museen ein Vorkaufsrecht gemäß BGB zu. Das Vorkaufsrecht ist spätestens sechs Monate nach der schriftlichen Mitteilung des Verkaufs durch den Direktor der Direktion Museen auszuüben.

§ 10
Eigentumsanfall

Für den Fall einer Auflösung der GG fällt das Eigentum an den Gegenständen, für die ein Miteigentumsanteil eingeräumt ist, der Stiftung an.

Artikel 4: Sonstige Zusammenarbeit mit dem GSA

§ 1
Archivierung der Akten der GG

Das GSA übernimmt die Archivierung der Akten der GG analog den Vereinbarungen nach Artikel 2 und gemäß dem Dauerleihvertrag vom 18.05.1996. Zur kostenlosen Einsichtnahme sind die Geschäftsstelle der GG sowie alle Mitglieder der GG berechtigt, sofern sie ein Beglaubigungsschreiben der Geschäftsstelle der GG vorlegen.

§ 2
Nutzung des Nordsaales im GSA

Die GG kann den Nordsaal zu den üblichen Tageszeiten und nach Abstimmung auch abends für ihre Zwecke kostenlos nutzen. Die GG kann dort dauerhaft ihre Petersen-Bibliothek (Anlage 1 als Bestandteil dieses Vertrages) einstellen. Die Bücher der Petersen-Bibliothek werden unter GG/P-Signaturen im alphabetischen Katalog der HAAB auffindbar gemacht und sind als Präsenzbestand der Öffentlichkeit, insbesondere den Mitgliedern der GG, im Nordsaal zugänglich. Sie werden durch den Benutzerdienst des GSA zu dessen üblichen Öffnungszeiten vorgelegt.

Artikel 5: Dornburger Schlösser

§ 1
Gestaltung und Erhaltung

Eingedenk des früheren Eigentums der GG an dem Dornburger Areal mit dem Stomannschem Haus, Rokoko-Schlösslein, Ersatzbau an der Stelle des Töpferschen Hauses, Park und

Weinberg (Gemarkung: Dornburg, Flur: 1, Flurstück: 1042) gewährt die SWKK der GG die Möglichkeit des kostenfreien Gebrauchs der zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten in den genannten Liegenschaften nach vorheriger Absprache. Des weiteren ist die SWKK dem Vertreter der GG im Stiftungsrat der SWKK hinsichtlich Fragen der Gestaltung und Erhaltung der Dornburger Schlösser zu besonderem Entgegenkommen verpflichtet. Diese Bestimmung steht unter dem Vorbehalt, dass die Stiftung weiterhin Eigentümerin des Renaissanceschlosses und des Rokokoschlosses bleibt. Gegenüber einem Rechtsnachfolger wird sich die Stiftung bemühen, auf eine bevorzugte Behandlung der GG hinzuwirken.

§ 2
Weindeputat

Soweit die SWKK kostenlos ein jährliches Deputat des im Areal der Dornburger Schlösser angebauten Weines erhält, kehrt sie hiervon jährlich 10 % an die GG aus.

Artikel 6. Eintritt zu Einrichtungen der SWKK

§ 1
Mitglieder der GG

Eingedenk der Verdienste, die sich die GG um den Erhalt der klassischen Stätten sowie die Erwerbung von Bibliotheks-, Museums- und Archivgut für diese Stätten erworben hat, wird den Mitgliedern der GG für alle Museen und für die Dauerausstellungen der SWKK gegen Vorlage der Mitgliedskarte freier Eintritt gewährt. Im Fall eines kontingentierten Zutritts werden die freien Eintrittskarten nach Maßgabe der Möglichkeiten ausgegeben. Für den Eintritt zu Sonderausstellungen zahlen Mitglieder der GG den ermäßigten Preis.

§ 2
Mitglieder der Ortsvereinigungen

Mitglieder der Ortsvereinigungen der GG zahlen für die Dauerausstellungen der SWKK gegen Vorlage der Mitgliedskarte den halben Preis. Für Sonderausstellungen wird der Regelsatz entrichtet.

Artikel 7. Geschäftsstellenunterbringung

Nach Wiedereröffnung des Stammgebäudes der HAAB werden der GG in einer stiftungseigenen Liegenschaft angemessene Räume für ihre Geschäftsstelle mietfrei gegen Erstattung der Betriebskosten zur Verfügung gestellt.

Artikel 8: Unterstützung durch die SWKK

Die SWKK unterstützt die GG im Rahmen ihrer Möglichkeiten durch Bereitstellung von Datenmaterial, das der Bibliographie für das Jahrbuch der GG zugrunde liegt. Die SWKK stellt für das Jahrbuch und die Schriftenreihe der GG Fotoarbeiten kostenlos zur Verfügung, wenn

sie diese in ihren eigenen Werkstätten anfertigen kann. Für weitere Publikationsvorhaben werden eigene Absprachen getroffen. Sie unterstützt die GG räumlich, logistisch und personell im Rahmen ihrer Möglichkeiten bei der Durchführung ihrer Hauptversammlungen in Weimar.

Artikel 9: Abschlussbestimmungen

Vor einer Auflösung der GG wird diese bestrebt sein, den leihnehmenden Einrichtungen das Eigentum an den Dauerleihgaben zu verschaffen.
Sollten einzelne Klauseln dieses Vertrages unwirksam sein oder werden, so werden die Vertragspartner bestrebt sein, sie durch neue Vereinbarungen zu ersetzen, die dem Geist und Inhalt der jetzigen Vereinbarungen möglichst entsprechen. Die Wirksamkeit der anderen Vertragsbestimmungen bleibt davon unberührt.
Ergänzungen und Änderungen des Vertrages bedürfen der Schriftform. Die GG und die SWKK sowie die Zuwendungsgeber der SWKK erhalten je eine Ausfertigung des Vertrages.
Erfüllungsort und Gerichtsstand ist für beide Vertragspartner Weimar.

Weimar, den 20. Dezember 2007

für die GG

Dr. phil. habil. Jochen Golz
Präsident der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V.

Weimar, den 21. Dezember 2007

für die SWKK

Hellmut Seemann
Präsident der Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen

Nachtrag: Wir bitten um Verständnis, daß wir die Anlagen aufgrund ihres Umfangs nicht im Goethe-Jahrbuch abdrucken können. Sie finden diese auf unserer Internetseite.

Vorstand der Goethe-Gesellschaft (2007-2011)

Am 1. Juni 2007 wählte die Mitgliederversammlung den Vorstand für die Wahlperiode 2007 bis 2011. Satzungsgemäß gehören dem Vorstand sieben inländische und zwei ausländische Mitglieder an:

inländische Vorstandsmitglieder:
Prof. Dr. Anne Bohnenkamp, Frankfurt a. M.
Prof. Dr. Udo Ebert, Jena
Prof. Dr. Werner Frick, Freiburg i. Br.
Dr. habil. Jochen Golz, Weimar
RA Johannes Kippenberg, München
Dr. Jürgen Klose, Dresden
MinR a. D. Dr. Wolfgang Müller, Ilmenau

ausländische Vorstandsmitglieder:
Prof. Terence James Reed, Oxford/Großbritannien
Dr. Margrit Wyder, Zürich/Schweiz.

Der neue Vorstand wählte in seiner konstituierenden Sitzung Herrn Dr. habil. Jochen Golz zum Präsidenten und Frau Prof. Dr. Anne Bohnenkamp zur Vizepräsidentin. Herr RA Johannes Kippenberg wurde mit dem Amt des Schatzmeisters der Goethe-Gesellschaft betraut.

Beirat der Goethe-Gesellschaft (2007-2011)

Am 1. Juni 2007 wählte die Mitgliederversammlung den Beirat für die Wahlperiode 2007 bis 2011. Satzungsgemäß gehören dem Beirat fünf in- und ausländische Mitglieder der Gesellschaft an. Es sind dies:

Dr. Michael Albert, München
Ulla Unseld-Berkéwicz, Frankfurt a. M.
Prof. Dr. Marino Freschi, Rom/Italien
Dr. Dr. h. c. mult. Manfred Osten, Bonn
Dr. Ludolf von Wartenberg, Berlin.

In der konstituierenden Sitzung des Beirats am 27. Oktober 2007 wurde Herr Dr. Michael Albert mit dem Amt des Beiratsvorsitzenden betraut.

Ehrung mit der Goldenen Goethe-Medaille

Laudatio auf Herrn Professor Dr. Dr. h. c. mult. Manfred Eigen (Göttingen)

Sehr verehrter Herr Eigen,
liebe Frau Winkler-Oswatitsch,
verehrte Ehrengäste,
meine Damen und Herren!

Seine naturwissenschaftlichen Erkenntnisse haben dem Biophysiker und ehemaligen Direktor des Göttinger Max-Planck-Instituts für Biophysikalische Chemie Manfred Eigen zahlreiche höchste Ehrungen eingebracht: den Nobelpreis für Chemie, den Otto-Hahn-Preis für Chemie und Physik; die Helmholtz-Medaille der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften – um nur die wichtigsten zu nennen. Warum fügen wir der stolzen Reihe naturwissenschaftlicher Preise heute die Goethe-Medaille hinzu?

Wo Manfred Eigen die Geschichte der Evolution erforscht, ist auch er in gewissem Sinne Historiker. Doch wo für uns hundert Jahre schon viel sind, denkt er immer gleich in Milliarden von Jahren. Und wenn ich es wagte, Ihnen die mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Theorie unvorstellbar schnell ablaufender chemischer Reaktionen, die Selbstorganisation präbiotischer Systeme und die Hyperzyklen der Evolution erläutern zu wollen, die alle mit Eigens Namen verbunden sind, würde ich möglicherweise vielen den Eindruck vermitteln: Ja, das ist auch so ein Naturwissenschaftler, den man leichter feiern als verstehen kann – ein Wissenschaftler, der uns bestätigt, welche Kluft uns von seinen Erkenntnissen und Denkweisen trennt.

Doch genau dieses Bild bestätigt Manfred Eigen nicht. Wenige haben so viel für den Brückenschlag zwischen Natur- und Geisteswissenschaften getan wie er. In einer 1991 gehaltenen Rede zum Problem der Kluft zwischen geisteswissenschaftlich-literarischer und naturwissenschaftlich-technischer Kultur, das Charles Percy Snow 1959 aufgeworfen hatte, zeigt Eigen nicht nur den notwendigen, sondern auch den höchst produktiven Dialog beider Kulturen.[1] Er demonstriert ihn am Beispiel der Sequenz »Was ist Leben?« in Thomas Manns Roman *Der Zauberberg*.[2] Eigen sieht den Dichter in seinen Fragen auch der Naturwissenschaft seiner Zeit weit voraus – umgekehrt aber auf Antworten angewiesen, die erst der Molekularbiologe geben konnte.

Was ist Leben, und wie hat es sich entwickelt? Die Frage des Dichters ist auch das Leitmotiv der naturwissenschaftlichen Forschungen Manfred Eigens, und immer wieder verbindet er sie mit Ausblicken auf die Literatur. In seinem Buch *Stufen zum Leben. Die frühe Evolution im Visier der Molekularbiologie*[3] stellt er jedem Kapitel ein einschlägiges Thomas-Mann-Zitat voran. Dichter wie Goethe und Thomas Mann bestätigen ihm jene Einheit von Materie und Geist, von Zufall und Gesetz, die seine Auffassung der Evolution gegen das deterministische Moment in den Evolutionsvorstellungen Darwins, aber auch gegen die Überbetonung des Zufalls in den Theorien Jacques Monods abgrenzen.

Das weltweit bekannteste Buch Manfred Eigens, das er gemeinsam mit seiner Mitarbeiterin und Lebensgefährtin Ruthild Winkler verfaßt hat, trägt den Titel *Das Spiel. Naturgesetze steuern den Zufall*.[4] Es geht vom Würfel- und Gesellschaftsspiel aus, setzt sich zu Schillers und Johan Huizingas Kulturtheorien des Spiels in Beziehung, um dann vor allem von den

1 Manfred Eigen: *Zwei Kulturen?* In: *Grenzübertritte. Drei Vorträge zur deutschen Literatur.* Hrsg. von Manfred Eigen, Christian Vogel u. Lothar Perlitt. Göttingen 1991, S. 11-21.
2 Thomas Mann: *Gesammelte Werke in zwölf Bänden*. Frankfurt a. M. 1960, Bd. 3, S. 383-399.
3 München, Zürich 1987.
4 München 1975 u. ö.

Spielen in Raum und Zeit zu handeln. Zufall und Gesetz wirken in allen Äußerungsformen des Lebens zusammen und bezeugen eine letzte Einheit des Universums und seiner Geschichte. Das Buch, hinter dessen Obertitel *Das Spiel* der Uninformierte zunächst eher einen Theater- oder Kulturwissenschaftler vermuten könnte, bleibt ein Werk der Naturwissenschaft. Doch wie Goethe das ähnlich im Vorwort seiner *Farbenlehre* rechtfertigt, überträgt es lebensweltliche Muster der Erfahrung auf die Vorstellung naturwissenschaftlicher Theorien – und umgekehrt. Solche Reflexionszusammenhänge machen es nun doch möglich, die naturwissenschaftlichen Schriften Manfred Eigens auch als verschlüsselte Kulturtheorie zu lesen. Das gilt im Hinblick auf den Dialog der Kulturen, aber auch im Hinblick auf Fragen einer Ethik von Wissenschaft und Technik, auf die Eigen aus seinem naturwissenschaftlichen Schaffen heraus immer wieder zu sprechen kommt.

Der Weg der Evolution, den er beschreibt, führt von der Materie zum Leben und weiter zum Bewußtsein des Lebens im Menschen. Doch wird diese letzte Phase des menschlichen Bewußtseins als noch unabgeschlossen gesehen. »Die wichtige Etappe der Evolution vom Menschen zur Menschheit liegt noch vor uns«, lesen wir in der bereits zitierten Göttinger Universitätsrede[5] – und wer wollte beim Blick in die Welt widersprechen? »Herkunftsbewußtsein ist eine elementare conditio sine qua non unserer Zukunftsfähigkeit«, so hat Eigen die doppelgesichtige Aufgabe menschlicher Bewußtwerdung einmal formuliert.[6] Er sieht diese noch unvollendete und unbewältigte Aufgabe uns allen aufgetragen. Jede wissenschaftliche Entdeckung könne »gute oder böse Folgen« haben; »je mehr wir können, um so weniger dürfen wir«, schreibt er.[7] Doch gefolgert wird daraus kein Verbot der Grundlagenforschung, sondern ein Prinzip gesellschaftlicher Verantwortung, das als gemeinschaftliche Aufgabe für alle gesehen wird. Eigen bekennt sich zu jener Konsequenz, die Friedrich Dürrenmatt aus seinem *Physiker*-Drama ableitet: »Was alle angeht, können nur alle lösen«[8] – Verantwortung der Wissenschaft, doch mit getragen von einer intakten demokratischen Gesellschaft und ethischen Kultur.

Wir ehren heute einen großen Naturwissenschaftler, der der Goethe-Gesellschaft seit Jahrzehnten verbunden ist, mehrere Jahre auch als Mitglied des Vorstands, 1981 als Festredner; und wir gratulieren ihm nebenbei auch zu seinem kürzlichen 80. Geburtstag. Wir ehren in ihm einen universalen Geist, der Visionen der Dichtung in die wissenschaftliche und kulturelle Praxis der Gegenwart übertragen hat. Wir ehren ihn aber auch stellvertretend für die stattliche Zahl herausragender Naturwissenschaftler, die ausgewiesene Goethekenner und zugleich Mitglieder unserer Gesellschaft waren und sind, darunter weitere Nobelpreisträger wie Max Planck, Werner Heisenberg und Adolf Butenandt. Von Max Planck hat Eduard Spranger einmal gesagt, sein Detailwissen in Sachen Goethe habe das aller ihm bekannten Goethe-Spezialisten übertroffen. Aus Heisenbergs autographischen Schriften wissen wir, daß in den Gesprächen mit Carl Friedrich von Weizsäcker, mit Niels Bohr, Albert Einstein und Otto Hahn auch Platon, Kant und Goethe immer wieder präsent waren. Heisenberg selbst, Festredner in der Weimarer Hauptversammlung 1967, hat ganz entscheidend zu einer gerechteren Würdigung der Farbenlehre Goethes beigetragen. Und Carl Friedrich von Weizsäcker, von dem wir vor kurzem Abschied nehmen mußten, gehörte seit seiner Mitwirkung an der Hamburger Goethe-Ausgabe erst recht zu den wichtigen Goethe-Interpreten.

Sie alle haben nicht nur beigetragen, Goethe vom Mißverständnis eines dilettierenden alternativen Physikers zu befreien, das ihm seine Auseinandersetzung mit Newton für nicht wenige Kritiker eingebracht hatte. Sie haben uns den Blick für die Einheit von Dichtung und Wissenschaft im Schaffen Goethes überhaupt erst möglich gemacht. Und sie würdigten

5 Eigen (Anm. 1), S. 19.

6 Manfred Eigen: *Perspektiven der Wissenschaft. Jenseits von Ideologien und Wunschdenken.* Stuttgart 1988, S. 36.

7 Ebd., S. 32 u. 38.

8 So Punkt 17 seiner *21 Punkte zu den Physikern.*

dabei alle, wie Manfred Eigen, Goethes forschende Vermittlung von Objekt und Subjekt, aber auch die postulierte Ehrfurcht vor der Schöpfung – nicht nur als historische Leistung, sondern auch als zukunftsweisendes Paradigma wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Kultur. Es ist das einzige Paradigma eines zukunftsfähigen Fortschritts in der Geschichte des Lebens!

Karl Richter

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anläßlich ihrer 80. Hauptversammlung
Herrn Professor Dr. Dr. h. c. mult. Manfred Eigen,
dessen Deutung der Evolution des Lebendigen
Natur und Kultur modellhaft verbindet,
dem Vorstandsmitglied, das die große Tradition
naturwissenschaftlich beglaubigter Goethe-Verehrung fortsetzt,
in dankbarer Anerkennung
die Goldene Goethe-Medaille.

Rede von Herrn Prof. Dr. Manfred Eigen beim Empfang der Goethe-Medaille

Hochansehnliche Festversammlung,
verehrte Damen, meine Herren,

die Goethe-Medaille betrachte ich als eine der schönsten Ehrungen, die mir je widerfahren sind. Ich bin weder Literat noch Sprachwissenschaftler oder Germanist, sondern ein Physiker, der sich in seinen Forschungsarbeiten mit den Problemen des Lebens beschäftigt hat. Sie werden mit Recht fragen, warum ich mich gerade durch diese Auszeichnung besonders geehrt fühle. Es ist die »Wahlverwandtschaft«, die mich mit Goethe verbindet, die Frage nach dem Leben und seinem Ursprung.

Vor einigen Jahren erschien eines Tages der von mir hoch geschätzte und mir freundschaftlich verbundene Göttinger Universitätskollege, der Germanist Albrecht Schöne, in meinem Labor am Max-Planck-Institut und fragte: »Herr Eigen, können Sie in der nächsten Woche eine meiner Vorlesungen übernehmen?« Die Schönesche Vorlesung über Goethes *Faust* war ein Ereignis in Göttingen und mir als solches wohlbekannt. Man sprach von einem mehr als tausend Zuhörer zählenden Auditorium. Schöne bemerkte natürlich sofort meine Verwirrung, daß er mich, den Physiker, bat, seine Germanistik-Vorlesung zu übernehmen. So sagte er: »Ich bin gerade bei der Homunculus-Szene im zweiten Teil des *Faust* angelangt, da könnten Sie doch den Zuhörern einmal erklären, wie sich ein heutiges biophysikalisches Laboratorium von einem Experimentierplatz in der Goethe-Zeit unterscheidet und vor allem was man heute zur Frage nach dem Ursprung des Lebens sagen kann.« Ja – warum sollte ich das nicht tun? Ich sagte also kurz entschlossen zu.

Goethe, mit seinem feinen Gespür für biologische Fragestellungen, hat zum Problem der Organisation des Lebens in der Homunculus-Szene eindeutig Stellung bezogen. Meiner Ansicht nach persifliert er irrige Vorstellungen seiner Zeit, und ich kann mir gut vorstellen, daß er mit den in dieser Szene zu Wort kommenden Figuren – Wagner und Mephisto – Kollegen der naturwissenschaftlichen Fakultät der Jenaer Universität karikiert.

Wenn Wagner sagt: »Es wird ein Mensch gemacht«, fragt Mephisto unbeeindruckt: »Ein Mensch? Und welch verliebtes Paar / Habt ihr in's Rauchloch eingeschloßen?« (MA 18.1, S. 177). Wagner redet sich in Ekstase und seine Replik endet mit den Worten: »Was man an der Natur geheimnißvolles prieß, / Das wagen wir verständig zu probiren, / Und was sie sonst organisiren ließ, / das lassen wir krystallisiren« (MA 18.1, S. 178). Wohlgemerkt, Goethe legt diese Worte Wagner in den Mund, den er zuvor schon als naiven Streber charakterisiert hatte: »Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen« (MA 6.1, S. 551). Mephisto bringt hier wohl eher Goethes Meinung zum Ausdruck, der wußte, daß sich ein Lebewesen nur organisieren, nicht aber kristallisieren läßt. Mephisto merkt daher ungerührt an: »Wer lange lebt hat viel erfahren, / Nichts Neues kann für ihn auf dieser Welt geschehn, / Ich habe schon in meinen Wanderjahren, / Krystallisirtes Menschenvolk gesehn« (MA 18.1, S. 178).

Wie sehr man übrigens die tiefe Weisheit in Goethes Worten mißverstehen kann, zeigen uns deutlich zwei unterschiedliche Übersetzungen ins Englische. In der einen wird »Krystallisirtes Menschenvolk« mit »synthetic people« wiedergegeben. Das ist sicher nicht das, was Goethe meinte. In der anderen Übersetzung heißt es dagegen treffend: »I have seen in my years of travel much crystallised humanity«. Ich habe diesen Satz vor allem ausgewählt, um daran zu erinnern, daß das eigentliche Ziel der Evolution, nämlich der Schritt vom einzelnen Menschen zu einer wahren humanitären Gesamtheit, noch aussteht.

Goethe lebte etwa fünfzig Jahre vor Darwin. Er war der einzige Deutsche, der von Darwin im Zusammenhang mit der Evolutionstheorie zitiert worden ist. In einer Fußnote seines Werks *The Origin of Species* schreibt Darwin, daß die Idee der Evolution an verschiedenen

Orten in Europa gegen Ende des 18. Jahrhunderts noch ausstand, und erwähnt in diesem Zusammenhang seinen Großvater Erasmus Darwin, Geoffroy St. Hilaire und Johann Wolfgang von Goethe.

Dieses Zitat zeigt, wie hoch Goethes Überlegungen zur Frage des Lebens und dessen Ursprung in der damaligen ernst zu nehmenden internationalen Wissenschaft eingeschätzt wurden. In den vergangenen fünfzig Jahren habe ich mich in meinen theoretischen und experimentellen Arbeiten ganz dieser Frage gewidmet, und hierin sehe ich meine zu Beginn erwähnte »Wahlverwandtschaft« mit dem »großen Alten von Weimar«. Die heute erfolgte Auszeichnung mit der Goldenen Goethe-Medaille ist sichtbarer Ausdruck dieser Verbindung. Sie haben mich damit sehr glücklich gemacht, ich schulde Ihnen hierfür meinen zutiefst empfundenen Dank.

Verleihung der Ehrenmitgliedschaft

Laudatio auf Herrn Professor Sergej W. Turajew (Moskau/Rußland)

Er ist der Doyen der Goethe-Forschung in Rußland und sein Name in der russischen Germanistik allgegenwärtig; er leitete die Goethe-Gesellschaft in Moskau seit 1978 und ließ – ganz im Sinne der internationalen Goethe-Gesellschaft – den Dialog der Goetheaner in Ost und West auch in schweren Zeiten nie abbrechen: Am 14. November 2006 wurde in Moskau Sergej Turajew im Alter von 95 Jahren eine hohe Auszeichnung der Goethe-Gesellschaft, die Ehrenmitgliedschaft, zuteil – von Prof. Dr. Nina Pawlowa und Prof. Dr. Werner Keller beantragt.

Sergej Turajews Weg führte aus seiner westsibirischen Geburtsstadt Tjumen über die Hochschule in Perm zum Studium nach Leningrad, wo er Schüler des großen Viktor M. Schirmunskij wurde und bei ihm 1941 über Wilhelm Heinrich Wackenroders Ästhetik promovierte. Nach dem Krieg war er zunächst als Dozent an der Hochschule für Bibliothekswesen in Moskau tätig, bevor er 1960 als führender wissenschaftlicher Mitarbeiter an das Institut für Weltliteratur der Akademie der Wissenschaften wechselte, in deren Rat für Geschichte der Weltliteratur er 1978 berufen wurde.

In der Goethe-Zeit von Anfang an wissenschaftlich ausgewiesen, eröffnete Herr Turajew seine lange Reihe von Goethe-Publikationen 1950 mit dem Band *Goethe für die Schule*, 1957 folgte die Monographie *Johann Wolfgang von Goethe*, 1989 schließlich *Goethe und die Bildung der Konzeption der Weltliteratur*. Unermüdlich edierte er Goethe auch in Rußland, legte 1963 eine Werkauswahl vor, 1978 Goethes Lyrik, 1983 den *Faust*. Professor Turajew zeichnet verantwortlich für die Sammelbände der Moskauer Goethe-Tagungen von 1984, 1991, 1993 und 1999.

Die Ehrung für Prof. Turajew fand am 14. November 2006 in seiner Wohnung statt, liebevoll vorbereitet von seiner Ehefrau Jewgenija. Im Auftrag des Vorstands der Goethe-Gesellschaft in Weimar übergaben Prof. Dr. Nina Pawlowa und Prof. Dr. Dirk Kemper, beide an der Russischen Staatlichen Universität für Geisteswissenschaften tätig, Medaille und Urkunde. Das russische Fernsehen berichtete noch am selben Tag davon. Bei Tisch rezitierte der Geehrte lange aus dem Kosmos der Weltliteratur, den er in sich trägt. Dann sprach er über das einschneidende Erlebnis seiner Promotion. Das mündliche Rigorosum über einen deutschen Frühromantiker, zwei Tage nach dem Beginn von Hitlers Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion, war, wie sich denken läßt, bedrückend und verwirrend. Schirmunskij hatte hilfreich Kautelen angeraten, die Arbeit aber konsequent gefördert, den Doktoranden zum Studium der zeitgenössischen Malerei angeregt und ihm eine Halbjahreskarte für die Eremitage verschafft. Die »Verteidigung« fand am 24. Juni 1941 statt, exakt an dem Tag, zu dem Herr Turajew auch seinen Einberufungsbefehl erhalten hatte. Bereits in Uniform, absolvierte er das glänzend verlaufende Verfahren, verabschiedete sich von Prof. Schirmunskij, dem Doktorvater, und trat dann seinen Dienst als Major der sowjetischen Armee an. Daß er das unendliche Leid der Leningrader Blockade und des Zweiten Weltkriegs überstanden hat, verbindet sich für den Fünfundneunzigjährigen mit dieser Fügung, seiner glücklich absolvierten Promotion.

Dirk Kemper, Pjotr Abramow

Professor Turajews Wunsch an die Goethe-Gesellschaft: den 2003 in den Moskauer *Goethe-Studien* veröffentlichten Aufsatz *Das Olympische und das Faustische bei Goethe* ins Deutsche zu übersetzen.

Laudatio auf Frau Professor Dr. Lili Kaufmann (Tambow/Rußland)

Menschen treten in unser Leben – zufällig, so scheint es oft – und begleiten uns ein Stück. Zufälle kennt jeder in seinem Leben, und im Leben von Frau Prof. Dr. Lili Kaufmann haben solche Zufälle nicht selten zur Rettung ihres Lebens beigetragen.

So kann es nicht verwundern, daß bei ihrer – allerdings nicht zufälligen – Begegnung mit dem damaligen Vorsitzenden der Goethe-Gesellschaft Wetzlar, Herrn Friedrich Wilhelm Hedrich, zufällig der Anstoß zur Idee und baldigen Gründung der Goethe-Gesellschaft in Tambow, der zweiten erst in Rußland, erfolgte. Die Gründung im Jahre 1994 wurde dann 1995 festlich begangen. Seitdem finden regelmäßige Begegnungen von Mitgliedern beider Goethe-Gesellschaften statt.

Bis 2006 war Frau Prof. Dr. Lili Kaufmann die Vorsitzende der Goethe-Gesellschaft in Tambow, die keine Vereinsstruktur wie eine deutsche Goethe-Gesellschaft besitzt. Leider kann Frau Prof. Kaufmann wegen ihres Gesundheitszustandes heute nicht hier sein; ihre Gesundheit erlaubt ihr keine weiten Reisen, noch nicht einmal größere Spaziergänge, die sie ihr Leben lang gern unternommen hat.

Frau Prof. Kaufmann ist durch und durch Russin und wie alle Intellektuellen ihres Landes weltoffen. Sie kennt sich in der großen Weltliteratur aus, auch in den Originalsprachen. Als Kind mußte sie sich in Deutsch, Russisch und Usbekisch verständigen. Ihre Liebe zur deutschen Sprache verdankt sie den aus Berlin stammenden Großeltern, ihre Eltern selbst sprachen kaum Deutsch. Diese Liebe hat sie bis heute behalten, wenngleich nicht wenige Verwandte in den Lagern der Nazis umgebracht wurden. Sie hat diese Liebe zur Sprache behalten, obwohl sie nach Kriegsende als Mitglied einer besonderen Kommission von der Roten Armee sichergestellte Archive in deutscher Sprache sichten und auswerten mußte. Ihre Dissertation schrieb sie über Hans Fallada, das Thema ihrer Habilitationsschrift lautete: *Das Schaffen der antifaschistischen Schriftsteller in Deutschland in den Kriegsjahren*. Bei ihrer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit diesen Schriftstellern nahm sie den Widerspruch der offiziellen Parteilinie in Kauf, nach der es solche Opponenten in Deutschland nicht gegeben hatte. Sie entging der von Stalin 1948 eingeleiteten Judenverfolgung nicht, was ihr schließlich auch ein Arbeitsverbot mit Aufenthaltsverbot in vielen Städten der Sowjetunion einbrachte. 1956 schließlich durfte sie wieder lehren, am Pädagogischen Institut in Tambow, der heutigen Dershawin-Universität. Sie stieg bis zur Lehrstuhlleiterin auf, viele jetzige Lehrstuhlinhaber an der Dershawin-Universität in Tambow haben bei ihr studiert. Sie ist seit vielen Jahren Mitglied der Goethe-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Moskau. Ihre Lehrtätigkeit an der Universität beendete sie im Jahre 2006 – nach fünfzig Jahren. Zur Zeit betreut sie noch zwei Doktorandinnen, die mit Arbeiten über Klaus Mann und Wolfgang Borchert promovieren wollen. Ihre Arbeit mit den Studenten und Doktoranden war immer geprägt von einem Vertrauen in das Gute bei jungen Menschen, die von ihr bis heute eine schier nie ermüdende Zuwendung erfahren.

Frau Prof. Dr. Kaufmann hat unzählige wissenschaftliche Arbeiten über deutsche und internationale Schriftsteller veröffentlicht, zuletzt noch 2007 einen Aufsatz über einige von Goethes Sonetten. Ihre Lehrbücher über Literaturanalyse werden nicht nur in Tambow benutzt.

Mit der Gründung der Goethe-Gesellschaft in Tambow und durch ihr Wirken für diese hat sie eine Heimstätte für alle dort an der deutschen Sprache Interessierten geschaffen. Sie hat – fast am Ende ihres offiziellen Arbeitslebens – den Studenten und Freunden der deutschen Sprache in Tambow eine besondere Möglichkeit eröffnet, nicht nur Goethes Sprache und Denken – und das anderer großer Deutscher –, sondern durch direkte Kontakte mit den Vertretern der Goethe-Gesellschaft aus Wetzlar auch das heutige Deutschland, seine Sprache und Kultur kennenzulernen.

Für die Veranstaltungen der Goethe-Gesellschaft Tambow, der überwiegend Studierende angehören, stellen sich neben den Studierenden, dank der besonderen Stellung von Frau

Prof. Dr. Lili Kaufmann in der Stadt, Kulturschaffende aller Genres zur Verfügung: Dozenten sowie bekannte Musiker und Maler. Diese kostenlosen Veranstaltungen werden nicht nur von Studierenden und Dozenten, sondern auch von interessierten, meist älteren Bürgern Tambows, aber ebenso von jungen Offiziersanwärtern der Militärhochschulen in Tambow besucht. Durch die Einbeziehung von erwachsenen Behinderten in diese Veranstaltungen hat es Frau Prof. Dr. Lili Kaufmann geschafft, ihnen die ansonsten in der russischen Gesellschaft fehlende Anerkennung zu vermitteln. Es gibt in Tambow keine vergleichbare kulturelle Vereinigung.

Mit ihrem Lebenswerk zeigt Frau Kaufmann, daß die Liebe zur Literatur die zwischenmenschlichen und wissenschaftlichen Beziehungen fördern und festigen kann. Für ihr Wirken verleiht die internationale Goethe-Gesellschaft in Weimar Frau Prof. Dr. Kaufmann die Würde eines Ehrenmitglieds.

PS: Die heutige Ehrung würde Frau Prof. Dr. Lili Kaufmann verlegen machen, steht sie doch nicht gern im Rampenlicht. Und dennoch glaube ich, daß sie gern heute hier persönlich anwesend wäre – nicht wegen der Ehrung, die sie erfreuen wird, sondern weil sie neugierig wäre: Auch in ihrem 90. Lebensjahr ist sie noch neugierig – neugierig auf neue Literatur, auf Begegnungen mit Menschen, besonders mit jungen Menschen, denen sie immer noch vieles vermitteln könnte.

Angelika Kunkel

Laudatio auf Herrn Hans-Jürgen Schmitt (Kronach)

Kennen Sie Zeuss, Kaspar Zeuss? Den »ausgezeichneten Geschichts- und Sprachforscher« (Brockhaus, 1887), 1806 im Oberfränkischen geboren, der Lehrerstationen in Bamberg, München und Speyer absolviert hat? Zeuss hat die europäischen Urvölker, mit Ausschluß der klassischen, untersucht, 1837 *Die Deutschen und die Nachbarstämme* veröffentlicht, 1853 eine grundlegende *Grammatica Celtica*. Er stirbt 1856 in Vogtendorf bei Kronach, das sein Traditionsgymnasium nach ihm benannt hat.

Um diesen Zeuss, der einen Teil von Deutschlands Aufstieg zur führenden Wissenschaftsnation im 19. Jahrhundert verkörpert, kommt niemand herum, der Hans-Jürgen Schmitt, den langjährigen Vorsitzenden der Kronacher Ortsvereinigung unserer Goethe-Gesellschaft, näher kennt. Lehrer am Zeuss-Gymnasium, beherzigt er eine briefliche Äußerung Goethes gegenüber Charlotte von Stein vom 29. Dezember 1782: »Es ist gar schön an einem Orte fremd seyn, und doch so nothwendig eine Heimath zu haben« (WA IV, 6, S. 115). Die Dialektik von Neugier und Festgefügtem hat Schmitt aus einem geistig geprägten Heimatverständnis heraus, zu dem auch ein Jean Paul und ein August von Platen gehören, nach Begegnung und Austausch für junge Menschen programmatisch suchen lassen. Er ist mit seinen Schülern wenigstens einmal im Jahr in Weimar gewesen, hat mit ihnen an Kolloquien und Sommerkursen teilgenommen. In einem lebendigen Bildungsinteresse hat er Studienfahrten nach Frankfurt und ins Fichtelgebirge, nach Wetzlar, Venedig und zu den böhmischen Bädern unternommen, in zwei Schüben Goethes Hinweg nach Rom über Innsbruck und Terni nachvollzogen, Venedig, Erfurt und Düsseldorf, aus dem er drei Ausstellungen nach Kronach gebracht hat, besucht, die Mitglieder seiner Ortsvereinigung in die Schweiz, zu den deutschen Nietzsche-Stätten, nach Bad Lauchstädt und in die Thomas-Mann-Stadt Lübeck, nach Leipzig und in die Lessing-Stadt Kamenz, ins Saale-Unstrut-Gebiet, in den Harz, in die Altmark und nach Brandenburg geführt.

Vorbereitet und begleitet hat er diese Reisen durch Vorträge, oft von ihm selbst gehalten, obwohl er nach Kronach zahlreiche andere Vortragende mit der ganzen Palette von Goethe-Themen geholt hat, Vertonungen und Lesungen seinem Publikum anbieten konnte. Er wählte

dafür originelle Gesichtspunkte. So konzentrierte er sich bei der Darstellung der Beziehung zwischen Goethe und Schiller auf die Jahre vor der eigentlichen Freundschaft, bei der Darstellung des *Götz von Berlichingen* auf die fränkische Komponente. Ein Höhepunkt der regen Ausstellungspräsentationen, sonst oft durch seinen Stellvertreter Herbert Schwarz in der Kreisbibliothek realisiert, war die Etablierung eines *Goethe und die Welt der Pflanzen*-Pavillons im Rahmen der bayerischen, von Ministerpräsident Stoiber eröffneten Landesgartenschau.

Die Vergabe eines Goethe-Jugendpreises gehört zu den Aktivitäten dieses ungewöhnlichen Mannes, dessen schönste Leistung für die Ausbildung seiner Schüler die Theaterarbeit ist. Als Regisseur der Studiobühne des Zeuss-Gymnasiums hat er *Prometheus*, *Künstlers Erdewallen*, das *Fastnachtsspiel vom Pater Brey*, Balladen in Szene gesetzt, *Iphigenie auf Tauris* und beide *Faust*-Teile aufgeführt, mit einer Neuvertonung von *Erwin und Elmire* sogar eine Uraufführung arrangiert. Die Reichhaltigkeit seiner Arbeit hat dafür gesorgt, daß er von 1999 bis 2003 als Vertreter der Ortsvereinigungen in den Vorstand unserer Gesellschaft gewählt wurde. Dafür war noch ein anderer Grund ausschlaggebend – sein konkreter Brückenbau in die früher verschlossene, nur für unsere Hauptversammlungen kontrolliert geöffnete Welt Thüringens und Sachsens. In Dutzenden von Tagesfahrten mit seiner am 29. April 1990 auf dem Kickelhahn bei Ilmenau gegründeten Ortsvereinigung hat er in Kontakten zu Orten und Menschen deutsche Wiedervereinigung konkret gemacht, die Zonenrandgebietsstadt Kronach zu einem Herzstück werden lassen.

Kennen Sie die Genealogie Goethes? Wenn Sie darin noch nicht dem Maler Lucas Cranach, 1472 geboren in Kronach, begegnet sind, dann sollten Sie sich an Hans-Jürgen Schmitt wenden, den begnadeten Mittler von Heimatliebe und Weltoffenheit.

Volkmar Hansen

Laudatio auf Herrn Volkmar Schumann (Eisenach)

Es ist kein Geheimnis, daß die Mitglieder unserer Goethe-Gesellschaft häufig jener Schicht angehören, die man traditionell als Bildungsbürgertum bezeichnet. Damit verbindet sich eine doppelte und in meinen Augen sehr ehrenhafte Wertvorstellung: einerseits die Zugehörigkeit zu einer sozial weitgefächerten, nach wie vor sehr angesehenen Gruppe in der Gesellschaft, andererseits ein Bewußtsein von Bildung und Kultur, das, mit Theodor Fontane zu reden, das Alte liebt, für das Neue aber recht eigentlich lebt. Volkmar Schumann, den wir zu ehren uns heute anschicken, verkörpert beide Werte in vorbildhafter Weise.

Geboren 1930 im sächsischen Pirna, oberhalb von Dresden, fand er im bürgerlichen Elternhaus – der Vater war Stadtbaumeister – ersten Zugang zur klassischen deutschen Kultur. Solche prägenden Erlebnisse mögen ihm Zuspruch und Hilfe geboten haben in den Schrecknissen des Weltkriegsendes, in die der 15jährige Oberschüler hineingezogen wurde. Stichworte nur zu dieser Kriegs- und Nachkriegsszenerie – jeder von uns kann sie, sofern möglich, mit eigenem Erleben auffüllen: Betreuung der Opfer von Luftangriffen auf Dresden und Pirna – wir ahnen, was sich dahinter verbirgt –, Beseitigung von Trümmern, Ausheben von Panzergräben, Dienst als Wehrmachtskurier, nach Kriegsende dann Zuwerfen von Panzergräben, Beräumung von Ruinen, Erntehilfe.

Volkmar Schumann entschied sich im Herbst 1945, eine unsichere Zukunft vor Augen, zunächst für ein solides Handwerk und erlernte den Beruf des Stellmachers, der heute nahezu ausgestorben ist, offensichtlich aber eine gute Grundlage bot für den Beruf des Karosseriebauers, zu dem sich Volkmar Schumann nach der Stellmacherlehre qualifizierte. Nachdem »Zulassungsschwierigkeiten« überwunden waren – ich vermute, mit diesem Begriff hat unser Mitglied Volkmar Schumann in seiner Mitteilung an mich vornehm auf seine in der DDR belastende bürgerliche Herkunft verwiesen –, studierte er an der Ingenieurschule

für Kraftfahrzeugbau in Zwickau und war seit 1956 im Automobilwerk Eisenach als Betriebsingenieur für Karosseriebau tätig. 1970 erwarb er im Fernstudium an der Humboldt-Universität Berlin das Prädikat eines Patentingenieurs und war danach in Eisenach stellvertretender Leiter des Büros für Neuerungen, Patente und technische Information bis zum Jahre 1990, als das Automobilwerk liquidiert wurde. Mittlerweile ist Eisenach, wie wir wissen, wiederum ein renommierter Standort im Automobilbau.

Blickt man auf diese Biographie, so ist es kein alltäglicher Weg, den Volkmar Schumann zurücklegte und der ihn, den Techniker, auch und vor allem zu Goethe geführt hat. Doch neben Passionen, die in seinem Beruf nahe lagen – Wassersport, Motorsport, Segelflug –, hat ihn stets auch die klassische Literatur angezogen. So entsprach es seinem Bewußtsein von Verantwortung, daß er, seit 1978 Mitglied der Ortsvereinigung Eisenach, die Arbeit des dortigen Vorsitzenden Friedewald Berg zunächst unterstützte, dann aber, als dieser erkrankte, 1990 selbst den Vorsitz übernahm. Unter seiner inspirierenden Leitung wuchs die Ortsvereinigung Eisenach auf 180 Mitglieder an. Vom reichen Vereinsleben legen die Chroniken im *Goethe-Jahrbuch* Zeugnis ab. Zu den Tugenden des ›guten Hirten‹ in einer Ortsvereinigung gehört auch, daß Volkmar Schumann ruhig und umsichtig für eine qualifizierte Nachfolgerin gesorgt hat. Dieser sorglichen Tugend erfreut sich, so darf ich mutmaßen, auch seine Familie: seine Frau, Sohn und Tochter, fünf Enkelkinder.

Volkmar Schumann zählt eher zu den ›Stillen im Lande‹. Von seinem so fruchtbaren Wirken macht er wenig Aufhebens und hat doch für Eisenachs Stadtkultur Wichtiges geleistet. In Veröffentlichungen und Vorträgen hat er sich zu Goethe und der Goethe-Tradition in Eisenach geäußert. Unter seiner Verantwortung entstanden Publikationen wie *15 Jahre Ortsvereinigung Eisenach*, *Julie von Bechtolsheim*, die von Goethe bedichtete Gattin des Eisenacher Kanzlers, und *Goethe in Eisenach*. Das Bild rundet sich, wenn man seine Aktivitäten in der Stadt selbst hinzunimmt: die Aufstellung des auf seine Initiative hin renovierten Grabmals der Julie von Bechtolsheim, die Anbringung von Gedenktafeln in der Stadt, die Erarbeitung einer thematischen Stadtführung *Auf Goethes Spuren in Eisenach*. Gern gestehe ich, daß Begegnungen mit Volkmar Schumann und seiner Frau für mich zu jenen Erlebnissen zählen, die anspornend und motivierend wirken. Er zählt zu jenen ›tüchtigen‹ Naturen, zu denen sich Goethe stets besonders hingezogen fühlte.

In ihm besitzen wir ein Mitglied von grundsympathischer Verläßlichkeit, hohem Verantwortungsbewußtsein und gediegener Bildung, das seine heutige Auszeichnung als Ausdruck unseres Dankes für ein Leben im Zeichen Goethes, in dem sich Denken und Tun harmonisch verbunden haben, mit Fug und Recht entgegennehmen darf.

Jochen Golz

Laudatio auf Herrn Dr. Eberhard Völker (Bad Harzburg)

Wo von Goethe und der Natur die Rede ist, ist der Harz nie weit. Goethe hat dieses Mittelgebirge, eine seiner absoluten Vorzugslandschaften, auf mindestens drei ausführlichen, jeweils mehrwöchigen Exkursionen erkundet, und Spuren dieser Faszination finden sich in allen Bereichen des Werkes buchstäblich auf Schritt und Tritt: von den grandiosen lyrischen Aufschwüngen der *Harzreise im Winter* über die Ballade *Die erste Walpurgisnacht* bis zur »Gegend von Schierke und Elend« in den Blocksberg- und Walpurgisnachtszenen des *Faust*, nicht zu vergessen die großen geologischen, mineralogischen und bergbaukundlichen Studien, Abhandlungen wie *Über den Granit* oder das *Geognostische Tagebuch der Harzreise*, und daneben steht als noch einmal ganz eigenständiges Dokument eines großen Naturerlebnisses ein Korpus eindrucksvoller Zeichnungen, Skizzen sich türmender Gesteinsformationen aus dem Oker- oder Bodetal. Keine Frage, der Harz war eine von Goethes großen Landschafts-Passionen. – Das Schöne und Glückliche an dieser Leidenschaft ist: Sie ist wechsel-

seitig und wird im Harz von Herzen erwidert. Jeder, der nur einmal mit der kleinen, aber feinen und außerordentlich aktiven Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft von Bad Harzburg in Verbindung kam, dort gar einmal selbst zu Gast sein durfte, weiß um die besondere Intensität und Zuneigung, mit der Goethes Werk in einer der schönsten pädagogischen Provinzen Deutschlands gelesen und bedacht und beherzigt wird. In wenigen Wochen, am 24. Juni 2007, feiert die 1947 in den unmittelbaren Nachkriegswirren gegründete Ortsvereinigung Bad Harzburg ihren 60. Geburtstag, und wir alle dürfen uns freuen und den Bad Harzburger Goethefreunden (aber auch unserer Gesellschaft im ganzen) dazu gratulieren, daß Goethe in seinem geliebten Harz weiterhin eine so mächtige Präsenz hat.

Daß das so ist, ist freilich nicht einfach ein Naturereignis. Wie immer, so auch hier, braucht das Gute und Richtige, das uns schlechterdings natürlich Erscheinende, einen guten, tüchtig-resoluten Geist, der das Naheliegende in die Tat umsetzt und ihm ein ums andere Mal zur Wirklichkeit verhilft. Dieser freundliche Statthalter Goethes im Harz, sein unermüdlicher *spiritus rector*, ist seit vielen Jahren Herr Dr. Eberhard Völker. 1931 in Pasewalk geboren und in Stettin aufgewachsen, verschlug es den Pommern, im Zickzack einer darin wohl generationstypischen Kriegs- und Nachkriegsbiographie, zum Abitur nach Bayern, zum Studium dann nach Marburg und Göttingen, und fortan blieb er Niedersachsen treu: Seit 1964 kann die Bad Harzburger Ortsvereinigung den Gymnasiallehrer für Deutsch, Englisch und Geschichte, späteren Studiendirektor am Werner-von-Siemens-Gymnasium, zu ihren Mitgliedern zählen, wenig später tritt er auch der Weimarer Gesellschaft bei; 1965, also vor nunmehr 42 Jahren, übernimmt Herr Dr. Völker das Amt des Geschäftsführers der Bad Harzburger Ortsvereinigung, seit dem Jahr des Mauerfalls, 1989, fungiert er als deren Vorsitzender. Und entfaltet im einen wie im anderen Amt ein wahres Feuerwerk an Aktivitäten, pflegt intensiv die Kontakte nach Weimar und zu den anderen Ortsvereinigungen, holt regelmäßig auswärtige Referenten, die *Crème de la crème* der Goetheforschung ebenso wie alle amtierenden Präsidenten der Goethe-Gesellschaft, zu Vorträgen in den freundlichen Kurort am Harz, führt Schüler durch szenische Lesungen an Goethe und die Klassiker heran und die Mitglieder seiner Ortsvereinigung auf großen Studienfahrten immer wieder in die Welt Goethes hinaus: nach Wetzlar und Weimar, schon 1982 nach Dresden, aber auch zu den mitteldeutschen Lutherstädten, in Goethes Elsaß, die böhmischen Bäder, nach Norditalien. Und findet neben dieser rastlosen Tätigkeit als Inspirator und Organisator noch genügend Zeit und Energie, um in Göttingen in Geschichte zu promovieren und Vorlesungen aus seinen mannigfachen Interessengebieten zu hören – so, lieber Herr Dr. Völker, durfte auch ich Sie zuerst kennenlernen: als den aufmerksamsten, sachverständigsten Hörer einer Vorlesung zur Lyrik der deutschen Klassik in ihren weltliterarischen Bezügen.

Es ist, meine Damen und Herren, für die Goethe-Gesellschaft ein unerhörtes Glück, daß sie Männer wie Herrn Dr. Völker in ihren Reihen wissen darf, leidenschaftliche Pädagogen im besten Sinne, wertbewußte und urteilsfähige, weltkundige und tatkräftige Vermittler einer Geistes- und Herzensbildung, die sie anderen mitzuteilen wissen, weil sie selbst ganz von ihr durchdrungen sind. Lieber Herr Dr. Völker, in dankbarer Anerkennung Ihrer jahrzehntelangen großen Verdienste um Goethes Werk und seine lebendige Vermittlung verleiht der Vorstand der Goethe-Gesellschaft in Weimar Ihnen heute die Ehrenmitgliedschaft und verbindet diese Auszeichnung mit den besten Wünschen für Ihr weiteres glückliches Wirken als Goethes Statthalter »in der Gegend von Schierke und Elend« *ad multos annos faustos et felices*. Herzlichen Glückwunsch! Oder, um es mit der lapidaren und doch so ermunternden Formel zu sagen, mit der der alte Goethe viele seiner Briefe beschloß: »Und so fortan!«

Werner Frick

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht
Herrn Professor Dr. Sergej W. Turajew,
dem Weltbürger im Geiste Goethes,
dem er fünfzig Studien widmete,
dem Doyen der fruchtbaren russischen Klassik-Forschung
in düsterer Zeit,
dem Mittler zwischen Ost und West
über den Abgrund der Geschichte hinweg,
dem passionierten Lehrer und Freund seiner vielen Schüler,
voll Verehrung und Dankbarkeit
für die Resultate seines reichen Lebens
die Würde eines Ehrenmitglieds.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anläßlich ihrer 80. Hauptversammlung
Frau Professor Dr. Lili Kaufmann,
der Gründerin und langjährigen Vorsitzenden
der Goethe-Gesellschaft Tambow,
der vorbildlichen Hochschullehrerin,
die die Wortwelt der Aufklärung und der deutschen Klassik
der akademischen Jugend begeisternd vermittelt hat,
in Dankbarkeit
die Würde eines Ehrenmitglieds.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anläßlich ihrer 80. Hauptversammlung
Herrn Hans-Jürgen Schmitt M. A.,
dem energiereichen, langjährigen Vorsitzenden
der Ortsvereinigung Kronach, der als kluger Didaktiker
am Johann-Kaspar-Zeuss-Gymnasium seine Schüler
an die klassische Welt Goethes herangeführt,
sie zur Inszenierung von Theaterstücken animiert und
durch literarische Exkursionen begeistert hat,
in Dankbarkeit
die Würde eines Ehrenmitglieds.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anläßlich ihrer 80. Hauptversammlung
Herrn Volkmar Schumann,
dem vieljährigen, ideenreichen und engagierten
Vorsitzenden der Ortsvereinigung Eisenach,
in Würdigung seiner großen Verdienste um
die Pflege und Verbreitung von Goethes Werk
in der Wartburgstadt
in Dankbarkeit
die Würde eines Ehrenmitglieds.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anläßlich ihrer 80. Hauptversammlung
Herrn Dr. Eberhard Völker,
dem kundigen Germanisten, Historiker und Pädagogen,
dem langjährigen Mitglied und Vorsitzenden
der Goethe-Gesellschaft Bad Harzburg,
für sein unermüdliches Wirken zur Beförderung
literarischer, kultureller und musischer Bildung
in einer der schönsten pädagogischen Provinzen Deutschlands
in Dankbarkeit
die Würde eines Ehrenmitglieds.

Bericht über das 4. Symposium junger Goetheforscher am 30. Mai 2007 in Weimar

Als eigenständiger Auftakt im Vorfeld der 80. Hauptversammlung leitete auch im Jahr 2007 das Symposium junger Goetheforscher die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Werk Goethes ein. Damit startete bereits die vierte Auflage dieses inzwischen in der Forschungslandschaft etablierten und sich wachsenden Interesses erfreuenden Forums von jungen Wissenschaftlern. An dem von Dr. Wolf Gerhard Schmidt (Eichstätt) konzipierten und gemeinsam mit der Goethe-Gesellschaft organisierten Symposium nahmen neun Nachwuchswissenschaftler aus Ungarn, Italien und Deutschland teil, die Ergebnisse aus ihren Dissertations- und Habilitationsprojekten vorstellten. Für die finanzielle Förderung gilt unser herzlicher Dank der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen und der Goethe-Gesellschaft Kronach.

Im von Wissenschaftlern aus aller Welt und allen Generationen ausnehmend gut besuchten Saal des Weimarer Jugend- und Kulturzentrums mon ami wurden in einer ersten Sektion von vier Vorträgen intermediale Zusammenhänge von Goethes Werk beleuchtet; die beiden folgenden Referenten stellten Genrefragen ins Zentrum ihrer Darstellungen, und abschließend gab es drei Beiträge zur Goethe-Rezeption und -Nachwirkung. Die Vorträge selbst sowie die sich direkt an diese anschließenden, kritisch-konstruktiv und mitunter kontrovers geführten Diskussionen, die von Schmidt versiert und behende moderiert wurden, bezeugten die außerordentliche Lebendigkeit, Vielseitigkeit und Relevanz der Auseinandersetzung mit Goethe in der Auslandsgermanistik wie in Deutschland selbst. In seiner Begrüßung unterstrich Schmidt die steigende Bewerberzahl und formulierte zugleich als Ziel, in Zukunft vermehrt Forscher aus Osteuropa anzusprechen und die Internationalität des Symposiums stärker zu betonen. In diesem Zusammenhang verwies er auf den bedauerlichen Mangel an Bewerbungen aus den neuen Bundesländern. Insgesamt war das Symposium ein lebhafter und äußerst anregender Auftakt zur Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft im Jahr 2007.

An Goethes Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* veranschaulichte Dr. Julia Schöll (Bamberg) den zentralen Untersuchungsgegenstand ihres Habilitationsprojektes wie ihres Vortrags: die Darstellung des Wechsel- und Bedingungsverhältnisses von ästhetischer und moralischer Autonomie in literarischen und philosophischen Diskursen um 1800. Das Thema dieses Vortrags über die *Lehrjahre* war die Entwicklung Wilhelms sowie der Bildungsgang der ›schönen Seele‹. Wilhelm erreiche seine Emanzipation als eigenverantwortlicher Bürger dabei über die ästhetische Erziehung durch das Theater und durch seine Orientierung an der Autonomie des Dichters. Die Binnenerzählung des Romans, die *Bekenntnisse einer schönen Seele*, wurde anschließend als ›Realitätstest‹ zu Schillers Konzeption der ›schönen Seele‹ und als Darstellung eines ästhetisch-sinnlichen Selbstfindungsprozesses gelesen. In der Diskussion mußte die Referentin ihre Ansicht verteidigen, daß diese Bildungswege gelingende und im Roman durchaus positiv bewertete ästhetische Emanzipationsprozesse seien. Hiergegen wurde eingewandt, daß die Entwicklung der schönen Seele statt auf ein selbstbestimmtes Leben auf religiöse Heteronomie hinauslaufe und daß Wilhelm den Weg der ästhetischen Bildung erfolglos verlasse.

Um die konkreten Wechselwirkungen zwischen Ästhetik und Lebenswandel ging es auch im folgenden: Der Vortrag von Dr. Thomas Weitin (Münster) verhandelte die Zusammenhänge zwischen der Stilistik des jungen Goethe als Jurist einerseits und als Autor des *Werther* andererseits. Untersucht wurde dabei die Entwicklung von Goethes Sprachstil, dessen offenkundig dramatischer Duktus Goethes juristische Schriftsätze präge und in Werthers Briefen künstlerisch kulminiere. Dieser Stil spiegele sich in den Äußerungen von Zeitgenossen über Goethes juristische Streitschriften, die diese als »wortgewaltig«, »schwungvoll« und auch

»dramatisch« bezeichnen; diese Aussagen können durch die stilistische Analyse bestätigt werden. Weitin sieht dramatische Elemente bei Goethe in der Imitation der informellen gesprächshaften Rede verankert. Insbesondere am *Werther* zeige sich dabei, daß die dramatische Unmittelbarkeit der brieflichen Kommunikation sich am Modell der Gerichtsszene und an der mündlichen Verhandlung orientiere. Im *Werther* ließen sich darüber hinaus nicht bloß Einflüsse dieser juristischen Diktion feststellen, sondern diese werde selber im Roman reflektiert. Die sich anschließende Diskussion warf vor allem die Frage nach der Tragweite des juristischen Diskurses als Parallele oder gar als Modell auf; dabei wurde ergänzend auf die lyrischen und epischen Valenzen der Werther-Sprache hingewiesen.

Zur Herausforderung wurde der Vortragsstil in den Darstellungen von Dr. Mónika Cseresznyák (Budapest), deren rasanter Vortrag Goethes *Propyläen* zum Thema hatte. Diese Kunstzeitschrift wurde, so Cseresznyák, als ein imaginativ zugängliches Museum mit dem Ziel der Aufbewahrung, Pflege und Erinnerung der als Ideal verstandenen Antike konzipiert. Dieses Museum habe nicht allein dem konservatorischen Interesse dienen, sondern die Möglichkeit eines lebendigen Nachvollzugs derjenigen Kunstwerke bieten sollen, deren Aktualität zum ästhetischen Programm erhoben wurde. Die Lebendigkeit dieses Kunsttempels sollte durch internationale Zusammenarbeit und Sammlertätigkeit gewährleistet werden; damit war er als grenzübergreifendes Erinnerungsprojekt gedacht, dessen Offenheit für ergänzende Erweiterungen dem von Zeitgenossen erhobenen Vorwurf der Antiquiertheit entgegengehalten werden müsse. Das Projekt sollte Weimar in das Weltgeschehen einbinden, damit den Gegensatz von Zentrum und Peripherie aufheben und die kleine Residenzstadt als Modell des Ausgleichs zwischen dem Fremden und dem Eigenen sowie als lebendigen Ort des Austauschs etablieren. Es stelle hierin ein Gegenkonzept zum ortsgebundenen und auf die eigene Größe verweisenden Nationalmuseum französischer Prägung dar.

Beim folgenden Vortrag konnte der Vorwurf der Antiquiertheit gar nicht erst aufkommen: Auf anregende und überzeugende Weise konnte Dr. Cornelia Zumbusch (München) einen durchweg originellen Zugang zu Goethes *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* bieten. Goethes novellistisches Verfahren in diesem Text, gegen die Auswirkungen von Kontingenz und Providenzverlust von ebendiesen Bedrohungen erzählen zu lassen, wurde von Zumbusch als poetisch-ästhetisches Äquivalent zur Impfung gedeutet. Die *Unterhaltungen*, so die These, greifen auf mehreren Ebenen das Prinzip der prophylaktischen Immunisierung auf, das im ausgehenden 18. Jahrhundert mit der Entdeckung der Pockenschutzimpfung virulent wurde. Im Anschluß an den Vortrag wurde insbesondere der ebenfalls in den *Unterhaltungen* relevante Begriff der ›Entsagung‹ im Verhältnis zum Immunisierungskonzept lebhaft diskutiert.

Goethes *Wahlverwandtschaften* als Roman, der das erzählerische Potential der Gattung Novelle gleichzeitig bewahrt und aufhebt – mit dieser These von Dr. Martina Schuler (Tübingen) wurden im folgenden gattungspoetische Fragestellungen bestimmend. Die Thematik der Wahlverwandtschaft, so Schuler, erfordere durch die darzustellende Komplexität und Totalität statt der von Goethe dafür vorgesehenen Novelle die Form des Romans, der auf der Ebene der Erzählorganisation novellistisch bleibt. Das Thema gebe somit das Muster des Romans vor, der einerseits durch das novellistische Strukturmoment konsequent symbolisch organisiert werde, andererseits ermögliche diese Form die Spannung von teleologischem Prozeß und kontingenter Ereignisstruktur und damit eine Entsprechung zwischen Form und Stoff. Die in den Roman integrierte Novelle *Die wunderlichen Nachbarskinder* bilde dabei den Nukleus des Romans, indem sie das Thema der Wahlverwandtschaft, das auf der Ebene des Romans entwickelt und entfaltet wird, in einer einfachen Spiegelung aufgreife. In der Diskussion wurden die gattungspoetischen Fragestellungen zu den *Wahlverwandtschaften* – so etwa der Aspekt der entworfenen Totalität – in Analogie zu Goethes ebenfalls experimentellem Roman *Wilhelm Meisters Wanderjahre* gesetzt.

Goethes *Wanderjahre* wurden im folgenden Vortrag von Dr. Matthias Buschmeier (Bielefeld) zum zentralen Text und in formaler Hinsicht als ein der Romantik nahestehender Roman

interpretiert. Nachdem Buschmeier den Einfluß von Friedrich August Wolfs Epos-Konzept auf Friedrich Schlegels Romantheorie dargestellt hatte, konnte er stringent Goethes Poetologie der *Wanderjahre* und deren Entwicklung aus diesen beiden zuerst erläuterten Konzepten ableiten. Der fragmentarische, kompilatorische und kollektive Charakter dieses Romans zeige die Nähe zu Wolfs Konzeption des Epos als eines Zusammenhangs von Fragmenten kollektiven Ursprungs sowie zu Schlegels Programm einer Poetik des Romans als Kompendium. Goethes Roman sei der Versuch, eine neue literarische Form für die sich in der Zeit der Romantik radikal verändernde und sich fragmentarisierende Lebenswelt zu finden. Durch Wolf und Schlegel, so Buschmeier, habe Goethe erkannt, daß sich gerade die Form des Fragments zur Veranschaulichung einer in sich widerspruchsvollen und augenblickhaften Einheit scheinbar disparater Materialien eigne. Im Anschluß an den Vortrag wurde der Begriff der Totalität im Verhältnis zum Konzept eines sich am Fragment orientierenden Romans kritisch aufgegriffen und durch den Aspekt einer Hermeneutik des produktiven Lesens flankiert.

Thematisch geradezu konträr zur Poetik des Fragments wandte sich Dr. Anna Maria Arrighetti (Pisa) dem geschlossenen und einheitsstiftenden Goethe-Bild in der Deutung von Friedrich Gundolf und Max Kommerell zu. In Gundolfs Goethe-Biographie von 1916 und weiteren Goethedarstellungen sei der Autor bestrebt, bei der Suche nach kulturellen Identitätsmustern Goethe auf eine Essenz zurückzuführen und damit eine Dimension der Beständigkeit im historischen Wandel zu begründen. Goethe werde bei Gundolf als der gestalterische Mensch schlechthin verstanden, dem es gelinge, in einem unübersehbar zersplitterten Zeitalter immer wieder eine Synthese zu vollziehen. Dieses Goethe-Bild sei dann für den jüngeren Kollegen Kommerell zum Anlaß einer kritischen Reflexion der eigenen historischen Gegenwart geworden, wie in dem wenig beachteten Vortrag *Jugend ohne Goethe* deutlich werde. Darin schildere Kommerell die zunehmende Distanz zwischen einem Teil der zeitgenössischen Jugend und dem Lebensentwurf Goethes. Somit betone der Autor die soziale und gesellschaftliche Dimension von Goethes Leben stärker als vor ihm Gundolf. Die Lebensgestaltung des Dichters, in welcher der Mensch, sein Werk, die Natur und die Gesellschaft integrativ verbunden seien, werde von Kommerell als vorbildlich, aber nicht als normativ verbindlich bestimmt. Dieser pädagogischen Offenheit entspreche das weniger fest umrissene Goethe-Bild bei Kommerell. Ausgehend von dem pädagogischen Impetus dieser älteren Philologie, warf die Diskussion die grundsätzliche Frage nach dem identitätsstiftenden und leitenden Potential von Literatur und Literaturkritik auf.

Den unterhaltsamsten und amüsantesten Beitrag lieferte am Nachmittag Dr. Markus Wallenborn (Köln) zum Thema *Frauen. Dichten. Goethe.* Im Unterschied zu geläufigen biographischen Studien kehrte Wallenborn den Spieß um und fragte nach den Spuren von Goethe im Werk ihm nahestehender dichtender Frauen. So unterschiedlich die Darstellung des Dichters in den Werken Charlotte von Steins, Marianne von Willemers und Bettina von Arnims dabei ausfalle, gemeinsam sei allen Dichterinnen das Ringen um die eigene, durchaus auch dichterische Identität: Dies erfolge in Abgrenzung von Goethe in Charlotte von Steins parodistischer, als »Gegengesang« entworfener Lyrik sowie ihrem Theaterstück *Rino*, bei Marianne von Willemer, Goethes Suleika des *Divan*, identifikatorisch in der dichterischen Liebeseinheit mit Goethe, und in Bettina von Arnims *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* gehe es der Autorin darum, sich als Goethes Muse und kongeniale Partnerin zu präsentieren. In der Diskussion kam schließlich die – von Wallenborn souverän parierte – Frage, die bei einer Veranstaltung dieser Art nicht fehlen darf: Was ist damit eigentlich gewonnen?

Um amüsante Texte ging es abschließend auch im Vortrag von Lea Marquardt (Freiburg i. Br.): um musikalische *Faust*-Parodien aus dem Frankreich des 19. Jahrhunderts. Eine Banalisierung des *Faust*-Stoffes konnte dabei zunächst anhand von Michel Delaportes Gaunerkomödie *Méphistophélès* aus dem Jahre 1858 verfolgt werden. Das gemeinsame Kennzeichen von Jules Barbiers musikalischer Parodie *Faust et Marguerite* und Charles Hervés Operette *Le petit Faust*, beide 1869 entstanden, wurde von Marquardt im Bezug auf Charles

Gounods Oper *Faust* (1859) gesehen. Barbiers Adaption entlarve dabei Gounods Auseinandersetzung mit Goethes Werk als unzureichend und unangemessen; diese Aussage werde bei Hervé dann zu der allgemeinen Aussage erweitert, daß keine Bearbeitung des Faust-Stoffes an Goethes überragendes Werk heranreichen könne. Die letzte Diskussionsrunde widmete sich der Frage, ob es auch eine ernste Auseinandersetzung mit dem Faust-Stoff nach Gounods Oper in Frankreich gegeben habe oder ob nicht in den kritischen Bezugnahmen auf Gounod die Ansicht durchschimmere, daß der Stoff zu deutsch für eine französische Adaption gewesen sei.

Die Planungen für das 5. Symposium junger Goetheforscher laufen bereits: Es findet am 3. Juni 2009 in Weimar statt, dann als Auftakt zur 81. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft.

Christoph Reith

Bericht über die Jahrestagung der deutschen Goethe-Gesellschaften vom 17. bis 20. Mai 2007 in Stuttgart

Gastgeber der Jahrestagung 2007 der Vorstände der deutschen Goethe-Gesellschaften war die Ortsvereinigung Stuttgart unter der Leitung von Dr. Bernd Mahl. Dieser begrüßte die rund 90 Teilnehmer aus über 40 Ortsvereinigungen zum Eröffnungsabend am 17. Mai 2007 in der Stadtbücherei im Wilhelmspalais. Deren Leiterin, Ingrid Bußmann, überbrachte die Grüße der Stadt Stuttgart und lud zum offiziellen Empfang. Im Anschluß referierte Dr. Mahl zum Thema *Goethe in Stuttgart*, zugleich Titel seines 2007 erschienenen Buches, das den Teilnehmern hier erstmals präsentiert wurde. Ebenso bestand Gelegenheit, der Thematik anhand eines Videos näherzukommen. Ein geselliges Beisammensein mit schwäbischen Spezialitäten aus der Küche von Sylvia Mahl beschloß den Abend.

Während die Teilnehmer des Begleitprogramms auf Goethes Spuren in Stuttgart wandelten, fand am Vormittag des 18. Mai 2007 im Hotel Mercure Stuttgart City Center die erste Arbeitssitzung der Vorstände statt. Nach der Begrüßung durch Dr. Mahl referierte Prof. Dr. Klaus-Detlef Müller (Tübingen) zum Thema *Das Elend der Dichterexistenz: Goethes »Tasso«*. Dem Vortrag folgte eine Diskussion. Jürgen Larys vom ENSEMBLE THEATER Stuttgart stellte im Anschluß das Projekt »Goethe-Theater« vor (Näheres unter www.ensemble theater.de). In der Folge berichteten Prof. Dr. Anne Bohnenkamp sowie Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmar Hansen über die aktuellen Aktivitäten in ihren Institutionen, dem Freien Deutschen Hochstift/Frankfurter Goethe-Museum und dem Goethe-Museum Düsseldorf/Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung. Das Veranstaltungsspektrum in Frankfurt a. M. reicht 2007/2008 von Karoline von Günderrode über Sophie la Roche, Katharina Elisabeth Goethe und Kinderbücher der Aufklärung bis zu Joseph von Eichendorff und Hugo von Hofmannsthal (weitere Einzelheiten: www.goethehaus-frankfurt.de). In Düsseldorf sind für 2007/2008 neben der Jubiläumsausstellung *50 Jahre Goethe-Museum Düsseldorf* u. a. Veranstaltungen zu Philipp Hackert, Friedrich Heinrich Jacobi und Carl Friedrich Zelter sowie eine Totentanzausstellung und eine Weihnachtsausstellung zum Thema *Goethe und die Bibel* im Programm. Ein besonderes Projekt ist die Vermessung von Goethes Schädel via Computertomographie anhand der Gesichtsmaske von Karl Gottlob Weißer (1807) (Näheres: www.goethemuseum.com).

Vielfältiger Natur waren die daraufhin von einzelnen Ortsvereinigungen eingebrachten Diskussionsvorschläge und Themen. So stellte die Ortsvereinigung München die Frage, ob Vorträge bei Goethe-Gesellschaften »hochwissenschaftlich« sein müssen, die Ortsvereinigung Vest Recklinghausen regte an, nur noch alle zwei Jahre zu tagen (das Thema wird bei der Jahresversammlung 2008 in Wetzlar erneut behandelt), mit der Werbung junger Mitglieder, von Schülern und Pädagogen setzten sich die Ortsvereinigungen Rosenheim und Aue-Bad Schlema auseinander, die Ortsvereinigung Kassel schlug vor, Publikationen mit ISBN-Nummern im Jahresbericht der jeweiligen Ortsvereinigung auszuweisen.

Der Nachmittag des 18. Mai 2007 war einer gemeinsamen Fahrt aller Teilnehmer nach Hohenheim gewidmet; am Abend bestand die Gelegenheit, die Oper *Tosca* in der Stuttgarter Staatsoper zu besuchen.

Während das Begleitprogramm am Vormittag des 19. Mai 2007 eine Führung durch das neue Stuttgarter Kunstmuseum anbot, trafen sich die Vorstände zur zweiten Arbeitssitzung, auf der zunächst der Präsident der internationalen Goethe-Gesellschaft in Weimar, Dr. habil. Jochen Golz, über die Aktivitäten der Muttergesellschaft sowie der Klassik Stiftung Weimar berichtete. Neben anderem wurde für die Klassik Stiftung vor allem auf die Ausstellung *Ereignis Weimar – Anna Amalia, Carl August und das Entstehen der Klassik (1757-1807)* im Stadtschloß Weimar eingegangen (zu den einzelnen Angeboten: www.klassik-stiftung.de), des weiteren wurden der erste internationale Essay-Wettbewerb der Goethe-Gesellschaft, die

Goethe-Sommerschule für Schüler, der Goethe-Sommerkurs für Studenten sowie die wissenschaftliche Konferenz *Goethe heute – zur Aktualität seines Werks* vorgestellt (vgl. www.goethe-gesellschaft.de).

In Fortsetzung der Beiträge der Ortsvereinigungen berichtete die Ortsvereinigung Nordenham über ihre Erfahrungen mit der Künstler-Sozialkasse, die Ortsvereinigung Altenburg stellte den Wettbewerb *Jugend rezitiert* und das Buch *Schüler schreiben für Schüler* vor, die Ortsvereinigung Ulm und Neu-Ulm regte an, die zur Jahrestagung angebotenen Bücher *Goethes »Faust« auf der Bühne* und *Goethe in Stuttgart* zu erwerben, um sie auf der 80. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar ausländischen Ortsvereinigungen zum Geschenk zu machen.

Anläßlich der von Dr. Golz vorgetragenen Überlegungen zur Neugestaltung des Dokumentationsteils im Goethe-Jahrbuch sprachen sich die Ortsvereinigungen mit großer Mehrheit dafür aus, mit ihren Berichten im Goethe-Jahrbuch wie bisher vertreten zu sein, was die korrekte und pünktliche Lieferung der Tätigkeitsberichte voraussetzt.

Am Ende der Arbeitssitzung lud Dr. Manfred Wenzel die Versammlung für den 1. bis 4. Mai 2008 zur Jahrestagung nach Wetzlar ein.

Am Nachmittag des 19. Mai 2007 stand eine Exkursion auf dem Programm: In Bebenhausen wurde eine Führung durch das Zisterzienserkloster angeboten, in Tübingen folgte Dr. Inge Jens mit den Teilnehmern den Spuren des Tübinger Geisteslebens, wobei auch der Hölderlinturm besucht wurde. Ein Abendessen im traditionsreichen Evangelischen Stift (Ausbildungsstätte u. a. von Kepler, Hölderlin, Hegel, Schelling, Hauff, Mörike) verwöhnte die Teilnehmer vor der Rückfahrt nach Stuttgart.

Mit einem Abschlußkonzert (Vertonungen von Goethe- und Schiller-Gedichten) endete die Jahrestagung am Mittag des 20. Mai 2007 im Stuttgarter Wilhelmspalais. Der Ortsvereinigung Stuttgart und allen, die zum Gelingen der Tagung beigetragen haben, gilt ein herzlicher Dank!

Manfred Wenzel, Peter Kaetzler

Bericht über den 3. internationalen Sommerkurs der Goethe-Gesellschaft vom 11. bis 25. August 2007

Wenn sich über zwanzig junge Menschen aus dreizehn Nationen und von vier Kontinenten in Weimar treffen, um zwei Wochen lang mit Leidenschaft und Ausdauer Werke des jungen Goethe zu lesen, zu diskutieren und selbst über Goethe zu schreiben, dann kann man miterleben und spüren, wie sehr Goethe, der den Begriff ›Weltliteratur‹ geprägt hat, ein Weltbürger ist, der allerorten Menschen verschiedenster kultureller Kontexte anspricht und über allen Abstand der Zeiten und kulturellen Räume hinweg noch immer erreicht. Ein solches Angesprochen-Werden, Ansprechen und Entgegnen in der Begegnung mit Goethe wurde vom 11. bis zum 25. August 2007 wieder auf intensive Weise möglich mit den 23 Teilnehmern des nun schon 3. internationalen Sommerkurses der Goethe-Gesellschaft. Der Kurs zum Thema *Selbst-Erkundungen: Der junge Goethe* wurde von Professor Terence James Reed aus Oxford, Prof. Dr. Werner Frick und dem Kursassistenten Christoph Reith, beide aus Freiburg i. Br., geleitet sowie durch MinR a. D. Dr. Wolfgang Müller aus Ilmenau organisatorisch vorbereitet und begleitet. Auch 2007 fand der Kurs im Rahmen der Weimarer Sommerkurse statt, die mit dem Leitthema *Humanität, Gerechtigkeit, Toleranz – Grundlagen und Perspektiven europäischer Werte* und mit sieben weiteren Kursen einen idealen Boden für die Kommunikation und den Austausch unter den Teilnehmern gewährten. Für die freundliche und kommunikative Atmosphäre während der Kurse sorgte die Europäische Jugendbildungs- und Jugendbegegnungsstätte Weimar (EJBW), die durch ihre Gastlichkeit, ihre geographische Lage über dem Park an der Ilm sowie ihre ansprechende architektonische Gestaltung das ideale Umfeld bot.

Für die finanzielle Förderung des Kurses danken wir herzlich der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung, so daß die studentischen Teilnehmer mit Stipendien ausgestattet werden konnten und den zahlreichen ausländischen Teilnehmern die Reise nach Weimar erst möglich war. Unser Dank gilt weiterhin der Weimar-Jena-Akademie, die die Weimarer Sommerkurse veranstaltet und durch die der Sommerkurs der Goethe-Gesellschaft eine nicht unerhebliche logistische und finanzielle Förderung erfährt. Wir danken zudem sehr herzlich unserem verehrten Mitglied Alfried Holle, Düsseldorf, der die Kontakte zur Krupp-Stiftung knüpfte und pflegt, der die Kurs-Reader ebenso finanzierte wie eine Kursdokumentation und der den Sommerkurs der Goethe-Gesellschaft zu seiner Herzensangelegenheit werden ließ.

Mit dem Thema *Selbst-Erkundungen: Der junge Goethe* bot der Goethe-Sommerkurs 2007 vielfältige Anknüpfungspunkte, um in einen lebendigen und anregenden Austausch mit und über Goethe einzutreten und darin nicht nur einen ›Klassiker *in nuce*‹ zu entdecken, sondern in dieser Begegnung zugleich auch sich selbst. Die reichhaltigen Inhalte und Fragestellungen der schriftstellerischen und zeichnerischen Werke sowie der Briefe des jungen Goethe verknüpften sich in diesen zwei Wochen unter dem leitenden Thema der literarischen Selbsterkundung und Selbstvergewisserung. Bei einem jungen, energischen und genialen Mann wie Goethe konnte hierbei nur erwartet werden, daß die Reflexion der eigenen Lebenswelt und des eigenen Selbst eine ausgeprägt künstlerische Form gewinnen mußte: noch tastend, aber schon charakteristisch in seinen frühen Briefen, lyrisch in den teils monumental-expressiven, teils enthusiastisch-empfindsamen Gedichten der Sturm-und-Drang-Periode, dramatisch im *Götz von Berlichingen* und im *Urfaust*, episch in den *Leiden des jungen Werthers* und programmatisch-genialisch in seinen Essays über Shakespeare und das Straßburger Münster (*Von deutscher Baukunst*). In diesen Texten mit ihrer künstlerischen Formkraft, die bei den Zeitgenossen Aufsehen erregte und deren kreativer Elan auch heutige Leser hinreißen kann, vermochte der Kurs in gründlicher und genauer Textarbeit sowohl Kontraste zum späteren Goethe wie auch Vorausdeutungen und Grundlegungen des klassischen

Œuvres zu erkennen: ein reizvolles Spiel der Verwandlungen und ›Metamorphosen‹ ebenso wie die ›Dauer im Wechsel‹.

Die international und durch kulturelle Offenheit geprägte Seminaratmosphäre in der EJBW, die Einbettung des Kurses in die Weimarer Sommerkurse 2007, der Kosmos Weimar sowie die zahlreichen Goethe-Stätten in der Umgebung bewirkten eine nachdrückliche Intensivierung jenes Ansprechens und Angesprochen-Werdens und ließen den Kurs für alle Teilnehmer in der Verschiedenheit ihrer kulturellen Herkünfte und individuellen Neigungen zu einer ausgiebigen Goethe- und auch Selbsterkundung werden. Die Erkundungen gestalteten sich dabei wesentlich als Erarbeiten und Interpretieren der Texte gemeinsam mit allen Teilnehmern oder in kleineren Gruppen einerseits und in Form von Ausflügen, Wanderungen und Exkursionen andererseits. Goethes politischem Wirken konnte in Ilmenau, Manebach und Stützerbach nachgegangen werden; sein »Wechselgespräch mit der Natur« und der Rückzug in ihre elementaren Gründe konnte auf dem Schwalbenstein im Thüringer Wald, wo der vierte Akt der Prosa-*Iphigenie* entstand, sowie in der Jagdhütte von *Wandrers Nachtlied* auf dem Kickelhahn nachempfunden werden. Im Jagdhaus zu Gabelbach, ebenfalls im Thüringer Wald, konnte der Kurs erkunden, wie Goethe und sein Herzog ihrer mehr oder weniger ausgeprägten Jagdlust nachgegangen sind. Führungen durch die Weimarer Dichterhäuser und das Goethe- und Schiller-Archiv, zudem die seltene Möglichkeit, Goethe-Zeichnungen im Original zu sehen und präsentiert zu bekommen, sowie die Ausflüge, die mit den anderen Gruppen der Weimarer Sommerkurse unternommen wurden (zum Wielandgut Oßmannstedt, zum Schloß Tiefurt, zu den Dornburger Schlössern, nach Jena, Erfurt oder Leipzig), ließen diesen Kurs zu einem »unzertrennlichen Ganzen« werden.

Abschließend und vorausblickend darf man sagen, daß sich mit diesem Kurs Goethes Hoffnung erfüllte, die er mit Weimar hegte, als er in seinem Gedicht *Ilmenau* für den jungen Herzog Carl August schrieb: »So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes / Ein Vorbild deiner Tage sein!«. Weimar war es für die Teilnehmer und Leiter des Sommerkurses auch in diesem Jahr.

Christoph Reith

Veranstaltungen der Goethe-Gesellschaft im Jahr 2007

17. Januar 2007
Neujahrsempfang für alle Mitglieder und Goethefreunde in der Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft mit Vorstellung des Jahresprogramms 2007 durch den Präsidenten der Goethe-Gesellschaft, Dr. habil. Jochen Golz

6. Februar 2007
Dr. Dr. h.c. mult. Manfred Osten (Bonn): *Goethe und die Kunst, Fehler zu machen – zur Aktualität der Risiken unserer Null-Fehler-Kultur*[1]

17. – 18. März 2007
Goethe heute – zur Aktualität seines Werks
Kolloquium anläßlich Goethes 175. Todestag
(Gemeinschaftsveranstaltung von Goethe-Gesellschaft und Freundeskreis des Goethe-Nationalmuseums)

10. April 2007
Zum 200.Todestag Anna Amalias
»Durchlauchtigste Fürstin!« – »Liebe Mutter!« – Die schönsten Briefe aus dem Briefwechsel zwischen Goethes Mutter und der Herzogin
Eine Lesung mit der Schauspielerin Gertrud Gilbert (Bad Nauheim)
(Gemeinschaftsveranstaltung von Goethe-Gesellschaft, Goethe-Institut und Hotel »Anna Amalia«)

26. April 2007
Prof. Dr. Dr. Günter Jerouschek (Jena): *Das »Götz«-Zitat. Historische und psychologische Überlegungen zu einer Beschämungsformel*

17. – 20. Mai 2007
Jahrestagung der deutschen Goethe-Gesellschaften in Stuttgart
(siehe S. 431 f.)

30. Mai 2007 – 2. Juni 2007
80. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft zum Thema »Goethe und die Natur« (siehe S. 383-385)

20. Juni 2007
Prof. Dr. Büchter-Römer (Köln): *Fanny, Felix und Goethe. Goethe als ein Lebensmotiv der Geschwister Mendelssohn* (mit Musikbeispielen)

1. – 6. Juli 2007
Goethe-Sommerschule für Schüler zum Thema »Frauen und Männer. Die Geschlechterdebatte um 1800«
(Gemeinschaftsveranstaltung von Goethe-Gesellschaft, Europäischer Jugendbildungs- und Jugendbegegnungsstätte Weimar, Thüringer Staatskanzlei, Thüringer Ministerium für Soziales, Familie und Gesundheit sowie dem Thüringer Kultusministerium)

1 Alle Vortragsveranstaltungen waren Gemeinschaftsveranstaltungen von Goethe-Gesellschaft und Goethe-Institut Weimar.

11. – 25. August 2007
Goethe-Sommerkurs für Studierende zum Thema »Der junge Goethe. Selbst-Erkundungen«
Leitung: Prof. Dr. Werner Frick (Freiburg i. Br.), Prof. Terence James Reed (Oxford)
Assistenz: Christoph Reith (Freiburg i. Br.)
Organisation: MinR a. D. Dr. Wolfgang Müller (Ilmenau)
(Gemeinschaftsveranstaltung von Goethe-Gesellschaft, Weimar-Jena-Akademie und Europäischer Jugendbildungs- und Jugendbegegnungsstätte Weimar)
(siehe S. 433 f.)

21. August 2007
Präsentation des neuen Goethe-Jahrbuchs mit Vortrag von Dr. Herbert Ullrich (Berlin): *Goethes Skelett – Goethes Gestalt*

25. Oktober 2007
Dr. Rudolf Hessler (Celle): *Goethe und die Landwirtschaft*

13. November 2007
Prof. Dr. Rolf Gröschner (Jena): *»Vom Rechte, das mit uns geboren ist […]«. Reflexionen über Goethes Rechtsdenken*

Stipendiatenprogramm im Jahr 2007

Folgenden Damen und Herren konnte die Goethe-Gesellschaft im Jahr 2007 ein – zumeist dreimonatiges – Stipendium gewähren:

Dr. Gabriel Horatiu Decuble (Rumänien): *Übersetzung und Kommentierung von Goethes »Dichtung und Wahrheit« für eine rumänische Gesamtausgabe von Goethes Werken*

Dr. Olga Dronova (Rußland): *Goethes »Wahlverwandtschaften« und Iwan S. Turgenjews »Das Adelsnest« als tragische Liebes- und Eheromane*

Milena Ivanova (Bulgarien): *Goethes Kunstmärchen als Prototyp eines beliebten Genres. Zur textkonstitutiven Rolle von Stereotypen*

Nestan Khimschiaschvili (Georgien): *Adrian Leverkühn in Thomas Manns Roman »Doktor Faustus« – ein Antifaust des 20. Jahrhunderts?*

Björn Levander (Schweden): *Die dramaturgische Bedeutung der Wette in Goethes »Faust I« und »Faust II«*

Elina Meskhi (Georgien): *Eine vergleichende Untersuchung zur Tiermetaphorik in den Werken Goethes und Kafkas*

Irena Mitrović (Serbien): *Goethes Lotte und Hölderlins Diotima. Zwei Frauenfiguren in Briefromanen der deutschen Literatur der Goethezeit*

Ofeliya Mustafayeva (Aserbaidshan): *Das Besingen des Islam im Schaffen Goethes*

Prof. Dr. Seong-Kyun Oh (Korea): Bertolt Brechts Verhältnis zur deutschen Klassik

Dr. Larissa Polubojarinova (Rußland): *Das Sichtbare und das Unsichtbare in Goethes »Wahlverwandtschaften«*

Dr. Sulfija Mukminowna Zunanova (Rußland): *Die frühe Liebeslyrik Goethes in russischen Übersetzungen und das Problem der Wiedergabe des individuellen Stils des Autors.*

Dank für Zuwendungen im Jahr 2007

All jenen, die im Jahr 2007 durch eine kleinere oder größere Spende die Tätigkeit der Goethe-Gesellschaft unterstützt haben, sei an dieser Stelle sehr herzlich gedankt.

Für eine jeweils großzügige Förderung des Stipendiatenprogramms danken wir besonders Herrn Prof. Dr. Werner Keller, Köln, Frau Monika Quiring, Bonn, Frau Dr. Ingrid Garske, Köln, dem Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien sowie dem Freistaat Thüringen.

Für die Durchführung des 3. Goethe-Sommerkurses stellten die Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung, Essen, sowie die C.H. Beck-Stiftung, München, namhafte Summen zur Verfügung.

Eine große Zahl unserer Ortsvereinigungen ermöglichten durch ihre Spende, daß Vorsitzende ausländischer Goethe-Gesellschaften sowie zahlreiche osteuropäische Studierende anläßlich unserer 80. Hauptversammlung nach Weimar eingeladen werden konnten.

Nachfolgend möchten wir namentlich jenen Damen und Herren danken, die der Goethe-Gesellschaft eine Spende ab 50 Euro zuteil werden ließen:

Dr. Michael Albert, München
Prof. Dr. Hans-Werner Altmann, Würzburg
Karin Ammer, Hamburg
Prof. Dr. Klaus Andrä, Halle/Saale
Helga Andreas, Köln
Prof. Dr. Heinrich Arnold, Ilmenau
Dr. Eberhard Auras, Essen
Elsbeth Ax-Goecke, Bad Soden
Prof. Dr. Dietrich Babel, Marburg
Karl-Heinz Backes, Bremen
Tilla Baerwolff, Hamburg
Edwin Baumann, Lahr
Dr. Ulrich Baur, Neuss
Klaus Bellin, Berlin
Dr. Roland Bellstedt, Bremen
Erich Beresheim, Neuss
Prof. Dr. Wilhelm Berges, Aachen
Dr. Hartmut Berwald, Ostbevern
Ingrid Biberacher, Nürnberg
Paula Bilweiss, Wetzlar
Volkmar Birkholz, Erfurt
Prof. Dr. Hendrik Birus, München
Renate Blank, Essen
Dr. Ulf Blecker, Düsseldorf
Gabriele Bloess, Kerpen
Dr. Agnes Blüthner-Haessler, Mettmann
Elfriede Böhm, Glindow
Rolf Bönker, Fröndenberg-Ardey
Prof. Dr. Anne Bohnenkamp, Bad Vilbel
Michael Braun-Huster, Sindelfingen
Dr. Angela Braunschweig-Rüter, Köln
Jörg Brena, Bad Krozingen
Bea Bricout, Berlin
Jörg Bruckmann, Sulzbach
Annelore Brückmann, Remagen-Oberwinter
Hedda Buckendahl, Recklinghausen
Prof. Dr. Karl-Dieter Bünting, Essen
Gudrun Burgemeister, Neustadt
Winy Clemens, Gauting
Dr. Elisabeth Deinhard, Oestrich-Winkel
Dietrich Deneke, Alfter
Jörg Martin Detmold, Duisburg
Hartmut Deutelmoser, Ahrensburg
Deutsche Kreditbank AG, Berlin
Gisela Dobbelstein-Krings, Herzogenrath
Hilmar Dreßler, Leipzig
Erika Drössler, Bad Harzburg
Prof. Dr. Udo Ebert, Jena
Dieter Eckart, Heusenstamm
Prof. Dr. Manfred Eckstein, Schleiz
Dr. Fritz Egli, Basel
Klaus Ehlert, Bassum
Erika Eichhorn, Bonn
Reinhold Eichinger, Düsseldorf
Gisela Einem-Siebers, Kleve
Eleonora-Schamberger-Stiftung, München
Gerd Ellenbeck, Schalksmühle
Dr. Gerd Evers, Bergisch Gladbach
Dr. Sieglinde Fechner, Leipzig
Ullrich Felchner, Gütersloh
Dr. Florian Fischer, Koblenz
Dr. Peter Fischer, Grünwald
Dr. Hans Ulrich Foertsch, Marl
Dr. Joachim Franke, Wiederitzsch

Axel Frey, Leipzig
Prof. Dr. Werner Frick, Freiburg i. Br.
Helmut Fricke, Delligsen
Bernd Frilling, Vechta
Carola Fuhrmann, Bremen
Prof. Dr. Helmut Fuhrmann, Guxhagen
Dr. Ingrid Garske, Köln
Renate Gesigora-Semrau, Köln
Hans-Dieter Göbel, Dillenburg
Elisabeth Gramm-Boehlen, Jülich
Ottokar Greiner, Pfullendorf
Prof. Dr. Dietrich Grohnert, Erfurt
Dr. Renate Grumach, Berlin
Thomas Grunwald, Zwickau
Dr. Volker Güldener, Oberursel
Prof. Dr. Claus Günzler, Waldbronn
Gertraut Haag, Hartenholm
Ingeborg Hahnemann, Bad Vilbel
Martin Hann, München
Anneliese Hartleb, Kassel
Arthur Haug, München
Bernd Heimühle, Bad Lauchstädt
Dr. Steffen Heinemann, Köln
Traute Heinz, Lichtenstein
Ulrich von Heinz, Berlin
Prof. Dr. Werner Heldmann, Ulm
Traudl Herrhausen, Bad Homburg
Dr. Rudolf Hessler, Hannover
Dr. Fritz Heuer, Heidelberg
Prof. Dr. Benno Heussen, Berlin
Dr. Othmar Höfling, Paderborn
Dr. Volker Hofmann, Langen
Alfried Holle, Düsseldorf
Erika Hollenberg, Magdeburg
Volker Huber, Offenbach
Dr. Rainer Hultzsch, Jena
Konrad Hutzelmann, Münster
Dr. Dirk Ippen, Gräfelfing
PD Dr. Michael Jaeger, Berlin
Wolfgang Jehser, Rotenbek
Martin Jensen, Lübeck
PD Dr. Benedikt Jeßing, Essen
Dr. Ursula John-Grafe, Steinbach i. W.
Ulrich Jordan, Dortmund
Heinz von Känel, Zürich/Schweiz
Prof. Dr. Gerhard R. Kaiser, Jena
Wilhelm Kaltenborn, Berlin
Siegfried Karnath, Hamburg
Prof. Dr. Rudolf Kassel, Köln
Berthold Kastner, Gundelfingen
Gisela Katscher, Bad Neuenahr
Jochen Keller, Neuenbürg
Prof. Dr. Werner Keller, Köln
Margot Kellinghusen, Hamburg
Jörg Kiefer, Frankfurt a. M.
Lioba Kirfel Barilla, Bologna/Italien
Dr. Eckhard Klapp, Pullach
Eva Klare, Münster
Gina Klatte, Oldenburg
Joachim Klett, Wertheim-Hofgarten
Peter Klima, Bassum
Eckart Knop, Essen
Prof. Dr. Lothar Köhn, Senden
Dr. Wolf Koenigs, München
Günther Kohl, Mainz-Kostheim
Fritz Kollorz, Recklinghausen
Consuela Kothe, Düsseldorf
Marga Krackhardt, Bamberg
Peter Kraft, Hannover
Gabriele Kralinski, Weimar
Ulrich Kübler, Schnaitsee
Günter Kühn, Düsseldorf
Andreas Kühnel, Schwabach
Cornelia Kühn-Leitz, Hannover
Prof. Dr. Dorothea Kuhn, Weimar
Jürgen Lang, Neunkirchen-Seelscheid
Irmgard Lange, Kornwestheim
Dr. Rudolf Lange, Ronnenberg
Norbert Leder, Kassel
Dr. Renate Legewie, Düsseldorf
Dr. Claudia Leuser, Nürnberg
Manfred Liphardt, Steinheim a. d. Murr
Maximiliane Loebel, Bochum
Annemarie von Löw, Heidelberg
Eva Lohse, Hamburg
Dr. Nikolaus Lohse, Berlin
Dr. Gertrude Lückerath, Köln
Prof. Dr. Wolfgang Lüke, Pulsnitz
Marie-Luise Lüpke, Zeuthen
Gabriele Malsch, Dußlingen
Ute Mayer, Holzkirchen
Merck'sche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft e. V., Darmstadt
Friedrich von Metzler, Frankfurt a. M.
Dr. Marie-Luise Meuer, Heidenheim
Peter Meuer, Hannover
Horst Meyer, Bremen
Ulfilas Meyer, Hiltpoltstein
Prof. Dr. Norbert Miller, Berlin
Helmut Moers, Freiburg i. Br.
Prof. Dr. Klaus-Detlef Müller, Tübingen
Dr. Klaus Nerenz, Göttingen
Helga Nündel, Roetgen
Horst Obluda, Haltern

Wolfgang Oster, Coswig
Holger Paul, Mannheim
Ursula Penndorf, Augsburg
Dr. Christa Pfarr, Köln
Prof. Dr. Georg Pilz, Karlsruhe
Hilde Pinckernelle, Hamburg
Hildegard Podloucky, Bad Pyrmont
Lothar Popp, Leipzig
Prof. Dr. Jürgen Potel, Hannover
Pro Touristik GmbH, Heidelberg
Dr. Elisabeth Prüß, Güstrow
Monika Quiring, Bonn
Prof. Dr. Paul Raabe, Wolfenbüttel
Marlene Rauprich-Manemann, Bochum
Stefan Reindl, Weimar
Dr. Alexander Reitelmann, Meckenheim
Prof. Dr. Wolfgang Remagen, Köln
Paul Remmel jun., Bonn
Edzard Reuter, Stuttgart
Prof. Dr. Karl Richter, St. Ingbert
Margot Richter, Dortmund
Prof. Terence James Reed, Oxford/Großbritannien
Reinhart Rodrian, Kiel
Dr. Wolfgang Saile, Konstanz
Heinrich van de Sandt, Düsseldorf
Richarda van de Sandt, Ühlingen-Birkendorf
Jürgen Santori, Essen
Helga Sauer, Regensburg
Dr. Fritz Sauerteig, Baden-Baden
Peter Schacht, Winsen/Luhe
Dr. Ulrich Schaefer, Berlin
Margarete Schärf, Osnabrück
Berbeli Schiefer, Hemmingen
Else Schill, Syke
Dr. Rosemarie Schillemeit, Braunschweig
Willi Schmid, Rosenheim
Franz Schmidt, Edenkoben
Klaus Schmidt, Darmstadt
Dr. Thomas Schmitt, Fulda
Prof. Dr. Klaus Schmitz, Ohndorf
Dr. Ernst Robert Schneider, Bamberg
Dr. Vera Schöne, Münster
Regine von Schönermark, Berlin
Gisela Schröder, Göttingen
Prof. Dr. Klaus Schröter, Hamburg
Winfried Schubert, Kleinromstedt
Susanne Schunck, Marburg
Dr. Heinz Seeger, Düren
Hans-Günther Seibel, Gießen
Inge Seyffart, München
Dr. Cornelia Siemers, Gießen
Dr. Sabine Solf, Wolfenbüttel
Dr. Walter Spelsberg, Remscheid
Holger Spies, Frankfurt a. M.
Dr. Kurt Steenbuck, Recklinghausen
Klaus-Dieter Stoll, Bornheim
Dr. Hermann Stürcke, Ahnatal
Ursula Stutzki, Münster
Christa Sütterlin, Karlsruhe
Erica Teubig, Düsseldorf
Elisabeth Theisen, München
Ursula Theuner, Köthen
Dr. Harald Thulin, Werdau
Heide Tongers, Hannover
Klaus Tschanter, Künzelsau
Birk Uhlmann, Berlin
Renate Vieweg, Wolfsburg
Anne-Luise Wagner, Bad Salzuflen
Hildegard Weiffert, Aumühle
Dr. Ulrike Weintraud, Hamburg
Dr. Gerlinde Weise, Magdeburg
Helmut Weiser, Düsseldorf
Prof. Dr. Wolfgang Westphal, Würzburg
Dr. Helga Wichmann-Zemke, Osterholz-Scharmbeck
Prof. Dr. Gottfried Willems, Jena
Solveig Willenberg, Nürnberg
Prof. Dr. Heinrich Witschel, Freiburg i. Br.
Dr. Barthold Witte, Bonn
Ruth Wünsche, Bad Breisig
Dr. Ursula Wulfhorst, Kassel
Dr. Regina Wuthe-Klinkenstein, Dedeleben
Dieter Zastrow, Belzig
Klaus Zeller, Bad Wörishofen
Rudolf Ziegler, Köln
Siegfried Ziegler, Erlangen
Dorothea Zwilling, Kronach.

Dank für langjährige Mitgliedschaften in der Goethe-Gesellschaft

An dieser Stelle gilt unser herzlicher Dank all jenen Mitgliedern, die der Goethe-Gesellschaft seit Jahrzehnten angehören und ihr treu verbunden sind.

Im Jahr 2007 waren 60 Jahre Mitglied der Goethe-Gesellschaft:

Bibliothek der Benediktinerabtei Schweiklberg

Im Jahr 2007 waren 50 Jahre Mitglied der Goethe-Gesellschaft:

Prof. Dr. Peter Boerner, Bloomington/USA
Erika Irmgard Emmert, Dessau
Goethegymnasium Hildesheim
Prof. Dr. Thomas Höhle, Halle/Saale
Johannes-Gutenberg-Universität Mainz
Herbert Keppler, Marktoberdorf
Gerhard Kuhnke, Düsseldorf
Dr. Edith Nahler, Weimar
Peter Nikolaus Schmetz, Herzogenrath

Im Jahr 2007 waren 40 Jahre Mitglied der Goethe-Gesellschaft:

Prof. Dr. Horst Baier, Konstanz
Prof. Dr. Bernhard Böschenstein, Corseaux/Schweiz
Leo Domzalski, Berlin
Prof. Dr. Renate Göpfert von Heydebrand, Stockdorf
Dr. habil. Jochen Golz, Weimar
Gabriele Herrmann, Oberhaching
Ulrich Hüttel, Hamburg
Friedrich Klein, Meckenheim
Prof. Dr. Klaus Lech, Bonn
Dr. Sepp Müller, Berlin
Klaus Opfer, Bad Berka
Prof. Dr. Helmut Pieper, Celle
Horst Seibeck, Heufeld
Johanna Wege, Rellingen
Dr. Helga Wichmann-Zemke, Osterholz-Scharmbeck
Prof. Dr. Erich O. Wruck, Davidson/USA.

Tätigkeitsberichte der Ortsvereinigungen für das Jahr 2006

Aachen (gegr. 1990)

Vorsitzende: Renate Schmidt, Dorfstr. 5, 54597 Merlscheid; Vorsitzender seit Juli 2006: Prof. Dr. Helmut Schanze, Laurentiusstr. 69, 52072 Aachen; stellv. Vorsitzende seit Juli 2006: Renate Schmidt, Dorfstr. 5, 54597 Merlscheid. – Prof. Dr. Hans Kloft (Bremen): *Goethe, Rom und die Antike* (Dia-Vortrag). – Martin Schmidt (Düsseldorf): *Wo Goethes Vater Tuche kaufte. Tuchmanufakturen in der Region Aachen als Spiegelbild einer Betriebsform zwischen dezentraler und zentraler Produktion* (Dia-Vortrag). – Hartmut Heinze (Berlin): *Indien in der deutschen Dichtung (Goethe, Novalis, Friedrich Schlegel, Stefan Zweig, Thomas Mann u. a.).* – Prof. Dr. Hans-Jürgen Schrader (Genf): *Notwendigkeit und Freiheit. Zur Problemlage in Goethes »Wahlverwandtschaften«.* – Dr. Markus Schwering (Köln): *Goethe und Felix Mendelssohn* (Matinee zu Goethes Geburtstag; mit Musikbeispielen). – Prof. Dr. Helmut Schanze (Siegen, Aachen): *Begegnungen: Goethe, Heine, Schumann.* – Prof. Dr. Christoph Berger (Aachen): *Goethe und Gauß.* – Rosemarie Wilsing (Aachen): *»Kein Glück ohne Freiheit«. Johanna Schopenhauer. Danzig, Hamburg, Weimar.*

Altenburg (gegr. 1986)

Vorsitzende: Adelheid Friedrich, Zeitzer Str. 68 a, 04600 Altenburg; stellv. Vorsitzender: Friedrich Krause, Friedrich-Ebert-Str. 28 a, 04600 Altenburg. – PD Dr. Uwe Hentschel (Berlin): *Werther und die Moderne.* – Prof. Dr. Bernd Leistner (Leipzig): *Heine und Goethe.* – Prof. Dr. Heinz Gockel (Bamberg): *»Auch ich in Arkadien«. Goethes italienische Reise.* – Dr. Wolfgang Butzlaff (Kiel): *Mozart und die Sprache.* – Dr. Angelika Reimann (Jena): Exkursion nach Kochberg. – *20 Jahre Freundeskreis Goethe in Altenburg.* – Peter Friedrich (Altenburg): *Goethe als Staatsmann und Politiker.* – Prof. Dr. Ludwig Stockinger (Leipzig): *Goethes Leipziger Lyrik.* – Dr. Dieter Gleisberg (Altenburg): *Von der »Begierde des Anschauens«. Goethe als Augenmensch.* – Adelheid Friedrich (Altenburg): *Jahresausklang.*

Aue-Bad Schlema im Verbund Westerzgebirge (gegr. 1983)

Vorsitzender: Konrad Barth, Richard-Friedrich-Str. 3, 08301 Bad Schlema; stellv. Vorsitzender: OStR Erhard Schlame, Von-Bach-Str. 7, 09366 Stollberg. – Dr. habil. Günter Adler (Zwickau): *»Mein Held! Mein Tristan!« bei Gottfried von Straßburg, Richard Wagner und Thomas Mann.* – Dr. Dr. h. c. mult. Manfred Osten (Bonn): *Die Selbstzerstörung des Menschen im Zeichen der Übereilung. Zur Aktualität des Goetheschen »Faust« im 21. Jahrhundert.* – Dr. Bernd Legler (Chemnitz): *Goethe las und war Weltliteratur.* – Ders.: *Friedrich Nietzsches Verhältnis zur klassischen Literatur.* – Helga Auerbach, Wolfram Auerbach (Stollberg): *»Lachen unter Tränen«. Der russische kritische Realist Nikolai Gogol.* – Dr. Hans-Jürgen Lorenz (Oldenburg): *»Narrenpossen sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu«. Goethes Bildungsvorstellung im »Wilhelm Meister«.* – Eberhard Herold (Crimmitschau): *Die Geologie – für Goethe nicht nur eine Liebhaberei* (Dia-Vortrag). – Hartmut Heinze (Berlin): *Anna Amalia und ihr Musenhof von Weimar.* – Erhard Kühnel (Schneeberg): *Goethe vor 220 Jahren in der Bergstadt Schneeberg.*

Auerbach (gegr. 1977)

Vorsitzender: Ekkehard Taubner, Falkensteiner Str. 6, 08239 Bergen. – PD Dr. Uwe Hentschel (Berlin): *Werther und die Moderne.* – Dr. Jens-Fietje Dwars (Jena): *Johannes R. Becher. Triumph und Verfall.* – Prof. Dr. Horst Nalewski (Leipzig): *Thomas Manns Gedicht.* – Dr. habil. Günter Adler (Zwickau): *»Deutsch, Panier, das rauschend wallt«. Tiefe Wurzeln des Nationalismus in der Literatur.* – Dr. Michael Engelhard (Wacht-

berg-Niederbachem): *Zwei Geistesgrößen der Zeit: Goethe und Puschkin.* – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Mit Goethe für Vaterland und Wissenschaft gelebt«. Eine Erinnerung an Christian Gottlob Voigt.* – Günter Gerstmann (Jena): *Die Schlacht von Jena und Auerstedt vom 14. Oktober 1806.* – Dr. habil. Dietmar Schubert (Zwickau): *Leben und Werk des Märchenerzählers Gottfried Keller.* – Mitglieder der Goethe-Gesellschaft Auerbach: *Vermischtes zur Weihnachtszeit.*

Augsburg (gegr. 2005)

Vorsitzender: Prof. Dr. Theo Stammen, Josef-Priller-Str. 43, 86159 Augsburg; stellv. Vorsitzender: Dr. Wolfgang Pollert, Prof.-Messerschmitt-Str. 30 b, 86159 Augsburg. – Prof. Dr. Helmut Koopmann (Augsburg): *Weimarer Nachbarschaften.* – Ursula Heldmann (Ulm): *»Gedichte sind gemalte Fensterscheiben«.* – Dr. Walter Hettche (München): *Goethes Sommerreise 1805.* – Prof. Dr. Mathias Mayer (Augsburg): *Goethes Poetik der Verschwiegenheit. Zum Schluß der »Römischen Elegien«.* – Prof. Dr. Gerhard Neumann (München): *Goethes »Alexis und Dora«. Zum Problem von Zeit und Liebe.* – Prof. Dr. Jochen Schmidt (Freiburg i. Br.): *Mephisto.* – Prof. Dr. Theo Stammen (Augsburg): *Goethes Reise an Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815.* – Exkursion nach Frankfurt u. in den Rheingau. – Dr. Wolfgang Pollert (Augsburg): *Goethes Amtliche Schriften.* – Dr. Johannes John (München): *»Asozialität der Liebe«. Ausbrüche und Bändigungen in Goethes Romanwerk.* – Dr. Horst Jesse (München): *Goethes Dialog mit dem christlichen Glauben.*

Bad Harzburg (gegr. 1947)

Vorsitzender: Dr. Eberhard Völker, Eichendorffstr. 46, 38667 Bad Harzburg; Geschäftsführerin: Jennifer Vogs, Herzog-Wilhelm-Str. 65, 38667 Bad Harzburg. – Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmar Hansen (Düsseldorf): *Nicht nur das »Buch der Lieder«: Heinrich Heine.* – Prof. Dr. Jochen Schmidt (Freiburg i. Br.): *Mephisto.* – Axel Gottschick (Köln): *Kleist. Ein Lebensmonolog aus den Briefen.* – Dr. Hanna Stegbauer (Göttingen): *Die Reise nach Thule. Felix Mendelssohns Goethebild als Schlüssel zum Verständnis seiner »Italienischen Symphonie«.* – Wilfried Eberts, Berit Seeger, Johann Ubben, Ingrid Kutz (Bad Harzburg): *Mein Goethe-Gedicht.* – Ludwig Himstedt (Bad Harzburg): *Thomas Mann und die Mathematik.* – Angela Ahrens, Wilfried Eberts, Ursula Rasch (Bad Harzburg): *Drama und Film. Georg Büchners »Woyzeck«.* – Prof. Dr. Klaus Manger (Jena): *Schiller als Dramatiker.* – Dr. Eberhard Völker (Bad Harzburg): *Bericht über die Tagung der Ortsvorstände in Weimar und über die wichtigsten Aufsätze aus dem Goethe-Jahrbuch.* – Eröffnung des Anna-Amalia-Kabinetts in der Stadtbücherei Bad Harzburg. – – Gesellig-literarische Lese- u. Gesprächsabende: *Thomas Manns »Herr und Hund«* (Ruth Weber). – *Wilhelm-Raabe-Leseabend* (Angela Ahrens). – *Dvořák und Smętana* (Gerhard Reisner).

Bamberg (gegr. 1962)

Vorsitzende: Dr. Julia Schöll, Universität Bamberg, An der Universität 5, 96047 Bamberg; stellv. Vorsitzender: Prof. Dr. Heinz Gockel, Wildensorgerstr. 42, 96049 Bamberg. – Dr. habil. Jochen Golz: *»Was fruchtbar ist, allein ist wahr«. Zur Geschichte der Goethe-Gesellschaft.* – Gudrun Schury (Bamberg): *»Alles über Goethe. Ein Sammelsurium von A bis Z«* (Lesung). – Prof. Dr. Klaus Manger (Jena): *Wielands Erfindung von Weimar.* – Dr. Julia Schöll (Bamberg): *»Interessiertes Wohlgefallen«. Zur Idee moralischer Schönheit um 1800.* – Peter Braun (Bamberg): *»Schiller, Tod und Teufel. Rede des Herrn G. vor einem Totenschädel«* (Lesung). – Prof. Dr. Dieter Borchmeyer (Heidelberg): *Goethe in Mozarts Spuren.* – Prof. Dr. Heinz Gockel (Bamberg): *Wozu Literatur?* (Abschiedsvorlesung anläßlich seiner Emeritierung). – *Die Aktualität des Ästhetischen* (Abschiedskolloquium für Prof. Dr. Heinz Gockel). – *3× Tischbein und die europäische Malerei um 1800* (Ausstellungsbesuch in Leipzig).

Bergisch Gladbach (gegr. 1999)

Vorsitzende: Juliette Eckel, Genkelerstr. 53, 58540 Meinerzhagen; stellv. Vorsitzender Dr. Hans-Jürgen Schulte, Kalmüntener Str. 38, 51467 Bergisch Gladbach. – Michael Allan, Jakob Poisz (Bergisch Gladbach): *Mozart-Hommage zum 250. Geburtstag.* – Robert Steegers, Jakob Poisz (Bergisch Gladbach): *Heinrich Heines 150. Todestag. Der Tod und der Dichter.* – Dr. Günther Jeschke (Bergisch Gladbach): *Im Feuer der Ballade* (Rezitationen). – Dr. Helmut Lanzo Müller-Osten (Nürnberg): *Unvergängliche Werte und Tugenden, heute noch aktuell?* – Mitglieder der Goethe-Gesellschaft im Rahmen einer Ausflugsveranstaltung anläßlich von Goethes Geburtstag: *»Wieviel nützt mir nicht mein bißchen Studium der Natur, und wie freu ich mich es fortzusetzen!«* (Rezitationen). – Prof. Dr. Werner Keller (Köln): *Die Religiosität des späten Goethe.* – Tafelrunde mit Rezitationen von Mitgliedern. – Szenische Lesung mit Sylvie Tyralla-Noel u. Dr. Peter Andersch (Bonn): *»Mein Leib liegt tot im Grab, jedoch mein Geist, er ist lebendig noch« (Heinrich Heine).*

Berlin (1919; Neugründung 1987)

Vorsitzende: Beate Schubert, Fischottersteig 7, 14195 Berlin; stellv. Vorsitzende: Hans-Hellmut Allers, Beethovenstr. 6, 16548 Glienicke; Prof. Dr. Volker Hesse, Gotlindestr. 2/20, 10365 Berlin. – Hans-Hellmut Allers (Berlin): *Vom Volksbuch bis zu Thomas Mann. Dr. Faustus in Historie und Literatur.* – Prof. Dr. Frank Möbus (Göttingen): *»Der Teufel, den ich beschwöre, gebärdet sich sehr wunderlich«. Zur Entstehungsgeschichte von Goethes »Faust«.* – Dr. Alwin Binder (Münster): *»Nur Neuigkeiten ziehn uns an«. Visionen moderner Welt in Goethes »Faust I«.* – PD Dr. Michael Jaeger (Berlin): *»Der Geist, der stets verneint«. Mephistos Modernität. – Auf Goethes Spuren in Sizilien* (Exkursion). – Dr. Dr. h.c. mult. Manfred Osten (Bonn): *»Fluch vor allem der Geduld«. Zur Aktualität der Fausttragödie im 21. Jahrhundert. – Johann Wolfgang von Goethe: »Faust I«* (Premierenbesuch im St. Pauli-Kloster, Brandenburg/Havel). – Prof. Dr. Volker Hesse (Berlin): *»Habe nun, ach! Philosophie, Juristerei und Medizin […] Durchaus studiert«. Dr. Faustus und Goethe.* – Goethes Geburtstag in Beate Schuberts Bahnitzer Garten (mit literarisch-musikalischem Programm). – Dr. Angelika Reimann (Jena): *Goethes Gretchentragödie und der Kindsmord im 18. Jahrhundert.* – Prof. Dr. Theo Buck (Aachen): *Die Dramaturgie der »Faust«-Dichtung.* – Prof. Dr. Alfred Behrmann (Berlin): *Fausts Tod, ein tragisches Ende?* – Hans-Wolfgang Kendzia (Berlin): *Zum 20. Jahrestag der Neugründung. Die Geschichte der Goethe-Gesellschaft Berlin.* – Veranstaltung *Die Berliner Goethe-Gesellschaft stellt sich vor*, mit einem Vortrag von Hans-Hellmut Allers, einer Lesung von Dr. Dagmar von Gersdorff u. der Vorführung des Films von Beate Schubert *Goethe und sein Haus am Frauenplan* im Rahmen der von der Chemnitzer Ortsvereinigung in Berlin initiierten Ausstellung *Erbe und Gegenwart. 120 Jahre Goethe-Gesellschaft in Weimar – die deutschen Goethe-Gesellschaften stellen sich vor.*

Bonn (gegr. 1993)

Vorsitzender: Andreas Loesch, Kulturamt der Bundesstadt Bonn, Kurfürstenallee 2-3, 53177 Bonn; stellv. Vorsitzende: Prof. Dr. Norbert Oellers, Rüngsdorfer Str. 11, 53173 Bonn; Cornelia Kothe, Kulturamt der Bundesstadt Bonn, Kurfürstenallee 2-3, 53177 Bonn. – Prof. Dr. Hartmut Steinecke (Paderborn): *E. T. A. Hoffmanns intertextuelles Spiel mit Goethe.* – Johann Wild, René Böttcher (Bonn): *»Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick«* (szenische Lesung aus dem Briefwechsel zwischen Johann Wolfgang von Goethe u. Friedrich Heinrich Jacobi). – Karin Hempel-Soos (Bonn): *Der Goethe in mir.* – Christian Liedtke (Düsseldorf): *»Das Bier in Weimar ist wirklich gut«. Heinrich Heines Auseinandersetzung mit Goethe. – Auf Goethes Spuren in Karlsbad, Marienbad, Franzensbad* (Exkursion). – Sylvie Tyralla-Noel, Dr. Peter Andersch (Bonn): *Heinrich Heine im Gespräch. – Robert Schumann und Franz Liszt* (Paul Gulda u. sein Meisterkurs

Klavier beim Festival junger Künstler Bayreuth). – Eva Weissweiler, Gisela Berk (Köln): *»Der Himmel will es nun einmal so«. Monolog für eine Pianistin (Clara Schumann).* – *»Schiller, Tod und Teufel«* von Peter Braun mit Thomas Franke (Theaterbesuch). – Guido Seyerle (Rezitation), Alexander Illi (Tenor), Hanny Kam (Klavier): *Goethe meets Mozart.* – Prof. Dr. Harald Steinhagen (Bonn): *Gottfried Benn 1928-1939.* – *Goethes große Liebe(n). Frau von Stein trifft Christiane Vulpius* (szenische Lesung mit Musik von Sabine Kühne-Londa, Jutta Großkinsky u. Gabriele Helpap).

Bremen (gegr. 1941)

Vorsitzender: Prof. Dr. Gert Sautermeister, Hans-Thoma-Str. 22, 28209 Bremen; stellv. Vorsitzender: Herbert von der Heide, Buchenstr. 11, 28844 Weyhe. – Prof. Dr. Gert Sautermeister (Bremen): *Wolfgang Amadeus Mozart in literarischen Werken von der Romantik bis ins 20. Jahrhundert.* – Dr. Dr. h. c. mult. Manfred Osten (Bonn): *Goethes Werk in Japan und Fernost.* – Prof. Dr. Karlheinz Fingerhut (Ludwigsburg): *Goethe und Petrarca.* – Prof. Dr. Hans Kloft (Bremen): *Goethe und der Wein.* – Prof. Dr. Hans-Wolf Jäger (Bremen): *Goethes »Faust«.* – Prof. Dr. Gert Sautermeister (Bremen): *Zur Aktualität von Goethes Leben und Werk.*

Chemnitz (gegr. 1926)

Vorsitzender: Siegfried Arlt, Hüttenberg 13, 09120 Chemnitz; Geschäftsführerin: Dr. Helga Bonitz, Heinrich-Beck-Str. 47, 09112 Chemnitz. – Dr. Helga Bonitz (Chemnitz): *Auf Goethes Spuren in Italien. Rückschau auf die Italien-Reise.* – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethe und sein römischer Malerfreund Friedrich Bury.* – Dr. Helga Bonitz, Siegfried Arlt (Chemnitz): Eröffnung der Ausstellung *Erbe und Gegenwart. 120 Jahre Goethe-Gesellschaft in Weimar – die deutschen Goethe-Gesellschaften stellen sich vor* im Schloßberg-Museum Chemnitz. – Bernd Kemter (Gera): *»das Unerforschliche ruhig verehren«. Goethes Forschungsreise ins Fichtelgebirge in Begleitung von Christian Stadelmann.* – Schüler der Städtischen Musikschule Chemnitz: *»So sei gegrüßt vieltausendmal«* (Frühlingskonzert). – Dr. Helga Bonitz, Siegfried Arlt (Chemnitz): Eröffnung der Ausstellung *Erbe und Gegenwart. 120 Jahre Goethe-Gesellschaft in Weimar – die deutschen Goethe-Gesellschaften stellen sich vor* im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar. – Dr. Werner Marx (Leipzig): *Anton Kippenberg. Goethe-Verleger und Goethe-Sammler.* – Helga Bonitz, Siegfried Arlt (Chemnitz): *»Mir geht's mit Goethen wunderbar«.* – Dr. Klaus Herold (Chemnitz): *Goethes Reisen in den Harz.* – *Auf Goethes Spuren in den Harz* (Exkursion). – Lieselotte Grabaum (Fraureuth): *Goethes Stellung zu Tod und Unsterblichkeit.* – Prof. Dr. Günter Häntzschel (München): *Goethes Venedig in Prosa und Epigramm.* – Siegfried Arlt (Chemnitz): *Ihre Kaiserliche Majestät, die Großherzogin Maria Pawlowna* (gemeinsam mit dem Puschkin-Club Chemnitz).

Darmstadt (gegr. 1948)

Vorsitzender: Dr. Fritz Ebner, Frankfurter Landstr. 18, 64291 Darmstadt; stellv. Vorsitzender: Prof. Dr. Matthias Luserke-Jaqui, Großenstein 8, 66869 Kusel. – Jürgen Tröger (Heidelberg): *Ein Neujahrstag im Hause Goethe.* – Prof. Hans Altenhein, Michael Erhard, Susanne Ruppnik, Aart Veder (Darmstadt): *Christiane und Goethe. Eine Ehe in Briefen* (literarische Soiree). – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *»Was fruchtbar ist, allein ist wahr«. Zur Geschichte der Goethe-Gesellschaft* (Verleihung der Johann-Heinrich-Merck-Medaille an Herrn Dr. Golz im Rahmen einer Feierstunde). – Prof. Dr. Fotis Jannidis (Darmstadt): *Goethe und die Bestimmung des Menschen.* – Peter Benz, Oberbürgermeister a. D. (Darmstadt): *Am Frauenplan und die Poschi. Goethes und Thomas Manns Residenzen.* – Prof. Dr. Matthias Luserke-Jaqui (Kusel): *Sophie von La Roche* (Exkursion nach Speyer mit Besuch des Grünen Zimmers der Sophie von La Roche u. der Ausstellung *Heinrich IV.*). – Dr. Manfred Wenzel (Gießen): *Das Auge in Goethes Farbenlehre* (Gemeinschaftsver-

anstaltung mit dem Ärztlichen Kreisverein Darmstadt). – Dr. Immo Grimm (Darmstadt): *Wie modern war die Heilkunst der Goethezeit? Blick in die medizinhistorische Raritätenkammer*.

Dessau (gegr. 1967)

Vorsitzender: Eberhard Schmidt, Lindenstr. 129, 06847 Dessau. – Eberhard Schmidt (Dessau): *So lernte Goethe Anhalt-Dessau und Wörlitz kennen*. – Joachim Specht (Dessau): *Ein Dessauer erlag dem Lockruf der Kontinente*. – Werner Berghoff (Dessau): *Faust. Der Tragödie dritter Teil*. – Klaus Fikenscher (Dessau): *Geschichten über unsere Rolandstandbilder*. – Helmut Erfurth (Dessau): *Johann Winklers Raketenflüge*. – Eberhard Schmidt (Dessau): *Aus Goethes Welt des Geheimnisvollen*. – Ursula Hörig (Dessau): *Ungehörige Begebenheiten*. – Helmut Erfurth (Dessau): *Romantik und Realismus*. – Klaus Fikenscher (Dessau): *Der Wein erfreue des Dichters Herz*. – Eberhard Schmidt (Dessau): *Dichtung und Wahrheit in Goethes Liebesleben*.

Dresden (gegr. 1926)

Vorsitzender: Dr. Jürgen Klose, Niederwaldstr. 14, 01309 Dresden; stellv. Vorsitzende: Dr. Brigitte Umbreit, Plauenscher Ring 6, 01187 Dresden. – *»Jugenderinnerungen eines alten Mannes« von Wilhelm von Kügelgen. Vorstellung der Neuedition im Hellerau-Verlag Dresden*. – Dr. Maria-Verena Leistner (Leipzig): *»Ach, wie wär's möglich dann«. Erinnerung an Helmina von Chézy (1783-1856)*. – Dr. Hendrik Bärnighausen, Margitta Çoban-Hensel (Staatliche Schlösser, Burgen u. Gärten Sachsen): *Joseph Friedrich Freiherr von Racknitz (1744-1818). Seine »Darstellung und Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker« und ein Ausstattungsprojekt für Schloß Moritzburg (1792/93)*. – Dr. Klaus Rek (Leipzig, Neustrelitz): *»Und alle Greul des fessellosen Krieges!«. Legitimation und Motivation von Gewalt in Heinrich von Kleists »Hermannsschlacht«*. – Dr. Günter Klieme (Dresden): *Dresdner Frauen, widergespiegelt in zeitgenössischen Quellen*. – Dr. Jochen Strobel (Weimar): *Eine Familie am Ende des »deutschen Jahrhunderts«. Thomas-Mann-Bilder um 2000*. – *Frühlingssinfonie. Die bewegendste Liebesgeschichte der deutschen Romantik. Clara Wieck und Robert Schumann in Briefen und Dokumenten* (Lesung: Josephine Hoppe, Klavier: Dirk Ebersbach; Dresden). – Prof. Dr. Hans John (Dresden): *Das Wirken und kompositorische Schaffen Robert Schumanns in Dresden*. – Dr. Marlene Lohner (Wiesbaden): *Die Bukowina. Eine Landschaft und ihre Dichtung*. – *Aus Heinrich Heines »Buch der Lieder«* liest u. singt Jochen Kretschmer, auf der Gitarre begleitet von Gabriele Werner (Dresden). – Hans-Joachim Krenzke (Magdeburg): *Rainer Maria Rilke. Eine Bilderreise zu den Stätten seines Werdens* (Dia-Vortrag). – Dr. Ulrich Stoll (Kassel): *»Michelangelos Farben leuchten«. Die Decke der Sixtinischen Kapelle nach der Reinigung* (Dia-Vortrag). – Prof. Dr. Dr. Friedrich Naumann (Chemnitz): *»Am späten Abend eines vielbewegten Lebens«. Alexander von Humboldts Forschungsreise nach Rußland im Jahre 1829*. – Dr. Kerstin Stüssel (Dresden): *Minna Körner. Ehefrau und Mutter, Intrigantin, Managerin*.

Eisenach (gegr. 1978)

Vorsitzende: Dr. Barbara Schwarz, Sophienstr. 12, 99817 Eisenach; stellv. Vorsitzender: Gerhard Lorenz, Am Hängetal 5, 99817 Eisenach. – Dr. Matthias Heber (Eisenach): *Goethe und China. Zur Rezeption der Werke Goethes in China* (Teil II). – Landolf Scherzer (Suhl): *»Der Grenzgänger«* (Lesung). – Dr. Barbara Schwarz (Eisenach): *Hannah Arendt und Rahel Varnhagen*. – Prof. Dr. Reinhard Hahn (Jena): *Der Wartburgkrieg. Die literarische Vorlage des sagenhaften Sängerkrieges*. – Michael Grosse (Flensburg): *Traditionelle Faustmatinee am Ostermontag* (szenische Lesung aus *Faust I* u. *II* im Landestheater Eisenach). – Tagesfahrt nach Goslar u. Clausthal-Zellerfeld. – Mitglieder der Goethe- Gesellschaft: *»Unter der linden an der heide«* (Matinee, Beitrag zum kulturellen Stadtthema für 2006: *800 Jahre Sänger-*

krieg). – Vorstand der Goethe- Gesellschaft: *Öffentliche Stellungnahme zu geplanten Veränderungen der Kulturlandschaft in Thüringen*. – Dr. Dr. h.c. mult. Manfred Osten (Bonn): *Goethes Entdeckung der Langsamkeit. Zur Aktualität eines Klassikers im 21. Jahrhundert*. – Antje Schneider u. Ensemble (Berlin): *»Schlampampsen« können. Goethe und seine Gärten* (traditionelle Geburtstagsfeier). – Exkursion nach Lübeck, Kiel, Flensburg, Husum, Rendsburg u. Ratzeburg. – Mitglieder der Goethe-Gesellschaft: Theaterprojekt mit SchülerInnen einer 7. Klasse der Goethe-Schule Eisenach. – Hartmut Heinze (Berlin): *Anna Amalia und ihr Musenhof in Weimar*. – Tagesfahrt nach Frankfurt a.M. – Dr. Wolfgang Butzlaff (Kiel): *Mozart und das gesprochene Wort*. – Dr. Barbara Schwarz, Dr. Matthias Heber: *Elfriede Jelinek zum 70. Geburtstag*. – Mitglieder der Goethe-Gesellschaft: *Geschichten und Gedichte zur Weihnachtszeit*.

Erlangen (gegr. 2000)

Vorsitzender: Prof. Dr. Peter Horst Neumann, Ligusterweg 39, 90480 Nürnberg; Geschäftsführerin: Heida Ziegler, Im Herrengarten 6, 91054 Buckenhof. – Andreas Sommerfeld, Bariton (Leipzig), Wolfgang Bauer-Schmidt, Klavier (Erlangen), Dietmar Peschel, Erzähler (Erlangen): *»Die schöne Magelone«*. – *Johannes Brahms vertont Ludwig Tieck* (Lesung u. Konzert; Kooperation mit der VHS Erlangen). – Prof. Dr. Peter Horst Neumann (Nürnberg): *Wie Robert Schumann »Szenen aus Goethes ›Faust‹« vertonte*. – Prof. Dr. Klaus Manger (Jena): *Wielands Erfindung Weimars*. – Helga Volkmann (Marloffstein): *Literarische Gärten der Goethezeit*. – Prof. Dr. Peter von Matt (Zürich): *Medea. Wandlungen einer Täterin*. – Dr. Anika Davidson (Heroldsberg): *»Wilhelm Meisters Lehrjahre«. Goethes spannungsreicher Roman (und spannender Beitrag zur Bildungsdebatte?)*. – Heida u. Siegfried Ziegler (Buckenhof): *Goethe und Heine vom Feinsten* (Studienfahrt nach Düsseldorf). – Dr. Wladimir Gilmanow (Kaliningrad): *Die Symbolik des Seins und Nicht-Seins von Königsberg*. – Prof. Dr. Christine Lubkoll (Erlangen): *Ich, du, wir. Vom Egozentrischen zum Gemeinschaftlichen in Goethes Lyrik*. – Gabriele Czerepan-von Ulmann, Sopran (Nürnberg), Siegfried Ziegler, Violine (Buckenhof), Sigrid Wildt, Klavier (Buckenhof): *Abendempfindung. Lieder und Arien von Wolfgang Amadeus Mozart*.

Essen (gegr. 1920)

Vorsitzender: PD Dr. Benedikt Jeßing, Feldhauskamp 30, 45138 Essen; stellv. Vorsitzender: Dr. Hans-Joachim Gaffron, Listerstr. 11, 45147 Essen. – Dr. Beate Agnes Schmidt (Weimar): *Musik in Goethes »Faust I«. Aspekte zur Dramaturgie und Aufführungspraxis im frühen 19. Jahrhundert*. – Dr. Julia Annette Schmidt-Funke (Mainz): *Schiller als Zeitschriftenherausgeber. Überlegungen zur Publizistik eines Klassikers*. – Prof. Dr. Martin Bollacher (Bochum): *Das »Ende der Kunstperiode«? Goethe im Urteil Heines*. – Prof. Dr. Stefan Trappen (Klausenburg): *Schillers Freundeskreis. Arbeitsteilung, Positionen, Kontroversen*. – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Welch ein Getümmel füllt Thaliens Haus?« Goethe und das Weimarer Liebhabertheater*. – Prof. Dr. Peter-André Alt (Berlin): *Mephisto. Versuch über das Böse in Goethes »Faust«*. – Dr. Saskia-Maria Woyke (Weimar): *Verlorene Großvaterwürde? Schillers »Räuber« jenseits der Alpen. Zum Problem der Schiller-Rezeption in der italienischen Oper um 1800*. – PD Dr. Ralph M. Köhnen (Bochum): *Goethe und Mozart. »Der Zauberflöte Zweyter Teil«*.

Freiburg i.Br. (gegr. 1999)

Vorsitzender: Prof. Dr. Heinrich Witschel, Erlenweg 9 d, 79115 Freiburg i.Br.; Geschäftsstelle: Clemens Kleijn, Zum Natzental 19, 78054 Schwenningen. – Prof. Dr. Friedrich Kluge (Freiburg i.Br.): *Goethes Persien heute. Bericht von einer Reise 2004* (Dia-Vortrag; Rezitationen von Sabine Scharberth). – 6. Leserunde: *Goethes Venedig*, moderiert von Prof. Dr. Klaus Mönig. – *Don Giovanni* von Wolfgang Amadeus Mozart in der Inszenierung von Achim Freyer (Fahrt

zur Aufführung nach Mulhouse, Théâtre de la Sinne; Leitung: Prof. Dr. Rudolf Denk). – Dr. Gesa von Essen (Freiburg i. Br.): *»eine Annäherung, die nicht erfolgte«? Zur Rivalität zwischen Goethe und Schiller vor 1794* (Vortrag mit Rezitationen von Sabine Scharberth u. Dr. Christoph Michel). – Dr. Margrit Wyder (Zürich), Dr. Christoph Michel (Freiburg i. Br.): *Der Bergsturz von Goldau 1806 und sein Echo in Goethes »Reise-, Zerstreuungs- und Trostbüchlein«* (Wechselrede mit Lichtbildern). – *Goethes Geliebte. Ein »Spiel vom Blatt« von Glück, Lust und Fluchten des Dichters Goethe in seinen Versen, Briefen, Tage- und anderen Büchern.* Inszeniert u. rezitiert von Ulrich Ritter (München, Berlin). – Johann Wolfgang Goethe: *Die Laune des Verliebten, ein Schäferspiel in Versen und einem Akt* u. Wolfgang Amadeus Mozart: *Bastien und Bastienne, Singspiel in einem Akt*; aufgeführt von der Studiobühne an der Universität Freiburg (geleitet von Prof. Dr. Claus Thomas) u. der Lehrerphilharmonie Freiburg (geleitet von Gregor Schmitt-Bohn). – *In memoriam Dr. Konrad Huber: Rezitationen aus dem »West-östlichen Divan« von Gerd Heinz mit Musik*, dargeboten von Barbara Maurer, Bratsche, u. Martin Fahlenbock, Flöte (*ensemble recherche*); anschließend geselliges Beisammensein anläßlich von Goethes Geburtstag mit Lesungen von Kathrin Nast u. Sabine Scharberth. – Prof. Dr. Walter Salmen (Kirchzarten, Freiburg i. Br.): *Tänze, Bälle, Redouten im Leben Goethes* (Festvortrag mit Rezitationen von Claus Thomas u. musikalisch-tänzerischen Darbietungen des Ensembles *Tanz durch die Jahrhunderte* des Trios *Zoom*, München, innerhalb des interdisziplinären Colloquiums *Der Tanz in den Künsten 1770-1914* anläßlich des 80. Geburtstages von Walter Salmen, ausgerichtet von Prof. Dr. Achim Aurnhammer u. Prof. Dr. Günter Schnitzler). – Prof. Dr. Dieter Martin (Freiburg i. Br.): *Goethes Fortsetzung von Mozarts »Zauberflöte«*. – Dr. Dr. h. c. mult. Manfred Osten (Bonn): *Goethe und der Islam. Zur Aktualität des »West-östlichen Divans« im 21. Jahrhundert.* – Sibylle Schaible, Sopran; Sibylle Kamphues, Alt; Clemens Flämig, Tenor; Christian Meyer, Baß; Enno Kastens, Hammerflügel; Gabriele Busch-Salmen, Konzeption u. Rezitation: *Goethes »Singquartett«. »Musicalische Unterhaltung« am Frauenplan* (Konzert mit Werken u. Texten von Carl Eberwein, Johann Wilhelm Ehlers, Wolfgang Amadeus Mozart, Johann Friedrich Reichardt, Johann Abraham Peter Schulz, Carl Friedrich Zelter, Goethe, Schiller u. a.).

Gera (gegr. 2006)

In Gera wurde am 20. Oktober 2006 eine Goethe-Gesellschaft gegründet. – Vorsitzender: Bernd Kemter, Aga Lindenstr. 20, 07554 Gera; Geschäftsführerin: Elke Sieg, Zum Wiesengrund 3, 04626 Schmölln. – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *»Was fruchtbar ist, allein ist wahr«. Zur Geschichte der Goethe-Gesellschaft* (Gründungsveranstaltung der Goethe-Gesellschaft Gera). – Besuch der Sonderausstellung zur Herzogin von Kurland auf Burg Posterstein.

Gotha (gegr. 1986)

Vorsitzender: Dr. habil. Christoph Köhler, Waltershäuser Str. 17, 99867 Gotha; stellv. Vorsitzende: Marion Merrbach, Mönchelsstr. 3, 99867 Gotha. – Dr. Ulrike Buchda (Jena): *Ottilie von Goethe. Ein Lebensbild.* – Dr. Katharina Bechler (Gotha): *Kriegsbedingte Verluste Gothaer Museen.* – Dr. Wolfgang Strack (Buseck): *»Die Leiden des jungen Werther«* (Dia-Ton-Vortrag). – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *Goethe als Tagebuchautor.* – Exkursion nach Arnstadt (Leitung: Dr. habil. Christoph Köhler). – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethes »sehr ernste Scherze« im »Faust II«-Finale.* – Exkursion ins untere Lahntal: Weilburg, Limburg, Bad Ems (Leitung: Dr. habil. Christoph Köhler). – Dr. Hubert Amft (Weimar): *»Mein Verhältnis zu Ihnen macht mich glücklich und stolz«. Frédéric Soret: Freund Goethes und Erzieher des Prinzen Carl Alexander.* – Dr. Siegfried Seifert (Weimar): *Ouvertüre einer Wiedergeburt. Goethes erste Reiseetappe 1786: Italienreise vom Brenner zum Gardasee* (Dia-Vortrag). – Prof. Dr. Dietrich Grohnert (Erfurt): *Fontane als Kriminal-*

schriftsteller. – PD Dr. Bernd Auerochs (Altdorf): *Herders Philosophie der Tradition.*

Güstrow (gegr. 1982)

Vorsitzende: Dr. Elisabeth Prüß, Seidelstr. 5, 18273 Güstrow; stellv. Vorsitzende: Anneliese Erdtmann, Prahmstr. 28, 18273 Güstrow. – Dr. Volker Probst (Güstrow): *Bericht über die Barlachausstellung in Japan.* – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethe und sein italienischer Malerfreund Friedrich Bury.* – Dr. Erwin Neumann (Güstrow): *»Denk ich an Deutschland«. Germaine de Staëls Deutschlandbuch »De l'Allemagne« (1810/1813), Heinrich Heines Deutschlandschriften »Die Romantische Schule« (1835) und »Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland« (1835).* – Dr. Rita Buchweitz (Güstrow*): Goethes Weimar und 120 Jahre internationale Goethe-Gesellschaft in Weimar sowie 25 Jahre Goethe-Ortsvereinigung in Güstrow. – Frühe Backsteinbauten* (Exkursion; Leitung: Dr. Dr. Dieter Pocher, Güstrow). – Anneliese Erdtmann, Dr. Elisabeth Prüß (Güstrow): Rundfahrt auf dem Dobbertiner See mit Führung zum Thema *Frühling, Natur, Romantik.* – Exkursion nach Greifswald (Leitung: Inge Randow, Güstrow). – Manfred Kuhnke (Berlin): *Hans Fallada. Leben und Schreiben in Deutschland.* – Dr. Enno Dieckhoff (Güstrow): *Zum Freiheitsbegriff in der Geschichte des Denkens.* – Günter Eichler (Bad Doberan): *Ein Heinrich-Heine-Abend mit der Dichtung »Deutschland – ein Wintermärchen«.*

Gunzenhausen (gegr. 1998)

Vorsitzender: Dr. Johann Schrenk, Weißenburger Str. 22, 91710 Gunzenhausen; stellv. Vorsitzende: Bärbel Ernst, Steinweg 20, 91741 Wachstein. – Ehepaar Schneider: *Mit Goethe im Garten »schlampampsen«* (Vortrag mit Musik). – Dr. Hans Ulrich Foertsch (Marl): *Goethe als Staatsmann.* – Prof. Dr. Günter Häntzschel (München): *Goethes »Venezianische Epigramme«.* – Studienfahrt nach Wemding, ins Kunstmuseum Donau-Ries u. Lesung von Dr. Johann Schrenk mit Gedichten von Charles Baudelaire. – Studienseminar *Herrmann und Dorothea* für Mitglieder (Leitung: Dr. Johann Schrenk). – Goethe-Geburtstagsfeier in Wachstein. – Dr. Thomas Kraft (Herrsching): *Zwischen Bratwurst und Barock. Fränkische Besonderheiten* (Lesung). – Hermann Kaussler (Nürnberg): *Goethe als Gartenliebhaber und Naturforscher.* – Dr. Ingeborg Besch (Saarbrücken): *Die Goethe-Rezeption im 20. Jahrhundert. Kandinsky, Klee und Beuys.* – Goethe-Weihnachtsfeier.

Halle (gegr. 1964)

Vorsitzender: Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher, Spitze 4 a, 06184 Kabelsketal; stellv. Vorsitzender: †Günther Kühne, Hegelstr. 11, 06114 Halle; Geschäftsführer seit Mai 2006: Dr. Hartmut Heller, Saalfelder Str. 24, 06116 Halle. – Hartmut Heinze (Berlin): *Anna Amalia und ihr Musenhof von Weimar und Tiefurt.* – Prof. Dr. Thomas Höhle (Halle): *Schiller und Bürger, eine Katastrophe.* – Prof. Dr. Heinz Hamm (Halle): *Aus der Werkstatt von Goethes Übersetzungen. Goethes Aufsatz zu Byrons »Manfred«.* – Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher (Halle): *»einen klaren Blick und reinen Sinn«. Christian Keferstein und Goethe.* – Dr. habil. Hans-Jochen Marquardt (Halle): *Ästhetik der Emanzipation – Emanzipation der Ästhetik? Zu Schillers Konzept des literarischen Publikums.* – Dr. Ingeborg von Lips-Sültemeyer (Halle): *»Sieben auf einen Streich«? Zum Profil der sog. Schwäbischen Dichterschule.* – Kai Agthe (Halle): *Ein zweiter Diderot oder Die Wissenschaft vom Wissen schaffen. Der hallesche Enzyklopädist und Biograph Johann Gottfried Gruber. – Auf den Spuren schwäbischer Dichter* (Exkursion nach Weinsberg, Marbach am Neckar u. Ludwigsburg). – Dr. Heidi Ritter (Halle): *»Wie sehn' ich mich hinaus in die freie Welt«. Zum 200. Todestag von Sophie Mereau-Brentano.* – Prof. Dr. Jost Hermand (Madison, USA): *Unter Genossen. Heinrich Heine und Karl Marx.* – Prof. Dr. Manfred Beetz (Halle): *Plaudereien um Goethe vor 200 Jahren.* – Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher (Halle): *»Soll ich dann / Nicht wieder*

bald nach Halle reisen?«. Reiseberichte über Halle im endenden 18. Jahrhundert.

Hamburg (gegr. 1924)

Vorsitzende: Ragnhild Flechsig, Gustav-Falke-Str. 4, 20144 Hamburg; Geschäftsführerin: Dr. Claudia Liehr-Molwitz, Stockholmstr. 113, 21682 Stade. – Gertrud Gilbert (Bad Nauheim): *Briefe der Frau Rat Goethe an Herzogin Anna Amalia.* – Prof. Dr. Albert Meier (Kiel): *»Wenn Peter stirbt, erwache Zeus nicht wieder«. Johann Gottfried Seumes Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802.* – Dr. Christine Hehle (Potsdam): *Berlin, Borsig, Bismarck. Zu Theodor Fontanes Erzählung »Stine«.* – Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken (Frankfurt a. M.): *Goethe und das »Hohe Lied« Salomos.* – Prof. Dr. Günter Häntzschel (München): *Goethe in München.* – Dr. Heinz Hiebler (Lüneburg): *Goethe als Hausgott. Zur Goethe-Rezeption Hugo von Hofmannsthals.* – *Klassisches Griechenland* (Exkursion; Leitung: Dr. Klaus Baumann u. Klaus Weiss). – Prof. Kenneth S. Whitton (Leeds): *Goethe und Ossian.* – Wolfgang Stendar (Zürich, Hamburg): *Goethes »Faust I«* (Rezitation u. Lesung). – *Durch Berlin und Potsdam auf Goethes Spuren* (Exkursion; Leitung: Clemens Heithus). – Gerrit Brüning (Berlin): *Wilhelm Meisters ästhetische Erziehung. Zum Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller über die »Lehrjahre«.* – Elizabeth Böhm (Hagen): *Inszenierte Gegenwart. Zu den vielschichtigen Beziehungen von Liebe und Kunst, Erleben und Dichtung in Goethes »Römischen Elegien«.* – *Durch Leipzig und Dresden auf Goethes Spuren* (Exkursion; Leitung: Ehepaar Flechsig u. Thorsten Weber). – Dr. Wolfgang Bunzel (München): *Eine »sonderbare, bedeutende, heitere, rührende, furchtbare Geschichte«. Goethes Novelle »Die wunderlichen Nachbarskinder«.* – – 9. Klassik-Seminar: *Gotthold Ephraim Lessing. Dichter zwischen Aufklärung und Klassik* mit folgenden Vorträgen: Prof. Dr. Albert Meier (Kiel): *Was macht ein Dichter unter den Metaphysikern?* – Prof. Dr. Wilfried Barner (Göttingen): *Was reizt Lessing an den gemischten Charakteren?* – Prof. Dr. Jürgen Stenzel (Hamburg): *Lessings Werk im Licht seiner Jugend.* – Prof. Dr. Willi Jasper (Potsdam): *Lessing und Mendelssohn. Die Dialektik der Aufklärung.* – Dr. Rainer Moritz (Literaturhaus Hamburg): *Mit Büchern leben.*

Hannover (gegr. 1925)

Vorsitzender: Peter Meuer, Kolbeweg 43, 30655 Hannover; Geschäftsführerin: Heide Tongers, Thüringer Str. 15, 30179 Hannover. – Hanjo Kesting (Hannover): *Der Ehrgeiz zur höchsten Position. Goethe und Thomas Mann in »Lotte in Weimar«.* – Prof. Dr. Werner Wunderlich (St. Gallen, Hannover): *Che inferno. Der Steinerne Gast zu Besuch bei Don Giovanni.* – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *»Erhabenes verehrend, Schönes genießend, Gutes wirkend«. Die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach.* – Dr. Georg Ruppelt (Hannover): *Die Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Bibliothek in Hannover.* – Prof. Dr. Paul Raabe (Wolfenbüttel): *Gottfried Benn in Hannover 1935-1937.* – Dr. Dr. h. c. mult. Manfred Osten (Bonn): *Die Kunst, Fehler zu machen. Goethe und die Risiken der Null-Fehler-Kultur.* – Irmgard Bogenstahl (Hannover): *Karoline von Günderrode. Stiefkind der Romantik.* – Prof. Dr. Bernhard Taureck (Hannover): *Mein Goethe.* – Cornelia Kühn-Leitz (Hannover): *»Oh, Deutschland, meine ferne Liebe«. Lyrik und Prosa von Heinrich Heine.* – Jens Thomas (Hannover, Bochum): *»Gesang der Geister«. Klassik, Jazz und Rock. Goethe-Lieder unter dem Motto »Stirb und werde«.* – Prof. Dr. Albrecht Schöne (Göttingen): *»Geheimstes«. Goethes Briefwechsel mit der Kaiserin Maria Ludovica.* – Peter Meuer (Hannover): *»Einige Tage bleibe ich hier […] zu befürchten hab ich gar nichts«. Heinrich Heine 1843 in Hannover. Ein Autograph aus der Sammlung Culemann.* – – Exkursionen mit Elke Kantian (Leitung): *Zu Lotte nach Wetzlar.* – *Auf Goethes Spuren im Rheingau.*

Heidelberg (gegr. 1967)

Vorsitzende: Dr. Letizia Mancino-Cremer, Mombertplatz 23, 69126 Heidelberg; stellv.

Vorsitzender: Prof. Dr. Dieter Borchmeyer, Germanistisches Seminar der Universität Heidelberg, Hauptstr. 207-209, 69117 Heidelberg. – Franziska Polanski (München), Dieter Borchmeyer (Heidelberg): *Mozart in Mannheim*; Philippe Mesin (Violine), Michael Kiesewitz (Klavier): *Violinkonzert Nr. 5 A-Dur von Wolfgang Amadeus Mozart*. – Theaterbesuch u. Gespräch mit Theaterintendantin Ute Richter (Heidelberg): *Die Grönholm-Methode von Jordi Galceran*. – Führung mit Luisa Reiblich (Mannheim) durch die Ausstellung: *Der geschmiedete Himmel. Die Himmelsschale von Nebra*. – Barbara Knape (Heidelberg): *Goethe als Jurist*. – –Tagung *Staat und Religion. Der moderne Staat im Rahmen kultureller und religiöser Lebenselemente* (Leitung: Prof. Dr. Waldemar Schreckenberger, Speyer) mit folgenden Vorträgen: Prof. Dr. Raif-Georges Khoury (Heidelberg): *Politik und Religion im Islam. Die Probleme in der modernen Zeit und der Beitrag der Reformen*. – Prof. Dr. Gerhard Rau (Heidelberg): *Staat und Religion: Die evangelisch-protestantische Perspektive*. – Prof. Dr. Daniel Krochmalnik (Heidelberg): *Theokratie in Israel. Politisch-religiöse Komplexe in der jüdischen Tradition*. – Prof. Dr. Martin Sattler (Heidelberg): *Der Öffentlichkeitsanspruch der Kirchen in Deutschland. Glaube, Religion und Politik*. – – *Weimar literarisch* (Studienreise). – Prof. Dr. Heinz Rölleke (Wuppertal): *»Des Knaben Wunderhorn«. Ein ›wunderbarer‹ Heidelberger Liederzyklus*; Philippe Mesin (Violine), Irina Monti (Klavier), Ulrike Wälde (Rezitation): *»Der Traum von der blauen Blume«. Musik und Texte der Romantik*. – Prof. Dr. Christoph Cremer, Gerhard Jähnichen (Heidelberg): *Experimente zu Goethes Farbenlehre*. – Dr. Dr. h. c. mult. Manfred Osten (Bonn): *»Faust«. Eine Oper von Mozart?* – Zu Goethes Geburtstag: Prof. Dr. Rainer Holm-Hadulla (Heidelberg): *Goethes Weg zu sich selbst*; Alexandra Baumbusch (Sopran), Martin Münch (Klavier): *Lieder. Goethe-Texte in der Vertonung von Beethoven und Schubert*. – Bettina Wild: *Rafik Schami und sein literarischer Spaziergang durch Damaskus*. – Prof. Dr. Dieter Borchmeyer (Heidelberg): *Mozart, Goethe, Wagner. Ein deutsches Dreigestirn*.

Hildburghausen (gegr. 1962)

Vorsitzender: Dieter Schrimpf, Am Kümmelhag 10, 98646 Hildburghausen. – Astrid Rühle von Lilienstern (Bedheim): *Die verbotenen Opfer. Sonderlager Buchenwald*. – Dies. (Bedheim): *Vergessene Opfer. Zwangssterilisationen in Südthüringen*. – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethes Vermächtnis an die Deutschen*. – Jutta Voigt (Berlin): *»Der Geschmack des Ostens«* (Lesung). – Dr. Jörg Bilke (Bad Rodach): *Joseph Meyer zu seinem 150. Todestag*. – Achim Amme (Berlin): *Songs und Satiren*. – Dr. Jens-Fietje Dwars (Jena): *»Die alte Kuh und das Meer«* (Lesung). – Lutz Rathenow (Berlin): *»Gewendet«* (Lesung). – Guido Dieckmann (Hassloch): *»Die Frau mit den Seidenaugen«. Ein Roman über die Dunkelgräfin von Hildburghausen, Madame Royale*.

Hildesheim (gegr. 1932)

Vorsitzender: Rolf Wagenknecht, Von-Emmich-Str. 40, 31135 Hildesheim. – Prof. Dr. Silvio Vietta (Hildesheim): *Ästhetik und Religion in der »Göttinger Frühromantik« (Wackenroder, Tieck und die Brüder Schlegel)*. – Rolf Wagenknecht: *»doch hatten wir [scil. in Jena und Weimar] nicht die stolze Furcht, einen Namen in der Weltgeschichte um solchen Preis zu gewinnen«. Goethe im Jahr 1806 nach der Schlacht von Jena und Auerstedt*. – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethes römischer Malerfreund Friedrich Bury (1763-1823)*. – Rolf Wagenknecht: *»Widerspiegelungen«. Mozart literarisch bei Goethe und Mörike* (literarische Tafelrunde am Kamin zur Erinnerung an die 250. Wiederkehr des Geburtstags von Wolfgang Amadeus Mozart).

Ilmenau (gegr. 1963), neu: Ilmenau-Stützerbach (ab 2006)

Vorsitzender: Prof. Dr. Heinrich Arnold, Prof.-Stamm-Str. 3, 98693 Ilmenau; Vorsitzender seit November 2006: Dr. Wolfgang Müller, Südring 15, 98693 Ilmenau. – Dietrich Weiß (München): *11 Literaten der*

Gruppe 47. – Gewandhaus-Bläserquintett (Leipzig): *Weihnachtskonzert »Choral St. Antoni«*.

Jena (gegr. 1922)

Vorsitzender: Dr. Florian Fischer, Marderweg 39, 07749 Jena; Vorsitzende seit Mai 2006: Dr. Brigitte Hartung, Johannes-R.-Becher-Str. 26, 07745 Jena; stellv. Vorsitzende seit Mai 2006: Dr. Claudia Udich, Greifbergstr. 1, 07749 Jena; stellv. Vorsitzender: Prof. Dr. Klaus Manger, Sonnenbergstr. 9, 07743 Jena. – Prof. Dr. Werner Greiling (Jena): *Die »schöne Seele« und »Goethes Statthalter auf Erden«. Berliner Perspektiven auf das »Ereignis Weimar-Jena«*. – Prof. Dr. Klaus Manger (Jena): *Die kulturpolitische Zuspitzung von Goethes und Schillers »Xenien«*. – Hans-Jürgen Schmitt (Kronach): *Die nationale Frage bei Gleim, Klopstock, Herder und dem jungen Goethe*. – Prof. Dr. Joachim von Puttkamer (Jena): *Das Athen Deutschlands. Maria Pawlowna und die Bedeutung Weimars in der russischen Außenpolitik 1804-1828*. – Gerhard Nasdala (Weimar): Führung durch das renovierte und neu konzipierte Wielandgut Oßmannstedt. – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethe und Friedrich Bury*. – Prof. Terence James Reed (Oxford): *»Frische Nahrung«. Zur dreistufigen Entstehung von Goethes Gedicht »Auf dem See«*. – PD Dr. Angelika Pöthe (Jena): *Carl Alexander. Goethelektüre und Mäzenatentum in Weimars silberner Zeit*. – Prof. Dr. Klaus Manger (Jena): *»Weimar – in der Gewalt des mozartischen Genius«. Mozart auf dem Weimarer Theater.*

Karlsruhe (gegr. 1960)

Vorsitzender: Prof. Dr. Georg Pilz, Unterer Kreuzwasen 4, 75335 Dobel; stellv. Vorsitzende: Christa Sütterlin, Hirschweg 16, 76359 Marxzell. – Dr. Bernd Mahl (Tübingen): *Goethes »Faust« im modernen Regietheater. Von Brecht (1952) bis zur Gegenwart* (mit Videoausschnitten). – Prof. Dr. Udo Ebert (Jena): *Schiller und das Recht*. – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *Jean Paul und Goethe*. – Prof. Dr. Claus Günzler (Karlsruhe): *Goethe und die Pädagogen. Zu einer wechselvollen Rezeptionsgeschichte*. – *Auf Werthers Spuren* (Studienfahrt ins Lahntal). – Prof. Dr. Theo Buck (Aachen): *Schillers Mitwirkung an Goethes »Faust«*. – Prof. Dr. Gert Sautermeister (Bremen): *Heimat als Fremde, Fremde als Heimat. Über ein Grundmotiv im Leben und Werk Goethes*. – Hartmut Heinze (Berlin): *Moral der Macht, Ohnmacht der Moral. Wirklichkeitsvorgabe und Symbolgestaltung in Goethes Trauerspiel »Die natürliche Tochter«*. – Dr. Holger Jacob-Friesen (Karlsruhe): *Max Klinger als Erzähler* (Führung in der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe).

Kassel (gegr. 1949)

Vorsitzender: Prof. Dr. Ludolf von Mackensen, Hugo-Preuß-Str. 3, 34131 Kassel; Geschäftsführerin: Margot Leiding, Brasselsbergstr. 3 a, 34132 Kassel; Geschäftsführer seit Januar 2007: Dr. Jörg Westerburg, Heckerstr. 49, 34121 Kassel. – Prof. Dr. Jutta Limbach (München): *Zum Verhältnis von Recht und Sprache*. – Ausstellungsbesuch in der Neuen Galerie: *3× Tischbein und die europäische Malerei* (Führung: Dr. Marianne Heinz). – Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmar Hansen (Düsseldorf): *Der Freiheitskampf der Niederlande in der Darstellung Friedrich Schillers*. – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethe und sein römischer Malerfreund Friedrich Bury*. – Prof. Dr. Matthias Luserke-Jaqui (Darmstadt): *Friedrich Schillers literarische Anfänge*. – Prof. Dr. Hans Otto Horch (Neuwied): *Goethe und das Judentum*. – Dr. Ulrich Stoll (Kassel): *Rembrandt. Neuester Stand und vier seiner Bilder*. – Ausstellungsbesuch: *34 Gemälde Rembrandts in Kassel. Die historische Sammlung von Landgraf Wilhelm VIII.* (Führung: Dr. Gregor Weber). – – Lesungen mit Nanna Wirtz: *»Wilhelm Meisters Lehrjahre«*.––Wintersemester 2005/2006 an der Universität: Seminare mit Prof. Dr. Georg-Michael Schulz (Kassel): *Das Tragische und die Tragödie* sowie mit Dr. Hella Jäger-Mertin: *»Wilhelm Meisters Lehrjahre«*. – –Prof. Dr. Klaus Gille (Am-

sterdam): *Schweizer Spuren in den »Wanderjahren«*. – Ausstellungsbesuch im Stadtmuseum: *Mit 100 Sachen durch 1000 Jahre Stadtgeschichte* (Führung: Karl-Hermann Wegner). – Guido Seyerle (Stimpfach): *Goethes Musensohn* (Reisebericht mit Dias). – Tagesfahrt nach Weimar (Leitung: Margot Leiding): *Goethe als Landschaftsgestalter und Gartenarchitekt und Besuch im Palais Schardt*. – Dr. Josef Mattausch (Leipzig): *Anna Katharina Schönkopf, Goethes Leipziger Jugendliebe. Erlebnis und Fiktion*. – Prof. Dr. Ludolf von Mackensen (Kassel): *Einführung in Goethes Farbenlehre als alternative Naturforschung* (mit Experimenten). – Rezitation Lutz Görner (Weimar): *Heinrich Heine: »Deutschland – ein Wintermärchen«*. – Prof. Dr. Dieter Martin (Freiburg i. Br.): *Goethes Fortsetzung von Mozarts »Zauberflöte«*. – Prof. Dr. Ludolf von Mackensen (Kassel): *Von der ersten Sternwarte zum »Kunsthaus« Ottoneum. Leitimpulse der Naturwissenschaft, Technik und Kultur für die Kasseler Museen*. – Prof. Dr. Helmut Fuhrmann (Kassel): *Botho Strauß' Theaterstück »Trilogie des Wiedersehens« und Goethes Gedichtzyklus »Trilogie der Leidenschaft«*; Brunhild u. Jörg Falkenstein: *Lesetheater zu Goethe*.

Kiel (gegr. 1947)

Vorsitzender: Dr. Bodo Heimann, Holtenauer Str. 69, 24105 Kiel; Geschäftsführer: Thiel J. Martensen, c/o Universitätsbuchhandlung Weiland, Holtenauer Str. 116, 24105 Kiel; Geschäftsführer seit August 2006: Dr. Julius Pfeiffer, c/o Buchhandlung Cordes, Willestr. 14, 24103 Kiel. – Angelika Volquartz (Oberbürgermeisterin der Landeshauptstadt Kiel)*: Mein Goethe. Eine Nacht im »Elephanten« und ein Tag danach*. – Prof. Dr. Marianne Wünsch (Kiel): *Goethes »Faust I«*. – Dr. Heike Spies (Düsseldorf): *Goethes Persönlichkeit in Wandel und Wirkung*. – Dr. Bodo Heimann (Kiel): *Heinrich Heine und der Religionsstreit*. – Prof. Dr. Albert Meier (Kiel): *Drei Generationen Goethe in Italien*. – Führungen durch die Düsseldorfer Heine-Ausstellung und das Goethe-Museum (Exkursion). – Kieler Woche Soiree: Heine-Schumann-Liederabend mit Helen Zimmermann (Sopran), begleitet von David Böhler (Gemeinschaftsveranstaltung mit der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek). – Dr. Wolfgang Butzlaff (Kiel): *Mozart, wie ihn keiner kennt*. – Eckhard Pabst (Kiel): *Goethe-Verfilmungen*. – Gert Wilhelm Trube (Kiel): *»Man kann von Rom nichts Kostbareres mitnehmen«. Zu Goethes Sammlung von Gemmenabdrücken*. – Dr. Julius Pfeiffer u. a.: *Ein Abend in Sophies Bücherwelt*.

Köln (gegr. 1994)

Vorsitzender: Franz Josef Scheuren, Grünewaldstr. 19, 50933 Köln; Vorsitzender seit April 2006: Prof. Dr. Volker Neuhaus, Rolandstr. 91, 50677 Köln; Geschäftsführerin: Marlene Encke, Friedenstr. 68, 50226 Frechen. – Franz Josef Scheuren (Köln): *Goethe und Mozart. Nähe und Ferne in der Zeitgenossenschaft*. – Dr. Wladimir Gilmanow (Kaliningrad): *Der »Königsberger Subtext« im Werk von Goethe und Schiller*. – Dr. Jürgen Ritte (Paris): *»Nicht zum tragischen Dichter geboren«. Ein Doppelporträt mit Goethe: Ernst Cassirer liest Thomas Mann*. – Elsa Plath-Langheinrich (Uetersen): *Goethes Gustgen. Augusta Louise Gräfin zu Stolberg-Stolberg im adeligen Damenstift zu Uetersen*. – Doris Meyer, Stephan Lindemeier, Christina Bach (Köln): *»Im wunderschönen Monat Mai«* (literarisch-musikalische Soiree mit Texten von Heinrich Heine u. Musik von Robert Schumann). – Dr. Hartmut Eckau (Köln): *Goethe als Naturforscher in Böhmen*. – Prof. Dr. Elmar Salmann (Rom): *Theologische Motive oder Christentum als Motiv bei Goethe*. – PD Dr. Julia Bertschik (Berlin): *»Sinnliche Zeichen«. Dichtungssymbolik bei Goethe und Caroline de la Motte Fouqué*. – Besuch des Goethe-Museums u. des Heine-Instituts in Düsseldorf (Exkursion). – *Jules d'Aurevilly: »Gegen Goethe«* (Lesung: Bernt Hahn, Moderation: Prof. Dr. Volker Neuhaus). – Dr. Markus Wallenborn: *Frauen. Dichten. Goethe. Goethe im Werk Charlotte von Steins, Marianne von Willemers und Bettina von Arnims*.

Kronach (gegr. 1990)

Vorsitzender: Hans-Jürgen Schmitt, Fehnstr. 51, 96317 Kronach; stellv. Vorsitzender: Herbert Schwarz, Gießübel 38, 96317 Kronach. – Hans-Jürgen Schmitt: *Johann Kaspar Zeuß (1806-1856), Begründer der sprachwissenschaftlichen Keltologie aus Kronach* (gemeinsam mit Stadt u. Geschichtsverein). – Prof. Dr. Björn-Uwe Abels (Bamberg): *Die Kelten in Oberfranken aus archäologischer Sicht*. – Dr. Hermann Simon (Berlin): *Moses Mendelssohn. Bekennender Jude, deutscher Aufklärer, Vorbild für Lessings Nathan*. – Hans-Jürgen Schmitt: *Gottfried Benn*. – Walter Klose (Bariton, Kronach), Dr. Franz Lederer (Klavier, Kulmbach), Hans-Jürgen Schmitt (Texterläuterungen, Kronach): *Neue Lieder von Franz Lederer nach Texten von Goethe, Platen, Eichendorff und Nietzsche* (Uraufführungen). – Walter Schinzel-Lang (Kronach): *Der Einfluß chinesischer Philosophen auf das Denken der europäischen Aufklärung*. – Prof. Dr. Rüdiger Harnisch (Passau): *Johann Kaspar Zeuß im Kontext der Sprachwissenschaft seiner Zeit*. – Hans-Jürgen Schmitt: *Die frühgoethezeitlichen Kreuzwegstationen am Kronacher Kreuzberg* (mit Begehung). – Dr. Konstantinos Pratelidis (Burgkunstadt, Kronach): *Griechenland zur Goethezeit*. – Hans-Jürgen Schmitt: *Karl Philipp Moritz. Goethes Freund und Berater*. – Theaterfahrt nach Hof: *Johann Wolfgang Goethe: »Reineke Fuchs«*. – Tagesfahrten nach Weimar, Apolda u. Oßmannstedt mit Ausstellungsbesuchen. – Einwöchige literarische Studienreise in die Altmark u. nach Brandenburg: *Auf den Spuren Theodor Fontanes*. – Verleihung des Kronacher Goethe-Jugendpreises an die Kollegiatin Franziska Güntner für ihre Facharbeit: *Die Wissenschaftsproblematik im »Faust« und deren Umsetzung in der Inszenierung der »Faust«-Festspiele in Kronach*.

Leipzig (gegr. 1925)

Vorsitzender: Dr. Josef Mattausch, Beethovenstr. 1, 04416 Markkleeberg; Geschäftsführer: Hilmar Dreßler, Plaußiger Str. 4, 04318 Leipzig. – Prof. Dr. Ulrich Johannes Schneider (Leipzig): *Johann Heinrich Zedler. Leipziger Verleger und Enzyklopädist des 18. Jahrhunderts* (mit Führung durch die Ausstellung *Seine Welt wissen. Enzyklopädien der Frühen Neuzeit*). – Dr. Ruth Istock (Kleinmachnow): *Elise von Türckheim. Goethes Lili. Ein elsässisches Familienleben in schwerer Zeit*. – Dr. Wolfgang Butzlaff (Kiel): *Mozart und die Sprache*. – Kulturfahrt nach Freiberg mit Stadt- u. Domführung (in der Bergakademie Vortrag von Prof. Dr. Otfried Wagenbreth über den Freiberger Bergbau, die Bergakademie u. J. W. Goethe, vorher Besichtigung der Basaltsäulenwand am Scheibenberg mit fachlicher Erläuterung durch Dr. nat. habil. Frank Junge, Leipzig). – Dr. Petra Maisak (Frankfurt a. M.): *Goethe und Tischbein in Rom* (Dia-Vortrag). – Prof. Dr. Ernst Osterkamp (Berlin): *Wechselwirkungen zwischen Goethe und Wilhelm von Humboldt*. – Soiree im Schumannhaus: *»und Wehmut schleicht mir ins Herz hinein«. »Buch der Lieder« und Klingende Gedichte. Heinrich Heine und Robert Schumann zum 150. Todestag* (Gesang: Ulrike Richter, Sopran; am Flügel: Iva Dolezalek). – Dreitägige Herbstexkursion in die Lausitz: Kamenz, Kloster St. Marienstern, Rammenau, Herrnhut, Görlitz, Nochten, Bad Muskau (Vorbereitung u. Leitung: Dr. Josef Mattausch. – Prof. Terence James Reed (Oxford): *»Frische Nahrung«. Drei Versionen eines Goethe-Gedichts*. – Prof. Dr. Günter Häntzschel (München): *Goethes Venedig in Prosa und Epigramm*. – Dr. Jürgen Klose (Dresden): *Der sanfte Nachsommer der deutschen Klassik. Über Adalbert Stifters poetische Konfession*.

Ludwigsburg (gegr. 1998)

Vorsitzende: Monika Schopf-Beige, Alt-Württemberg-Allee 9, 71638 Ludwigsburg; stellv. Vorsitzender: Hans-Jürgen Bader, Alt-Württemberg-Allee 9, 71638 Ludwigsburg. – Gertrud Gilbert (Schauspielerin, Bad Nauheim): *Die Fahrt ins Kirschenwäldche. Frau Rath Goethe erzählt*. – Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken (Frankfurt a. M.): *»Die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat«. Goethe und das Hohe Lied*

Salomos. – Hilmar Dreßler (Leipzig): *Die Goethe-Vertoner Reichardt und Zelter im Blickfeld des Dichters* (mit Musikbeispielen). – Dr. Dr. h. c. mult. Manfred Osten (Bonn): *Die Beschleunigung der Zeit. Zur Modernität Goethes im 21. Jahrhundert*. – Dr. Werner Link (Bayreuth): *Der Dichter und der Architekt. Goethe auf den Spuren Andrea Palladios* (Dia-Vortrag). – Hans Nagel (Ludwigsburg): *Spaziergang an Goethes Geburtstag: »Die untere Stadt«*. – Monika Schopf-Beige, Hans-Jürgen Bader (Ludwigsburg): *Auf Goethes Spuren im Elsaß* (Studienreise; Leitung: Monika Schopf-Beige, Hans-Jürgen Bader). – *»Die Hochzeit des Figaro« von Wolfgang Amadeus Mozart* (Konzertreise nach Bad Lauchstädt; Leitung: Monika Schopf-Beige). – Adalbert Schlipf (Löchgau): *»Möchten Sie Mozart gewesen sein?«. Musik, Legenden und Begebenheiten aus dem Leben des genialen Musikers und Menschen Wolfgang Amadé* (mit Musikbeispielen).

Magdeburg (gegr. 1933)

Vorsitzende: Dr. Charlotte Köppe, Bernhard-Kellermann-Str. 32, 39120 Magdeburg; stellv. Vorsitzende: Dr. Heike Steinhorst, Kiefernweg 2, 39326 Wolmirstedt. – Dr. Charlotte Köppe (Magdeburg): *Zur Geschichte und zur Tätigkeit der Goethe-Gesellschaft in Magdeburg* (gemeinsam mit dem Richard-Wagner-Verband Magdeburg) – Dr. Ulrich Stoll (Kassel): *»Michelangelos Farben leuchten«. Die Decke in der Sixtinischen Kapelle nach der Reinigung* (gemeinsam mit der Johannisloge *Ferdinand zur Glückseligkeit*). – Dr. Charlotte Köppe (Magdeburg): *Betrachtungen zum Briefwechsel der Ulrike von Pogwisch mit Goethe. Zur Veröffentlichung der Briefe durch Ruth Rahmeyer: ››Bester Vater!‹. Briefe der Ulrike von Pogwisch an Goethe«, Leipzig 1999*. – Dr. Heike Steinhorst: *»Bekenntnisse einer schönen Seele, von ihr selbst geschrieben«. Friederike Helene Ungers Roman von 1806 und das Goethesche Vorbild* (gemeinsam mit der Literarischen Gesellschaft Magdeburg).

München (gegr. 1917)

Vorsitzender: Prof. Dr. Günter Häntzschel, Von-Erckert-Str. 40, 81827 München; Vorsitzender seit September 2007: Prof. Dr. Rolf Selbmann, Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Deutsche Philologie, Schellingstr. 3, 80799 München; Geschäftsführer: Hans Brendel, Pflegerbauerstr. 7, 81925 München. – Prof. Dr. Wolfgang Riedel (Würzburg): *Formen und Funktionen des Erzählens. Die »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«*. – Prof. Dr. Helmut J. Schneider (Bonn): *Archaik und Moderne. Goethes Formexperiment »Hermann und Dorothea«*. – PD Dr. Wolfgang Bunzel (München): *Eine »sonderbare, bedeutende, heitere, rührende, furchtbare Geschichte«. Goethes Novelle »Die wunderlichen Nachbarskinder«*. – Prof. Dr. Friedhelm Marx (Bamberg): *Über den Schluß von »Dichtung und Wahrheit«*. – Prof. Dr. Klaus Manger (Jena*): Die Biberrepublik. Goethe, als Reiseerzähler, beispielsweise über Venedig*. – Prof. Dr. Bernd Witte (Aachen*): Die Aktualität des Klassikers. Walter Benjamin und Goethe*. – Prof. Dr. Gerhard Neumann (München): *Kafka und Goethe. Geschichte einer problematischen Beziehung*. – Dr. Hiltrud Häntzschel (München): *»Hitler bei Betrachtung von Goethes Schädel«. Das Goethe-Jahr 1932 in der populären Presse*. – Achim Höppner (München*): Lesung aus Thomas Manns Roman »Lotte in Weimar« (1939)*.

Naumburg (gegr. 1988)

Vorsitzender: Dr. Bernd Niemann, Käthe-Kollwitz-Siedlung 6, 06618 Naumburg; stellv. Vorsitzende: Dr. Irene Traub-Sobott, Schönburger Str. 19 a, 06618 Naumburg. – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *Anna Amalia und der Weimarer Musenhof*. – Dr. Jochen Klauß (Weimar): *Goethe und Johann Friedrich Meyer, der »Kunschtmeyer«*. – Prof. Dr. Manfred Beetz (Halle): *Überlebtes Welttheater. Goethes autobiographische Darstellung der Wahl und der Krönung Josephs II. in Frankfurt 1764*. – Dr. Bernd Niemann (Naumburg): *»Pawels Briefe« von Monika Maron. Über das nicht normale Alltagsleben von*

Menschen im Deutschland des 20. Jahrhunderts. – Exkursion nach Göttingen: Geschichte der Universität Göttingen (Führung), Besichtigung der Universitätsbibliothek und des Botanischen Gartens, Theaterbesuch im Deutschen Theater, Besuch des Stammsitzes der Familie des Dichters Novalis in Nörten-Hardenberg (Leitung: Dr. Bernd Niemann). – Dr. Egon Freitag (Weimar): *Christoph Martin Wieland. Leben und Werk*. – Exkursion zur Wieland-Gedenkstätte in Oßmannstedt (Leitung: Dr. Bernd Niemann). – Dr. Robert Sobott, Dr. Irene Traub-Sobott (Naumburg): *»daß ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält«. Goethes naturwissenschaftliches Weltbild*.

Nordenham (gegr. 1946)

Vorsitzender: Burkhard Leimbach, Im Sonnenwinkel 4, 26954 Nordenham; stellv. Vorsitzender: Stefan Tönjes, Goethestr. 5, 26954 Nordenham. – Musikabend mit dem Trio *Arundo*. – Dr. Angelika Reimann (Jena): *Zu Tisch mit Goethe*. – Musikabend mit dem Leipziger Barockorchester (*Calmus Ensemble*). – Dr. Wolfgang Butzlaff (Kiel): *Fontanes Verlobungen. Leben und Literatur*. – Duo Wegner: Kammermusikabend für Flöte und Harfe. – Prof. Dr. Tilman Allert (Frankfurt a. M.): *Die Tarnkappe des Menschen. Über das Schminken und Verkleiden*. – *Auf Goethes Spuren durch den Ostharz* (Exkursion). – Kammermusikabend mit dem *Ciompi Quartet of Duke University* (Durham, USA). – Prof. Dr. Rolf Schäfer (Oldenburg): *Neue Religiosität als Antwort auf den 11. September*. – – Jubiläumsprogramm: 60 Jahre Goethe-Gesellschaft Nordenham: Dr. Dr. h. c. mult. Manfred Osten (Bonn): *Faust und die modernen Orgien des Vergessens*. – Jochen Dudeck (Nordenham): *Erinnern und Vergessen in der Google-Ära*. – Dr. Peter Klan (Nordenham): *Vergessen, um gesund zu bleiben*. – – Christian Seibert (Berlin): *Beethoven, Berger, Mendelssohn, Schumann* (Klavierabend). – Konzert zwischen den Jahren: *»Corda-Trio« zu viert. Humoristische Purzelbäume in D-Dur.*

Nürnberg (gegr. 1995)

Vorsitzende: Dr. Claudia Leuser, Maxplatz 30, 90403 Nürnberg; stellv. Vorsitzende: Ingrid Biberacher, Berliner Platz 6, 90489 Nürnberg. – Insa Schmidt, Rezitation u. Gesang; Klaus Meile, Rezitation (Nürnberg): *»Sie hatten sich beide so herzlich lieb«. Literarische Streifzüge mit Heinrich Heine und Bertolt Brecht* (Soiree). – Dr. Franz Matthias Kammel (Nürnberg): *Physiognomie, Charakter, Stil. Franz Xaver Messerschmidt und die Kunst am Ende des 18. Jahrhunderts* (Führung im Germanischen Nationalmuseum durch den Leiter der dortigen Skulpturensammlung). – Prof. Dr. Georg Wenzel (Greifswald): *Thomas Manns Schillerbild im Spiegel einer »Erfahrungsverwandtschaft«*. – Prof. Dr. Georg Langenhorst (Nürnberg): *Faust und Hiob: Geistesbrüder zwischen teuflischer Versuchung und unerwarteter Erlösung*. – *Auf den Spuren von Thomas Mann nach Lübeck* (3-Tages-Reise, Organisation u. Leitung: Ingrid Biberacher u. Dr. Claudia Leuser). – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *»Erhabenes verehrend, Schönes genießend, Gutes wirkend«. Ein Porträt der Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach*. – Gregor Biberacher, Rezitation (Nürnberg): *»Wie man getrunken hat, weiß man das Rechte«. Wein und Literatur zu Goethes Geburtstag* (Veranstalter: Goethe Vinum, Weinprobe mit Karlheinz Fünfgelt). – *Auf den Spuren des Dichters Bertolt Brecht nach Augsburg* (wissenschaftliche Leitung: Dr. Dirk Heißerer, München). – Prof. Dr. Helmut Koopmann (Augsburg): *Brecht und die Klassiker. Eine schwierige Beziehung*. – Stefan Kügel, Puppenspiel (Theater Kuckucksheim, Heppstädt): *»Woyzeck« nach Georg Büchner.*

Oldenburg (gegr. 1987)

Vorsitzender: Prof. Dr. Joachim Dyck, Elsasser Str. 97 a, 28211 Bremen; stellv. Vorsitzender: Dr. Walter Müller, Beowulfsweg 5, 26131 Oldenburg. – Prof. Dr. Hans-Wolf Jäger (Bremen): *Goethe und die römische Dichtung*. – Dr. Walter Müller (Oldenburg): *Bücherverbrennung in Deutschland, eine*

Tradition? – Krimhild Stöver (Hude): *Fanny Lewald. Leben und Wirken.* – Dr. Horst Gravenkamp (Göttingen): *Theodor Fontane als Patient.* – Prof. Dr. Robert Seidel (Frankfurt a. M.): *Literaturbetrieb und literarische Geselligkeit in Weimar.* – Dr. Hans-Jürgen Lorenz (Oldenburg): *Johanna Schopenhauer und die Geselligkeit in Weimar.* – Prof. Dr. Joachim Dyck (Bremen): *Thomas Mann und Gottfried Benn.* – Prof. Dr. Joachim Dyck, Prof. Dr. Gert Sautermeister (Bremen): *Lyrisches Duett.* – Dr. Reinhard Tschapke (Oldenburg): *Kulturjournalismus heute: die tägliche Praxis.*

Plauen (gegr. 1946)

Vorsitzende: Gertraud Markert, Julius-Fučik-Str. 5 a, 08523 Plauen, stellv. Vorsitzende: Sabine Schott, Hölderlinstr. 8, 08525 Plauen. – Marga Koch (Plauen): *Vorstellung eigener schriftstellerischer Arbeiten.* – Dr. habil. Dietmar Schubert (Zwickau): *Das Leben und Werk Gottfried Kellers.* – Helmar Stöß (Plauen): *Oscar Wildes »Bildnis des Dorian Gray«* (Lesung). – Dr. Wolfgang Butzlaff (Kiel): *Mozart und seine Sprache. Zum 250. Geburtstag des Komponisten.* – Margrit Straßburger (Hamburg): *Goethe und Marianne von Willemer.* – Dr. Angelika Reimann (Jena): *Das Leben und Werk Heinrich von Kleists.* – Dr. Michael Engelhard (Wachtberg-Niederbachem): *Puschkin und Goethe. Zwei Geistesgrößen ihrer Zeit.* – Dr. Georg Bayerle (München): *Zwischen Phantasie und Realität: aus dem Werk Franz Kafkas.* – Günter Gerstmann (Jena): *Zum deutsch-französischen Jahr: die Schlacht zwischen Preußen und Franzosen am 14. Oktober 2006 bei Jena.* – Regina Wagner (Plauen): *»Das Haus am Bodden«. Eine biographische Erzählung der Regina Christina Grobelny.*

Pößneck (gegr. 1982)

Vorsitzender: Karl-Hermann Röser, Obere Grabenstraße 25, 07381 Pößneck; stellv. Vorsitzende: Dr. Rosemarie Reichmann, Altenburgring 12, 07381 Pößneck. – Karl Ernst (Pößneck): *»[…] so mag der Dilettant gern vom Dilettanten lernen«. Goethes biologische Studien vor dem Hintergrund wissenschaftlicher Auseinandersetzungen seiner Zeit.* – Prof. Dr. Werner Greiling (Jena): *Die »schöne Seele« und der »Statthalter Goethes auf Erden«. Weimar/Jena zur Goethezeit aus Berliner Perspektive.* – Carola Sedlacek (Weimar): *Christiane Vulpius. Goethes Lebensgefährtin und spätere Frau.* – Dr. Hubert Amft (Weimar): *»Mein Verhältnis zu Ihnen macht mich glücklich und stolz«. Frédéric Soret, Goethes Freund und Erzieher des Erbprinzen Carl Alexander.* – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethes »sehr ernste Scherze« in »Faust II«.* – Prof. Dr. Peter Boerner (Bloomington, USA): *»Rauhes Berlin und stilles Weimar« oder: Warum Goethe sich einem Wunsch Zelters verschloß.* – Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmar Hansen (Düsseldorf): *»Spinoza der Poesie«. Goethe und Heine.* – Dr. Wolfgang Strack (Gießen, Buseck): *Marokko. Ein Königreich für den Islam* (Dia-Ton-Schau). – Prof. Dr. Eberhard Müller (Jena): *Emil und Ada Nolde. Leben und Werk.* – Karl-Hermann Röser (Pößneck): *»Wo bin ich nicht überall gewesen«. Reisen mit Goethe* (Dia-Vortrag).

Rosenheim (gegr. 1999)

Vorsitzender: Prof. Bernd Westermann, Sepp-Zehentner-Str. 25, 83071 Schlossberg; stellv. Vorsitzender: Willi Schmid, Goethestr. 35, 83024 Rosenheim. – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *Von der Quelle zum Werk. Schiller als Leser.* – Prof. Dr. Dieter Borchmeyer (Heidelberg): *Goethe in Mozarts Spuren.* – Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Frühwald (Augsburg): *1806, ein Katastrophenjahr im Leben Goethes.* – Franz Josef Wiegelmann (Siegburg): *Goethe im Spiegel der Presse seit 1832.* – Prof. Dr. Helmut Koopmann (Augsburg): *Die feindlichen Brüder. Heinrich und Thomas Mann.* – Sepp Binder (Königswinter): *»Nichts sein, alles werden wollen«. Goethes dichterischer Aufbruch im Straßburger Jahr 1770/1771.* – Karl Hoffmann (Nußdorf): *»Eure Sprache ist auch meine«. Juden in der deutschen Literatur.* – Christian Doermer, Bernd Westermann (Rosenheim): *»[…] und Mars regiert die Stunde«. Aus dem*

Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. – Hanskarl Kölsch (Sauerlach): *»Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis«. Die Faust-Tragödie.* – Prof. Dr. Ludolf von Mackensen (Kassel): *Alchemistische und rosenkreuzerische Wurzeln in Goethes Leben und Werk.* – Uwe Dick (Niederperletzreuth): *Wider die Herrschaft des Intelligenzpöbels.*

Rothenburg o. d. T. (gegr. 1996)

Vorsitzender: Dr. Georg Heuser, Judengasse 1 a, 91541 Rothenburg o. d. T.; stellv. Vorsitzender: Erich Landgraf, Nuschweg 9, 91541 Rothenburg o. d. T. – Erich Landgraf (Rothenburg o. d. T.): *»Denk ich an Deutschland in der Nacht«. Literarisch-musikalischer Heine-Abend.* – Welttag des Buches: Rothenburger lesen selbstgewählte Texte. – Dr. Georg Heuser (Rothenburg o. d. T.): *Heine von Göttingen* (literarischer Abend unter Beteiligung von Mitgliedern und Freunden der Goethe-Gesellschaft). – Herbert Krämer-Niedt (Rothenburg o. d. T.): *Was bedeutet uns Goethes »Wilhelm Meister« heute? – Noch einmal Heine* (Auszüge aus den *Memoiren des Herren von Schnabelewopski*, den *Bädern von Lucca*, den *Memoiren* u. a., gelesen und kommentiert von Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft). – *Bertolt Brecht einmal anders: zwölf Gedichte von Brecht* (ausgewählt und interpretiert von Herbert Krämer-Niedt, gelesen von Mitgliedern und Freunden der Goethe-Gesellschaft; musikalisch umrahmt von Werner Leidig, Rothenburg o. d. T.).

Rudolstadt (gegr. 1975)

Vorsitzender: Hans-Günther Otto, Ahornweg 55, 07407 Rudolstadt; stellv. Vorsitzender: Wolfgang Werner, Schloßstr. 31, 07407 Rudolstadt. – Michael Schütterle (Rudolstadt): *Goethes »Römisches Carneval«. Zur Editionsgeschichte einer bibliophilen Kostbarkeit.* – Dr. Hubert Amft (Weimar): *»Mein Verhältnis zu Ihnen macht mich glücklich und stolz«. Frédéric Jacob Soret: Freund Goethes und Erzieher des Erbprinzen.* – *Auf den Spuren Goethes nach Düsseldorf und in den Rheingau* (Busexkursion). – Dr. Bernd Legler (Chemnitz): *»Das Thema der Kunst ist, daß die Welt aus den Fugen ist«. Bertolt Brechts produktive Auseinandersetzung mit Shakespeare.* – Hartmut Heinze (Berlin): *»Könnte man die Menschheit vollkommen machen, so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar«. Goethes Vermächtnis an die Deutschen.* – Dr. Michael Knoche (Weimar): *600 Tage nach dem Brand der Herzogin Anna Amalia Bibliothek.* – *Auf den Spuren Goethes zum Wielandgut Oßmannstedt* (mit Vortrag von Dr. Egon Freitag, Weimar: *Zu Gast bei Goethes »Feldnachbar«*). – Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmar Hansen (Düsseldorf): *»Spinoza der Poesie«. Goethe und Heinrich Heine.* – Prof. Dr. Horst Nalewski (Leipzig): *Zum Mozart-Gedenkjahr 2006* (Vortrag mit musikalischen Zugaben). – Dr. Alf Rössner (Weimar): *»Doch bleibt immer das schönste Denkmal des Menschen eigenes Bildnis«. Ernst Rietschels Goethe- und Schiller-Denkmal in Weimar.* – Vorweihnachtlicher Abend, gestaltet von der Musikschule Rudolstadt u. Mitgliedern der Gesellschaft. – – Mittwochslesungen: Wolfgang Werner: *Goethes Schuld an der Hinrichtung von Johanna Höhn? Die Aufsätze von Rüdiger Scholz und René Jacques Baerlocher im Goethe-Jahrbuch.* – Klaus Steinhaußen (Rudolstadt): *Kleine Verse? Nebensächlichkeiten? »Zahme Xenien« und Gedichte von Goethe.* – Dr. Ursula Steinhaußen (Rudolstadt): *Briefe der Ulrike von Pogwisch an Goethe. Beschreibung einer Beziehung.* – Klaus Steinhaußen (Rudolstadt): *»Yussuf«. Eine Erzählung von Klaus Steinhaußen.*

Saalfeld (gegr. 1966)

Vorsitzende: Sabine Bujack-Biedermann, Hirschengasse 11, 07318 Saalfeld; stellv. Vorsitzende: Hanna Bujack, Schwarmgasse 14, 07318 Saalfeld. – Christian Mischke (München): *»Tief ist der Brunnen«. Thomas Mann – Werk, Leben, Zeit* (Ausstellung). – Christian Mischke (München): *Thomas Manns Novelle »Der Kleiderschrank«* (Lesung u. Interpretation). – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Ich zuerst und zuletzt bin ein Opfer – und bin der, der es bringt«. Thomas*

Manns Goethebild im Spiegel seines Romans »Lotte in Weimar«. – Volkmar Schumann (Eisenach): *»Oh, Freude! Psyche, auch du warst da«. Julie von Bechtolsheim, Wielands Psyche und Goethes Seelenfreundin*. – Abraham Melzer (Neu Isenburg): *»Heine – Ein Doppelleben«. Zur Heine-Biographie von Yigal Lossin*. – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethes Vermächtnis an die Deutschen*. – Prof. Dr. Jan Philipp Reemtsma (Hamburg): *Zur osmantinischen Aufklärung. Christoph Martin Wieland in Oßmannstedt*. – *Das Wielandgut Oßmannstedt* (Exkursion). – Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Volkmar Hansen: *»Spinoza der Poesie«. Johann Wolfgang von Goethe und Heinrich Heine*. – Dr. Wolfgang Strack (Buseck): *Marokko. Ein Königreich für den Islam* (Ton-Dia-Schau). – Dr. Jens-Fietje Dwars (Jena): *Mörder, Junkie, Minister. Johannes R. Becher und das Goethe-Bild in der DDR*.

Siegburg (gegr. 2000)

Vorsitzender: Paul Remmel, Endenicher Str. 97, 53115 Bonn; Geschäftsführer: Franz Josef Wiegelmann, Töpferstraße 23, 53721 Siegburg. – Paul Remmel (Bonn): *Einführung in das Jahresthema »Goethe und die Wissenschaft(en)«*. – Nadine Chmura (Marburg): *Goethe und die Archäologie* (Dia-Vortrag). – Besuch des Theaterstückes *Schiller, Tod und Teufel* mit dem Schauspieler Thomas Franke, Eurotheater Central in Bonn. – Präsentation des neuen Web-Auftritts der Gesellschaft (www.goethegesellschaft-su.de). – Eröffnung der von der Ortsvereinigung kuratierten Ausstellung *Faust* im Stadtmuseum Siegburg. – Hans-Hellmut Allers (Berlin): *Vom Volksbuch bis zu Thomas Mann. Dr. Faustus in Historie und Literatur*. – Präsentation der zweiten Auflage des Buches *Johann Wolfgang von Goethe. Leben, Werk und Wirkungsgeschichte seit 1832* von Franz Josef Wiegelmann. – Vorstellung der in Gründung befindlichen und von der Ortsvereinigung getragenen *Stiftung Goethe-Bibliothek*. – Tagesausflug in die Goethe-Stadt Heidelberg mit Führung durch Dr. Dietrich Bahls. – Franz Josef Wiegelmann (Siegburg): *Goethe in Rom 2006. Eine aktuelle Spurensuche*. – Dr. Wolfgang Butzlaff (Kiel): *Schiller als Kritiker Goethes*. – Prof. Dr. Volker Hesse (Berlin): *Goethe, die Gebrüder Humboldt und die Medizin*. – Die Ortsvereinigung beteiligt sich an den 27. Siegburger Literaturwochen mit einem eigenen Beitrag: Das Trio *Die Amuisetten* (Sabine Kühne-Londa, Jutta Großkinsky u. Gabriele Helpap) tritt mit der musikalischen Lesung *Goethes große Liebe(n). Frau von Stein trifft Christiane Vulpius* auf. – Lesung mit Guido Seyerle (Stimpfach): *»Meine italienische Reise. Eine Spurensuche nach Goethe«*. – Zum dritten Mal veranstaltet die Gesellschaft die Aktion *Siegburg sammelt Goethe*, die dem Auf- und Ausbau der gesellschaftseigenen Goethe-Bibliothek dient, und präsentiert den Bestand der Sammlung im OPAC auf ihrer Internetseite www.goethegesellschaft-su.de. – Weihnachtsfeier für die Mitglieder und Freunde der Gesellschaft.

Sondershausen (gegr. 1973)

Vorsitzender: Helmut Köhler, Possenallee 23, 99706 Sondershausen; Geschäftsführerin: Heide Schödl, August-Bebel-Str. 77. – Hartmut Heinze (Berlin): *Indien in der deutschen Dichtung*. – Dr. Renate Francke (Weimar): *Heinrich Heines Lesewelten. Zu seinem 150. Todestag am 17. Februar 2006*. – Dr. Wolfgang Strack (Gießen): *Südtirol. Ansichten einer Kulturlandschaft (Ton-Dia-Schau)*. – Dr. Siegfried Seifert (Weimar): *»Die sentimentalen Sandsäckchen« der Sophie von La Roche. Eine große alte Dame besucht 1799 Weimar und Wielands Oßmannstedt*. – *Christoph Martin Wieland in Oßmannstedt. Eine Einführung in die Exkursion* (gemeinsam mit der Johann-Karl-Wezel-Gesellschaft). – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethe und sein »zweiter Fritz«. Friedrich Bury* (Dia-Vortrag). – Dr. Manfred Wenzel (Gießen): *Goethe und die Medizin*. – Exkursion nach Oßmannstedt (gemeinsam mit der Johann-Karl-Wezel-Gesellschaft). – Dr. Angelika Reimann (Jena): *Tage der Gefahr. Napoleonische Fremdherrschaft 1806-1813 in Weimar im Spiegel von Thomas Manns »Lotte in Weimar«* (musikalische Begleitung: Ilga Herzog). – Beate Grüneberger

(Weimar): *Die Diener Goethes* (Teil 2). – Cornelia Ilbrig, Nicole Kabisius: *Wezel und Falk. (K)ein Parallelporträt?* (gemeinsam mit der Johann-Karl-Wezel-Gesellschaft).

Stuttgart (gegr. 1962)

Vorsitzender: Dr. Bernd Mahl, Hainbuchenweg 23, 72076 Tübingen; stellv. Vorsitzende: Ingrid Bußmann, Stadtbücherei im Wilhelmspalais, 70173 Stuttgart. – Dr. Angelika Reimann (Jena): *Die Gretchen-Tragödie vor dem Hintergrund der realgeschichtlichen und literarischen Debatte des Kindsmords im ausgehenden 18. Jahrhundert.* – Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmar Hansen (Düsseldorf): *Medschnun und Leila.* – Catharina Wittig (Stuttgart): Führung durch die Ausstellung *Claude Monet: Effet de Soleil – Felder im Frühling.* – *»Vom Teufelspurschen und Malefizbuben«. Ein Mozartabend* (mit Maria Stange, Harfe; Gaby Pas-van Riet, Flöte; Ernst Konarek, Rezitation). – Dagmar Waizenegger (Tübingen): Führung durch die Ausstellung *Hans Purrmann.* – *Mozart in Württemberg und Baden. Die Reisen W. A. Mozarts in den Jahren 1763 und 1777/1778. Reisenotizen, Briefe und Musik* (mit Wolfgang Höper, Rezitator; Frank Lehmann, Fagott; Ute Münch, Klarinette; Rüdiger Zieschank, Klarinette, Bassetthorn). – Catharina Wittig (Stuttgart): Führung durch das neue Kunstmuseum Stuttgart. – Studienfahrt nach Dresden und in die Sächsische Schweiz (Leitung: Hedda Göser u. Dr. Bernd Mahl; Führungen: Prof. Dr. Hans John, Dresden). – Prof. Dr. Hans John (Dresden): *Die Wirkung Wolfgang Amadeus Mozarts auf romantische Musiker. Ein Beitrag zum Mozartjahr 2006* (Vortrag mit Musikbeispielen). – *»[…] triffst du nur das Zauberwort«. Ein Romantik-Tag in der Stadtbücherei im Wilhelmspalais (Schwerpunkt: Frauen der Romantik).* – PD Dr. Benedikt Jeßing (Essen): *Adalbert Stifters »Nachsommer« als Roman der Goethenachfolge.* – Dr. Jochen Klauß (Weimar): *Goethe als Medaillensammler* (Dia-Vortrag). – *Frauen der Romantik: Sophie Mereau, Bettine Brentano, Dorothea Veit*, gelesen, erzählt und rezitiert von Jutta Menzel (Stuttgart).

Ulm und Neu-Ulm (gegr. 1997)

Vorsitzende: Ursula Heldmann, Albecker Steige 32, 89075 Ulm; stellv. Vorsitzender: Dr. Hans-Ulrich Schäfer, Gleißelstetten 91, 89081 Ulm. – Horst Elbe (Ulm): *Sprache und Kultur der Litauer.* – Prof. Dr. Klaus-Detlef Müller (Tübingen): *Vom Bekenntnis zur Geschichte. Die objektivierende Kraft des Erzählens in Goethes »Dichtung und Wahrheit«.* – Wolfgang Schukraft (Ulm): *Die Theaterei und ihre Texte.* – Dr. Angelika Reimann (Jena): *Goethe und der Kindsmord.* – Dr. Nikolina Burneva (Veliko Tarnovo): *DonauSprachen, DonauFreunde. Sprache und Literatur der Bulgaren.* – *Geschichten vom Brot, Geschichten vom Leben* (literarisch-musikalische Matinee anläßlich des 50. Todestages von Gottfried Benn u. Bertolt Brecht). – Adelbert Schloz-Dürr (Ulm): *»Auf der Reise nach Prag«. Mörike und Mozart.* – Hans Krüger (Backnang): *Gottfried Benns Beziehung zu Goethe.*

Vest Recklinghausen, Sitz in Marl (gegr. 1999)

Vorsitzender: Dr. H. Ulrich Foertsch, Römerstr. 38, 45772 Marl; stellv. Vorsitzender: Prof. Dr. Werner Kunert, Hellweg 5, 45768 Marl. – Prof. Dr. Alexander von Bormann (Laren, Niederlande): *Goethes Mephistopheles oder die Weigerung, das Böse zu denken.* – Dr. Matthias Rick (Köln): *Die Goethe-Institute. Ihr Sinn und ihre Wirkung.* – Prof. Dr. Volker Wahl (Weimar): *»Das Mädel hat alles gestanden und ist wahrscheinlich zum Schwerte reif«. Kindsmordfälle in Goethes Weimar und ihr historisches Umfeld.* – Michael van Ahlen, M. Mikolaschek (Recklinghausen): *Goethe und der Quark, neue (Un-)wahrheiten »Deutscher Nation«, Heiteres und Skurriles mit und ohne Musik* (Goethe-Geburtstagsfeier). – Hedda Buckendahl (Recklinghausen): *Gretchen, die herrlichste aller Goetheschen Frauengestalten.* – Dr. Bernd Kretschmer (Bonn): *Hans Christian Andersen, Leben und Werk. Eine Einführung.*

Waldshut-Tiengen (gegr. 2000)

Vorsitzender: Dr. Horst Lickert, Tannenstr. 16, 79761 Waldshut-Tiengen; stellv. Vorsitzende: Sabine Guthknecht, In der Ewies 15, 79804 Dogern. – Dr. Horst Lickert (Waldshut-Tiengen): *Dämonie und Sangeslust. Goethe und die Musik*. – Dr. Jochen Klauß (Weimar): *Goethes »kunstgeschichtliches Lexikon«. Johann Heinrich Meyer, der »Kunschtmeyer«*. – Theaterbesuch in Schaffhausen: *Friedrich Dürrenmatts »Besuch der alten Dame«*. – Besuch der Sonderausstellung in der Kunsthalle Karlsruhe: *David Teniers d. J.* – Exkursion ins Elsaß: *Ottilie, Peter Thumb und anderes* (Leitung: Frau Helika Jurina, Freiburg i. Br.). – Drei Konzertfahrten ins Festspielhaus Baden-Baden, in Zusammenarbeit mit dem Freundeskreis der Berliner Philharmoniker: Die Wiener Philharmoniker spielen Mozart, Schumann, Beethoven; Dirigent: Christian Thielemann. – Das Gewandhausorchester Leipzig spielt Schumann und Tschaikowski; Dirigent: Riccardo Chailly. – Studienfahrt ins vorweihnachtliche Wien mit Konzert der Wiener Philharmoniker, die die letzten drei Symphonien von Mozart spielen; Dirigent: Sir Simon Rattle.

Wetzlar (gegr. 1973)

Vorsitzender: Dr. Manfred Wenzel, Hedwig-Burgheim-Ring 40, 35396 Gießen; stellv. Vorsitzender: Peter Kaetzler, An den Fichten 11, 35579 Wetzlar. – Helga Ziaja (Weimar): *»Erstens muß ich dir sagen, daß ich dich zweitens ganz höllisch lieb habe«* (literarische Matinee). – Dr. Sabine Schetelich (Freiberg): *»Der ist der Herr der Erde«. Klassik, Romantik und der Bergbau um 1800*. – Dr. Alfred Schröcker (Wunstorf bei Hannover): *Die wahre Brunnenfreiheit. Aus dem Kurtagebuch von Johann Christian Kestner (1765)* (Lesung). – Hartmut Schmidt (Wetzlar): *Goethes »Reineke Fuchs«* (literarische Diskussion, drei Abende). – Karl Günther (Heidelberg, Emmendingen): *»Liebstes, bestes Clärchen«. Briefe der Lulu Schlosser an Cläre Jacobi*. – *Goethe-Spuren in Emmendingen und Meißenheim* (Exkursion). – Feier zu Goethes 257. Geburtstag mit Dieter Rupp (München): *Heinrich Heine-Revue. Eine Bühnencollage*. – Dr. Natascha Hoefer (Gießen): *Ach Marienbad. Goethes Andenken einer Kur der Liebe*. – Prof. Terence James Reed (Oxford, Großbritannien): *»Frische Nahrung«. Zur Entstehung von Goethes Gedicht »Auf dem See«. – 50 Jahre Goethe-Museum Düsseldorf. 150 Jahre »Neanderthaler«* (Exkursion). – Dr. Julia Annette Schmidt-Funke (Jena, Mainz): *Der Weimarer Verleger Friedrich Justin Bertuch und seine politische Publizistik*. – Hartmut Schmidt (Wetzlar): *Heinrich Heines »Atta Troll. Ein Sommernachtstraum«* (literarische Diskussion, drei Abende). – Anneliese Schliephake (Leun): *Gäste lesen für Gäste* (vorweihnachtliche Lesung).

Wuppertal (gegr. 1948)

Vorsitzender: Dr. Stephan Berning, Remscheider Str. 28, 42899 Remscheid; stellv. Vorsitzender: Prof. Dr. Michael Scheffel, Kronprinzenallee 116, 42119 Wuppertal; stellv. Vorsitzender seit Nov. 2006: Gerold Theobalt, Jägerhofstr. 218, 42349 Wuppertal. – Prof. Dr. Heinz Rölleke (Wuppertal): *Goethes »Faust«. Wette, Pakt, Gretchen*. – Prof. Dr. Irina Lagutina (Moskau, Rußland): *Symbolische Wirklichkeit. Symboltheorie in Goethes Romanen*. – Johann Wolfgang Goethe: *Clavigo* (Regie: Elmar Goerden; Besuch der Aufführung im Schauspielhaus Bochum). – Prof. Dr. Italo Battafarano (Trient, Italien): *Vor, von und nach Goethe. Italien-Sehnsucht und Italien-Irritation. – »Wir werden, hoff ich, uns vertragen«. Faust und Mephisto im Gespräch – Dialoge aus dem 1. und 2. Teil der Faust-Tragödie von Johann Wolfgang Goethe* (mit kammermusikalischen Werken von Joseph Haydn, Wolfgang Amadeus Mozart, Ludwig van Beethoven u. György Kurtag; Grußworte von Peter Jung, Oberbürgermeister der Stadt Wuppertal, Holk Freytag, Generalintendant des Staatsschauspiels Dresden, Gerd Leo Kuck, Generalintendant der Wuppertaler Bühnen; weiterhin: Bernd Kuschmann, Rezitation (Faust), Volker Niederfahrenhorst, Rezitation (Mephisto), Werner Dickel, Viola u. Violine,

Wolfgang Schmidtke, Saxophon u. Baßklarinette, Jee-Young Phillips, Klavier; Leitung: Gerold Theobalt u. Wolfgang Schmidtke). – *»Kinderszenen«. Eine Hommage an Clara und Robert Schumann* (musikalisches Kammerspiel für Schauspieler u. Klavierschüler von Gerold Theobalt; musikalische Leitung: Wolfgang Schmidtke). – Prof. Dr. Heinz Rölleke (Wuppertal): *Goethe und der Wein* (gemeinsame Veranstaltung der Goethe-Gesellschaft Wuppertal u. des Wuppertaler Weinkonvents in Verbindung mit einer festlichen Weinprobe aus Anbaugebieten, die Goethe schätzte). – Dr. Michael Schwalb (Köln): *»Denken Sie sich, daß das Universum zu klingen beginnt«. Gustav Mahlers »Faust«-Deutung in seiner VIII. Symphonie* (Vortrag mit Musikbeispielen).

Freundeskreis des Goethe-Nationalmuseums e. V. (gegr. 1982)

Vorsitzender: Dieter Höhnl, Friedensgasse 3a, 99423 Weimar; stellv. Vorsitzender: Dr. Jochen Klauß, Leibnizallee 15, 99425 Weimar. – Dr. des. Paul Kahl (Göttingen): *Goethe und der Göttinger Hain* (Vortrag). – Hartmut Heinze (Berlin): Friedrich *Bury und sein Werk*. – Ders.: *Über des Pudels Kern*. – Jürgen Jäger (Weimar): *Julius Hartwig. 53 Jahre Gärtner im Dienste Carl Alexanders* (Dia-Vortrag). – Stephan Illert (Weimar): *»Die Leute wollen immer; ich soll auch Partei nehmen; nun gut, ich steh auf meiner Seite«* (Diskussion). – Prof. Dr. Klaus Manger (Jena): *»Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu tun«* (Vorstellung der Wielandstudien, Bd. 4 u. 5). – Franz Josef Wiegelmann (Bonn): *Über Goethes Wirkungsgeschichte im Spiegel der Zeitungen des 18. Jahrhunderts* (Vortrag). – Dr. Gert Theile (Leipzig): *»Goethe-Geburtstag«. Lesung des Autors aus seinem Roman.* – Prof. Dr. Manfred Straube (Leipzig): *Europa im Wandel zwischen 1789 und 1815*, im Anschluß Sommerfest. – Exkursion nach Auerstedt. – Christa u. Gert Wilhelm Trube (Kiel) u. Böhlau Verlag (Köln, Weimar, Wien): *»Der römische Edelsteinschneider Giovanni Pichler«* (Buchvorstellung). – Feierliche Einweihung des wiederaufgestellten Sockels des Carl-Alexander-Denkmals. – Verleihung des Dr.-Heinrich-Weber-Preises an Ivonne Kamradt, anschließend *»Mittags mit dem Glockenschlag zwölf«* (traditionelle Geburtstagsfeier im Garten Goethes, abends Festveranstaltung). – Geburtstagsfeier Christoph Martin Wielands mit Brigitte Goebel (Mainz): *Sophie von La Roche gibt sich die Ehre* (Lesung). – Dr. Jens Riederer (Weimar): *Zum 200. Jahrestag der Schlachten von Jena und Auerstedt*. – Dr. Christoph Werner (Weimar): *»Um ewig einst zu leben«. Caspar David Friedrich und Joseph Mallord William Turner* (Buchvorstellung u. Lesung). – Prof. Dr. Hans-Joachim Sandberg (Søreidgrend, Norwegen): *Leiden und Größe der Meister. Schiller, Ibsen, Thomas Mann. Zum 100. Todestag von Henrik Ibsen*. – Exkursion nach Magdeburg. – Dr. Gerhard Müller (Jena): *»Vom Regieren zum Gestalten«* (Buchvorstellung); Dr. Andrea Heinz (Jena): *»Der teutsche Merkur«* (Buchvorstellung). – *Ist das Goethe-Nationalmuseum ein Literaturmuseum?* (Tagung). – PD Dr. Klaus-Michael Koeppen (Berlin): *Goethe und Ulrike von Levetzow*. – Liane u. Norbert Fietzke (Weimar): *Weihnachtsmusik durch sieben Jahrhunderte*, anschließend weihnachtliche Geselligkeit.

Freies Deutsches Hochstift Frankfurter Goethe-Museum

Direktorin: Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken, Großer Hirschgraben 23-25, 60311 Frankfurt a. M. – Ausstellungen: *Schillers Orte und Landschaften. Fotografien von Christel Wolmann-Fiedler*. – *Salon-Arabesken. Die beiden Salons der Bettine von Arnim*. – *Traxlers Klassiker. Karoline von Günderrode zum 200. Todestag*. – *Im Wandel der Zeit. 100 Jahre Goethe-Kalender*. – *Nützliches Vergnügen. Kinder- und Jugendbücher der Aufklärungszeit*. – – Gespräche im Goethe-Haus: Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken, Prof. Peter Iden, Elisabeth Schweeger (Frankfurt a. M.): *Unvergänglich – unzertrennlich: die Klassiker auf dem Theater*. – Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken (Frankfurt a. M.), Prof. Dr. Dorothea Kuhn (Weimar), Prof. Dr. Christiane

Nüsslein-Volhard (Tübingen): *Entwicklungsbiologie und Metamorphosenlehre*. – – Weltliteratur in Übersetzungen: Swetlana Geier (Freiburg i. Br.): *»Der unendliche Weg zum Hause des Nachbarn« (Bobrowski). Dostojewski übersetzen*. – Claudia Ott (Langwedel): *Tausendundeine Nacht*. – – Vorträge: Prof. Dr. Joseph Kruse (Düsseldorf): *Die letzte Reise. Heinrich Heine über Lebenssinn und Tod*. – Prof. Dr. Alfred Schmidt (Frankfurt a. M.): *Psychologie, Psychiatrie und Psychoanalyse bei Schopenhauer*. – Prof. Dr. Christoph Perels (Frankfurt a. M.): *Goethe und das Christentum*. – Prof. Dr. Leo Kreutzer (Düsseldorf): *Léopold Sédar Senghor und Goethe: Weltkultur und Weltliteratur*. – Prof. Dr. Hendrik Birus (München): *Goethe und Homer*. – Felicitas von Lovenberg (Frankfurt a. M.): *Warum Jane Austen?* – Dr. Josef Mattausch (Leipzig): *Leipzig und der junge Goethe*. – Helmut Winkelmann (Frankfurt a. M.): *Goethe und Sigmund Freud*. – – Lesungen*: Peter Eschberg liest Hugo von Hofmannsthal. – Karl Philipp Moritz' »Anton Reiser«* (Frederik Leberle, Wuppertal). – *»Wer reitet so spät […]«. Walter Renneisen (Bensheim) liest Balladen*. – Durs Grünbein liest aus eigenen Werken. – *Geheime Sehnsüchte und bange Gefühle. Lesung aus dem Briefwechsel Bettine von Arnim und Karoline von Günderrode* mit Pirkko Cremer u. Elisa Ruz Campos (Frankfurt a. M.). – – Seminare: *Die Kunst des Restaurierens. – Bücher aus allen Teilen der Wissenschaften. Die Bibliothek Johann Caspar Goethes*. – – Exkursion: *Auf Goethes und Brentanos Spuren in den Rheingau*. – – Konzerte und Liederabende: Flötenquartette von Mozart und Haydn mit dem Quartetto Modus (Italien). – Johann Sebastian Bachs Werke für Laute mit Andreas Martin (Spanien). – Mozartsonaten für Violine und Klavier mit Edith Peinemann u. Rüdiger Volhard (Frankfurt a. M.). – *»Hört doch der sanften Flöten Chor!«* mit dem Ensemble Flautissimo (Frankfurt a. M.). – *Schiller, gestern und heute. Balladen von Schubert und neue Vertonungen junger Komponisten* mit Carola Schlüter u. John Noel Attard (Frankfurt a. M.). – *Nun, ihr Musen, genug! Liebeslieder von Brahms und Schumann* mit Britta Stallmeister, Susanne Reinhard, Peter Marsh, Johannes Kränzle, Felice Venanzoni u. Alessandro Zuppardo (Frankfurt a. M.). – Robert Schumann zum 150. Todestag mit Nathaniel Webster u. Rüdiger Volhard (Frankfurt a. M.). – *»Aus meinen großen Schmerzen mach ich die kleinen Lieder«. Heinrich Heine in Vertonungen von Liszt, Franz, Wolf und Schumann* mit Hans-Jörg Mammel u. Hilko Dumno. – Gedichte von Johann Wolfgang von Goethe mit Ildikó Raimondi, Prof. Dr. David Lutz u. Prof. Dr. Herbert Zeman (Wien). – – Tagung: *Joseph von Eichendorff*.

Goethe-Museum Düsseldorf
Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung

Direktor: Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmar Hansen, Schloß Jägerhof, Jacobistr. 2, 40211 Düsseldorf. – Prof. Dr. David Hill (Birmingham): *Die Entwicklung der sozialpolitischen Vorstellungen von J. M. R. Lenz*. – Prof. Dr. Monika Nenon (Memphis/Tennessee): *Freiheit und Freundschaft in Lessings »Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer«. – Der Komponist und Goethefreund Philipp Christoph Kayser* (Ausstellung; Eröffnung Dr. Urs Fischer, Zürich: *Die Musikbestände in der Zentralbibliothek Zürich* u. Dr. Anett Lütteken, Bern: *Als Musiker im Zürich Lavaters*, musikalische Umrahmung mit Werken von Kayser u. Mozart: Barbara Böhi, Monika Baer, Martin Derungs, Heiner Wanner, Heinrich Aerni). – Prof. Dr. Irina Lagutina (Moskau): *Reaktionen auf Napoleon in der russischen Literatur*. – Dr. Manfred Wenzel (Wetzlar): *Das Auge in Goethes »Farbenlehre«. – Nacht der Museen*: *Schüler spielen und lesen Goethe*, Musik von Bach bis Beethoven: Georg Fischer-Varvitsiotis u. Ursula Wolsky. – Dr. Bettina Baumgärtel (Düsseldorf): *»Nichts als ein schöner Bursche«. Angelika Kauffmann und Goethe. – Benn und die klassische Moderne* (internationales Kolloquium). – Prof. Dr. Aeka Ishihara (Tokyo): *Goethes letzte botanische Studien. Die Idee der Spiraltendenz und die Meeresfeier-Szene in »Faust II«. – Die Idee Goethe. 50 Jahre Goethe-Museum. 30. Juni 2006*: Festakt und Ausstellungseröffnung (Prof. Hansen: *Anton Kippenberg als Repräsentant der*

inneren Emigration; Grußworte: Prof. Dr. Winfried Tilmann, Vorsitzender des Kuratoriums, u. Joachim Erwin, Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Düsseldorf; Prof. Dr. Peter Boerner, Bloomington: *Kippenbergs Kisten*, Prof. Dr. Elena Agazzi, Bergamo: *Goethe. Naturlehre und Persönlichkeit*, musikalisches Programm von Schubert, Felix Mendelssohn Bartholdy u. Wolfgang Amadeus Mozart mit Linda Joan Berg, Kerstin Pohle, Martin Berner, Bernd Puschmann). – *Goethe-Sommerfest am 28. August* (Dr. Hamid Tafazoli: *Parsen und Perser in Goethes »West-östlichem Divan«*, Lesung von Dr. Burckhard Garbe: *»Goodbye Goethe – Sprachglossen zum Neudeutsch«*). – Melanie Unseld: *»Mozarts Frauen. Begegnung in Musik und Liebe«* (Lesung), musikalische Umrahmung: Maria Kulka u. Antony Kulka. – Dr. Michael Schwalb (Köln): *»Denken Sie sich, daß das Universum zu tönen und zu klingen beginnt«. Gustav Mahlers »Faust«-Deutung in der VIII. Symphonie.* – *Konzert mit Goethe-Liedern* von Wenzel Johann Tomaschek, Franz Schubert u. Hugo Wolf mit Ildikó Raimondi, Prof. David Lutz u. einer Einführung von Prof. Dr. Herbert Zeman (Wien). – Prof. Dr. Norbert Waszek (Paris): *Hegels Goethe-Deutungen.* – *Konzert* aus Anlaß der Vorstellung der Wilhelm-Heinse-Ausgabe: *Die Aufzeichnungen. Der Frankfurter Nachlaß*, hrsg. von Markus Bernauer u. a.; Lesung (Friedhelm Ptok), mit Musik des 18. Jahrhunderts (Barbara Olschner u. Georg Fischer-Varvitsiotis) u. Moderation (Dr. Gisela Bungarten). – PD Dr. Michael Jaeger (Berlin): *Faust, Mephisto, Margarete.* – *Toleranz und Integration im aktuellen Verlagsprofil. Integration durch Bildung* (Vorträge u. Podiumsdiskussion, veranstaltet vom AsKI). – *»Zum Sterben schön!«. Der Tod in Literatur, bildender Kunst und Musik* (Ausstellung; Einführung: Prof. Dr. Hiltrud Westermann-Angerhausen, Köln, u. Prof. Dr. Andrea von Hülsen-Esch, Düsseldorf; Dr. Stefanie Knöll, Düsseldorf: *»Euch hilfft kein Schöne, Gold noch Gelt / ich spring mit euch in jene Welt«. Schönheit und Jugend im Angesicht des Todes*, musikalische Umrahmung von Umbach & Consorten mit Werken von Friedrich Benda, Johann Sebastian Bach u. Joseph Haydn). – *»Hier liegt Freund Puschkin«* (Lesung von Tatjana Kuschtewskaja mit Kompositionen von Marina Kalmykova). – *Alterskulturen und Potentiale des Alterns* (internationale Tagung). – Prof. Dr. Wulf Segebrecht (Bamberg): *E. T. A. Hoffmanns »Nußknacker und Mausekönig«, nicht nur ein Weihnachtsmärchen.*

AUS DEM LEBEN AUSLÄNDISCHER GOETHE-GESELLSCHAFTEN

Bericht über das Podium zur Tätigkeit der Goethe-Gesellschaften im Ausland am 2. Juni 2007

Der Präsident der Goethe-Gesellschaft in Weimar, Dr. habil Jochen Golz, eröffnet das Podium, das die Aufgabe habe, die Vielfalt der internationalen Beschäftigung mit Goethe zu dokumentieren, dies aber, nach Maßgabe der ausgewählten Referenten bzw. Diskutanten auf dem Podium, selbstverständlich nur in Ausschnitten leisten könne. Die zentralen Fragen an die Referenten seien einerseits die spezielle Bedeutung der Gründung der Goethe-Gesellschaft im jeweiligen Land, andererseits die gegenwärtige Situation der jeweiligen nationalen oder lokalen Goethe-Gesellschaft. Die Diskussion, in die man vor dem Hintergrund der Einzelreferate treten wolle, solle insbesondere inhaltliche Perspektiven der einzelnen Gesellschaften, aber auch spezielle Sorgen im jeweiligen Land bzw. Kontext thematisieren.

Die Vorsitzende der bulgarischen Goethe-Gesellschaft, der *Literarischen Vereinigung »Goethe« in Bulgarien*, Frau Prof. Dr. Nikolina Burneva, verweist auf die Gründung der bulgarischen Goethe-Gesellschaft im Jahr 1996 und das bereits zurückliegende zehnjährige Jubiläum dieses Gründungsaktes. Die Initiative zur Gründung der Gesellschaft ging vom damaligen Präsidenten und gegenwärtigen Ehrenpräsidenten der Goethe-Gesellschaft in Weimar, Prof. Dr. Werner Keller (Köln), aus; die Gesellschaft konnte einerseits Universitätsangehörige, andererseits auch nach und nach weitere Interessentenkreise an sich binden. Schon in den ersten Jahren ihres Bestehens vermochte die bulgarische Goethe-Gesellschaft, renommierte Goethe-Forscher aus dem In- und Ausland, insbesondere aus Deutschland, einzuladen; Konferenzen zu Themen der Goethezeit, zum Weimarischen Klassizismus und auch zur klassischen deutschen Tradition konnten veranstaltet werden. In einer eigenen Schriftenreihe, den *Germanischen Studien*, werden in einzelnen Bänden Schwerpunkte der Goethe-Philologie und benachbarter Gebiete erarbeitet (z. B. *Faust*, Schiller, Heine). Für den Herbst 2007 ist eine Konferenz zur Entwicklung des Romans bei Goethe geplant. – Eine wichtige Rolle ist der *Literarischen Vereinigung »Goethe« in Bulgarien* bei der Vermittlung sprachlicher, kultureller und literarischer Kenntnisse im Austauschprozeß zwischen Bulgarien und Deutschland zugewachsen. Ein besonderes Interesse gilt dem Ziel, die interessierte jüngere Leserschaft zu erreichen – bei gleichzeitig leider abnehmenden Deutschkenntnissen. Die Gesellschaft fördert studentische Arbeiten insbesondere zu Goethe-Themen durch einen eigenen Wettbewerb; gegen die staatliche Zentralisierung und Konzentration aller großen kulturellen Aktivitäten auf Sofia versucht die Gesellschaft besonders solche Projekte zu fördern, die nicht in der Hauptstadt angesiedelt sind (die Heimatuniversität der Vorsitzenden ist die Hll.-Kyrill-und-Method-Universität in Veliko Târnovo). – Grundsätzlich besorgniserregend erscheint der Vorsitzenden der Rückgang des Interesses an den Geisteswissenschaften und Philologien sowie das prinzipielle Finanzierungsproblem der Goethe-Gesellschaft in Bulgarien. Den Mitgliedern könne nicht mehr als ein eigentlich symbolischer Beitrag abverlangt werden, der Nachwuchs sei in der allgemeinen wissenschaftspolitischen Lage schwierig zu gewinnen: Ein Schülerübersetzungswettbewerb, ein Rezensionsforum vermittelten Interesse am Gegenstand gegenüber einer größeren Öffentlichkeit, eine professionelle Internetpräsentation werde vorbereitet – allein die kulturpolitische und ökonomische Lage der Gesellschaft bleibe prekär.

Im Strom einer seit Mitte des 19. Jahrhunderts sich verstärkenden Tendenz, deutsche Literatur in die lettische Sprache zu übersetzen, wurde 1897 erstmals eine lettische Übersetzung von Goethes *Faust* veranstaltet. Am 100. Jahrestag dieser Übertragung sollte, wie die Vorsitzende Frau Dr. Gundega Grinuma berichtet, die Goethe-Gesellschaft Riga gegründet werden. Pate und Mitinitiator dieser Gründung war wiederum Prof. Dr. Werner Keller, dessen Engagement und persönliche Anteilnahme hier nicht hoch genug geschätzt werden können. Die Annäherung an die hohe europäische Literatur, die sich u.a. in dieser Gründungsabsicht zeigt, darf als symptomatisch für die kulturelle Situation in Lettland, für den Widerstand gegen kollektivistische Kulturtendenzen und gegen den Hegemonieanspruch der russischen Kultur in der Sowjetunion verstanden werden. Tatsächlich gegründet wurde die Goethe-Gesellschaft Riga dann schließlich 1998 – mit der eindrucksvollen Zahl von 100 Gründungsmitgliedern; sie ist mittlerweile (mit 120 festen und Hunderten von korrespondierenden Mitgliedern) eine der aktivsten literarischen Gesellschaften des Landes, fördert die akademische Aneignung von deutscher Literatur – insbesondere der von Goethe –, ist Veranstalterin internationaler Symposien, von Wettbewerben und einem Jugendauditorium, hält engen Kontakt zu den Gymnasien – nicht nur in Riga –, dokumentiert die eigene Arbeit in einer eigenen Schriftenreihe und hält engen Kontakt zu den deutschen Goethe-Gesellschaften insbesondere in Weimar, Dresden und Vest Recklinghausen.

Der Vorsitzende der Goethe-Gesellschaft Bukarest, Prof. Dr. George Guțu, verweist – gleichsam die lange Vorgeschichte der rumänischen Goethe-Gesellschaft nachvollziehend – auf die Präsenz einer deutschsprachigen bzw. deutschen Minderheit in Rumänien seit dem 11. und 12. Jahrhundert, die den eigenen Weg Rumäniens auf die deutsche Kultur und Literatur hin mitbestimmt und begleitet habe. Goethe selbst habe diese spezielle Situation der deutschen Sprache und Kultur in Rumänien zur Kenntnis genommen – insbesondere über den Kontakt zu rumänischstämmigen Studenten, die an deutschen Universitäten studiert haben. Die Wirkungsgeschichte Goethes in Rumänien beginnt spätestens mit einem Nachruf auf Goethe in einer rumänischen Zeitung von 1832, an den sich eine langanhaltende Übersetzungs- und Aufführungsgeschichte Goethescher Texte bzw. Dramen anschloß. Die Beschäftigung mit deutscher Kultur stand zwar immer auch im Schatten der frankophilen Gesamtorientierung der gehobenen rumänischen Kultur, aber insbesondere aus dem historischen Höhepunkt der Goetheverehrung zwischen 1918 und 1939 (mitsamt einer großen Feierlichkeit 1932) nimmt die rumänische Goethe-Forschung ihren Aufschwung, der nach 1945 in eine starke Goethe- und Klassizismus-Rezeption mündet. – Nach 1990, dem Niedergang der Ceauşescu-Diktatur, kristallisierte sich langsam die Möglichkeit heraus, eine eigene nationale Goethe-Gesellschaft zu gründen; nach entschiedenen Impulsen von Werner Keller kam es 1998 dann tatsächlich zur Gründung. Im Goethe-Jahr 1999 konnten zu einem feierlichen Symposium etwa 100 Wissenschaftler eingeladen werden; die Symposien der Gesellschaft werden in der *Zeitschrift der Germanisten Rumäniens* dokumentiert. Die Goethe-Gesellschaft Rumäniens sieht sich mittlerweile als integraler Bestandteil eines mannigfachen Gefüges unterschiedlicher Bildungs- und Kultureinrichtungen: Nicht Vermittlung und Pflege der deutschen Sprache in Rumänien ist ihr Ziel – das leisten Schulen und Goethe-Institute –, sondern die Förderung der wissenschaftlichen Erforschung Goethes, vor allem auch seiner Spuren in der rumänischen Kultur. Eine herausragende Stellung bei dieser Forschungsarbeit nimmt das gegenwärtige Projekt einer 18bändigen, kommentierten Goethe-Ausgabe in rumänischer Sprache ein. Die Betreuung von vielfältigen Promotionsarbeiten zu Goethe und seinem Umfeld, die Vergabe von Kompositionsaufträgen zu einzelnen Texten Goethes und die Planung eines eigenständigen Goethe-Jahrbuchs runden die Aktivitäten der Gesellschaft ab.

Die Goethe-Gesellschaft Glasow ist eine von insgesamt derzeit sieben Goethe-Gesellschaften (oder ähnlichen Institutionen) in Rußland. Wie ihr Vorsitzender Prof. Dr. Alexander Erochin berichtete, wurde sie im Jahr 2005, mit Unterstützung von Werner Keller und Jochen Golz, gegründet. Glasow ist eine kleine Industriestadt im Ural und verfügt über eine multi-

national ausgerichtete Fachhochschule. Die deutsche Sprache ist einerseits die dritte Sprache der Studierenden, andererseits aber kämpft die Gesellschaft mit wachsenden Schwierigkeiten, Kenntnisse über deutsche Sprache, Kultur und Literatur hier zu vermitteln. In dieser Vermittlungsarbeit sieht die Gesellschaft – weit über Goethe hinaus – ihre vorrangige Funktion, auch im Hinblick auf die Lehrerausbildung für Gymnasium und Dorfschule. Wissenschaftliche und kulturelle Beschäftigung mit Goethe und der deutschen Literatur soll diese zu einem festen Bestandteil des russischen Kultur- und Traditionsbewußtseins werden lassen: Theateraufführungen, Lesungen von Gedichten etwa Goethes und Brechts, wissenschaftliche Vorträge etwa zu den Frauen in Goethes Leben. Die Goethe-Gesellschaft Glasow praktiziert eine reichhaltige Zusammenarbeit mit fachlich anders ausgerichteten Fakultäten der Hochschule – etwa der russischen Philologie und der Musikwissenschaft. Für wissenschaftliche Veranstaltungen konnten Gäste aus russischen Metropolen und aus Österreich gewonnen werden. Prof. Dr. Erochin artikuliert allerdings den dringenden Wunsch der Goethe-Gesellschaft Glasow nach einem Gastaufenthalt eines renommierten Goethe-Forschers in der Stadt, was den Enthusiasmus innerhalb der Gesellschaft noch befördern könnte. Er weist insbesondere auf die Schwierigkeiten hin, die eine literarische Gesellschaft in einer eher peripher liegenden Industriestadt Rußlands gegenüber den Zentren Moskau und St. Petersburg habe: Auch kleinere Städte und ihre Aktivitäten verdienten mehr Medieninteresse.

Für die Goethe-Gesellschaft Senegal stellt Frau Prof. Dr. Uta Sadji die besondere Vorgeschichte ihrer Gründung am 5. Januar 2002 dar: Nach langem Zögern und auf unterstützendes Drängen von Werner Keller schlossen sich Deutsch-Studierende und Deutsch-Lehrer, Studierende vom Institut für Angewandte Fremdsprachen in Dhakar sowie Interessenten, die die deutsche Sprache gelernt hatten bzw. in Deutschland gewesen waren, zur Goethe-Gesellschaft Senegal zusammen. Die Gründungsmitglieder, die u. a. aus Togo, Mali, der Elfenbeinküste, Burkina Faso, Benin und dem Senegal kamen und die neben den unterschiedlichen Nationalitäten viele Glaubensgemeinschaften repräsentierten, demonstrierten *eo ipso* kulturelle Vielfalt. In allen Ländern sind regulär die französische Sprache, sodann Englisch vorrangige Fremdsprachen; mit den Nutzern einer mittlerweile »gut« ausgestatteten Bibliothek mit 8000 deutschen Büchern und einer »reichen« Mediathek konnten allerdings neue Interessenten für die Goethe-Gesellschaft gewonnen werden (Deutschkurse und Deutschkenntnisse werden im Senegal im Sinne höherer Karrierechancen hoch geschätzt). Die Aktivitäten der Goethe-Gesellschaft Senegal umfassen einerseits öffentlich-pädagogische Aufgaben: Konversationsunterricht im Deutschen, die Bereitstellung der Bibliothek, auch Einführungen in klassische Musik ermöglichen eine starke Anziehungskraft in die Region hinein. Seit dem Gründungsjahr konnten, auch mit Unterstützung der Konrad-Adenauer-Stiftung, jährlich Tagungen abgehalten werden, die sich etwa dem Kant-Jahr 2004, Fragen religiöser Toleranz im Senegal oder auch, in Form eines Wettbewerbs, der Werbung junger Mitglieder widmeten. – Die Goethe-Gesellschaft Senegal verfügt derzeit über 258 eingeschriebene Mitglieder, die sowohl zu Mitgliederversammlungen als auch zu einzelnen Arbeitsgruppen zusammentreffen. Der gemeinsame Wunsch, das Wissen über Goethe weiterzugeben, führte etwa zu dem Projekt eines Goethe-Kalenders, in dem Goethe-Gedichte in die Hauptverkehrssprachen des Senegal übersetzt worden waren – eine Publikation, die rasch vergriffen war. Übersetzungen spezifischer Texte oder Textteile (*Märchen*, *Hexenküche*) geben die Möglichkeit, zwischen den fremden literarischen Texten und heimischen kulturellen Traditionen (mündliche Erzähltraditionen, animistische Religionen in der Bevölkerung) überraschende Verbindungen herzustellen. Der *Erlkönig* wurde gar schon als Stoff-Vorlage für ein Schülertheater verwendet.

Die für Zentraleuropa vergleichsweise junge Goethe-Gesellschaft der Schweiz (Präsidentin: Dr. Margrit Wyder) wurde im Frühjahr 1997 auf Initiative von Dr. René Jacques Baerlocher gegründet – die literarischen Gesellschaften der Schweiz hatten sich lange Zeit auf die autochthone schweizerische Literaturtradition konzentriert, womit die späte Gesellschaftsgründung in einem der wichtigsten »Reiseländer« Goethes begründet werden kann. Im

Gegensatz zu den Schweizer Schriftstellern Robert Walser oder Gottfried Keller, auf die die Germanistik sich lange konzentrierte, erscheint Goethe nunmehr als »Tourist«, den man genauer kennen lernen wolle. Die Goethe-Gesellschaft der Schweiz veranstaltet pro Jahr eine Tagung in verschiedenen Universitätsstädten des Landes, darüber hinaus Wanderungen auf Goethes Spuren, Ausstellungen und Theateraufführungen. Im Jahr 2000 wurde ein Kompositionsauftrag zu Texten Goethes vergeben, worauf eine Uraufführung folgte; 2004 konnte in Zusammenarbeit mit der Thomas-Mann-Gesellschaft ein Symposium *Literatur und Medizin* und 2005, in Kooperation mit der Stuttgarter Bibelgesellschaft, ein Symposium *Goethe und die Bibel* veranstaltet werden. – Die Goethe-Gesellschaft der Schweiz verfügt derzeit über etwa 120 Mitglieder, eine Zahl, die auch den Generationenwechsel an den Universitäten relativ stabil überstanden hat.

In der Diskussion werden im Hinblick auf die in den Referaten vorgestellten Goethe-Gesellschaften im Ausland spezifische Fragen thematisiert, die vor allem die satzungsrechtliche Seite der Gründung einer Gesellschaft und das Verhältnis der nationalen oder lokalen ausländischen Goethe-Gesellschaften zur Goethe-Gesellschaft in Weimar betreffen. Die Goethe-Gesellschaften in Bulgarien und Rumänien orientieren sich in ihren Satzungen am Weimarer Modell, das aber im Einzelfall mit der Gesetzgebung im jeweiligen Land abgeglichen werden muß: Sofia etwa artikuliere starke zentralistische Ansprüche. Das Verhältnis zwischen Goethe-Gesellschaft und Goethe-Instituten sei zumindest in Bulgarien prekär: Wenig Abstimmung, wenig Korrespondierendes ließen wenig Hoffnung zu auf eventuelle gemeinsame Aktivitäten. – Aus Brasilien kommt die Anfrage, inwieweit man bei der Gründung einer nationalen Goethe-Gesellschaft in Weimar »um Erlaubnis« fragen müßte; George Guţu aus Bukarest gibt die Empfehlung, nach Landesrecht einen Verein eintragen zu lassen, wobei sich aus einer Anbindung an die Weimarer Muttergesellschaft zugleich gute Möglichkeiten für eine Kooperation ergeben. – Prof. Dr. Tschong-Dae Kim (Seoul/Korea) gibt die Anregung, der Rückgang der deutschen Sprachkenntnisse in den Schulen und Universitäten könne nur durch eine Intensivierung der Forschung (auch zu Goethe) beantwortet werden. Er verweist auf die reiche Auswahl an Goethe-Übersetzungen in Korea.

Das Podium *Goethe im Ausland. Zur Tätigkeit der Goethe-Gesellschaften im Ausland*, das erstmals in dieser Form während der Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar stattfand, erfreute sich sehr großen Zuspruchs von seiten der Gäste und Teilnehmer der Hauptversammlung. Gerade die Podien-Form ermöglicht, einerseits in knappen Referaten Situation und Probleme mehrerer und sehr unterschiedlicher ausländischer Goethe-Gesellschaften vorzustellen, andererseits aber, durch Fragestellung und Gesprächslenkung, die Präsentation ebenso wie die Diskussion auf allgemein interessierende Probleme und Aspekte zu lenken. Ein vergleichbares Podium soll am 6. Juni 2009 auch die 81. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft beschließen.

Benedikt Jeßing

Ausschreibungstext zur Vergabe von Goethe-Stipendien

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar fördert seit 1993 durch Stipendien, die wir überwiegend privaten Spenden von Mitgliedern und Freunden unserer Gesellschaft verdanken, wissenschaftliche Projekte, die der Erforschung von Leben und Werk Goethes dienen oder die Rezeption des Dichters in den verschiedenen Nationalliteraturen zum Gegenstand haben.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus ost- und südosteuropäischen Ländern werden besonders berücksichtigt.

Bedingungen

Voraussetzung für die Bewerbung um ein Goethe-Stipendium ist die Promotion oder die weit fortgeschrittene Arbeit an der Dissertation.

Das Stipendium beträgt 1000 € monatlich. Vergeben werden im allgemeinen dreimonatige Stipendien; eine Verlängerung ist nach begründetem Antrag möglich. Regelungen zur Übernahme der Reisekosten werden individuell vereinbart.

Die Goethe-Gesellschaft vermittelt den Stipendiaten Gästewohnungen. Der vom Stipendiaten zu begleichende Mietanteil von ca. 150 bis 200 € richtet sich nach Größe und Ausstattung der Wohnung. Unabdingbar ist eine gültige Krankenversicherung. Diese ist individuell mit der Geschäftsstelle zu klären.

Die Stipendiaten können in öffentlichen Kolloquien, die dem interdisziplinären wissenschaftlichen Gespräch dienen, über ihre Projekte berichten. Diese Stipendiaten-Kolloquien werden vom Referat Forschung und Bildung der Klassik Stiftung Weimar organisiert. Die Goethe-Gesellschaft ermöglicht die Publikation besonders qualifizierter Abhandlungen im Goethe-Jahrbuch. Von den Stipendiaten wird ein kurzer Abschlußbericht über ihre Tätigkeit erwartet. Gebeten sei zudem, bei einer Publikation der Ergebnisse auf die Förderung durch die Goethe-Gesellschaft hinzuweisen.

Arbeitsmöglichkeiten

Stipendiaten der Goethe-Gesellschaft können im Goethe- und Schiller-Archiv, im Goethe-Nationalmuseum und in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek arbeiten. Zudem stehen die Bestände des Thüringischen Hauptstaatsarchivs, der Hochschule für Musik »Franz Liszt« und der Bauhaus-Universität Weimar (Sammlungen, Bibliotheken) für Forschungsarbeiten zur Verfügung.

Bewerbungen

Anträge für die Vergabe des Goethe-Stipendiums sind zu senden an:

Goethe-Gesellschaft
Präsident
Burgplatz 4
99423 Weimar.

(Telefon: 03643 – 202050, Fax: 03643 – 202061
e-mail: goetheges@aol.com, www.goethe-gesellschaft.de)

Die Bewerbungsunterlagen sollten bestehen aus einer ausführlichen Projektbeschreibung, einem kurzen Lebenslauf, der die wissenschaftliche Entwicklung erkennen läßt, zwei Referenzen und, falls gegeben, einer Publikationsliste.

Die Bewerbung ist jederzeit möglich.

Die Mitarbeiter dieses Bandes

Dr. *Pjotr Abramow*, Moskauer Staatliche Universität für das Druckwesen, Lehrstuhl für Weltliteratur, Sadowaja-Spasskaja 6, 107045 Moskau, Rußland
PD Dr. *Wolfgang Albrecht*, Klassik Stiftung Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar
Dieter Althaus, Ministerpräsident des Freistaates Thüringen, Regierungsstraße 73, 99084 Erfurt
Prof. Dr. *Ehrhard Bahr*, University of California, Department of Germanic Languages, 212 Royce Hall, Box 951539, Los Angeles, California 90095-1539, USA
Dr. *Martin Basfeld*, Kirchenstraße 4, 76344 Eggenstein
Dr. *Matthew Bell*, University of London, King's College, Department of German, Strand, London WC2R 2LS, Großbritannien
PD Dr. *Barbara Beßlich*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.
Prof. Dr. *Andreas Beyer*, Universität Basel, Kunsthistorisches Seminar, Im Laurenz-Bau, St. Alban-Graben 8, 4010 Basel, Schweiz
Volkmar Birkholz, Goethestraße 2, 99096 Erfurt
Prof. Dr. *Christoph Bode*, Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Englische Philologie, Schellingstraße 3, 80799 München
Prof. Dr. *Gernot Böhme*, Rosenhöhweg 25, 64287 Darmstadt
PD Dr. *Anke Detken*, Georg-August-Universität Göttingen, Seminar für Deutsche Philologie, Käte-Hamburger-Weg 3, 37073 Göttingen
Prof. Dr. *Sabine Doering*, Universität Oldenburg, Institut für Germanistik, Postfach, 26111 Oldenburg
Prof. Dr. *Manfred Eigen*, Max-Planck-Institut für Biophysikalische Chemie, Karl-Friedrich-Bonhoeffer-Institut, Am Faßberg 11, 37077 Göttingen
Prof. Dr. *Michel Espagne*, CNRS – Transferts culturels, Ecole normale supérieure, 45 rue d'Ulm, 75005 Paris, Frankreich
Dr. *Gesa von Essen*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. *Gonthier-Louis Fink*, Rosseler Weg 50, 66130 Saarbrücken
Dr. *Thorsten Fitzon*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.
Prof. Dr. *Werner Frick*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. *Wolfgang Frühwald*, Römerstädterstraße 4 k, 86199 Augsburg
Prof. Dr. *Rüdiger Görner*, University of London, Queen Mary & Westfield College, Mile End Road, London E1 4NS, Großbritannien
Dr. habil. *Jochen Golz*, Goethe-Gesellschaft in Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar
Prof. Dr. *Ortrud Gutjahr*, Universität Hamburg, Institut für Germanistik II, Von-Melle-Park 6, 20146 Hamburg
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. *Volkmar Hansen*, Goethe-Museum Düsseldorf, Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung, Schloß Jägerhof, Jacobistraße 2, 40211 Düsseldorf

PD Dr. *Holger Helbig*, Harvard University, Department of Germanic Languages and Literatures, 365 Barker Center, 12 Quincy Street, Cambridge, Massachusetts 02138, USA

Dr. *Christian Helmreich*, Université de Paris 8, Département d'études germaniques, 184, rue de Bellevue, 91330 Yerres, Frankreich

Prof. Dr. *Henriette Herwig*, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Germanistisches Seminar, Universitätsstraße 1, Geb. 23.21, 40225 Düsseldorf

Dr. *Gilbert Heß*, Georg-August-Universität Göttingen, Seminar für Deutsche Philologie, Käte-Hamburger-Weg 3, 37073 Göttingen

Dr. *Heide Hollmer*, Ministerium für Bildung und Frauen des Landes Schleswig-Holstein, Referat III 23, Offene Ganztagsschule, Schulsport, Gesundheitserziehung, Umweltbildung, Brunswiker Straße 16-22, 24105 Kiel

PD Dr. *Michael Jaeger*, Käthe-Niederkirchner-Straße 13, 10407 Berlin

Prof. Dr. *Rolf-Peter Janz*, Freie Universität Berlin, Institut für Deutsche und Niederländische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin

PD Dr. *Benedikt Jeßing*, Ruhr-Universität Bochum, Germanistisches Institut, 44780 Bochum

Dr. *Paul Kahl*, Georg-August-Universität Göttingen, Seminar für Deutsche Philologie, Käte-Hamburger-Weg 3, 37073 Göttingen

Prof. Dr. *Gerhard R. Kaiser*, Westbahnhofstraße 18, 07745 Jena

Prof. Dr. Dr. h.c. *Werner Keller*, Friedrich-Schmidt-Straße 54, 50933 Köln

Prof. Dr. *Dirk Kemper*, Russische Staatsuniversität für Geisteswissenschaften (RGGU), Thomas-Mann-Lehrstuhl für Deutsche Philologie, Miusskaja uliza 6, korp. 7, kab. 263, GSP 3, 125993 Moskau, Rußland

Dr. *Hee-Ju Kim*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.

Johannes Kippenberg, Riedeselstraße 25, 82319 Starnberg-Söcking

Prof. Dr. Dr. h.c. *Helmut Koopmann*, Universität Augsburg, Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Universitätsstraße 10, 86159 Augsburg

Prof. Dr. *Alexander Košenina*, Rodenbergstraße 31, 10439 Berlin

Angelika Kunkel, Silhöferstraße 14, 35578 Wetzlar

Prof. Dr. *Ulrike Landfester*, Universität St. Gallen, Kulturwissenschaftliche Abteilung, Gatterstraße 1, 9010 St. Gallen, Schweiz

Mary Le Gierse, 9049 Revere Street, Philadelphia, PA 19152-1414, USA

Prof. Dr. *Jürgen Lehmann*, Kybfelsenstraße 46, 79100 Freiburg i. Br.

Dr. *Felix Leibrock*, Belvederer Allee 23 b, 99425 Weimar

Prof. Dr. *Dennis F. Mahoney*, University of Vermont, Department of German and Russian, 414-422A Waterman Building, 85 South Prospect Street, Burlington, Vermont 05405-0160, USA

Prof. Dr. *Waltraud Maierhofer*, The University of Iowa, Department of German, 528 Phillips Hall, Iowa City, Iowa 52242-1323, USA

Prof. Dr. *Michael Mandelartz*, Meiji University, Faculty of Arts and Letters, Chiyoda-ku, Kanda Surugadai 1-1, 101-8301 Tokyo, Japan

Prof. Dr. *Dieter Martin*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.

Dr. *Josef Mattausch*, Beethovenstraße 1, 04416 Markkleeberg

Petra Mayer, Karl-Krämer-Straße 33, 71364 Winnenden
Prof. Dr. *Albert Meier*, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Institut für Neuere Deutsche Literatur und Medien, Leibnizstraße 8, 24118 Kiel
PD Dr. *Volker Mergenthaler*, Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Deutsches Seminar, Wilhelmstraße 50, 72074 Tübingen
Prof. Dr. *Ulrich Mölk*, Höltystraße 7, 37085 Göttingen
Prof. Dr. *Klaus-Detlef Müller*, Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Deutsches Seminar, Wilhelmstraße 50, 72074 Tübingen
Dr. *Rüdiger Nutt-Kofoth*, Bergische Universität Wuppertal, Fachbereich Geistes- und Kulturwissenschaften, Gaußstraße 20, 42119 Wuppertal
Dr. *Petra Oberhauser*, Goethe-Gesellschaft in Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar
Dr. Dr. h. c. mult. *Manfred Osten*, Weißdornweg 23, 53177 Bonn
Prof. Dr. *Ernst Osterkamp*, Humboldt-Universität Berlin, Philosophische Fakultät II, Institut für deutsche Literatur, Unter den Linden 6, 10099 Berlin
Dr. *Yvonne Pietsch*, Klassik Stiftung Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar
Dr. *Larissa Polubojarinova*, Postfach 45, 197343 St. Petersburg, Rußland
Dr. *Gabriele Radecke*, Pütrichstraße 1, 81667 München
Prof. *Terence James Reed*, The Queen's College, Oxford, OX1 4AW, Großbritannien
Christoph Reith, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.
Prof. Dr. *Karl Richter*, Preußenstraße 11, 66386 St. Ingbert
PD Dr. *Peter Philipp Riedl*, Universität Regensburg, Institut für Germanistik, Postfach, 93040 Regensburg
Dr. *Eberhard Rohse*, Am Menzelberg 7, 37077 Göttingen
Christine Rühling, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.
Dr. *Lucia Ruprecht*, Emmanuel College, Cambridge, CB2 3AP, Großbritannien
Prof. Dr. *Giovanni Sampaolo*, Università degli Studi Roma Tre, Dipartimento di Letterature Comparate, Via del Valco di San Paolo, 19, 00146 Rom, Italien
Wieland Schmid, Hopfgartenstraße 5, 01307 Dresden
Prof. Dr. *Sabine Schneider*, Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, 8001 Zürich, Schweiz
Prof. Dr. *Günter Schnitzler*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Postfach, 79085 Freiburg i. Br.
Berenike Schröder, Ordulfstraße 42, 22459 Hamburg
Dr. *Siegfried Seifert*, Abraham-Lincoln-Straße 10, 99423 Weimar
Dr. *Claudius Sittig*, Universität Osnabrück, Interdisziplinäres Institut für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit, Neuer Graben 19/21, 49074 Osnabrück
Dr. *Hanna Stegbauer*, Stegemühlenweg 61, 37083 Göttingen
Prof. Dr. *Yoshito Takahashi*, Kyoto University, Graduate School of Human and Environmental Studies, Yoshida-Nihonmatsu-cho, Sakyoku, Kyoto, 606-8501 Japan
Ekkehard Taubner, Falkensteiner Straße 6, 08239 Bergen
Dr. *Cristina Urchueguía*, Universität Zürich, Musikwissenschaftliches Institut, Postfach, 8001 Zürich, Schweiz

Dr. *Thomas Weidner*, Landeshauptstadt München, Münchner Stadtmuseum, St.-Jakobs-Platz 1, 80331 München

Dr. *Romana Weiershausen*, Universität Bremen, Fachbereich 10: Sprach- und Literaturwissenschaften, Postfach 330440, 28334 Bremen

Dr. *Manfred Wenzel*, Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, Historisch-kritische Büchner-Ausgabe, Biegenstraße 36, 35037 Marburg

Prof. Dr. *Reiner Wild*, Universität Mannheim, Seminar für deutsche Philologie, 68131 Mannheim

Dr. *Margrit Wyder*, Universität Zürich, Medizinhistorisches Institut und Museum, Hirschengraben 82, 8001 Zürich, Schweiz

Dr. *Edith Zehm*, Gernholzweg 9, 82205 Gilching

Prof. Dr. Dr. h.c. *Theodore Ziolkowski*, Princeton University, Department of German, 203 East Pyne Building, Princeton, NJ 08544, USA

Prof. Dr. *Rüdiger Zymner*, Bergische Universität Wuppertal, Fachbereich Geistes- und Kulturwissenschaften, Gaußstraße 20, 42097 Wuppertal

GOETHE-BIBLIOGRAPHIE 2006

Bearbeitet von SIEGFRIED SEIFERT
auf der Grundlage der in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek zu Weimar von WOLFRAM WOJTECKI
erstellten »Internationalen Bibliographie zur deutschen Klassik«

Diese Bibliographie erfaßt die Goethe-Literatur des Berichtsjahres 2006 und Nachträge aus dem Jahr 2005. Erneut war aus einer hohen Zahl von Publikationen eine Auswahl des wissenschaftlich und rezeptionsgeschichtlich Wesentlichen zu treffen. Auf Zeitungsartikel und Rezensionen mußte aus Platzgründen verzichtet werden; die Rezensionen werden jedoch in der »Internationalen Bibliographie zur deutschen Klassik« (Saur-Verlag München, zuletzt Folge 52. 2005) nachgewiesen.

Die bibliographischen Aufnahmen entsprechen den Regeln für die alphabetische Katalogisierung (RAK). Die Untergliederung der Gruppe II.5 (Wirkungs- und Forschungsgeschichte) wurde im Interesse der Nutzer verbessert. Das Register enthält die Namen von Autoren, Übersetzern und Illustratoren. Redaktionsschluß für diese Folge war der 31. Oktober 2007.

Mein besonderer Dank gilt Frau Brigitte Becker-Ebenau, Frau Barbara Koch sowie Herrn Dr. Wolfram Wojtecki von der Herzogin Anna Amalia Bibliothek für vielfältige und großzügige bibliographische und programmtechnische Unterstützung. Ich danke weiterhin all jenen, die durch Hinweise und eingesandte Belegexemplare unsere Arbeit unterstützt haben. Besonderer Dank gebührt dem Düsseldorfer Goethe-Museum und seinem Direktor, Herrn Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Volkmar Hansen, für die Übersendung wichtiger Veröffentlichungen.

Die Herausgeber Goethescher Texte und die Autoren von Publikationen über Goethe werden erneut gebeten, durch Belegexemplare und Informationen diese bibliographische Übersicht, die auch im kommenden Jahr fortgesetzt werden wird, zu unterstützen.

Siegfried Seifert

Gliederung

I. Primärliteratur
1. *Werkausgaben*
2. *Teilausgaben*
3. *Briefausgaben und Briefwechsel*
4. *Einzelausgaben*

II. Sekundärliteratur
1. *Allgemeines. Gesamtdarstellungen zum Leben und Werk. Bibliographien*
2. *Biographisches. Beziehungen zu Zeitgenossen*
3. *Weltanschauung. Dichterisches und wissenschaftliches Schaffen*
4. *Zu einzelnen Werken*
5. *Wirkungs- und Forschungsgeschichte. Allgemeines. – Text- und Buchgeschichte – Gesellschaften und Jahrbücher. – Die Goethe-Gesellschaft in Weimar und ihre Ortsvereinigungen – Gedenkstätten, Museen, Sammlungen und Ausstellungen*

I. Primärliteratur

1. Werkausgaben

1 Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens : Münchner Ausg. / hrsg. von Karl *Richter* in Zsarb. mit Herbert G. *Göpfert* [u. a.] – Genehmigte Taschenbuchausg. – Bd. 1-21. – München [u. a.] : btb-Verl., 2006.
Bd. 1. Der junge Goethe : 1757-1775 / hrsg. von Gerhard *Sauder*. T. 1. 2. – T. 1. – 1014 S. : Ill. – (btb ; 72928) – T. 2. – 944 S. : Ill. – (btb ; 72929)
Bd. 2. Erstes Weimarer Jahrzehnt : 1775-1786. T. 1. 2. – T. 1 / hrsg. von Hartmut *Reinhardt*. – 748 S. : Ill. – (btb ; 72930) – T. 2 / hrsg. von Hannelore *Schlaffer* [u. a.] – 967 S. : Ill. – (btb ; 72931)
Bd. 3. Italien und Weimar : 1786-1790. T. 1. 2. – T. 1 / hrsg. von Norbert *Miller* u. Hartmut *Reinhardt*. – 1019 S. : Ill. – (btb ; 72932) – T. 2 / hrsg. von Hans J. *Becker* [u. a.] – 673 S. – Ill. – (btb ; 72933)
Bd. 4. Wirkungen der Französischen Revolution : 1791-1797. T. 1. 2. – T. 1 / hrsg. von Reiner *Wild*. – 1276 S. : Ill. – (btb ; 72934) – T. 2 / hrsg. von Klaus H. *Kiefer* [u. a.] – 1257 S. : Ill. – (btb ; 72935)
Bd. 5. Wilhelm Meisters Lehrjahre / hrsg. von Hans-Jürgen *Schings*. – 856 S. : Notenbeisp. – (btb ; 72936)
Bd. 6. Weimarer Klassik : 1798-1806 / hrsg. von Victor *Lange* [u. a.] T. 1. 2. – T. 1. – 1126 S. : Ill. – (btb ; 72937) – T. 2. – 1313 S. : Ill. – (btb ; 72938)
Bd. 7. Leben des Benvenuto Cellini. Diderots Versuch über die Malerei. Diderot: Rameaus Neffe / hrsg. von Norbert *Miller* u. John *Neubauer*. – 1181 S. : Ill. – (btb ; 72939)
Bd. 8. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. T. 1. 2. – T. 1. Text / hrsg. von Manfred *Beetz*. – 1003 S. – (btb ; 72940) – T. 2. Kommentar / hrsg. von Manfred *Beetz*. – 792 S. : Ill. – (btb ; 72941)
Bd. 9. Epoche der Wahlverwandtschaften : 1807-1814 / hrsg. von Christoph *Siegrist* [u. a.] – 1469 S. : Ill. – (btb ; 72942)
Bd. 10. Zur Farbenlehre / hrsg. von Peter *Schmidt*. – 1355 S. : Ill. – (btb ; 72943)
Bd. 11. Divan-Jahre : 1814-1819. T. 1/1.2. u. 2. – T. 1/1. Divan-Jahre : 1814-1819 / hrsg. von Karl *Richter* u. Christoph *Michel*. – 733 S. : Ill. – (btb ; 72944) – T. 1/2. West-östlicher Divan / hrsg. von Karl *Richter*. – 885 S. : Ill. , Kt. – (btb ; 72945) – T. 2. Divan-Jahre : 1814-1819 / hrsg. von Johannes *John* [u. a.] – 1317 S. : Ill. – (btb ; 72946)
Bd. 12. Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie … / hrsg. von Hans J. *Becker* [u. a.] – 1199 S. : Ill. – (btb ; 72947)
Bd. 13. Die Jahre 1820 bis 1826. T. 1. 2. – T. 1 / hrsg. von Gisela *Henckmann* u. Irmela *Schneider*. – 985 S. : Ill. – (btb ; 72948) – T. 2. hrsg. von Werner *Oechslin* [u. a.] – 911 S. : Ill. – (btb ; 72949)
Bd. 14. Autobiographische Schriften der frühen Zwanzigerjahre / hrsg. von Reiner *Wild*. – 893 S. : Ill. – (btb ; 72950)
Bd. 15. Italienische Reise / in Zsarb. mit Christof *Thoenes* hrsg. von Andreas *Beyer* u. Norbert *Miller*. – 1257 S. : Ill. – (btb ; 72951)
Bd. 16. Aus meinem Leben : Dichtung und Wahrheit / hrsg. von Peter *Sprengel*. – 1101 S. : Ill. – (btb ; 72952)
Bd. 17. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Maximen und Reflexionen / hrsg. von Gonthier-Louis *Fink* [u. a.] – 1349 S. – (btb ; 72953)
Bd. 18. Letzte Jahre : 1827-1832. T. 1. 2. – T. 1 / hrsg. von Gisela *Henckmann* u. Dorothea *Hölscher-Lohmeyer*. – 1253 S. : Ill. – (btb ; 72954) – T. 2 / hrsg. von Johannes *John* [u. a.] – 1391 S. : Ill. – (btb ; 72955)
Bd. 19. *Eckermann*, Johann Peter: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens / hrsg. von Heinz *Schlaffer*. – 844 S. – (btb ; 72956)

Bd. 20. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1799-1827. T. 1-3. – T. 1. Text : 1799-1827 / hrsg. von Hans-Günter *Ottenberg* u. Edith *Zehm* in Zsarb. mit … – 1088 S. : Ill., Notenbeisp. – (btb ; 72957) – T. 2. Text : 1828-1832 ; Dokumente ; Register / hrsg. von Edith *Zehm* u. Sabine *Schäfer* unter Mitw. von … – S. 1090-1911 : Ill. – (btb ; 72958) – T. 3. Einführung. Kommentar / hrsg. von Edith *Zehm* in Zsarb. mit … Mit e. Einführung von Norbert *Miller*. – 1306 S. : Ill. – (btb ; 72959)
Bd. 21: Register sämtlicher Werke / bearb. von Gisela *Fichtl*. – 474 S. – (btb ; 72960)

2. *Teilausgaben*

2 Best of Johann Wolfgang von Goethe : Iphigenie auf Tauris, Die Leiden des jungen Werther, Faust I, Gedichte u.a. / mit Gustaf *Gründgens*; Käthe *Gold*; Klaus *Kinski* [u.a.] – Berlin : Universal Family Entertainment, 2006. – 2 CDs (139 Min.) : digital. + Booklet (1 Faltbl.) – (Eloquence : Hörbuch) (Deutsche Grammophon : Literatur)

3 Goethe-Kalender / hrsg. von Jochen *Klauß*. – Düsseldorf ; Zürich : Artemis & Winkler ; Patmos-Verl.
[Jg] 2007. – 2006. – 143 S. : Ill.
Der »Goethe-Kalender 2006« ist dem Thema »Goethe und Anna Amalia« gewidmet. – Der »Goethe-Kalender« ist der Nachfolger des Kalenders »Mit Goethe durch das Jahr …«.

4 Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten : Gedichte u. Bilder / hrsg. von Hans-Joachim *Simm*. – Frankfurt a.M. ; Leipzig : Insel-Verl., 2006. – 101 S. : Ill. – (Insel-Bücherei ; 1277)

5 Die Leiden des jungen Werthers. Die Wahlverwandtschaften. Kleine Prosa. Epen / in Zsarb. mit Christoph *Brecht* hrsg. von Waltraud *Wiethölter*. – Frankfurt a.M. : Dt. Klassiker-Verl., 2006. – 1245 S. – (Deutscher Klassiker-Verlag im Taschenbuch ; 11)

6 Sehnsucht nach Indien : e. Lesebuch von Goethe bis Grass / hrsg. u. eingel. von Veena *Kade-Luthra*. – 3., neu bearb. u. erw. Aufl. – München : Beck, 2006. – 285 S. – (Beck'sche Reihe ; 450)
Darin u.a. auf Indien bezogene Gedichte und Aufsätze Goethes, S. 72-84.

7 Das Beste möcht' ich euch vertrauen : Lebensweisheiten / hrsg. von Johann *Prossliner*. – München : Dt. Taschenbuch-Verl., 2006. – 159 S. – (dtv ; 13514)

8 Klassik / hrsg. von Gabriele *Wirsich-Irwin*. – Bibliogr. erg. Ausg. 1998, [Nachdr.] – Stuttgart : Reclam, 2006. – 333 S. – (Die deutsche Literatur : 7) ([Reclams] Universal-Bibliothek ; 9625)
Darin in den Abschnitten »Theorie«, »Lyrik«, »Epik« und »Drama« zahlr. kommentierte Werkauszüge von Goethe.

9 Gedanken und Gedichte / Fotogr. von Tina u. Horst *Herzig*. – [Würzburg] : Flechsig, 2006. – [40] S.

10 Translation : theory and practice : a historic. reader / ed. by Daniel *Weissbort* and Astradur *Eysteinsson*. – Oxford [u. a] : Oxford Univ. Press, 2006. – XIV, 649 S.
Darin u.a. Äußerungen Goethes zum Thema Übersetzung, in engl. Sprache, S. 198-204.

11 Narrativa [Teils., span.] / versiones de Marisa *Siguan* y Eduardo *Aznar*, Miguel *Salmerón* y Helena *Cortés*. Introd., ed. y notas de Marisa *Siguan*. – Madrid : Espasa Calpe ; Córdoba : Ed. Almuzara, 2006. – CXC, 1595 S. : 1 Titelb.
Darin die vollst. span. Übersetzung von »Die »Leiden des jungen Werther«, »Wilhelm Meisters Lehrjahren«, »Wilhelm Meisters Wanderjahren«, der »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten« u. der »Wahlverwandtschaften«.

3. Briefausgaben und Briefwechsel

12 *Eckle*, Jutta: »Ganz neue Ansichten dieses philosophischen Steines« : Goethes Briefwechsel mit Johann Gottfried Steinhäuser über Magnetismus. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 218-246 : Ill.
Mit Wiederabdr. von 5 Briefen Goethes an Steinhäuser, 1799-1800, sowie Erstveröffentl. von 6 Briefen Steinhäusers an Goethe, 1799-1800, nach den Hss.

13 Goethe und Zelter – eine Freundschaft in Briefen / anläßl. der Ausstellung »Goethe und die Mark Brandenburg« 2006 in den Röm. Bädern, Park Sanssouci, vom Brandenburg. Literaturbüro hrsg. Gelesen von Christian *Brückner* u. Otto *Sander*. Ausw. der Texte, Regie, Red. u. Booklet: Peter *Walther*. – Potsdam : Vacat-Verl., 2006. – 1 CD + Booklet ([16] S.)

14 [Kommentierte authentische Wiederabdrucke eines Briefes Goethes an Caspar Friedrich von Schuckmann vom 3./4. 10. 1795 [WA IV, 10, S. 306-308] nebst fotograf. Wiedergabe der Hs. und eines Briefes Goethes an Carl Christian Gottlob Sturm [WA IV, 21, S. 86-89] nach den Hss. im Freien Deutschen Hochstift.] – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2006. Tübingen 2006. S. 459-464.

4. Einzelausgaben

15 Iz mog života : poezija i stvarnost [Dichtung und Wahrheit, serb.] / preveli s nem. Erih *Koš*. [Hrsg.:] Geteovo Društvo Beograd. – Sremski Karlovci [u. a.] : Izd. Knjižarnica Zorana Stojanovicá [u. a.], 2006. – 836 S. – (Gete: Izabrana dela [Goethe: Ausgewählte Werke] ; 8)

16 Egmont : e. Trauerspiel in 5 Aufz. ; Leipzig 1788 / hrsg. von Joseph *Kiermeier-Debre*. – München : Dt. Taschenbuch-Verl., 2006. – 202 S. – (dtv ; 2669) (Bibliothek der Erstausgaben)

17 Erlkönig / Radierung von Eberhard *Schlotter*. – Bayreuth : Bear Press, 2006. – 11 Bl. : Ill. – (Druck der Bear Press Wolfram Benda ; 51)

18 Faust : Anthologie e. dt. Legende / ausgew. von Nicola *Uther*. – Berlin : Directmedia Publ., 2006. – 1 CD-ROM + Beiheft (31 S. : Ill.) – (Digitale Bibliothek ; 120)
Darin: Faust. Der Tragödie erster u. zweiter Teil. Urfaust.

19 Faust [Der Tragödie erster u. zweiter Teil. Urfaust] / hrsg. von Albrecht *Schöne*. – 6., rev. Aufl. – Frankfurt a. M. : Deutscher Klassiker-Verl., 2005. – 849 S. :
Ill. – (Sämtliche Werke / Goethe ; 7/1)

20 Faust : Der Tragödie erster u. zweiter Teil. Urfaust / bearb. von Erich *Trunz*. – [Neuausg.] – München : Beck, 2006. – 777 S.

21 Faust : Der Tragödie erster Teil ; Textausg. mit Materialien / erarb. von Volker *Frederking*. – Braunschweig : Schroedel, 2006. – 287 S. : Ill. + DVD. – (Texte.Medien)

22 Faust : eine Tragödie von Goethe ; erster Theil / mit Ill. von Friedrich *Stahl* und Hans *Looschen*. – Reprint-Ausg., Nachdr. der Orig.-Ausg. von 1899, Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong, Dominik & Co. – Wolfenbüttel : Melchior-Verl., [2006]. – 244 S. : Ill. – (Historische Bibliothek) (Illustrierte Klassiker-Bibliothek)

23 [Faust . Der Tragödie erster Teil, korean. / Übers., Anmerkungen u. Nachw. von Inn-Ung *Lee*. Ill. von Eugène *Delacroix*, Max *Beckmann* u. a.] – Paju Book City : Munhakdongne, 2006. – 526 S. : Ill.

24 Faust : tragedija [Faust : Der Tragödie erster u. zweiter Teil, russ.] / per. s. nem. N[ikolaja] A. *Cholodkovskogo*. Ill. Maksa *Šlevogta* [Max *Slevogt*] i zapadnoevrop. chudožnikov XVIII – XX. vv. – Moskva : Ėksmo, 2006. – 398 S. : 1 Titelb. : zahlr. Ill. (z. T. farb.) – (Biblioteka velikich pisatelej)

25 Die Fischerin : e. Wald- u. Wasserdrama ; auf dem natürl. Schauplatz in Tiefurt vorgestellt / Nachw. von Wolfgang *Horn*. – Jena : Glaux, 2006. – 30 S.

Hrsg. anläßlich der Wiederaufführungen im Tiefurter Park, Sommer 2006.

26 Walter *Schmidinger* liest Johann Wolfgang *Goethe* / Regie: Torsten *Feuerstein*. Gedichtausw.: Holger *Lieb*. – Berlin : Argon-Verl., 2006. – 1 CD – (Argon-Hörbuch) (Die schönsten Gedichte)

27 Gesammelte Gedichte : Lieder – Balladen – Sonette – Epigramme – Elegien – Xenien. – [Bonn] : Ed. Lempertz, 2006. – 635 S.

28 Goethe und Schiller : ein interaktives Rap-Hörbuch [Gedichte] / Autoren: *Doppel-U*; Antje *Hübner*. – Braunschweig : Schroedel, 2006. – 64 S. : Ill. + 1 CD – (Texte. Medien) Gedicht-Vertonungen mit Raps von »Doppel-U«.

29 Jürgen *Goslar* liest … : *Goethe*: Liebesgedichte, Gefühls- u. Gedankenlyrik. – Veränd. Aufl. – Hünfelden : Horchideen, 2006. – 1 CD.

30 Gedichte / hrsg. von Erich *Trunz*. – [Neuausg.] – München : Beck, 2006. – 804 S.

31 Die Balladen [Gedichte] / *Goethe* & *Schiller*. Zsgest. u. hrsg. von Joseph *Kiermeier-Debre*. – München : Dt. Taschenbuch-Verl., 2006. – 265 S. – (dtv ; 13512)

32 Lirika [Gedichte, russ.] / per. V[il'gel'ma V.] *Levika* [u. a.] – Moskva : Ėksmo, 2006. – 350 S. – (Zolotaja serija poėzii)

33 Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand : e. Schauspiel ; 1773 / hrsg. von Joseph *Kiermeier-Debre*. – München : Dt. Taschenbuch-Verl., 2006. – 255 S. – (dtv ; 2668) (Bibliothek der Erstausgaben)

34 Iphigenie auf Tauris : e. Schauspiel ; Leipzig 1787 / hrsg. von Joseph *Kiermeier-Debre*. – Neuausg. – München : Dt. Taschenbuchverl., 2006. – 135 S. – (dtv ; 2670) (Bibliothek der Erstausgaben)

35 Italienische Reise / hrsg. von Herbert von *Einem*. Bearb. von Alste *Horn*. – [Neuausg.] – München : Beck, 2006. – 750 S.

36 Die Leiden des jungen Werthers. – Düsseldorf : Artemis & Winkler, 2006. – 162 S. – (Artemis-Bibliothek ; 3)

37 Klassiker der Weltliteratur : Die Leiden des jungen Werther. – Erftstadt : AREA Verlag, 2006. – 508 S. – (Miniaturbuch-Sammlerbibliothek)

38 Die Leiden des jungen Werther. – Frankfurt a. M. ; Leipzig : Insel-Verl., 2006. – 172 S. – (Insel-Taschenbuch ; 3500)

39 Die Leiden des jungen Werthers : Leipzig 1774 ; Text u. Kommentar / mit e. Kommentar von Wilhelm *Große*. – [Nachdr.] – Frankfurt a. M. : Suhrkamp, 2006. – 221 S. – (Suhrkamp-BasisBibliothek ; 5)

40 Die Leiden des jungen Werthers. Briefe aus der Schweiz : erste Abt. / hrsg. von Bettina *Hesse*. – Moskva : AST Astrel', 2006. – 252 S. : Ill. – (Neadaptirovannye izdanija na jazyke originala)

41 Die Leiden des jungen Werther / bearb. von Stefan *Möller*. Sprecher: Karlheinz *Gabor*. – Wien : hoerbuch, 2006. – MP3-CD (269 Min.)

42 Cierpienia młodego Wertera [Die Leiden des jungen Werther, Ausz., poln.] / oprac. Urszula *Lementowicz*. – Lublin : Wydawn. Biblios, 2006. – 45 S. – (Biblioteczka Opracowań ; 74)

43 Nỗi Đau của chàng vecte [Die Leiden des jungen Werther, vietnames.] / [übers. von] *Quang Chiến* dịch và giới thiệu. – Hà Nội : Nhà Xuất Bản Lao Động, 2006. – 231 S. : Ill.

44 Das Märchen. – Aachen : Fischer, 2006. – 64 S. – (Die Blaue Bibliothek ; 6)

45 Das Märchen von der grünen Schlange und der schönen Lilie / mit e. Einl. von Jean-Claude *Lin*. Mit e. Aufsatz »Goethes Geistesart in ihrer Offenbarung durch sein Märchen« von Rudolf *Steiner*. – 12. Gesamtaufl., Neuausg. – Stuttgart : Verl. Freies Geistesleben, 2006. – 91 S.

46 Der Mann von funfzig Jahren / bearb. von Helmut *Langer*. Sprecher: Karlheinz *Gabor*. – Wien : hoerbuch, 2006. – MP3-CD (138 Min.)
Novelle aus »Wilhelm Meisters Wanderjahren«.

47 Maximen und Reflexionen. – München : Dt. Taschenbuch-Verl., 2006. – 208 S. – (dtv ; 34378) (Kleine Bibliothek der Weltweisheit)
48 Torquato Tasso : e. Schauspiel / hrsg. von Wolfgang *Schwiedrzik*. Regie: Leopold *Lindtberg*. Sprecher: Will *Quadflieg*, Ewald *Balser*, Aglaja *Schmid* [u. a] – Neckargemünd : Ed. Mnemosyne, 2006. – 2 CDs (103 Min.) + Booklet (52 S. : Ill.) – (HörBühne ; 3011)
49 Urfaust / bearb. von Bernd *Schneider*. Sprecher: Angela *Schneider*; Julian *Loidl*; Franz R. *Ceeh*. – Wien : Audio Media Digital, 2006. – 1 MP3-CD (95 Min.) – (Hörbuch)
50 Udo *Wachtveitl* liest Johann Wolfgang *Goethe* Die Wahlverwandtschaften / Regie: Sigi Viktor *Krowas*. – Ungekürzte Lesung. – Berlin : Argon-Verl., 2006. – 8 CDs, 1 MP3-CD (550 Min.) + Booklet ([20] S. : Ill.) – (Argon-Hörbuch)
51 Le affinità elettive [Die Wahlverwandtschaften, italien.] / introd. di Pietro *Citati*. Trad. di Cristina *Baseggio*. – Milano : Biblioteca Universale Rizzoli, 2006. – 359 S. – (I grandi romanzi)
52 West-oestlicher Divan / hrsg. von Joseph *Kiermeier-Debre*. – Sonderausg., Nachdr. der Erstausg., Stuttgart, Cotta, 1819. – München : Dt. Taschenbuch-Verl., 2006 – 271 S. – (dtv ; 13513)
Früher als: dtv ; 2671 : Bibliothek der Erstausgaben.
53 Wilhelm Meisters Lehrjahre / mit e. Nachw. von Dieter *Borchmeyer*. Anm. von Yvonne *Nilges* u. Materialien zur Entstehungs- u. Wirkungsgeschichte. – Düsseldorf : Artemis & Winkler, 2006. – 599 S. – (Winkler Weltliteratur : Blaue Reihe)
54 Wilhelm Meisters Lehrjahre / hrsg. von Bettina *Hesse*. – Moskva : AST Astrel', 2006. – 646 S. : Ill. – (Neadaptirovannye izdanija na jazyke originala)
55 Die wunderlichen Nachbarskinder / bearb. von Helmut *Langer*. Sprecher: Karlheinz *Gabor*. – Wien : hoerbuch, 2006. – MP3-CD (17 Min.)
Novelle aus den »Wahlverwandtschaften«.
56 Der Zauberlehrling / [Ill.] Sabine *Wilharn*. – Berlin : Kindermann, 2006. – [20] S. : zahlr. Ill. – (Poesie für Kinder)
57 Die Farbenlehre Goethes [Zur Farbenlehre, Ausz.] : in e. Textausw. für Künstler / hrsg. von Yvonne *Schwarzer*. – Veränd. Neuaufl. – Witten : ars momentum Kunstverl., 2006. – 100 S.
58 La théorie de Newton dévoilée [Zur Farbenlehre, Ausz., franz.] / trad. de l'allemand et prés. Maurice *Elie*. – Toulouse : Presses Univ. du Mirail, 2006. – 250 S. : Ill. – (Philosophica)

II. Sekundärliteratur

1. Allgemeines. Gesamtdarstellungen zum Leben und Werk. Bibliographien

59 *Barbey d'Aurevilly*, Jules Amédée: Gegen Goethe [Contre Goethe, dt.] / aus dem Franz. u. mit Anm. vers. von Gernot *Krämer*. – Berlin : Matthes & Seitz, 2006. – 137 S. : Ill. – (Ausgewählte Essays in Einzelbänden / J. A. Barbey d'Aurevilly ; 1)
Bissige Schmähschrift von 1873. – Vgl. zu dieser Ausg.: *Erdmann*, Robert: Goethes französischer Feind. – In: Der Literat : Fachzeitschrift für Literatur u. Kunst. Jg. 48. Berlin 2006. H. 12, S. 19-20.
60 *Bierwisch*, Manfred: Interakademische Kommission für das Goethe-Wörterbuch : Bericht. – In: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften : Jahrbuch. [Jg.] 2005. Berlin 2006. S. 374-378.
61 *Conrady*, Karl Otto: Goethe : Leben u. Werk. – [Neuausg.] – Düsseldorf : Patmos, 2006. – XXII, 1096 S. – (Patmos Paperback)
62 *Eckermann*, Johann Peter: Conversaciones con Goethe en los últimos años de su vida [Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, span.] / ed. y trad. de Rosa

Sala Rose. – Reimpresión 1 y 2. – Barcelona : Acantilado, 2006. – 1001 S. : Ill. – (El acantilado ; 121)

63 *Die Entstehung von Goethes Werken* : in Dokumenten / begr. von Momme *Mommsen*. Fortgef. u. hrsg. von Katharina *Mommsen*. Red.: Peter *Ludwig*. Bd. 1-3. – Berlin [u. a.] : de Gruyter, 2006.
Bd. 1. Abaldemus – Byron. – Reprograph. Neudr. der Ausg. 1958. – XLIX, 572, [10] S. : Ill. – Bd. 2. Cäcilia – Dichtung und Wahrheit. – Reprograph. Neudr. der Ausg. 1958. – XV, 529 S. : Ill. – Bd. 3. Diderot – Entoptische Farben. – XXXIV, 511 [12] S. : Ill.

64 *Fussenegger*, Gertrud: Goethe : sein Leben für Kinder erzählt. – Überarb. Neuaufl. – München : Langen-Müller, 2006. – 184 S. : Ill.

65 *Gerlach*, Harald: Gelassener Schritt am Rande des Abgrunds : Goethe oder wie man mit Krisen leben lernt ; Essay. – Weimar : Wartburg-Verl., 2006. – 91 S. : 1 Foto. – (Edition Muschelkalk der Literarischen Gesellschaft Thüringen e. V. ; 21)

66 *Goethe-Wörterbuch* / hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Wissenschaften in Göttingen u. der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. – Bd. 5, Lfg. 1-3. – Stuttgart : Kohlhammer, 2005-2006.
Bd. 5, Lfg. 1. 2. Inhalt – kanonieren. – 2005. – Sp. 1-256. – Bd. 5, Lfg. 3. Kanonikat – kindisch. – 2006. – Sp. 257-384.

67 *Hohoff*, Curt: Goethe : Dichtung u. Leben. – Kreuzlingen [u. a.] : Diederichs ; Hugendubel, 2006. – 511 S. – (Focus-Edition-Biographien)
Lizenzausg.

68 *Internationale Bibliographie zur deutschen Klassik : 1750-1850* / bearb. von Wolfram *Wojtecki*. [Hrsg.:] Klassik Stiftung Weimar, Herzogin Anna Amalia Bibliothek. – Folge 50. – München : Saur, 2006. – (Bibliographien und Kataloge der Herzogin Anna Amalia Bibliothek zu Weimar)
Folge 50. 2003. (Mit Nachträgen zu früheren Jahren.) – 2006. – 512 S.
Darin : J. W. Goethe, S. 177-247, vgl. a. das Register, S. 475-478.

69 *Johann Wolfgang von Goethe* : Leben u. Werk. – Berlin : Directmedia Publ., 2006. – 1 CD-ROM. : farb. + 1 Einführung in die Software (31 S. : Ill.) – (Digitale Bibliothek : Sonderband)

70 *Knopp*, Ulrich: Das Goethe-Wörterbuch : Erfahrungen u. Wünsche. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 208-217.
Besonders zu Bd. IV: Geschäft – inhaftieren (1998-2004).

71 *Luserke-Jacqui*, Matthias: Sturm und Drang : Autoren – Texte – Themen. – [Nachdr.] – Stuttgart : Reclam, 2006. – 384 S. : Ill. – ([Reclams] Universal-Bibliothek ; 17602) (Literaturstudium)
Darin u. a. das Kapitel »Goethe«, S. 98-161, s. a. Namenregister.

72 *Müller*, Martin: Goethes merkwürdige Wörter : e. Lexikon. – 2., unveränd. Aufl. –Darmstadt : Wissenschaftl. Buchgesellschaft, 2006. – VII, 216 S.
Mehr als 1000 Wörter aus Goethes Sprachgebrauch kurz erklärt u. mit Zitaten belegt – Erstaufl. 1999.

73 *Seifert*, Siegfried: Goethe-Bibliographie 2005. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 380-432.

2. *Biographisches. Beziehungen zu Zeitgenossen*

74 *Barsch*, Wolfgang: Steinschneider Mende aus Zinnwald und Johann Wolfgang von Goethe – eine Begegnung [im Juli] 1813 im Osterzgebirge. – In: Sächsische Heimatblätter. Jg. 51. Chemnitz 2006. H. 3, S. 245-252 : Ill.

75 *Bergmann*, Christian: »Mozart hätte den Faust componiren müssen« : zur Mozart-Verehrung Goethes. – In: Mut : Einigkeit u. Recht u. Freiheit ; Forum für Kultur, Politik u. Geschichte. Nr. 462. Asendorf 2006. S. 66-70 : Ill.

76 *Busch*, Werner: Goethe, die Gebrüder Riepenhausen und deren Empfang in Rom. – In: Rom – Europa : Treffpunkt der Kulturen 1780-1820 / hrsg. von Paolo *Chiarini* u. Walter *Hinderer*. – Würzburg, 2006. – S. 43-57 : Ill. – (Stiftung für Romantikforschung ; 36)

77 *Buschmeier*, Matthias ; *Fieseler*, Christian: Ästhetische Zahlen : Goethes Schweizer Reisen. – In: Vermessen, Zählen, Berechnen : die polit. Ordnung des Raums im 18. Jh. / Lars *Behrisch* (Hg.) – Frankfurt a. M. ; New York, 2006. – S. 151-177 : 1 Ill. – (Historische Politikforschung ; 6)

78 *Butzlaff*, Wolfgang: Schiller als Kritiker Goethes. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums. H. 8. Weimar 2006. S. 117-146.

79 *Chiarini*, Paolo: La »distanza« da Goethe : Wilhelm von Humboldt, Fanny Mendelssohn e alcune »circostanze italiane«. – In: Rom – Europa : Treffpunkt der Kulturen 1780-1820 / hrsg. von Paolo *Chiarini* u. Walter *Hinderer*. – Würzburg, 2006. – S. 365-379. – (Stiftung für Romantikforschung ; 36)

80 *Claussen*, Horst: »Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung« : Spaziergänge durch Roms Campo Marzio um die Casa di Goethe. – Göttingen : Wallstein, 2005. – 232 S. : zahlr. Ill. (z. T. farb.)
Darin umfangreiche Bemerkungen zu Goethes Aufenthalt in Rom u. zum heutigen Goethe-Museum »Casa di Goethe« in Goethes römischer Wohnung Corso 18, s. Personenregister.

81 *Damm*, Sigrid: Christiane und Goethe : e. Recherche. – Ungekürzte Lizenzausg. – Hamburg : Spiegel-Verl., 2006/2007. – 537 S. : Ill. – (Spiegel-Edition ; 20)

82 *Deuling*, Christian: Goethe und der Schriftsteller, Vermittler und Sozialpädagoge Johannes Daniel Falk. – In: Estudios filológicos alemanes. Vol. 12. Sevilla 2006. S. 243-257.

83 *Dönike*, Martin: Unter »alt bärtigen Künstlern« : die Briefe des Malers Friedrich Bury an Goethe u. Anna Amalia 1788-1798 ; Perspektiven auf e. andere »Nachgeschichte der italienischen Reise«. – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2006. Tübingen 2006. S. 63-100 : 8 Ill.

84 *Eckle*, Jutta: »Ganz neue Ansichten dieses philosophischen Steines« : Goethes Briefwechsel mit Johann Gottfried Steinhäuser über Magnetismus. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 218-246 : Ill.
Mit Wiederabdr. von 5 Briefen Goethes an Steinhäuser, 1799-1800, sowie Erstveröffentl. von 6 Briefen Steinhäusers an Goethe, 1799-1800, nach den Hss.

85 *Ehrhardt*, Walter E.: Goethe und Auguste Böhmer : war sie vielleicht Goethes natürliche Tochter? – In: Vernunft und Glauben : e. philosoph. Dialog der Moderne mit dem Christentum ; Père Xavier Tilliette SJ zum 85. Geburtstag / hrsg. von Steffen *Dietzsch* u. Gian Franco *Frigo*. – Berlin, 2006. – S. 277-294.

86 *Eppers*, Arne: »Berührungen aus der Ferne« : Goethe u. Walter Scott. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 152-166.

87 *Fischer*, Urs ; *Lütteken*, Anett: Der Komponist und Goethefreund Philipp Christoph Kayser (1755-1823) : (Ausstellung), 19. 2. bis 17. 4. 2006. – Düsseldorf : Goethe-Museum, Anton-u.-Katharina-Kippenberg-Stiftung, 2006. – 14 S. gef. : Ill. – (Anmerkung ; 88)

88 *Fischer-Dieskau*, Dietrich: Goethe als Intendant : Theaterleidenschaft im klass. Weimar ; mit 32 Abb. – München : Dt. Taschenbuch-Verl., 2006. – 492 S. : Ill.

89 *Glaser*, Hubert: »Zu Göthe wäre ich gerne und hatte in die Glashäuser zu wandern« : König Ludwig I. von Bayern über seine Reise nach Weimar, 26. bis 30. August 1827. – In: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte. Jg. 69. München 2006. H. 1, S. 219-276.

90 *Goethe in Böhmen und seine Karlsbader Sammlungen* : Katalog zur Ausstellung »Goethe in Böhmen und seine Karlsbader Sammlungen« ; e. Ausstellung der Klassik Stiftung Weimar, Goethe-Nationalmuseum, 28. 8. 2006 bis 29. 10. 2006 / hrsg. von Ernst-Gerhard *Güse* u. Gisela *Maul*. – Weimar : Klassik Stiftung, 2006. – 48 S. : Ill. (farb.)
Darin: *Klauß*, Jochen: Goethe als Kurgast in Böhmen, S. 7-17. – *Maul*, Gisela: Goethes

geologische Erkundungen in Böhmen, S. 18-35. – *Kreher-Hartmann*, Birgit: Die Geologie Böhmens, S. 36-45. – Zeittafel der 17 Böhmen-Reisen Goethes, S. 47.

91 *Goethe und die Mark Brandenburg* / hrsg. von Peter *Walther*. – Potsdam : Vacat-Verl., 2006. – 271 S. : zahlr. Ill. (z. T. farb.)
Darin: *Mommsen*, Katharina: Über Goethes Verhältnis zu Fridericus Rex, S. 11-59. – *Bruyn*, Günter de: Weimar und [Friedrich Wilhelm August Schmidt, gen. Schmidt von] Werneuchen, S. 60-89. – *Hansen*, Volkmar: Wirkungen Philipp Hackerts auf Goethe, S. 90-101. – *Gauland*, Alexander: Goethe und Preußen, S. 103-113. – *Golz*, Jochen: Goethe und Kleist, S. 114-141. – *Schütz*, Helga: Im Namen des Vaters [Erzählung über Wilhelmine Herzlieb], S. 142-195. – *Schultz*, Hartwig: »Übelerzogen in eines Mannes Schoos« : Bettine u. Goethe, S. 196-233. – *Walther*, Peter: Goethe, die Brille, Berlin und Weimar, S. 234-263.

92 *Guthke*, Karl S.: Die Welt und der Dichterfürst : engl. Besucher in Goethes Weimar oder globale versus humanist. Bildung [2002]. – In: K. S. *Guthke*: Die Erfindung der Welt : Globalität u. Grenzen in der Kulturgeschichte der Literatur. – Tübingen, 2005. – S. 171-201. – (Edition Patmos ; 11)

93 *Hacks*, Peter: Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe : Schauspiel / hrsg. von Kai *Köhler*. – Stuttgart : Reclam, 2006. – 79 S. – ([Reclams] Universal-Bibliothek ; 18347)

94 *Hänsel-Hohenhausen*, Markus von: Amalie Fürstin von Gallitzin : Bedeutung u. Wirkung ; Anmerkungen zum 200. Todestag / mit e. Beitr. über Frans Hemsterhuis u. die Fürstin von Marcel F. *Fresco* u. mit e. literar. Miniatur von Demetrius Augustin Prinz von Gallitzin gezeichn. von Ilse *Pohl*. – Frankfurt/M. [u. a.] : Frankfurter Verl.-Gruppe, 2006. – 247 S. : Ill. – (Silhouetten aus dem Großen Hirschgraben)
Darin u. a. die Abschnitte: »Das erste öffentliche Gallitzin-Bild von Voß (1819) u. seine Korrektur durch Goethe (1822)«, S. 72-77. – Exkurs: »Goethe, Stolberg und die Fürstin«, S. 77-83.

95 *Hansen*, Volkmar: Haupt- und Nebenwege zu Goethe. – Frankfurt a. M. [u. a.] : Lang, 2005. – 373 S. : Ill. – (Maß und Wert : Düsseldorfer Schriften zur deutschen Literatur ; 2)
Darin u. a.: Wirkungen Philipp Hackerts auf Goethe [1995], S. 69-73. – Goethe, der Rhein und die Rheinländer [1996], S. 81-92. – Goethe feiert seinen Geburtstag [1998], S. 174-188. – »Auch unter den Gleichzeitigen Gleichgesinnte« : Goethe u. Philipp Otto Runge [1999], S. 189-192. – Christiana Vulpius (1765-1816) ∞ von Goethe [1999], S. 193-196. – Zur Logenfeier des 3. September 1825 [2000], S. 239-249. – Goethe und der [Ilmenauer] Bergbau [2003], S. 323-340. – Frühromantik in Weimar und Jena [2004], S. 341-348. – Alexander I., Franz I., Napoleon – drei Kaiser und Goethe [2004], S. 349-356.

96 *Heinze*, Hartmut: Goethe und Friedrich Bury : Monographie. – Berlin : Bärenpresse, 2006. – 55 S. : Ill.

97 *Hermand*, Jost: Freundschaft : zur Geschichte e. sozialen Bindung. – Köln [u. a.] : Böhlau, 2006. – 218 S. : Ill.
Darin u. a. das Kap. »Goethe und Schiller : e. strateg. kalkulierte Interessengemeinschaft?«, S. 28-48.

98 *Herz*, Georg: Angelica Facius. T. 1. 2. – In: Heimatbote : Beiträge aus dem Landkreis Greiz u. Umgebung. Jg. 52. Greiz 2006. Nr. 9, S. 19-27 u. Nr. 10, S. 22-31 : zahlr. Ill.
Darin u. a. über die Beziehungen Goethes zu A. Facius. Mit fotograf. Wiedergabe e. Geldanweisung Goethes für A. Facius vom 18. 3. 1832 (letzte Unterschrift Goethes), Nr. 9, S. 25.

99 *Johann Heinrich Wilhelm Tischbein* : der Maler als Poet ; Aquarelle, Gouachen u. Zeichnungen ; [Katalog der Ausstellung] 7. 4. bis 11. 6. 2006, Schloßmuseum Weimar; 12. 9. bis 19. 11. 2006, Casa di Goethe, Rom; 3. 12. 2006 bis 30. 4. 2007, Jenisch-Haus, Hamburg. Hrsg. von der Kulturstiftung der Länder in Verb. mit der Klassik Stiftung Weimar.

Red.: Hermann *Mildenberger*. – Berlin : Kulturstiftung der Länder [u. a.], 2006. – 119 S. : Ill. (z. T. farb.) – (Patrimonia ; 274)
Darin u. a.: *Mildenberger*, Hermann: »Der Dichter mit der Palette« : »Goethe-Tischbein« zwischen Bild u. Wort, S. 6-37. – *Oppel*, Margarete: Goethe und Tischbein : e. Künstlerfreundschaft, S. 38-48 – Zeittafel zu J. H. W. Tischbein, S. 103-106.

100 *Kabisius*, Nicole: » … einem so vorzüglichen Manne ein würdiges Denkmal …« : Johannes Daniel Falk u. Johann Wolfgang Goethe. – In: Wezel-Jahrbuch : Studien zur europäischen Aufklärung. Bd. 8 (2005). Hannover 2006. S. 108-130.
Dass. – In: Falk-Jahrbuch. [Jg.] 2004/05. Weimar 2006. S. 17-27.

101 *Klauß*, Jochen: Charlotte von Stein – die Frau in Goethes Nähe [japan.] – Tôkyô : Choeisha, 2006. – 318 S. : Ill.

102 *Kolago*, Lech: »I ja byłem w tym Wajmarze« : Józef Kremer, a także Adam Mickiewicz i Edward Odyniec z wizytą u Goethego w Weimarze w 1829 roku. – In: Studia niemcoznawcze. [H.] 33. Warszawa 2006. S. 65-86. [Józef Kremer, Adam Mickiewicz u. Edward Odyniec zu Besuch bei Goethe in Weimar 1829.]

103 *Kovalevski*, Bärbel: Louise Seidler 1786 – 1866 : Goethes geschätzte Malerin. – Berlin : Kovalevski, 2006. – 588 S. : zahlr. Ill., Faks.
Darin umfangreiche Bemerkungen über Goethes Beziehungen zu L. Seidler, s. Personenverz., S. 528.

104 *Leistner*, Bernd: Reisestation Schneeberg : e. literaturgeschichtl.-biograph. Reminiszenz. – In: Erzgebirge – Heimat und domov : Materialienbd. zum 8. Dt.-Tschech. Begegnungsseminar »Gute Nachbarn – Schlechte Nachbarn?« / Elke *Mehnert* (Hrsg.) – Frankfurt a. M. [u. a.], 2006. – S. 114-120.
Zum Abschied Goethes von Charlotte von Stein vor der italienischen Reise, Schneeberg, 14. 8. 1786.

105 *Maaz*, Bernhard: »das viele Treffliche, was wir einer so theuren Hand schuldig sind« : Christian Daniel Rauch im Austausch mit Goethe. – In: Belvedere : Zeitschrift für bildende Kunst. Jg. 12. Wien 2006. H. 1, S. 18-31 u. 88-94 : Ill.
Paralleltitel: »The many fine things we owe to your so valued hand«.

106 *Maier*, Ursula: Der Mond prangt ja auch mit geborgtem Licht … : zum 275. Geburtstag von Goethes Mutter. – In: Mut : Einigkeit u. Recht u. Freiheit ; Forum für Kultur, Politik u. Geschichte. Nr. 462. Asendorf 2006. S. 70-84, 87 : Ill.

107 *Mede*, Richard: Mit Miseln gekittert : Goethes kleine Miseleien u. große Äugelchen / ill. von Günter *Strube*. – Warendorf : Schnell Buch u. Druck, 2006. – 96 S. : 7 graph. Darst.

108 *Müller*, Gerhard: Vom Regieren zum Gestalten : Goethe u. die Universität Jena. – Heidelberg : Winter, 2006. – IX, 799 S. – (Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800 : ästhetische Forschungen ; 6)

109 *Neuhauser*, Werner: Die [Zahn-]Leiden des alten Goethe : der Dichter zwischen Idealbild u. Wirklichkeit. – In: Zahnärztliche Mitteilungen : Ausgabe A. Jg. 96. Köln 2006. Nr. 19, S. 44-51 : Ill.

110 *Ramge*, Hans: »Ich folge vielmehr / Der Tugend und dem Fleiß, die bringen Ehr« : zur Sprache im Kochbuch von Goethes Großmutter. – In: »Von Mythen und Mären« : mittelalterl. Kulturgeschichte im Spiegel e. Wissenschaftler-Biographie ; Festschrift für Otfrid Ehrismann zum 65. Geburtstag / hrsg. von Gudrun *Marci-Boehncke* u. Jörg *Riecke*. – Hildesheim, 2006. – S. 417-440.

111 *Ronell*, Avital: Dictations : on haunted writing. – [New ed.], orig. published Bloomington : Univ.of Illinois Press, 1986. – Urbana : Univ. of Illinois Press, 2006. – XXXIX, 202 S.
Darin u. a. psychoanalyt. Untersuchung der Anziehungskraft von Goethes Persönlichkeit, vor allem am Beispiel der Beziehung Goethe/Eckermann.

112 *Schmid*, Gerhard: Krise und Ende von Goethes Theaterleitung in Weimar. – In: Archivalische Zeitschrift. Jg. 88. Köln [u. a.] 2006. H. 2, S. 871-882.

113 *Schröter*, Axel: Musik zu den Schauspielen August von Kotzebues : zur Bühnenpraxis während Goethes Leitung des Weimarer Hoftheaters. – Sinzig : Studio-Verl., 2006. – 339 S. : Ill., Notenbeisp. – (Musik und Theater ; 4)

114 *Sitzmann*, Gerhard H.: Goethes Reise durch Altbayern [auf der Durchreise nach Italien, 1786]. – In: Aventinum, Stiftung für Altbayern: Jahresberichte der Stiftung Aventinum. Jg. 13/21 (1998/2006). Abensberg 2006. S. 21-85 : Ill.
Mit faksimil. Textauszügen aus Goethes »Tagebuch der italienischen Reise für Frau von Stein« und der »Italienischen Reise«.

115 *Strobel*, Jochen: Genealogie eines Archivromans : die Korrespondenz Goethe/Zelter – oder: Was ist ein Briefautor? – In: Vom Verkehr mit Dichtern und Gespenstern : Figuren der Autorschaft in der Briefkultur / hrsg. von Jochen *Strobel*. – Heidelberg, 2006. – S. 99-135. – (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte ; 229)

116 *Uhrbach*, Peter: Goethes »Fräulein in Böhmen« : Ulrike von Levetzow. – In: Weimarer Beiträge. Jg. 52. Wien 2006. H. 2, S. 279-296.

117 *Ullrich*, Herbert: Goethes Skelett – Goethes Gestalt. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 167-187 : Ill.

118 *Wagenbreth*, Otfried: Goethe und der Ilmenauer Bergbau. – 2., erw. Aufl. – Freiberg : TU Bergakademie Freiberg ; Ilmenau : Fremdenverkehrsamt Ilmenau-Information, 2006. – 140 S. : Ill.

119 *Wallenborn*, Markus: Frauen, Dichten, Goethe : die produktive Goethe-Rezeption bei Charlotte von Stein, Marianne von Willemer u. Bettina von Arnim. – Tübingen : Niemeyer, 2006. – IX, 340 S. – (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte ; 129)

120 *Walser*, Martin: In Goethes Hand : Szenen aus dem 19. Jh. ; Hörspiel-Triologie / mit Hans-Christian *Blech* (Goethe), Hans-Peter *Korff* (Eckermann), Martin *Walser* als Sprecher u. v. a. Regie: Hans *Lietzau*. – München : Noa-Noa-Hörbuch-Ed., [2006]. – 3 CDs (ca. 176 Min.) + Beil. ([2] Bl.)
Erste Veröffentlichung 1982.

121 *Wichelhaus*, Manfred: Jung-Stillings junger Freund [Georg Friedrich Grohe] bei der Begegnung mit Goethe und Lavater in Elberfeld 1774. – In: Monatshefte für evangelische Theologie des Rheinlands. Jg. 55. Bonn 2006. S. 403-410 : Ill.

122 *Wiegel*, Hildegard: Johann Wolfgang von Goethe und Johann Heinrich Meyer – zwei Dioskuren klassizistischen Geschmacks. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums. H. 8. Weimar 2006. S. 231-256 : Ill.

123 *Wielandgut Oßmannstedt* / Klaus *Manger* u. Jan Philipp *Reemtsma* (Hg.) Texte: Fanny *Esterhazy* [u. a.] – München ; Wien : Hanser ; Weimar : Stiftung Weimarer Klassik u. Kunstsammlungen, 2005. – 133 S. : zahlr. Ill. (farb.)
Darin u. a. über Goethes Besuche bei Wieland in Oßmannstedt, s. S. 73-74.

124 *Wilhelm*, Frank: Johann Wolfgang von Goethe vs Victor Hugo : leurs positions à propos de l'artiste, de Luxembourg et de l'Europe. – In: Europäische Begegnungen : Beiträge zur Literaturwissenschaft, Sprache u. Philosophie ; Festschrift für Joseph Kohnen / hrsg. von Susanne *Craemer* [u. a.] – Luxembourg, 2006. – S. 139-163.

125 *Wimmer*, Gerold: Goethe in Berlin. – In: Weimarbrief. [Jg.] 2006. Harrislee, Flensburg 2006. Nr. 1, S. 61-63 : Ill.

3. Weltanschauung. Dichterisches und wissenschaftliches Schaffen

126 *Arfaoui*, Amina: Féminité et inconscient dans l'œuvre théâtrale de jeune Goethe : une approche jungienne des pièces mineures. – [Tunis : Univ. de Tunis], 2006. – 344 S.

127 *Atherton*, Geoffrey: The decline and fall of Virgil in 18th-century Germany : the repressed muse. – Rochester , NY [u. a.] : Camden House, 2006. – XX, 312 S. – (Studies in German literature, linguistics, and culture)
Darin u. a. vielfache Bemerkungen zu Goethes Vergil-Rezeption, s. Index.

128 *Beller,* Manfred: Der europäische Nationalcharakter im Urteil Goethes [1997/1998]. – Die Schweiz und die Schweizer in Goethes Prosa und Poesie [2005]. – In: M. *Beller*: Eingebildete Nationalcharaktere : Vorträge u. Aufsätze zur literar. Imagologie / hrsg. von Elena *Agazzi* in Zsarb. mit Raul *Calzoni*. – Göttingen, 2006. – S. 61-74 u. 75-89.

129 *Bernhart*, Toni: Das wort- und satzsyntaktische Feld von »Einbildungskraft« in Goethes Gesamtwerk. – In: Paragrana : internat. Zeitschrift für historische Anthropologie. Beiheft 2. Berlin 2006. S. 41-56.

130 *Birus,* Hendrik: Goethe und Homer. – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2006. Tübingen 2006. S. 1-24.

131 *Brandt*, Reinhard: Arkadien in Kunst, Philosophie und Dichtung. – 2. Aufl. – Freiburg i. Br. [u. a.] : Rombach, 2006. – 167 S. : Ill., graph. Darst. – (Rombach-Wissenschaften : Reihe Quellen zur Kunst ; 25)
Darin u. a.: Cervantes' und Goethes »Arkadisch frei sei unser Glück«, S. 24-26. – Goethes Arkadien, S. 113-127.

132 *Braungart*, Wolfgang ; *Jacobs*, Silke: Staunen und Hingabe : zur Ästhetik des Wissens seit dem 18. Jh. – In: Ästhetik in der Wissenschaft : interdisziplinärer Diskurs über das Gestalten u. Darstellen von Wissen / hrsg. von Wolfgang *Krohn*. – Hamburg, 2006. – S. 201-218. – (Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft : Sonderheft ; 7)
Darin u. a. der Abschnitt »Goethe: Staunende Erkenntnis der ganzen Natur«, S. 206-210.

133 *Breidbach*, Olaf: Freundschaft und all das Andere : zu Freundschaft, Sympathie u. Liebe in Goethes Naturlehre. – In: Rituale der Freundschaft / hrsg. von Klaus *Manger* u. Ute *Pott*. – Heidelberg, 2006. – S. 207-220. – (Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800 : ästhetische Forschungen ; 7)

134 *Breidbach*, Olaf: Goethes Metamorphosenlehre. – Paderborn : Fink, 2006. – 334 S. : Ill., graph. Darst.

135 *Brockmeier*, Peter: Voltaire und Goethe : Religionskritik u. Kunstreligion. – In: Voltaire und Europa : der interkulturelle Kontext von Voltaires »Correspondance« / Brigitte *Winklehner* (Hrsg.) unter Mitarb. von … – Tübingen, 2006. – S.161-172.

136 *Buschmeier*, Matthias: Abgelegt und aufgeführt : von Gemmen, Statuen u. Medaillen oder der Transformation der Antike bei Goethe. – In: Frühneuzeitliche Sammlungspraxis und Literatur : Beiträge e. Tagung, die am 25. u. 26. 2. 2005 in Berlin stattfand / Robert *Felfe* u. Angelika *Lozar* (Hg.) – Berlin, 2006. – S. 249-271 : Ill.

137 *Čerepennikova*, Margarita S.: Gëte i Italija : tradicii, dialog, sintez. – Moskva : Izdat. Literaturnogo Instituta im. A. M. Gor'kogo, 2006. – 211 S. : Ill. [Goethe und Italien : Traditionen, Dialog, Synthese.]

138 *Csereszny*ák, Mónika: Die Darstellung der Homosexualität im Wandel der Zeiten : Versuch e. Vergleichs zwischen Weimar u. Wien präsentiert am Beispiel von Johann Wolfgang von Goethe u. Sigmund Freud. – In: Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt : Beiträge der internat. Konferenz 6.-7. 11. 2003 / hrsg. von József *Tóth*. – Wien, 2005. – S. 173-183. – (Acta Germanistica Savariensia ; 9)

139 *Csereszny*ák, Mónika: »Et in Arcadia ego« : Kunst gegen Tod ; zu kunsttheoret. Überlegungen Goethes um 1800. – In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik. [Jg.] 2005. Budapest 2006. S. 143-152.

140 *Cysarz,* Herbert: Goethe und die geschichtliche Welt : (Aus Cysarz: »Sieben Wesensbildnisse«, Brünn 1943). – In : H. *Cysarz*: Bild und Begriff : Germanistik im geisteswissenschaftl. Feld ; e. Lesebuch zum Wiedereinstieg in die dt. Dichtkunst. – Künzell, 2006. – S. 115-149.

141 *Czajka*, Anna: Poetik und Ästhetik des Augenblicks : Studien zu e. neuen Literaturauffassung auf der Grundlage von Ernst Blochs literar. u. literaturästhet. Werk ; Anhang mit unveröffentl. oder verschollenen Texten von Ernst *Bloch*. – Berlin : Duncker & Humblot, 2006. – 384 S. : Ill. – (Schriften zur Literaturwissenschaft ; 27)

Darin u. a. im Kap. »Augenblickskonzepte in der Literaturforschung und -theorie« (S. 282-321) ein Abschnitt »Ewiger und prägnanter Augenblick bei Goethe«, S. 306-315.

142 *Debon*, Günther: Fragmente zur Heidelberger Romantik. – Ubstadt-Weiher : Verl. Regionalkultur, 2006. – 182, 48 S. : Ill.
Darin u. a.: Goethe und die Heidelberger Romantik, S. 33-52.

143 *Demandt*, Alexander: Geschichte bei Goethe. – In: Merkur. Jg. 60. Stuttgart 2006. H. 4, S. 317-327.

144 *Denton*, Eric Hadley: Children on stage : Goethe, Büchner, and beyond. – In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur. Vol. 98. Madison, WI 2006. Nr. 3, S. 349-364.
Kurzer Bezug auf »Werther« u. »Wilhelm Meister«. – Zum Aufsatz von E. H. Denton s. *Gailus*, Andreas: Response to Eric Hadley Denton. – In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur. Vol. 98. Madison, WI 2006. Nr. 3, S. 365-369.

145 *Dreßler*, Hilmar: »Nach Analogien zu denken ist nicht zu schelten« : Studien zu Farbe u. Ton in Goethes naturwissenschaftl. Denken – nebst einigen Paralipomena. – Jena : Glaux-Verl., 2005. – 167 S. : Ill.
Darin u. a.: *Golz*, Jochen: Zum Geleit, S. 6. – Goethes Ansätze für eine Analogie von Farbe und Ton und deren Bestätigung aus heutiger Sicht, S. 7-18 : Ill. – Die Farbe-Ton-Analogien im Historischen Teil von Goethes Farbenlehre, S. 19-32 : Ill. – Chladnis Klang- und Seebecks Farbfiguren in Goethes Vergleich und einige Widerspiegelungsaspekte der Farbe-Ton-Analogien in der Ästhetik der Goethe-Zeit, S. 33-46 : Ill. – Goethes Studien zum Verhältnis »Farbe – Ton« mit vergleichendem Blick auf Novalis, S. 47-53. – Das Polaritätsprinzip in Goethes Darlegungen zur Dur-Moll-Problematik als Vorwegnahme der polaristischen Position in der Harmonielehre, S. 55-67 : Ill. – Über die Funktion des Generalbasses und Goethes Begegnung mit diesem Begriff, S. 69-80 : Ill. – Goethe als Synästhetiker und das Schopenhauer-Syndrom, S. 99-108. – Stirb und werde! : (Versuch e. Weltbildes), S. 132-137.

146 *Ebert*, Gerhard: Der Schauspieler : Geschichte e. Berufes ; e. Abriß. – Berlin : Henschel, 2006. – 335 S. : Ill.
Darin der Abschnitt: »Goethe empfiehlt Regeln«, S. 181-187.

147 *Eckle*, Jutta: »Ganz neue Ansichten dieses philosophischen Steines« : Goethes Briefwechsel mit Johann Gottfried Steinhäuser über Magnetismus. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 218-246 : Ill.
Mit Wiederabdr. von 5 Briefen Goethes an Steinhäuser, 1799-1800, sowie Erstveröffentl. von 6 Briefen Steinhäusers an Goethe, 1799-1800, nach den Hss.

148 *Egger*, Irmgard: Italienische Reisen : Wahrnehmung u. Literarisierung von Goethe bis Brinkmann. – Paderborn : Fink, 2006. – 159 S.
Darin u. a. über die »Italienische Reise«, das »Römische Carneval« u. »Wilhelm Meisters Lehrjahre« (Mignon).

149 *Fleck*, Christina Juliane: Genie und Wahrheit : der Geniegedanke im Sturm und Drang. – Marburg : Tectum-Verl., 2006. – 290 S.
Zugl.: Tübingen, Univ., Diss., 2006. – Darin u. a das Kap.: Johann Wolfgang Goethes »Schöpferästhetik«, S. 154-230.

150 *Flemming*, Barbara: Goethe und Diez im Jahre 1790. – In: Turkologie für das 21. Jahrhundert : Herausforderungen zwischen Tradition u. Moderne ; Materialien der vierten Deutschen Turkologen-Konferenz Hamburg, 15. – 18. 3. 1999 / hrsg. von Hendrik *Fenz* [u. a.] – Wiesbaden, 2006. – S. 129-147 – (Veröffentlichungen der Societas Uralo-Altaica ; 70)

151 *Franco*, Bernard: Le despotisme du goût : débats sur le modèle tragique allemand en France 1797-1814. Vol. 1. 2. – Göttingen : Wallstein, 2006. – XVIII, 671 S. ; S. 673-1259. – (Münchener Universitätsschriften) (Münchener komparatistische Studien ; 4,1.2.)

Zugl.: Paris, Univ. Sorbonne (Paris IV), Diss. (Thèse de doctorat), 1997.
Darin u. a. die Kap. »Formes nouvelles de la tragédie : l'apport critique de Goethe et de Schiller» u. «Weimar et Iéna», S. 238-249 u. 249-257. Weiterhin im Kap. «Mme de Staël, lectrice de théâtre allemand« (S. 969-993) Bemerkungen zu deren Goethebild; s. a. »Goethe« im »Index des noms cités«.

152 *Freund*, Winfried: Novelle. – Stuttgart : Reclam, 2006. – 348 S. – ([Reclams] Universal-Bibliothek ; 17607 : Literaturstudium)
Darin im Kap. »Die Novelle der Klassik« (S. 63-78) der Abschnitt »Johann Wolfgang Goethe« (S. 68-75).

153 *Gockel*, Heinz: Bruchstücke einer großen Poetologie. – Goethes poetische Kinder. – In: H. *Gockel*: Literaturgeschichte als Geistesgeschichte : Vorträge u. Aufsätze. – Würzburg, 2005. – S. 55-68 u. 83-96.

154 *Goethe e l'antico* / a cura di Mauro *Ponzi* e Bernd *Witte*. – Roma : Lithos editr., 2005. – VI, 239 S. – (I saggi ; 32)
Darin u. a. : *Borsò*, Vittoria: Retrospettiva sull'antico : forme di mediazione tra arte e natura, S. 1-14. – *Witte*, Bernd: Goethe e Omero : un cambio di paradigma / trad. di Mauro *Ponzi*, S. 15-32. – *Ponzi*, Mauro: »L'ombra di un sogno« : Goethe e Pindaro, S. 33-54. – *Schrader*, Hans-Jürgen: Déi, eroi e satiri ovvero la classicità stürmeriana di Goethe / trad. di Maria Paola *Scialdone*, S. 55-81. – *Voßkamp*, Wilhelm: Il classicismo di Goethe nel segno del dibattito sul rapporto fra poesia e arte figurativa intorno al 1800 / trad. di Micaela *Mecocci*, S. 134-143. – *Cometa*, Michele: La tragedia del Laocoonte : dramma e scultura in Goethe, S. 144-175. – *Anton*, Herbert: L'ermeneutica eleusina di Goethe / trad. di Maria Paola *Scialdone*, S. 208-224.

155 *Grave*, Johannes: Amor als romantischer Landschaftsmaler? : Nebel u. Schleier bei Goethe u. Caspar David Friedrich. – In: Zeitschrift für Kunstgeschichte. Jg. 69. München 2006. H. 3, S. 393-401.

156 *Grave*, Johannes: Der »ideale Kunstkörper« : Johann Wolfgang Goethe als Sammler von Druckgraphiken u. Zeichnungen. – Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht, 2006. – 648 S. : Ill. – (Ästhetik um 1800 ; 4)
Zugl.: Jena, Univ., Diss., 2004.

157 *Grave*, Johannes: »Sehen lernen« : über Goethes dilettant. Arbeit am Bild. – In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Jg. 80. Stuttgart 2006. H. 3, S. 357-377 : Ill.

158 *Grünbein*, Durs: »Tempus fugit? Nicht doch!« : Goethe u. die »unaufhörliche Gleichzeitigkeit« der Dichtung ; Geburtstagslesung. – Freiburg i. Br. : Goethe-Gesellschaft Freiburg i. Br., 2006. – 4 S. – (Beilage zu den Freiburger Goethe-Blättern ; 13)

159 *Guthke*, Karl S.: »Die ganze Welt« von Zona torrida bis Lappland : der junge Goethe u. die engl. Shakespeare-Kritik [2000]. – Fremdsprache als produktives Hindernis : Goethe, Scott u. die Ballade [2004]. – In: K. S. *Guthke*: Die Erfindung der Welt : Globalität u. Grenzen in der Kulturgeschichte der Literatur. – Tübingen, 2005. – S. 148-170 u. 516-533. – (Edition Patmos ; 11)

160 *Hamacher*, Bernd: Geschichte und Psychologie der Moderne um 1800 (Schiller, Kleist, Goethe) : »Gegensätzische« Überlegungen zum »Verbrecher aus Infamie« u. zu Michael Kohlhaas. – In: Kleist-Jahrbuch. [Jg.] 2006. Stuttgart ; Weimar 2006. S. 60-74.

161 *Hansen*, Volkmar: Haupt- und Nebenwege zu Goethe. – Frankfurt a. M. [u. a.] : Lang, 2005. – 373 S. : Ill. – (Maß und Wert : Düsseldorfer Schriften zur deutschen Literatur ; 2)
Darin u. a.: »Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab« : die Freundschaft zwischen Goethe u. Schiller [1994], S. 63-68. – Formen der Selbstbefreiung bei Goethe [1998], S. 156-164. – »Wir Europäer« [1999], S. 197-207. – Goethes Griechenland : Kunst, Humanität, Politik [2001], S. 257-261. – Was Sternwarten sehen können : kosmolog. Anschauung bei Lichtenberg u. Goethe [2001], S. 262-271. – Hedschra und

Griechentum : Weltdeutungskonkurrenz bei Goethe [2002], S. 272-289. – Goethe und das Spiel [2003], S. 315-322.

162 *Hartung*, Günter: Goethes Ansicht vom jüdischen Volk [1994]. – In: G. *Hartung:* Juden und deutsche Literatur. – Leipzig, 2006. – S. 61-82. – (Gesammelte Aufsätze und Vorträge / G. Hartung ; 4)

163 *Hartung*, Günter: Goethes Verhältnis zu Juden und Judentum. – In: Menora : Jahrbuch für dt.-jüd. Geschichte. Jg. 16. Hamburg 2006. S. 205-219.

164 *Hassel*, Friedhelm: »Hier auch Lieb und Leben ist …« – Die Natur als Raum gesellschaftsferner Sinnsuche : Johann Wolfgang Goethe: »Maifest« / »Auf dem See« / »An den Mond«. – In: *Billen*, Josef ; F. *Hassel*: Undeutbare Welt : Sinnsuche u. Entfremdungserfahrung in dt. Naturgedichten von Andreas Gryphius bis Friedrich Nietzsche. – Würzburg, 2005. – S. 87-107.

165 *Heinz*, Jutta: »Die wahre, die tätige, produktive Freundschaft« : die Freundschaft von Goethe u. Schiller im Spiegel ihres Briefwechsels. – In: Rituale der Freundschaft / hrsg. von Klaus *Manger* u. Ute *Pott*. – Heidelberg, 2006. – S. 193-205. – (Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800 : ästhetische Forschungen ; 7)

166 *Holland*, Jocelyn: »Eine Art Wahnsinn« : intellektuelle Anschauung u. Goethes Schriften zur Metamorphose. – In: »Intellektuelle Anschauung« : Figurationen von Evidenz zwischen Kunst u. Wissen / Sibylle *Peters*, Martin Jörg *Schäfer* (Hg.) – Bielefeld, 2006. – S. 79-92. – (Kultur und Medientheorie)

167 *Hundt*, Dietmar: »…teils koinzidieren, teils sich berühren« : zur Analyse e. Geistesfreundschaft Goethe – Schiller. – In: Goethe-Gesellschaft Rosenheim e. V. : Jahresgabe 2006. Rosenheim 2006. S. 3-18.

168 *Keppler*, Stefan: Grenzen des Ich : die Verfassung des Subjekts in Goethes Romanen u. Erzählungen. – Berlin [u. a.] : de Gruyter, 2006. – IX, 296 S. : Ill. – (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte ; 38 = 272)
Vollst. zugl.: Würzburg, Univ., Diss., 2004-2005.

169 *Keppler*, Stefan: Im Bann der Melusine : Goethes Mythenrezeption unter den Bedingungen seines Mittelalterbildes. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 25-38 : 1 Ill.

170 *Kimura*, Naoji: Der Goethe-Schiller-Briefwechsel als Kulturerbe der deutschen Klassik. – In: Literaturstraße : chines.-dt. Jahrbuch für Sprache, Literatur u. Kultur. Jg. 7. Würzburg 2006. S. 45-57.

171 *Klauß*, Jochen: Goethes Thüringer Zeichnungen : Bemerkungen zu e. mehrjährigen Unterstützung der Museumsarbeit durch den Freundeskreis. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums. H. 8. Weimar 2006. S. 257-263 : Ill.

172 *Krippendorff*, Ekkehart: Goethes Bürgerethik. – In: Ma'at, Konfuzius, Goethe / Jan *Assmann* [u. a.] – Frankfurt a. M. ; Leipzig, 2006. – S. 101-166.

173 *Laan*, James M. van der: Goethe, narrative, and science. – In: Scientia poetica : Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften. Jg. 9. Berlin [u. a.] 2005. S. 72-85.
»As his work in the natural sciences confirms, narrative is essential for valid scientific knowledge.«

174 *Lang*, Karen Ann: Chaos and cosmos : on the image in aesthetics and art history. – Ithaca, NY [u. a.] : Cornell Univ. Press, 2006. – XIII, 295 S. : Ill.
Darin u. a. das Kap. »Goethe, Warburg, Cassirer : symbolic form as orientation«, S. 88-135.

175 *Mahlmann-Bauer*, Barbara: Poetische Darstellungen des Kosmos in der Nachfolge des Lukrez : Bruno – Kepler – Goethe. – In: Der Naturbegriff in der frühen Neuzeit : semant. Perspektiven zwischen 1500 und 1700 / hrsg. von Thomas *Leinkauf* unter Mitw. von Karin *Hartbecke*. – Tübingen, 2005. – S. 109-186. – (Frühe Neuzeit ; 110)

176 *Marsh*, James: Goethe and the visual arts : private passion and public profile. – In: Publications of the English Goethe Society. N.S. Vol. 75. Leeds 2006. Pt. 2, S. 125-142.

177 *Matt*, Peter von: Die Intrige : Theorie u. Praxis der Hinterlist. – München ; Wien : Hanser, 2006. – 498 S.
Darin über Goethe vor allem in den Abschnitten »Goethe, Fuchs und Teufel« (S. 267-276) u. »Das Endspiel der höfischen Intrige« [besonders zu »Torquato Tasso«] (S. 396-408); vgl. a. Register.

178 *Mommsen*, Katharina: Alexander der Große : als geheimes Vorbild Goethes. – In: Castrum peregrini. Vol. 55. Amsterdam 2006. Nr. 271/272, S. 12-35 : Ill.

179 *Mommsen*, Katharina: Goethe und 1001 Nacht / mit e. Vorw. von Karl-Josef *Kuschel*. – Aktualisierter reprograf. Nachdr. der 1. Ausg. Berlin, 1960. – Bonn : Bernstein-Verl., 2006. – XXIII, 333 S. : Ill.

180 *Mosès*, Stéphane: Goethes Entdeckung der französischen Landschaftsmalerei in Rom (1786-1788). – In: Rom – Europa : Treffpunkt der Kulturen 1780-1820 / hrsg. von Paolo *Chiarini* u. Walter *Hinderer*. – Würzburg, 2006. – S. 29-41 : Ill. – (Stiftung für Romantikforschung ; 36)

181 *Müller*, Gerhard: Das Alte Reich aus der Sicht Johann Wolfgang von Goethes. – In: Das Heilige Römische Reich und sein Ende 1806 : Zäsur in der dt. u. europ. Geschichte / hrsg. von Claus Peter *Hartmann* [u.a.] – Regensburg, 2006. – S. 51-65 – (Themen der Katholischen Akademie in Bayern)

182 *Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik* / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* [u.a.] – 2. Aufl. – Schliengen : Ed. Argus, 2005. – 414 S. : Ill., Notenbeisp.
Darin: *Cahn*, Peter: Goethe und das Frankfurter Musikleben seiner Zeit, S. 11-29 : Ill. – *Miller*, Norbert: Musikalische Erfahrung bei Goethe : das Freundschaftsverhältnis mit Philipp Christoph Kayser, S. 33-74. – *Kienzle*, Ulrike: Orpheus und Dämon : musikal. Motive in Goethes Dichtungen, S. 75-88. – *Bauer*, Johannes: »… gleichgebahnte Wege nach allen Seiten« : Goethes musikal. Denken, S. 89-113. – *Canisius*, Claus: Goethes Tonlehre : Ergebnis seines lebenslangen Nachdenkens über Musik u. Wissenschaft, S. 114-121. – *Kirsch*, Winfried: »Wie die Musik nichts ist ohne menschliche Stimme…« : zur kontextualen Bedeutung von »Singen« und »Gesang« bei Goethe, S.122-136. – *Ricca*, Cristina: Johann Wolfgang Goethe und der italienische Volksgesang, S. 137-146. – *Busch-Salmen*, Gabriele: Das Weimarer »Liebhabertheater« als Forum für Goethes musikdramatische Experimente, S. 149-167 : Ill. – *Dürr*, Walther: »Claudine von Villa Bella« und die Konzeption des Singspiels, S. 168-185 : Noten. – *Michel*, Christoph: Goethes gescheiterte Libretti der »Divan«-Zeit, S. 186-196. – *Gülke*, Peter: Goethe und das Melodram »Proserpina«, S. 197-203. – *Ballstaedt*, Andreas: »… ein neues Poem, welches den Dichter selbst überraschen muß« : zum Verhältnis von Lyrik u. Musik in rezeptionsgeschichtl. Sicht, S. 207-223 : Noten. – *Salmen*, Walter: Zur Rezeption von Texten Goethes in Musik gesetzt durch Johann Friedrich Reichardt, S. 226-233. – *Mayeda*, Akio: »Kennst du das Land?« : zur Musik der Dichtung u. zur Poesie der Musik, S. 234-263 : Noten. – *Nowak*, Adolf: Die Exequien Mignons und die ästhetische Reflexion der Liturgie in der Musik, S. 264-275. – *Williamson*, John: Musical abstraction and orchestral iconography in Hugo Wolf's settings of Goethe, S. 276-294 : Noten. – *Busch*, Regina: Weberns Goethe-Vertonungen, S. 295-321 : Noten. – *Borchmeyer*, Dieter: »Faust« : musikal. Thematik u. Dramaturgie, S. 325-334. – *Döhring*, Sieghart: Peter Joseph von Lindpaintners Schauspielmusik zum »Faust«, S. 335-363 : Noten. – *Meier*, Hedwig: Die erste Gesamtaufführung des »Faust« aus dem Geiste der Musik, S. 364-379 : Ill., Noten. – *Ricca*, Cristina: Auswahl-Bibliographie, S. 381-404.

183 *Nemoianu*, Virgil: The triumph of imperfection : the silver age of sociocultural moderation in Europe, 1815 – 1848. – Columbia, SC : Univ. of South Carolina Press, 2006. – XI, 258 S.

Darin u. a. die Abschnitte: »Absorbing modernization : the dilemmas of progress in Goethe's ›Faust‹ II«, S. 37-52. – »From Goethe to Guizot : the conservative contexts of Goethe's ›Wilhelm Meisters Lehrjahre‹«, S. 53-63.

184 *Neumann*, Gerhard: Goethes Menschenbild : zur Geburt des Natur-Körpers aus der antiken Mythologie. – In: Abweichende Lebensläufe, poetische Ordnungen : für Volker Hoffmann / hrsg. von Thomas *Beetz* u. Franziska *Mayer*. Bd. 1. – München, 2005. – S. 137-178 : Ill.

185 *Nicholls*, Angus: Goethe's concept of the daemonic : after the ancients. – Rochester, NY [u. a.] : Camden House, 2006. – XII, 313 S. – (Studies in German literature, linguistics, and culture)
Zugl.: Melbourne, Monash Univ., Diss., 2001.

186 *Noth*, Isabelle: Goethe und die Inspirierten. – In: Pietismus und Neuzeit. Jg. 32. Göttingen 2006. S. 233-244.

187 *Noyes*, John K.: Goethe on cosmopolitanism and colonialism: »Bildung« and the dialectic of critical mobility. – In: Eighteenth century studies. Vol. 39. Baltimore, Md. 2006. Nr. 4, S. 443-462.

188 *Ohsugi*, Hiroshi: Goethe und Amerika : Goethes Amerikabild im Spiegel seiner naturwissenschaftl. Schriften. – In: POP – Praktiken kultureller Grenzverwischungen … / hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik – München, 2006. – S. 144-157. – (Neue Beiträge zur Germanistik = Doitsu Bungaku : Internat. Ausg. ; 5/1)

189 *Pape*, Walter: »Keineswegs unmittelbar und augenblicklich aus dem Boden entsprungen« : Goethes »Wunderhorn«-Rezeption u. sein Konzept des Naturpoeten u. der Improvisation. – In: Das »Wunderhorn« und die Heidelberger Romantik : Mündlichkeit, Schriftlichkeit, Performanz ; Heidelberger Kolloquium der Internationalen Arnim-Gesellschaft / hrsg. von Walter *Pape*. – Tübingen, 2005. – S. 225-237. – (Schriften der Internationalen Arnim-Gesellschaft ; 5)

190 *Pape*, Walter: »Was der Mensch sei und was er sein könne« : aesthetics of architecture, interior, and decoration in Goethe. – In: A view in the rear-mirror : romantic aesthetics, culture, and science seen from today ; Festschrift für Frederick Burwick on the occasion of his 70th birthday / ed. by Walter *Pape*. – Trier, 2006. – S. 121-136. – (Studien zur englischen Romantik ; 3)

191 *Paulin*, Roger: Goethe und Rousseau : »als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse«. – In: A view in the rear-mirror : romantic aesthetics, culture, and science seen from today ; Festschrift für Frederick Burwick on the occasion of his 70th birthday / ed. by Walter *Pape*. – Trier, 2006. – S. 147-159. – (Studien zur englischen Romantik ; 3)

192 *Perels*, Christoph: Goethe und das Christentum. – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2006. Tübingen 2006. S. 25-53.

193 *Polaschegg*, Andrea: Der andere Orientalismus : Regeln dt.-morgenländ. Imagination im 19. Jh. – Berlin [u. a.] : de Gruyter, 2005. – XI, 613 S. : Ill. – (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte ; 35 = 269)
Zugl.: Berlin, Humboldt-Univ., Diss., 2003/2004. – Darin zahlr. Bemerkungen über Goethes Verhältnis zum Orient, s. Personen- und Werkregister.

194 *Puhle*, Annekatrin: Mit Goethe durch die Welt der Geister : Geisterbegegnungen aus vier Jahrhunderten / mit e. Geleitw. von David *Fontana*. – Kurzausg. – St. Goar : Reichl-Verl. Der Leuchter, 2006. – 384 S. : Ill.
Mit flüchtigem Bezug auf Werke Goethes, s. Namenregister. – Im gleichen Verl. erschien eine umfangreichere vierbändige Ausg.

195 *Raabe*, Paul: Goethe und Zinzendorf. – In: Neue Aspekte der Zinzendorf-Forschung / hrsg. von Martin *Brecht* u. Paul *Peucker*. – Göttingen, 2006. – S. 229-238. – (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus ; 47)

196 *Richards*, Robert J.: Nature is the poetry of mind, or how Schelling solved Goethe's Kantian problems. – In: The Kantian legacy in nineteenth-century science : papers …

originated at an international conference … held at the Dibner Institute for the History of Science and Technology at MIT in november of 2000. – Cambridge, Mass. [u. a.], 2006. – S. 27-50. – (Dibner Institute studies in the history of science and technology)

197 *Rösler*, Winfried: Pädagogische Provinzen und Utopien : Goethes u. Mozarts Pädagogikkritik. – In: Neue Sammlung : Vierteljahres-Zeitschrift für Erziehung u. Gesellschaft. Jg. 45. Seelze-Velber 2005. Nr. 4, S. 620-628.

198 *Rohde*, Carsten: Spiegeln und Schweben : Goethes autobiograph. Schreiben. – Göttingen : Wallstein-Verl., 2006. – 444 S. : Ill.
Zugl.: Berlin, Techn. Univ., Diss., 2005.

199 *Salmen*, Walter: Goethe und der Tanz : Tänze – Bälle – Redouten – Ballette im Leben u. Werk. – Hildesheim [u. a.] : Olms, 2006. – 138 S. : Ill., Notenbeisp. – (Terpsichore ; 5)

200 *Sbarra*, Stefania: La statua di Glauco : letture di Rousseau nell'età di Goethe. – Roma : Carocci, 2006. – 254 S. – (Lingue e letterature Carocci ; 60)
Darin u. a. das Kap.: Goethe e Rousseau : disiderio e colpa, S. 144-178.

201 *Schillemeit*, Jost: Studien zur Goethezeit / hrsg. von Rosemarie *Schillemeit*. – Göttingen : Wallstein, 2006. – 619 S.
Darin u. a.: »Le Globe No. 43, sehr bedeutend« : e. Beitrag zum Thema »Der späte Goethe und Frankreich« [1982], S. 254-267. – Zum Begriff des »Erlebten« beim späten Goethe [Erstveröffentl.], S. 268-274. – Goethe und Heinrich Meyer : zu den röm. Anfängen der klass. Weimarer Kunstlehre [1993], S. 275-288 : 1 Ill. – Montan : Versuch e. Überblicks über Goethes geognost. Studien [Erstveröffentl.], S. 289-307.

202 *Schneider*, Marcus: Paracelsus und Goethe : der verborgene Rosenkreuzer-Strom ; Vortragsaufnahme (gehalten im Scala Basel am 29. März 2006). – Ransbach-Baumbach : Sentovision Krivokuca ; Basel : Atelier Doppelpunkt, 2006. – 2 CDs (88 Min.) – (Kulturgeschichte)

203 *Schneider*, Sabine: Sehen in subjektiver Hinsicht? : Goethes aporet. Projekt e. »Kritik der Sinne« u. seine Interferenzen zur Romantik. – In: *Pfotenhauer*, Helmut ; S. *Schneider*: Nicht völlig Wachen und nicht ganz ein Traum : die Halbschlaflieder in der Literatur. – Würzburg, 2006. – S. 37-50.

204 *Schöne*, Albrecht: Über Goethes Wolkenlehre [1969]. – In: A. *Schöne*: Vom Betreten des Rasens : 17 Reden über Literatur. – 2. Aufl. – München, 2006. – S. 132-163 : Ill.

205 *Schweizer*, Claudia: Wissenschaft und Orphik als Schlüssel zur Natur : zu Goethes Auseinandersetzung mit Johann Gottlieb Fichte. – In: Jahrbuch der Österreichischen Goethe-Gesellschaft. Jg. 108/110 (2004/2006). Münster [u. a.] 2006. S. 47-65.

206 *Stephenson*, R[oger] H.: Violence and aesthetic identity in Weimar classicism. – In: Violence, culture and identity : essays on German and Austrian literature, politics and society /Helen *Chambers* (ed.) – Oxford [u. a.], 2006. – S. 101-122. – (Cultural identity studies ; 1)

207 *Stumpp*, Gabriele: Zeit-Räume : (Kon-)Figurationen von Zeit u. Raum in Texten von Goethe, Jean Paul, E. T. A. Hoffmann u. Edgar Allan Poe. – In: Figuration – Defiguration : Beiträge zur transkulturellen Forschung / Atsuko *Onuki* u. Thomas *Pekar* (Hg.) – München, 2006. – S. 45-62. – (The humanities series ; 2)

208 *Tillmann*, Thomas: Hermeneutik und Bibelexegese beim jungen Goethe. – Berlin [u. a.] : de Gruyter, 2006. – XII, 286 S. – (Historia Hermeneutica : Series Studia ; 2)
Zugl.: Bonn, Univ., Diss., 2005.

209 *Wagenknecht*, Christian: Zum Andenken Schillers von Goethe. – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2006. Tübingen 2006. S. 133-152.
Dass. – In: C. *Wagenknecht*: Metrica minora : Aufsätze, Vorträge, Glossen zur dt. Poesie. – Paderborn, 2006. – S. 166-180. – (Explicatio : analytische Studien zur Literatur und Literaturwissenschaft)

210 *Wagner-Egelhaaf*, Martina: Autofiktion oder: Autobiographie nach der Autobiographie : Goethe – Barthes – Özdamar. – In: Autobiographisches Schreiben in der deutsch-

sprachigen Gegenwartsliteratur / hrsg. von Ulrich *Breuer* u. Beatrice *Sandberg*. [Bd.] 1. Grenzen der Identität und der Fiktionalität. – München, 2006. – S. 353-368.

211 *Weber*, Florian: Goethe und Schiller zwischen Poetik und Politik. – In: Weimar als politische Kulturstadt : ein histor.-polit. Stadtführer / Klaus *Dicke*; Michael *Dreyer* (Hrsg.) – Berlin, 2006. – S. 103-112 : Ill.

212 *Weichelt*, Matthias: Gewaltsame Horizontbildungen : Max Kommerells lyriktheoret. Ansatz u. die Krisen der Moderne. – Heidelberg : Winter, 2006. – 370 S. – (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte ; [Folge 3], 232)
Zugl.: Tübingen, Univ., Diss., 2005. – Darin u. a. über Kommerells Interpretationen der Lyrik Goethes, Kap. II: Goethe, S. 123-241.

213 *Weinrich*, Harald: Goethes Weltliteratur und die Globalisierung. – In: Die Wissenschaft spricht Englisch? : Versuch e. Standortbestimmung / hrsg. von Uwe *Pörksen*. – Göttingen, 2005. – S. 102-109. – (Valerio ; 1)

214 *Weiss-Schletter*, Daniela: Wer ein gutes Ende nicht verdient : der Komödienautor als moral. Masochist. – In: Maske und Kothurn. Jg. 51. Wien [u. a.] 2005. H. 4, S. 150-158.
Darin u. a. über Goethes Ansicht von der Komödie.

215 *Wild*, Inge: »Auch ich trug einst der Liebe Müh‹ und Lasten« : petrarkist. Liebesideal u. erot. Vielstimmigkeit – Mörikes Sonette an Luise Rau vor dem Hintergrund von Goethes Sonettzyklus. – In: Die Poesie der Liebe : Aufsätze zur deutschen Liebeslyrik / Ulrich *Kittstein* (Hrsg.) – Frankfurt a. M. [u. a.], 2006. – S. 203-234.

216 *Wild*, Reiner: »Liebe liebe laß mich los.« : Goethes Lili-Lyrik. – In: Die Poesie der Liebe : Aufsätze zur deutschen Liebeslyrik / Ulrich *Kittstein* (Hrsg.) – Frankfurt a. M. [u. a.], 2006. – S. 157-202.

217 *Wilm*, Marie-Christin: Die »Construction der Tragödie« : zum Bedingungsverhältnis von Tragischem u. Ästhetischem in Goethes Tragödientheorie. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 39-53.

218 *Wimmer*, Martin: Schinkel und Goethe zwischen Gotik und Klassizismus. – In: Architekten- und Ingenieur-Verein <Berlin>: AIV Forum. Bd. 2. Berlin 2006. S. 8-20 : Ill.

219 *Yom*, Syng Sup: Der strebende Mensch bei Goethe und Hölderlin [1997]. – In: S. S. *Yom*: Beiträge zur deutschen Literatur 1780–1980 : e. ost-westl. Brückenschlag. – Bern [u. a.], 2006. – S. 45-60. – (Deutsch-ostasiatische Studien zur interkulturellen Literaturwissenschaft ; 4)

4. *Zu einzelnen Werken*

Alexis und Dora

220 *Milz*, Christian: »Ach! Unaufhaltsam strebet das Schiff, mit jedem Momente …« : Goethes »Alexis und Dora« – die eleg. Idylle u. ihr nachhaltiges Mißverständnis. – In: Weimarer Beiträge. Jg. 52. Wien 2006. H. 2, S. 227-244.

An den Mond

221 *Klauß*, Jochen: Johann Wolfgang von Goethe: An den Mond. – In: Die Nacht und ihre Kinder : anläßlich der Ausstellung »Die Nacht und ihre Kinder«, Neues Museum Weimar, 27. 8. – 5. 11. 2006 ; eine Ausstellung der Staatlichen Museen zu Berlin u. der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz in Zsarb. mit der Klassik Stiftung Weimar u. »pèlerinages« Kunstfest Weimar / hrsg. von Jörg *Völlnagel* u. Moritz *Wullen*. – Berlin, 2006. – S. 8-9 : Ill.

Chinesisches. Fräulein See-Yaou-Hing

222 *Mecklenburg*, Norbert: Wasserlilien und Lilienfüße. – In: Frankfurter Anthologie : Gedichte u. Interpretationen. – Bd. 29. – Frankfurt a. M., 2006. – S. 31-34.

Claudine von Villa Bella

223 *Dürr*, Walther: »Claudine von Villa Bella« und die Konzeption des Singspiels. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* [u. a.] – 2. Aufl. – Schliengen, 2005. – S. 168-185 : Notenbeisp.

Clavigo

224 *Heimerl*, Joachim: Der moderne Charakter : das Trauerspiel »Clavigo« als Schlüsselwerk des jungen Goethe. – In: Euphorion. Jg. 100. Heidelberg 2006. H. 1, S. 11-27.

225 *Martí Marco*, María Rosario: Nuevas investigaciones en torno a la obra de »Clavijo« del joven J. W. Goethe desde una perspectiva histórico-literaria. – In: Estudios filológicos alemanes. Vol. 12. Sevilla 2006. S. 259-270.

Dichtung und Wahrheit

226 *Haas*, Stefanie: Text und Leben : Goethes Spiel mit inner- u. außerliterar. Wirklichkeit in Dichtung und Wahrheit. – Berlin : Duncker & Humblot, 2006. – 187 S. – (Schriften zur Literaturwissenschaft ; 29)
Zugl.: Eichstätt-Ingolstadt, Univ., Diss., 2005.

227 *Hösle*, Vittorio: Erste und dritte Person bei Burchell und Goethe : Theorie u. Performanz im zehnten Buch von »Dichtung und Wahrheit«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 115-134.

228 *Roeck*, Bernd: Civic culture and everyday life in early modern Germany [Lebenswelt und Kultur des Bürgertums in der frühen Neuzeit, engl.] – Leiden [u. a.] : Brill, 2006. – XII, 286 S. : Ill. – (Studies in medieval and reformation traditions ; 115)
Darin u. a. das Kap.: A boyhood in 18th-century Frankfurt : from Goethe's »Poetry and Truth«, S. 260-264.

Diderot: Rameaus Neffe

229 *Nebrig*, Alexander: Dezenz der klassischen Form : Goethes Übersetzung von Diderots »Le neveu de Rameau«. – [Hannover-Laatzen] : Wehrhahn, 2006. – 110 S. – (Aufklärung und Moderne ; 8)

Egmont

230 *Becker*, Kristin: Frankfurt : Chorischer Dauerlauf ; Goethe »Egmont« (Schauspielhaus, Großes Haus). – In: Theater heute. Jg. 47. Berlin 2006. Nr. 1, S. 45-46 : 1 Szenenfoto.
Zur Inszenierung von Armin *Petras*.

231 *Davies*, Stefan: Goethes »Egmont« in Schillers Bearbeitung : e. Gemeinschaftswerk an der Schwelle zur Weimarer Klassik. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 13-24.

232 *Davies*, Steffan [Stefan]: Schiller's »Egmont« and the beginnings of Weimar Classicism. – In: Schiller : national poet – poet of nations ; a Birmingham symposium, held in the Univ. of Birmingham in June 2005 / hrsg. von Nicholas *Martin*. – Amsterdam [u. a.], 2006. – S. 123-138. – (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik ; 61)

233 *Head*, Matthew: Beethoven Heroine : a female allegory of music and authorship in »Egmont«. – In: 19th century music. Vol. 30. Berkeley, Calif. 2006. Nr. 2, S. 97-132 : Ill., Notenbeisp.

234 *Kahl*, Paul: »… war mit einem Federstrich ausgelöscht« : e. grammat. Bemerkung zu Goethes Brief an Carl August über »Egmont« vom 28. März 1788. – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2006. Tübingen 2006. S. 55-62.

235 *Moes*, Jean: La liberté dans l'ordre : la problématique politique dans »Egmont« de Goethe. – In: Europäische Begegnungen : Beiträge zur Literaturwissenschaft, Sprache u. Philosophie ; Festschrift für Joseph Kohnen / hrsg. von Susanne *Craemer* [u. a.] – Luxembourg, 2006. – S. 269-285.

236 *Niefanger*, Dirk: Geschichte als Metadrama : Theatralität in Friedrich Schillers »Maria Stuart« u. seiner Bearbeitung von Goethes »Egmont«. – In: Friedrich Schiller und der Weg in die Moderne / hrsg. von Walter *Hinderer* in Verb. mit … – Würzburg, 2006. – S. 305-323 – (Stiftung für Romantikforschung ; 40)

Entstehung der biographischen Annalen

237 *Schillemeit*, Jost: Der Geometer und die Dichtung : philolog. Arabeske über e. literar. Anekdote [1977]. – In: J. *Schillemeit*: Studien zur Goethezeit / hrsg. von Rosemarie *Schillemeit*. – Göttingen, 2006. – S. 541-650.
Darin über eine Stelle in Goethes Aufsatz von 1823.

Erlkönig

238 *Kühlmann*, Wilhelm: Die Nachtseite der Aufklärung : Goethes »Erlkönig« im Lichte der zeitgenöss. Pädagogik (C. G. Salzmanns »Moralisches Elementarbuch«). – In: W. *Kühlmann*: Vom Humanismus zur Spätaufklärung : ästhet. u. kulturgeschichtl. Dimensionen der frühneuzeitl. Lyrik u. Verspublizistik in Deutschland. – Tübingen, 2006. – S. 688-700.

Faust

239 *Alt*, Peter-André: Aufgeklärte Teufel : Modellierungen des Bösen im Trauerspiel des 18. Jh. – In: Die deutsche Tragödie : neue Lektüren e. Gattung im europ. Kontext ; Tagung, die vom 20. – 22. November 2003 an der Rheinischen Friedrich- Wilhelms-Universität Bonn stattgefunden hat / Volker C. *Dörr*; Helmut J. *Schneider* (Hrsg.) – Bielefeld, 2006. – S. 89-125.

240 *Bernhardt*, Rüdiger: Erläuterungen zu Johann Wolfgang Goethe, Faust Teil I. – 6. Aufl. – Hollfeld : Bange, 2006. – 148 S. : graph. Darst. – (Königs Erläuterungen und Materialien ; 21)

241 *Billen*, Josef: »So seh ich in allen die ewige Zier« – ästhetische Anschauung und symbolische Deutung der Welt : Johann Wolfgang Goethe: »Wanderers Nachtlied« [»Über allen Gipfeln / Ist Ruh …«] / Lied des Türmers Lynkeus [»Zum Sehen geboren, / Zum Schauen bestellt …« in »Faust« II, V/3]. – In: J. *Billen* ; *Hassel*, Friedhelm: Undeutbare Welt : Sinnsuche u. Entfremdungserfahrung in dt. Naturgedichten von Andreas Gryphius bis Friedrich Nietzsche. – Würzburg, 2005. – S. 109-127.

242 *Bohm*, Arnd: Naming Goethe's Faust : a matter of significance. – In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Jg. 80. Stuttgart 2006. H. 3, S. 408-434.

243 *Borchmeyer*, Dieter: »Faust« : musikal. Thematik u. Dramaturgie. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* [u. a.] – 2. Aufl. – Schliengen, 2005. – S. 325-334.

244 *Burger-Güntert*, Edda: Robert Schumanns »Szenen aus Goethes Faust« : Dichtung u. Musik. – Freiburg i. Br. [u. a.] : Rombach, 2006. – 692 S. : Notenbeisp. – (Rombach Wissenschaften : Reihe Litterae ; 140)
Zugl.: Freiburg i. Br., Univ., Diss., 2005.

245 *Corkhill*, Alan: Charlatanism in Goethe's »Faust I« and Tieck's »William Lovell«. – In: Forum for modern language studies. Vol. 42. Oxford 2006. Nr. 1, S. 80-90.

246 *Corkhill*, Alan: Überlegungen zur Glücksproblematik in Goethes »Faust I und II«. – In: Literatur für Leser. Jg. 29. Frankfurt a. M. 2006. H. 1, S. 27-41.

247 *Döhring*, Sieghart: Peter Joseph von Lindpaintners Schauspielmusik zum »Faust«. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* [u. a.] – 2. Aufl. – Schliengen, 2005. – S. 335-363 : Noten.

248 *Doering*, Sabine: Höllische Kosmetik : der Teufel als Körperbildner in der Faust-Tradition. – In: Colloquium Helveticum. H. 36 (2005). Freiburg, Schweiz 2006. S. 67-85.

249 *Dreßler*, Hilmar: Randnotizen zum Geschehen in Goethes »Faust« : (Splitter e. Gedankenkaleidoskops). – In: H. *Dreßler*: »Nach Analogien zu denken ist nicht zu schelten« : Studien zu Farbe u. Ton in Goethes naturwissenschaftl. Denken – nebst einigen Paralipomena. – Jena, 2005. – S. 109-126.

250 *Dumiche*, Béatrice ; *Blondeau*, Denise: Faust, modernisation d'un modèle. – Paris : L'Harmattan, 2005. – 255 S. : Ill.
Darin u. a. vielfache Bemerkungen zu Goethes »Faust«.

251 *Faust-Jahrbuch*. – Tübingen : Francke.
Bd. 2 / hrsg. von Tim *Lörke* u. Bernd *Mahl*. Themenschwerpunkte: Eine unerwünschte Oper : Hanns Eislers »Johann Faustus«. – Faust als Paradigma : Grenzzonen des Wissens zwischen Verbot u. Teufelspakt. – IX, 274 S. Ill.
Darin u. a. folgende Beiträge mit Bezug auf Goethe und seinen »Faust«: *Trübenbach*, Holger-Falk: Die Erbeauffassung von Eisler und Brecht, S. 3-21. – *Lucchesi*, Joachim: »Wir lesen die Klassiker fünfmal« : Hanns Eislers u. Randy Newmans »Faust«, S. 35-47. – *Schonlau*, Anja: »Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!« : zur Bedeutung der Emotionen für die Wissenskultur im »Faust«-Stoff, S. 95-109. – *Hamacher*, Bernd: Tabuzonen politischen Wissens : zur polit. Theologie des Faust-Mythos von Goethe über Thomas Mann zu Hochhuth – und wieder zurück, S. 111-126. – *Bunzel*, Wolfgang: »Höllenfahrt erster Klasse« : Sten Nadolnys Roman »Er oder Ich« – eine Faust-Phantasmagorie, S. 167-183. – *Beil*, Hermann: Die Lemuren, Vers 11511-11611 : e. Szene in der Stuttgarter »Faust«-Inszenierung 1977, S. 205-208. – *Backes*, Hermann: Der Fürsten-Komponist Anton Heinrich (Antoni Henryk) Radziwill, *13. Juni 1775 in Wilna, †7. April 1833 in Berlin : »Compositionen zu Goethe's Faust«, S. 209-213. – *Mahl*, Bernd: Die Brecht-Spur in der Bühnengeschichte von Goethes »Faust« : e. bemerkenswerter Theaterreisebericht, S. 215-240. – *Mahl*, Bernd: Ein Kreis schließt sich : Goethes »Faust« I als Puppenspiel in der Freiburger Puppenbühne ; Spiel u. Idee von Dr. Johannes *Minuth*, S. 245-246 : 1 Ill. – *Mahl*, Bernd: Eine neue Bühnenform für Goethes »Faust« I am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg in der Inszenierung von Jan *Bosse* (fast ein halbes Jahrhundert nach *Gründgens*), S. 257-259.

252 *Faust-Konferenz*. – In: Fachdienst Germanistik : Sprache u. Literatur in der Kritik deutschsprach. Zeitungen. Jg. 24. München 2006. Nr. 4, S. 3-4.
Zur aktuellen Forschungslage im Spiegel von Tageszeitungen.

253 *Fick*, Monika: Der Seele letzte Chance : das »hohe G« ; Sten Nadolnys Roman »Er oder Ich« als Faustparodie. – In: Getauft auf Musik : Festschrift für Dieter Borchmeyer / hrsg. von Udo *Bermbach* u. Hans Rudolf *Vaget*. – Würzburg, 2006. – S. 151-165.

254 *Forget*, Philippe: D'un (pauvre) diable à l'autre : aspects du diabolique dans »Faust« de Goethe et »Lieutenant Gustl« de Schnitzler. – In: Colloquium Helveticum. H. 36 (2005). Freiburg, Schweiz 2006. S. 87-110.

255 *Fraiman-Morris*, Sarah: Adelbert von Chamissos »Peter Schlemihl« und Heinrich Heines »Der Doktor Faust« : »Faust«-Parodien zweier Außenseiter. – In: Germanisch-romanische Monatsschrift. N.F. Jg. 56. Heidelberg 2006. H. 2, S. 185-199.

256 *Gadeanu,* Sorin: Auf der Überholspur : zwei »konkurrierende« Standardübersetzungen des Goetheschen »Faust« ins Rumänische. – In: Zwischen Sprachen unterwegs : Symposion der ehemaligen Werfelstipendiaten zu Fragen der Übersetzung u. des Kulturtransfers am 21./22. 5. 2004 in Wien / Martin A. *Hainz* [u. a.] (Hrsg.) – Wien, 2006. – S. 181-209.

257 *Gockel, Heinz*: Faust im »Faustus« [von Thomas Mann. 1988]. – In: H. *Gockel*: Literaturgeschichte als Geistesgeschichte : Vorträge u. Aufsätze. – Würzburg, 2005. – S. 210-213.

258 *Haas*, Agnieszka K.: Naturphilosophisches Weltbild in der Nachtszene und seine Auslegung in den polnischen Übertragungen. – In: Studien zur angewandten Linguistik / hrsg. von Andrzej *Kątny* u. Marian *Szczodrowski*. – Gdańsk 2006. – S. 223-241. – (Studia Germanica Gedanensia ; 14)

Darin vor allem zur Szene »Nacht. In einem hochgewölbten, engen, gotischen Zimmer« des »Faust« I.

259 *Hansen*, Volkmar: Johann Wolfgang von Goethes Tragödie »Faust« als Epochensignatur [1999]. – In: V. *Hansen*: Haupt- und Nebenwege zu Goethe. – Frankfurt a. M. [u. a.], 2005. – S. 208-226. – (Maß und Wert : Düsseldorfer Schriften zur deutschen Literatur ; 2)

260 *Heske*, Henning: Fausts Phiole : über Poesie u. Wissenschaft. – Bonn : Bernstein, 2006. – 105 S. : Ill.

261 *Johann Wolfgang von Goethe*, Faust : Interpretationen & Klausuren ; Übungen u. Lösungen für Lehrer u. Schüler ; Materialsammlung zu Goethes Faust ; Lehr-Programm gemäß § 14 JuSchuG. – Rosenheim : coTec-Verl., [2006?]. – 1 CD-ROM. – (School-Scout.de : Deutsch)

262 *Kauffmann*, Kai: Literarische Manieren der Übergangszeit : Parodie bei Heine, Keller u. Friedrich Theodor Vischer (mit Seitenblicken auf »Faust II«). – In: Euphorion. Jg. 100. Heidelberg 2006. H. 2, S. 191-223.

263 *Kittstein*, Ulrich: Gottgleiche Allmacht und ewige Dauer? : zur Haltung Fausts im Schlussakt von Goethes »Faust II«. – In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. Jg. 50. Göttingen 2006. S. 80-106.

264 *Knorr*, Max: Faust in konsistenter Deutung : Goethes Entwicklungsdrama aus kulturgeschichtl. Sicht. – Frankfurt a. M. [u. a.] : Weimarer Schiller-Presse, 2006. – 334 S. : graph. Darst.

265 *Krug*, Hartmut: Dortmund : Thirza Bruncken müllt ihren Faust am Theater Dortmund mit Fremdtexten zu. – In: Theater der Zeit. Jg. 61. Berlin 2006. H. 12, S. 52-53 : Szenenfotos.

266 *Kunz*, Edith Anna: Zur Darstellung des Ungreifbaren : Goethes Mephistopheles. – In: Colloquium Helveticum. H. 36 (2005). Freiburg, Schweiz 2006. S. 143-164 : Ill.

267 *Lach*, Roman: »Verweile doch« : Goethes »Faust« heute (Konferenz in Berlin, 11.-12. 2. 2006). – In: Zeitschrift für Germanistik. N. F. Jg. 16. Bern 2006. Nr. 3, S. 644-646.
Vgl. a. Nr. 296.

268 *Lee*, Inn-Ung: Johann Wolfgang von Goethe : Faust. Eine Tragödie – In: Faust – Wer ist das? / hrsg. von Inn-Ung *Lee*. – Paju Book City, 2006. – S.131-160. [In korean. Sprache.]

269 *McCarthy*, John A.: Remapping reality : chaos and creativity in science and literature ; (Goethe, Nietzsche, Grass). – Amsterdam [u. a.] : Rodopi, 2006. – 373 S. : Ill. – (Internationale Forschungen zur allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft ; 97)
Darin u. a. das Kap. »A highly complex matter« : the spirit of the earth, evil, and creativity in »Faust«, S. 169-230.

270 *Mahal*, Günther: Halbgott Faust : Provokation u. Selbstverständlichkeit (1507-1980). – Tübingen : Attempto, 2006. – 157 S. : Ill., Kt.
Darin u. a. über Goethes »Faust«, s. S. 57 ff.

271 *Mattenklott*, Gert: »Faust II« : il bello come »Intermezzo« / trad. di Mauro *Ponzi*. – In: Goethe e l'antico / a cura di Mauro *Ponzi* e Bernd *Witte*. – Roma, 2005. – S. 192-207. – (I saggi ; 32)

272 *Meier*, Hedwig: Die erste Gesamtaufführung des »Faust« aus dem Geiste der Musik. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* [u. a.] – 2. Aufl. – Schliengen, 2005. – S. 364-379 : Ill., Noten.
Erste Gesamtaufführung des »Faust« I und II 1876 in Weimar aus Anlaß der Säkularfeier zu Goethes Ankunft in Weimar. – Bearb. u. Regie: Otto *Devrient*. Schauspielmusik: Eduard *Lassen*.

273 *Mendelssohn Bartholdy*, Felix: Die erste Walpurgisnacht : Ballade von Goethe für Chor u. Orchester, op. 60 / ed. with commentary by Hiromi *Hoshino*. – Clavier-Auszug. – A full-color facs. of the autogr. piano-vocal score. – Tôkyô : Yushodo, 2005. – [6] Bl., 48, 76 S.
Kommentar in engl. u. japan. Sprache.

274 *Molnár*, Klára: Film/Bild-Sprache, Internet/?-Sprache : Faust-Variationen im Vergleich. – In: »Der Rest ist – Staunen« : Literatur und Performativität / Erika *Hammer* & Edina *Sándorfi*. – Wien, 2006. – S. 121-143. – (Pécser Studien zur Germanistik ; 1)
Zur »Faust«-Rezeption, u. a. über die Filmvariante der »Faust«-Inszenierungen von Gustaf *Gründgens* (1960) u. Dieter *Dorn* (1980) sowie über Peter *Steins* »Faust«-Inszenierung von 2000.

275 *Müller*, Joachim: Meine Wanderungen mit Goethes »Faust« [1981]. – In: Palmbaum : literar. Journal aus Thüringen. Jg. 14. Bucha b. Jena 2006. H. 1, S. 112-124.
Dass. – In: Ritt über den Bodensee : Studien u. Dokumente zum Werk des Jenaer Germanisten Joachim Müller (1906-1986) / hrsg. von Günter *Schmidt* u. Ulrich *Kaufmann*. – Jena, 2006. – S. 89-100. – (Manuskripte : Archiv zur Bildung und Wissenschaftsgeschichte ; 2)

276 *Oergel*, Maike: Culture and identity : historicity in German literature and thought 1770 – 1815. – Berlin [u. a.] : de Gruyter, 2006. – VIII, 300 S.
Darin u. a.: Chapter 4: »Grasping the historical dialectic of the modern German existence : Goethe's »Wilhelm Meisters Lehrjahre«, S. 153-224. – Chapter 5: »Historicity as identity : the German myth of modernity in Goethe's »Faust« I, S. 225-280.

277 *Orvieto*, Paolo: Il mito di Faust : l'uomo ; dio, il diavolo. – Roma : Salerno ed., 2006. – 411 S. – (Piccolo saggi ; 31)

278 *Pille*, René-Marc: Le théâtre de l'effroi : lectures croisées du »Faust« de Goethe et du »Wallenstein« de Schiller. – Vic la Gardiole : L'entretemps éd., 2006. – 278 S. – (Champ théâtral)

279 *Pilz*, Dirk: Dresden : Volker Metzler gießt Goethes »Faust I« am Theater Junge Generation in eindrückl. Bilder. – In: Theater der Zeit. Jg. 61. Berlin 2006. Nr. 4, S. 50 : Szenenfotos.

280 *Prieler*, Michael: Entsprechungen in Goethes »Faust« am Beispiel der Gretchen-Helena-Konfiguration. – In: Jahrbuch der Österreichischen Goethe-Gesellschaft. Jg. 108/110 (2004/2006). Münster [u. a.] 2006. S. 321-330.

281 *Rölleke*, Heinz: »Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist« : zu e. Paktbedingung in Goethes »Faust«. – In: Wirkendes Wort. Jg. 56. Trier 2006. H. 2, S. 177-179.

282 *Saletta*, Ester: »Faust« in der englischen und deutschen Literatur : e. Vergleich. – In: Studia theodisca / ed. Fausto *Cercignani*. Vol. 13. Theodor Fontane, Johann Wolfgang Goethe ... – Milano, 2006. – S. 195-221.

283 *Schillemeit*, Jost: Studien zur Goethezeit / hrsg. von Rosemarie *Schillemeit*. – Göttingen : Wallstein, 2006. – 619 S.
Darin u. a.: Das »Vorspiel auf dem Theater« zu Goethes »Faust« : Entstehungszusammenhänge u. Folgerungen für sein Verständnis [1986], S. 115-137. – »Faust« und der tragische Trimeter : zur Vorgeschichte der »Klassischen Walpurgisnacht« [1985], S. 156-173. – Satyrspiel und tragische Tetralogien : zum Kontext e. philolog. Themas beim späten Goethe [Zur Bedeutung von Goethes Antikerezeption für den »Helena«-Akt des »Faust« II. 1987], S. 174-192. – Faustparalipomenon 164a : aus der Arbeit Goethes an der »Helena«-Dichtung [Mit fotograf. Wiedergabe der Hs. 1987], S. 193-213 : 1 Ill. – Goethe und Radziwill [Zu Radziwills »Faust«-Kompositionen. 1988], S. 214-234.

284 *Schmidt*, Beate Agnes: Musik in Goethes »Faust« : Dramaturgie, Rezeption u. Aufführungspraxis. – Sinzig : Studio-Verl., 2006. – 509 S. : Ill., Noten. – (Musik und Theater ; 5)
Zugl.: Jena, Univ.; Weimar, Hochschule für Musik »Franz Liszt«, Diss., 2004.

285 *Schmidt*, Jochen: Elena nel »Faust II« : la mediazione storica della cultura antica nell'era moderna e la concezione del bello classico / trad. di Micaela *Mecocci*. – In: Goethe e l'antico / a cura di Mauro *Ponzi* e Bernd *Witte*. – Roma, 2005. – S. 176-191. – (I saggi ; 32)

286 *Schöne*, Albrecht: »Solch ein Gewimmel möcht ich sehen, auf freyem Grund mit freyem

Volke stehn« (Faust II, 11579 f.) [1997]. – In: A. *Schöne*: Vom Betreten des Rasens : 17 Reden über Literatur. – 2. Aufl. – München, 2006. – S. 164-177.

287 *Siguan*, Marisa: Traducir para apropiarse del texto : sobre traducciones de Goethe y Heine en el siglo XIX. – In: Traducción y traductores, del romanticismo al realismo / Francisco *Lafarga* & Luis *Pegenaute* (ed.) – Bern [u. a.], 2006. – S. 505-517.
Darin u. a. kurze Bemerkungen zu den span. »Faust«-Übersetzungen von Teodoro *Llorente* (1882) u. José María *Valverde* (1963).

288 *Simon*, Ralf: »Ich bin keiner von den Großen« : der Teufel als Trickster des Teuflischen in Goethes »Faust«. – In: Colloquium Helveticum. H. 36 (2005). Freiburg, Schweiz 2006. S. 223-247.

289 *Stadler*, Christian Maria: Johann Gottlieb Fichte und das faustische Streben : Goethes »Faust« im Lichte der Fichteschen »Wissenschaftslehre«. – In: Jahrbuch der Österreichischen Goethe-Gesellschaft. Jg. 108/110 (2004/2006). Münster [u. a.] 2006. S. 25-45.

290 *Stammen*, Silvia: Wir sind Faust! : das Schauspiel Stuttgart spielt Goethe, Soeren Voima u. Oliver Bukowski. – In: Theater heute. Jg. 47. Berlin 2006. Nr. 4, S. 25-27 : Szenenfotos.

291 *Stein*, Monika-Yvonne Elvira: Im Mantel Goethes und Faust auf der Fährte : Wilhelm Raabes Antwort auf den »Faust« u. den Goethe-Diskurs seiner Zeit in seinem Roman »Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge«. – In: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft. [Jg.] 2006. Tübingen 2006. S. 50-77.

292 *Stephan*, Erika: Nix Pudel : Goethe »Faust – der Tragödie erster Teil« (Schauspielhaus). – In: Theater heute. Jg. 47. Berlin 2006. Nr. 11, S. 43 : Szenenfotos.
Über die Inszenierung von Holk *Freytag*.

293 *Tsur*, Reuven: Archetypen, Szenerie und Metaphorik in Goethes Faust I : e. kognitiver Ansatz. – In: Der Deutschunterricht. Jg. 58. Seelze 2006. H. 6, S. 61-69 : Ill.

294 *Urban*, Cerstin: Johann Wolfgang v. Goethe, Faust I : Kommentare, Diskussionsaspekte u. Anregungen für produktionsorientiertes Lesen. – Hollfeld : Beyer, 2006. – 60 S. – (Blickpunkt – Text im Unterricht ; 531)

295 *Vahl*, Heidemarie: »Die weltliche Bibel der Deutschen« : Heine, Schumann u. Faust. – In: »Das letzte Wort der Kunst« : Heinrich Heine u. Robert Schumann zum 150. Todesjahr ; Begleitbd. zur Ausstellung »Das letzte Wort der Kunst ....« in der Kunsthalle Düsseldorf u. im Heinrich-Heine-Institut, 12. 3. – 11. 6. 2006 / hrsg. von Joseph A. *Kruse* unter Mitarb. von ... – Stuttgart ; Kassel, 2006. – S. 83-97 : Ill.

296 *»Verweile doch« – Goethes Faust heute* : die Faust-Konferenz am Deutschen Theater u. Michael Thalheimers Inszenierungen / Michael *Jaeger* [u. a.] (Hg.) – Berlin : Dt. Theater ; Henschel-Verl., 2006. – 192 S. : Ill. u. zahlr. Szenenfotos.
Darin: *Jaeger*, Michael: Wimmeln und verweilen : Goethe heute, zwischen den Zeiten ; e. Einführung, S. 8-11. – *Schings*, Hans-Jürgen: Faust und die Schöpfung, S. 15-24. – *Gaier*, Ulrich: »Daß sie vom Bösen / Froh sich erlösen« : moderne Anthropologie in Goethes Faust, S. 25-35. – *Boyle*, Nicholas: Der religiöse und der tragische Sinn von Fausts Wette, S. 37-45. – *Ehrhardt*; Gundula: Willkür : Faust als moderner Charakter, S. 47-57. – *Bohnenkamp*, Anne: »Wie man entstehen und sich verwandeln kann« : genet. Betrachtungen zur »Klassischen Walpurgisnacht«, S. 59-70. – *Osten*, Manfred: Homunculus : die künstl. Optimierung des Menschen u. der Verlust der Gedächtniskultur, S. 71-79. – *Osterkamp*, Ernst: Gestalt und Gewalt : Fausts Helena, S. 81-91. – *Dieckmann*, Friedrich: Des Allgewaltigen Willens Kür : Napoleonisches beim alten Faust, S. 93-102. – *Jaeger*, Michael: Fausts Revolution : das europ. Revolutionszeitalter im Hintergrund der Tragödie, S. 103-114. – *Maisak*, Petra: Verwandlungen des »Hexenmeisters« : Faust in der bildenden Kunst, S. 115-132 : zahlr. Ill.
Faust : die Inszenierungen: *Stegemann*, Bernd: Bruchlos : »Wer klopft?« ; zu Michael Thalheimers Inszenierung von »Faust I«, S. 136-151 : Szenenfotos. – *Roselt*, Jens: Fremde Posen : zu Michael Thalheimers Inszenierung von »Faust II«, S. 152-165 : Szenenfotos. – *Koberg*, Roland: Interviews : Fragen an Michael Thalheimer (Regie), Ingo

Hülsmann (Faust), Regine Zimmermann (Margarete), Oliver Reese (Dramaturgie), Sven Lehmann (Mephisto) u. Olaf Altmann (Bühne), S. 166-189 : Szenenfotos.
Vgl. a. Nr. 267.

297 *Will*, Susanne: Das »Ewig-Weibliche« und die Idealisierung der Frau auf der Opernbühne. – In: Getauft auf Musik : Festschrift für Dieter Borchmeyer / hrsg. von Udo *Bermbach* u. Hans Rudolf *Vaget*. – Würzburg, 2006. – S. 291-313.

298 *Wünsch*, Marianne: Johann Wolfgang Goethe: »Faust. Erster Teil«. – In: Die Lieblingsbücher der Deutschen / hrsg. von Christoph *Jürgensen*. – Kiel, 2006. – S. 17-38.

299 *Yom*, Syng Sup: Das Experiment des Homunculus oder von der Menschwerdung des Geistes durch die Reise [1990]. – Utopische Vorstellung oder Wahnvorstellung? : Fausts Vision am Ende seines Lebens [1997]. – In: S. S. *Yom*: Beiträge zur deutschen Literatur 1780-1980 : e. ost-westl. Brückenschlag. – Bern [u. a.], 2006. – S. 23-31 u. 33-43. – (Deutsch-ostasiatische Studien zur interkulturellen Literaturwissenschaft ; 4)

Die Fischerin

300 *Die Fischerin* : am Weimarer Musenhof der Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar / Hrsg.: Musikfestspiele Sanssouci u. Nikolaisaal Potsdam. Red., Gestaltung: Christina *Siegfried*. – Potsdam : Musikfestspiele Potsdam-Sanssouci GmbH, 2005. – [14] Bl. : Ill.

Glückliche Fahrt

301 *Ziesmer*, Marion: Es bewegt sich nichts – es ist wie Tanzen : Goethes »Meeres Stille« u. »Glückliche Fahrt«. – In: Praxis Deutsch : Zeitschrift für den Deutschunterricht. Jg. 33. Velber b. Hannover 2006. Nr. 199, S. 30-32.

Der Großcophta

302 *Müller-Schöll*, Nikolaus: Der falsche Ton, am falschen Ort, zur falschen Zeit : »schlechte« Komödien u. der Einbruch der Zeit ins Spiel. – In: Maske und Kothurn. Jg. 51. Wien [u. a.] 2005. H. 4, S. 51-62.
Darin u. a. über den »Großcophta«, S. 52-55.

Harzreise im Winter

303 *Mandelartz*, Michael: »Harzreise im Winter« : Goethes Antwort auf Petrarca u. die Naturgeschichte der Kultur. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 86-99.

Hermann und Dorothea

304 *Hansen*, Volkmar: »Hermann und Dorothea« [1998]. – In: V. *Hansen*: Haupt- und Nebenwege zu Goethe. – Frankfurt a. M. [u. a.], 2005. – S. 165-173. – (Maß und Wert : Düsseldorfer Schriften zur deutschen Literatur ; 2)

»Im ernsten Beinhaus war's …«

305 *Behrmann*, Alfred: Goethes Terzinengedicht »Im ernsten Beinhaus war's«. – In: Studia niemcoznawcze. God 32. Warszawa 2006. S. 263-269.

Iphigenie auf Tauris

306 *Brown*, Jane K.: Orest, Orlando, Orpheus oder: der Held von Goethes »Iphigenie«. – In: Getauft auf Musik : Festschrift für Dieter Borchmeyer / hrsg. von Udo *Bermbach* u. Hans Rudolf *Vaget*. – Würzburg, 2006. – S. 55-65.

307 *Gockel*, Heinz: Iphigenie und der Mythos [1999]. – In: H. *Gockel*: Literaturgeschichte als Geistesgeschichte : Vorträge u. Aufsätze. – Würzburg, 2005. – S. 69-81.

308 *Hermann*, Christine: Iphigenie : Metamorphosen e. Mythos im 20. Jh. – München : mpress Meidenbauer, 2005. – 133 S. – (Forum deutsche Literatur ; 4)

Darin u.a.: Kap. 4. Rainer Werner Fassbinder – »Iphigenie auf Tauris von Johann Wolfgang von Goethe«, S. 54-75. – Kap. 6. Volker Braun – »Iphigenie in Freiheit« [mit Abschnitt »Goethe und die Zerstörung des Dialogs«], S. 93-120.

309 *Müller*, Udo: Johann Wolfgang von Goethe, Iphigenie auf Tauris : ausführl. Inhaltsangabe mit Interpretation plus 8 Abitur-Fragen mit Lösungen. – Stuttgart : Klett, Lernen und Wissen, 2006. – 112 S. : graph. Darst. – (Lektürehilfen)

310 *Schönborn*, Sibylle: Dalla lotta dei sessi allo scambio simbolico dei sessi : il lavoro di Goethe sul mito antico in »Ifigenia in Tauride« / trad. di Mauro *Ponzi*. – In: Goethe e l'antico / a cura di Mauro *Ponzi* e Bernd *Witte*. – Roma, 2005. – S. 82-100. – (I saggi ; 32)

311 *Uerlings*, Herbert: »Ich bin von niedriger Rasse« : (Post-)Kolonialismus u. Geschlechterdifferenz in der dt. Literatur. – Köln [u.a.] : Böhlau, 2006. – 219 S.
Darin u.a. Kap. 3. Frauen, Wilde und Barbaren : Goethes »Iphigenie auf Tauris« u. Heiner Müllers »Der Auftrag«, S. 56-79; s.a. S. 178-183.

312 *Werner*, Katja: München : von Witz und tödlichem Ernst ; Münchner Kammerspiele: »Dunkel lockende Welt« von Klaus Händl …, »Iphigenie auf Tauris« von Johann Wolfgang von Goethe … – In: Theater der Zeit. Jg. 61. Berlin 2006. Nr. 3, S. 41-42 : Szenenfotos.
Zur Inszenierung von Klaus *Händl*.

313 *Winkler*, Markus: Von Iphigenie zu Medea : zur Semantik des Barbarischen bei Racine, Goethe u. Grillparzer. – In: Die deutsche Tragödie : neue Lektüren e. Gattung im europ. Kontext ; Tagung, die vom 20. – 22. November 2003 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn stattgefunden hat / Volker C. *Dörr*; Helmut J. *Schneider* (Hrsg.) – Bielefeld, 2006. – S. 17-37.

Italienische Reise

314 *Beller*, Manfred: Das Erbe Goethes im Sizilien-Bild der deutschen Schriftsteller der Gegenwart [1987]. – In: M. *Beller*: Eingebildete Nationalcharaktere : Vorträge u. Aufsätze zur literar. Imagologie / hrsg. von Elena *Agazzi* in Zsarb. mit Raul *Calzoni*. – Göttingen, 2006. – S. 91-103.

315 *Block*, Richard: The spell of Italy : vacation, magic, and the attraction of Goethe. – Detroit, MI : Wayne State Univ. Press, 2006. – XI, 310 S. – (Kritik)

316 *Hansen*, Volkmar: Goethe und Sant'Onofrio [in Rom. 2003]. – In: V. *Hansen*: Haupt- und Nebenwege zu Goethe. – Frankfurt a.M. [u.a.], 2005. – S. 357-361. – (Maß und Wert : Düsseldorfer Schriften zur deutschen Literatur ; 2)

317 *Nienhaus*, Birgit: Rom als Zentrum der Welt? : die Topographie e. Stadt bei Thomas Bernhard. – In: Thomas-Bernhard-Jahrbuch. [Jg.] 2005/2006. Wien [u.a.] 2006. S. 119-138.
Mit Bezug auf Goethes Rom-Bild.

318 *Paumgardhen*, Paola: Goethe and Von Archenholtz in Naples in 1787 : views of the city between myth and reality. – In: Sites of exchange : European crossroads and faultlines / ed. by Maurizio *Ascari* and Adriana *Corrado*. – Amsterdam [u.a.], 2006. – S. 97-103. – (Internationale Forschungen zur allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft ; 103)

319 *Schneider*, Helmut J.: Rom als klassischer Kunstkörper : zu e. Figur der Antikewahrnehmung von Winckelmann bis Goethe. – In: Rom – Europa : Treffpunkt der Kulturen 1780-1820 / hrsg. von Paolo *Chiarini* u. Walter *Hinderer*. – Würzburg, 2006. – S. 15-28. – (Stiftung für Romantikforschung ; 36)

320 *Seyerle*, Guido: Allein zu Fuß auf Goethes Spuren seiner italienischen Reise unterwegs : von München nach Venedig. – In: Zeitschrift für Germanistik. N.F. Jg. 16. Bern 2006. Nr. 1, S. 220-221.

321 *Seyerle*, Guido: Meine italienische Reise : eine Spurensuche nach Goethe. – Bonn : Bernstein-Verl., 2006. – 244, V S. : Ill.

322 *Tausch*, Harald: Goethe und Cassas : zur Architektur der »Italienischen Reise«. – In: Rom – Europa : Treffpunkt der Kulturen 1780-1820 / hrsg. von Paolo *Chiarini* u. Walter *Hinderer*. – Würzburg, 2006. – S. 59-102. – (Stiftung für Romantikforschung ; 36)

Die Leiden des jungen Werther

323 *Andree*, Martin: Wenn Texte töten : über Werther, Medienwirkung u. Mediengewalt. – München : Fink, 2006. – 247 S. : Ill., graph. Darst.

324 *Bähr, Andreas*: »Ich habe den Frieden deines Hauses gestört« : Werthers tödliche Leiden im Spannungsfeld von Literatur, Recht u. Moral. – In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Bd. 31. Tübingen 2006. H. 1, S. 85-100.

325 *Bartel*, Heike: Von Jonny Rotten bis Werther : Karen Duves »Dies ist kein Liebeslied« zwischen Popliteratur u. Bildungsroman. – In: Pushing at boundaries / ed. by Heike *Bartel* & Elizabeth *Boa*. – Amsterdam [u.a.], 2006. – S. 89-106. – (German monitor ; 64)

326 *Benkő*, Krisztián: Performativitás és halál – Werther Ossiant olvas. – In: Literatura. Évf. 32. Budapest 2006. Sz. 2, S. 154-172. [Performativität u. Tod – Werther, Ossian lesend.]

327 *Bernhardt*, Rüdiger: Erläuterungen zu Johann Wolfgang Goethe, Die Leiden des jungen Werther. – 4. Aufl. – Hollfeld : Bange, 2006. – 109 S. – (Königs Erläuterungen und Materialien ; 79)

328 *Giordano*, Stefano: Le lettere di Werther e i loro destinatari : per una rilettura de »I dolori del giovane Werther«. – In: Studia theodisca / ed. Fausto *Cercignani*. Vol. 13. Theodor Fontane, Johann Wolfgang Goethe … – Milano, 2006. – S. 21-55.

329 *Hansen*, Volkmar: Was ist das Herz des Menschen? : »Die Leiden des jungen Werthers« in frühen Leserreaktionen [2003]. – In: V. *Hansen*: Haupt- und Nebenwege zu Goethe. – Frankfurt a.M. [u.a.], 2005. – S. 290-300. – (Maß und Wert : Düsseldorfer Schriften zur deutschen Literatur ; 2)

330 *Harmat*, Márta: Eine Prometheus-Utopie im 20. Jahrhundert : »Die neuen Leiden des jungen W.« von Ulrich Plenzdorf. – In: Vom Zweck des Systems : Beiträge zur Geschichte literar. Utopien / Árpád *Bernáth* [u.a.] (Hg.) – Tübingen, 2006. – S. 163-170.

331 *Klotz*, Volker: Erzählen : von Homer zu Boccaccio, von Cervantes zu Faulkner. – München : Beck, 2006. – 507 S.
Darin u.a. das Kap. »Entladungen des inneren Überdrucks : Goethes ›Werther‹«, S. 372-381.

332 *Lossau*, Manfred: Zwei Goetheverse. – In: Europäische Begegnungen : Beiträge zur Literaturwissenschaft, Sprache u. Philosophie ; Festschrift für Joseph Kohnen / hrsg. von Susanne *Craemer* [u.a.] – Luxembourg, 2006. – S. 265-267.
Darin über den Schluß des »Werther«, der als Vers verstanden wird, sowie über den Anfang des »Reineke Fuchs«.

333 *Mellmann*, Katja: Das Buch als Freund – der Freund als Zeugnis : zur Entstehung e. neuen Paradigmas für Literaturrezeption u. persönl. Beziehungen ; mit e. Hypothese zur Erstrezeption von Goethes »Werther«. – In: Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert / hrsg. von Hans-Edwin *Friedrich* [u.a.] – Tübingen, 2006. – S. 201-240. – (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur ; 105)

334 *Peter*, Wolf-Dieter: Verloren in zwei Welten : überwältigender »Werther« [von Jules Massenet] in der Oper Frankfurt. – In: Die deutsche Bühne : das Theatermagazin. Jg. 77. Berlin 2006. Nr. 2, S. 45-46.
Zur Inszenierung von Willy *Decker* u. Johannes *Erath*.

335 *Petersdorff*, Dirk von: »Ich soll nicht zu mir selbst kommen« : Werther, Goethe u. die Formung moderner Subjektivität. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 67-85.

336 *Scheffer*, Katrin ; *Rinkenberger*, Norman: Goethes Gedicht »An Werther« aus der »Trilogie der Leidenschaft« als Auseinandersetzung mit dem eigenen dichterischen Werk und dessen leidheilender Funktion im Angesicht des Scheidens. – In: K. *Scheffer* ; N. *Rinkenberger*: Goethe und Hofmannsthal : Facetten analog. Dichtkunst oder wo versteckt man die Tiefe? – Marburg, 2005. – S. 13-70.

337 *Wagenknecht*, Christian: Über eine Fußnote in Goethes »Werther«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 206-207.

338 *Yom*, Syng Sup: Senancour's novel »Oberman« as a personal novel and its romantic ideas : a comparison with Goethe's »Werther« and Chateaubriand's »René« [1998]. – Eine rezeptionsästhetische Lektüre von F. Max Müllers Roman »Deutsche Liebe« mit A. Gides »La porte étroite« und Goethes »Werther« [1995]. – In: S. S. *Yom*: Beiträge zur deutschen Literatur 1780 – 1980 : e. ost-westl. Brückenschlag. – Bern [u. a.], 2006. – S. 195-212 u. 213-226. – (Deutsch-ostasiatische Studien zur interkulturellen Literaturwissenschaft ; 4)

Meeres Stille

339 *Ziesmer*, Marion: Es bewegt sich nichts – es ist wie Tanzen : Goethes »Meeres Stille« u. »Glückliche Fahrt«. – In: Praxis Deutsch : Zeitschrift für den Deutschunterricht. Jg. 33. Velber b. Hannover 2006. Nr. 199, S. 30-32.

Mignon (»Kennst du das Land …?«)

340 *Mayeda*, Akio: »Kennst du das Land?« : zur Musik der Dichtung u. zur Poesie der Musik. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* [u. a.] – 2. Aufl. – Schliengen, 2005. – S. 234-263 : Noten.

341 *Nowak*, Adolf: Die Exequien Mignons und die ästhetische Reflexion der Liturgie in der Musik. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* [u. a.] – 2. Aufl. – Schliengen, 2005. – S. 264-275.

Die Mitschuldigen

342 *Stephan*, Erika: Weimar : Eier auf Glatzen ; Goethe »Die Mitschuldigen« (Großes Haus)… – In: Theater heute: Jg. 47. Berlin 2006. Nr. 8/9, S. 59 : Szenenfoto.
Zur Inszenierung von Thirza *Bruncken*.

Nachlese zu Aristoteles' Poetik

343 *Schillemeit*, Jost: Produktive Interpretation : Goethes »Nachlese zu Aristoteles' Poetik« im entstehungsgeschichtl. Kontext [1981]. – In: J. *Schillemeit*: Studien zur Goethezeit / hrsg. von Rosemarie *Schillemeit*. – Göttingen, 2006. – S. 138-155.

Die natürliche Tochter

344 *Strebe*, Horst: Zur Rezeption des Nichtehelichenrechts in der deutschen Literatur am Beispiel von Goethes »Die natürliche Tochter«. – In: Frauenrecht und Rechtsgeschichte : die Rechtskämpfe der deutschen Frauenbewegung / hrsg. von Stephan *Meder* [u. a.] – Köln [u. a.], 2006. – S. 35-53. – (Rechtsgeschichte und Geschlechterforschung ; 4)

Nausikaa. Ein Trauerspiel. Fragment

345 *Wapnewski*, Peter: Nausikaa soll nicht sterben! : eine Semi-Seria im Garten Goethes u. Homers. – In: Sinn und Form. Jg. 58. Berlin 2006. H. 4, S. 480-501.

Novelle

346 *Dreßler*, Hilmar: Die Wandlung des Honorio : (e. Deutungsversuch). – In: H. *Dreßler*: »Nach Analogien zu denken ist nicht zu schelten« : Studien zu Farbe u. Ton in Goethes naturwissenschaftl. Denken – nebst einigen Paralipomena. – Jena, 2005. – S. 138-145.

347 *Zimmermann*, Bernhard: La »Novella« di Goethe e il romanzo pastorale di Longo Sofista / trad. di Simonetta *Carusi*. – In: Goethe e l'antico / a cura di Mauro *Ponzi* e Bernd *Witte*. – Roma, 2005. – S. 101-112. – (I saggi ; 32)

Pandora

348 *Würmser*, Rudolf: Peter Hacks' Fortschreibung von Goethes »Pandora«-Fragment. – In: Das Fragment im (Musik-)Theater : Zufall und/oder Notwendigkeit? ; Vorträge u. Gespräche des Salzburger Symposions 2002 / hrsg. von Peter *Csobádi* [u. a.] – Anif/Salzburg, 2005. – S. 184-192. – (Wort und Musik ; 55)

Prometheus

349 *Thomé*, Horst: Tätigkeit und Reflexion in Goethes »Prometheus« : Umrisse e. Interpretation. – In: Aufklärung und Sturm und Drang / hrsg. von Karl *Richter*. – [Nachdr.] – Stuttgart, 2006. – S. 425-435. – (Gedichte und Interpretationen ; 2) ([Reclams] Universal-Bibliothek ; 7891)

Propyläen

350 *Hansen*, Volkmar: Le programme artistique des »Propyläen« (1798-1800) [1994]. – In: V. *Hansen*: Haupt- und Nebenwege zu Goethe. – Frankfurt a. M. [u. a.], 2005. – S. 56-62. – (Maß und Wert : Düsseldorfer Schriften zur deutschen Literatur ; 2)

Proserpina

351 *Gülke*, Peter: Goethe und das Melodram »Proserpina«. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* [u. a.] – 2. Aufl. – Schliengen, 2005. – S. 197-203.

Reineke Fuchs

352 *Lossau*, Manfred: Zwei Goetheverse. – In: Europäische Begegnungen : Beiträge zur Literaturwissenschaft, Sprache u. Philosophie ; Festschrift für Joseph Kohnen / hrsg. von Susanne *Craemer* [u. a.] – Luxembourg, 2006. – S. 265-267.
Darin über den Schluß des »Werther«, der als Vers verstanden wird, sowie über den Anfang des »Reineke Fuchs«.

Römische Elegien

353 *Lippert-Adelberger*, Eberhard: Warum aus Mücken Flöhe wurden : Hintergründiges zum Anfang von Goethes XV. Römischer Elegie. – In: Arcadia : internationale Zeitschrift für Literaturwissenschaft. Jg. 41. Berlin [u. a.] 2006. S. 112-123.

Seefahrt

354 *Neymeyr*, Barbara: Navigazione con »virtus« e »fortuna« : la matrice stoica nella poesia »Seefahrt« di Goethe / trad. di Simonetta *Carusi*. – In: Goethe e l'antico / a cura di Mauro *Ponzi* e Bernd *Witte*. – Roma, 2005. – S. 113-133. – (I saggi ; 32)

Das Tagebuch

355 *Hansen*, Volkmar: »Das Tagebuch. 1810« [1996]. – In: V. *Hansen*: Haupt- und Nebenwege zu Goethe. – Frankfurt a. M. [u. a.], 2005. – S. 93-96. – (Maß und Wert : Düsseldorfer Schriften zur deutschen Literatur ; 2)

Torquato Tasso

356 *Kralicek*, Wolfgang: Wien : Bitte nicht streicheln! ; Goethe »Torquato Tasso« (Burgtheater). – In: Theater heute. Jg. 47. Berlin 2006. Nr. 4, S. 50-51 : Szenenfotos.

Zur Inszenierung von Martin Crimp.

357 *Matt*, Peter von: Die Intrige : Theorie u. Praxis der Hinterlist. – München ; Wien : Hanser, 2006. – 498 S.
Darin über Goethe vor allem in den Abschnitten »Goethe, Fuchs und Teufel« (S. 267-276) u. »Das Endspiel der höfischen Intrige« [besonders zu »Torquato Tasso«] (S. 396-408); vgl. a. Register.

Trilogie der Leidenschaft

358 *Oberlin*, Gerhard: »Doch tückisch harrt das Lebewohl zuletzt« : psych. Tiefenstrukturen u. Bewußtseinsschichten in Goethes Marienbader »Elegie«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 135-151.

359 *Scheffer*, Katrin ; *Rinkenberger*, Norman: Goethes Gedicht »An Werther« aus der »Trilogie der Leidenschaft« als Auseinandersetzung mit dem eigenen dichterischen Werk und dessen leidheilender Funktion im Angesicht des Scheidens. – In: K. *Scheffer* ; N. *Rinkenberger*: Goethe und Hofmannsthal : Facetten analog. Dichtkunst oder wo versteckt man die Tiefe? – Marburg, 2005. – S. 13-70.

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten

360 *Gailus*, Andreas: The poetics of containment : Goethe's »Conversations of German Refugees« and the crisis of communication. – In: A. *Gailus*: Passions of the sign : revolution and language in Kant, Goethe, and Kleist. – Baltimore, Md., 2006. – S. 74-106. – (Parallax : re-visions of culture and society)

361 *Scheffer*, Katrin: Goethes und Hofmannsthals produktive Anverwandlung des Erlebnisses des Marschalls von Bassompierre. – In: K. *Scheffer* ; *Rinkenberger*, Norman: Goethe und Hofmannsthal : Facetten analog. Dichtkunst oder wo versteckt man die Tiefe? – Marburg, 2005. – S. 71-109.

Urworte. Orphisch

362 *Schmidt*, Jochen: Goethes Altersgedicht »Urworte. Orphisch« : Grenzerfahrung u. Entgrenzung ; vorgetragen am 26.11.2005. – Heidelberg : Winter, 2006. – 43 S. : Ill. – (Schriften der Philosophisch-Historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften ; 37)

Voltaire: Mahomet

363 *Franco*, Bernard: Ambivalences du classicisme : «Mahomet», Voltaire à Goethe. – In: tudes germaniques. Vol. 61. Paris 2006. No. 3, S. 367-380.

Vor Gericht

364 *Müller-Seidel*, Walter: Balladen und Justizkritik : zu e. wenig bekannten Gedicht Goethes. – In: Aufklärung und Sturm und Drang / hrsg. von Karl *Richter*. – [Nachdr.] – Stuttgart, 2006. – S. 436-450. – (Gedichte und Interpretationen ; 2) ([Reclams] Universal-Bibliothek ; 7891)

Die Wahlverwandtschaften

365 *Bunzel*, Wolfgang: »Jenes gewaltsame Verkennen« : Maskeraden der Gefühle, soziale Normierungen u. die Glaubwürdigkeit des Erzählers ; Goethes Novelle »Die wunderlichen Nachbarskinder«. – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2006. Tübingen 2006. S. 101-132.

366 *Catani*, Antonello: Le Affinità elettive di Goethe : verità e mito. – In: Università degli Studi di Napoli l'Orientale : Annali. Sezione germanica. N.S. Vol. 16. Napoli 2006. No. 2, S. 173-219.

367 *Crefeld*, Sven: Gleichgewicht des Schreckens : vier Premieren in Magdeburg von Haupt-

mann bis Jelinek. – In: Kunststoff : Kulturmagazin für Sachsen, Sachsen-Anhalt u. Thüringen. Jg. 2006. Leipzig 2006. H. 2, S. 42-43.
Darin u.a. über die Aufführung einer dramatisierten Fassung der »Wahlverwandschaften« in der Regie von Karl Georg *Kayser*.

368 *Critzmann*, Thorsten: Goethes Wahlverwandtschaften als Jahresmärchen : e. Dialog zwischen Aufklärung u. Romantik. – Köln : SH-Verl., 2006. – 294 S. : Ill. – (Wort, Kunst, Werk ; 2)
Zugl.: Berlin, TU, Diss., 2003.

369 *Esteban Guijarro,* José Manuel: Las »Wahlverwandtschaften« de Goethe a propósito de una teoría de las variantes. – In: Estudios filológicos alemanes. Vol. 12. Sevilla 2006. S. 271-277.

370 *Friedrichsmeyer*, Sara: Sebald's elective and other affinities. – In: W.G. Sebald : history – memory – trauma / ed. by Scott *Denham* and Mark *McCulloh*. – Berlin [u.a.], 2006. – S. 77-89. – (Interdisciplinary German cultural studies ; 1)
Darin auch Bezug auf Goethes »Wahlverwandtschaften«.

371 *Lindner*, Burkhardt: [Walter Benjamins] »Goethes Wahlverwandtschaften« : Goethe im Gesamtwerk. – In: Benjamin-Handbuch : Leben – Werk – Wirkung / hrsg. von Burkhardt *Lindner* unter Mitarb. von Thomas *Küpper* [u.a.] – Stuttgart [u.a.], 2006. – S. 472-493.

372 *Renger*, Almut-Barbara: Zwischen Märchen und Mythos : die Abenteuer des Odysseus u. andere Geschichten von Homer bis Walter Benjamin ; e. gattungstheoret. Studie. – Stuttgart [u.a.] : Metzler, 2006. – XX, 441 S. : graph. Darst.
Zugl.: Heidelberg, Univ., Diss., 2000. – Darin u.a. über W. Benjamins Essay »Goethes Wahlverwandtschaften«, s. S. 317 u. 326-329.

373 *Reschke*, Nils: »Zeit der Umwendung« : Lektüren der Revolution in Goethes Roman »Die Wahlverwandtschaften«. – Freiburg i.Br. [u.a.] : Rombach, 2006. – 342 S. : Ill. – (Rombach-Wissenschaften : Reihe Litterae ; 137)
Zugl.: Bonn, Univ., Diss., 2004.

374 *Tibaldi*, Marta: Le Affinità elettive e il processo di individuazione alla luce della psicologia analitica di C.G. Jung. – In: Università degli Studi di Napoli l'Orientale : Annali. Sezione germanica. N.S. Vol. 16. Napoli 2006. No. 2, S. 221-239.

Wandrers Nachtlied (»Über allen Gipfeln ist Ruh …«)

375 *Billen*, Josef: »So seh ich in allen die ewige Zier« – ästhetische Anschauung und symbolische Deutung der Welt : Johann Wolfgang Goethe: »Wanderers Nachtlied« [»Über allen Gipfeln ist Ruh …«] / Lied des Türmers Lynkeus [»Zum Sehen geboren, / Zum Schauen bestellt …« in »Faust« II, V/3]. – In: J. *Billen* ; *Hassel*, Friedhelm: Undeutbare Welt : Sinnsuche u. Entfremdungserfahrung in dt. Naturgedichten von Andreas Gryphius bis Friedrich Nietzsche. – Würzburg, 2005. – S. 109-127.

West-östlicher Divan

376 *Fuhrmann*, Manfred: Alle Wohnungen des europäischen Hauses ruhen auf demselben Sockel. – In: Frankfurter Anthologie : Gedichte u. Interpretationen. – Bd. 29. Frankfurt a.M. 2006. – S. 27-30.
Interpretation des Gedichts »Und wer franzet oder britet …« aus dem »Buch des Unmuts« im »West-östlichen Divan«.

377 *Michel*, Christoph: Goethes gescheiterte Libretti der »Divan«-Zeit. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* [u.a.] – 2. Aufl. – Schliengen, 2005. – S. 186-196.

Wilhelm Meister

378 *Ammerlahn*, Hellmut: The marriage of artist novel and Bildungsroman : Goethe's

»Wilhelm Meister«, a paradigm in disguise. – In: German life and letters. N.S. Vol. 59. Oxford [u.a.] 2006. Nr. 1, S. 25-46.

379 *Bonacchi*, Silvia: Mignons Exequien in J.W. Goethes Roman »Wilhelm Meisters Lehrjahre«. – In: Kwartalnik neofilologiczny. God 53. Warszawa 2006. Nr. 2, S. 105-121.

380 *Broszeit-Rieger*, Ingrid: Practice and theory of dance in Goethe's »Meister«. – In: Neophilologus. Vol. 90. Dordrecht [u.a.] 2006. Nr. 2, S. 303-320.

381 *Hansen*, Volkmar: Von der inneren Natur Wilhelm Meisters : Goethes Roman »Wilhelm Meisters Lehrjahre« [1996]. – In: V. *Hansen*: Haupt- und Nebenwege zu Goethe. – Frankfurt a.M. [u.a.], 2005. – S. 75-79. – (Maß und Wert : Düsseldorfer Schriften zur deutschen Literatur ; 2)

382 *Heinz*, Jutta: Narrative Kulturkonzepte : Wielands »Aristipp« u. Goethes »Wilhelm Meisters Wanderjahre«. – Heidelberg : Winter, 2006. – VIII, 551 S. – (Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800 ; ästhetische Forschungen ; 13)
Zugl.: Jena, Univ., Habil.-Schr., 2005.

383 *Herwig*, Henriette: Die Makarien-Figur in Goethes »Wanderjahren« : Allegorie der Versöhnung neuzeitl. Naturwissenschaft mit der Naturphilosophie der Renaissance. – In: Von Schillers Räubern zu Shelleys Frankenstein : Wissenschaft u. Literatur im Dialog um 1800 / hrsg. von Dietrich von *Engelhardt* u. Hans *Wißkirchen*. – Stuttgart [u.a.], 2006. – S. 41-56.

384 *May*, Anja: Wilhelm Meisters Schwestern : Bildungsromane von Frauen im ausgehenden 18. Jh. – Königstein/Taunus : Helmer, 2006. – 214 S. – (Kulturwissenschaftliche Gender Studies ; 8)
Darin vor allem zu Romanen von Sophie von La Roche u. Friederike Helene Unger.

385 *Oergel*, Maike: Culture and identity : historicity in German literature and thought 1770-1815. – Berlin [u.a.] : de Gruyter, 2006. – VIII, 300 S.
Darin u.a.: Chapter 4: »Grasping the historical dialectic of the modern German existence : Goethe's »Wilhelm Meisters Lehrjahre«, S. 153-224. – Chapter 5: »Historicity as identity : the German myth of modernity in Goethe's »Faust« I, S. 225-280.

386 *Phelan*, Anthony: What »Wilhelm Meister« did next. – In: Publications of the English Goethe Society. N.S. Vol. 75. Leeds 2006. Pt. 2, S. 109-124.

387 *Schillemeit*, Jost: »Historisches Menschengefühl« : über einige Aphorismen in Goethes »Wanderjahren« [1976]. – In: J. *Schillemeit*: Studien zur Goethezeit / hrsg. von Rosemarie *Schillemeit*. – Göttingen, 2006. – S. 235-253.

388 *Steinmayr*, Markus: Menschenwissen : zur Poetik des religiösen Menschen im 17. u. 18. Jh. – Tübingen : Niemeyer, 2006. – VIII, 323 S. – (Communicatio ; 35)
Darin u.a. der Abschnitt »Goethes ›Wilhelm Meister‹-Romane«, S. 279-292.

389 *Vogel*, Juliane: »Wirkung in der Ferne« : Handkes »Mein Jahr in der Niemandsbucht« u. »Wanderjahre«. – In: Peter Handke : Poesie der Ränder / hrsg. von Klaus *Amann* [u.a.] – Wien [u.a.], 2005. – S. 167-180. – (Literaturgeschichte in Studien und Quellen ; 11)

Willkommen und Abschied

390 *Sauder*, Gerhard: Willkomm und Abschied : wortlos ; Goethes Sesenheimer Gedicht. – In: Aufklärung und Sturm und Drang / hrsg. von Karl *Richter*. – [Nachdr.] – Stuttgart, 2006. – S. 411-424. – (Gedichte und Interpretationen ; 2) ([Reclams] Universal-Bibliothek ; 7891)

Winckelmann und sein Jahrhundert

391 *Jacobs*, Angelika: Empfindliches Gleichgewicht : zum Antike-Bild in Goethes »Winckelmann und sein Jahrhundert«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 100-114.

Die wunderlichen Nachbarskinder s. Die Wahlverwandtschaften

Der Zauberflöte zweiter Teil

392 *Biesterfeld*, Wolfgang: Zauberflöten : zur Rezeption von Mozarts Oper in der Fantasy ; mit e. Vorspiel bei Goethe. – In: Literatur für Leser. Jg. 29. Frankfurt a. M. 2006. H. 4, S. 201-216.

Zur Farbenlehre

393 *Dreßler*, Hilmar: Die Farbe-Ton-Analogien im Historischen Teil von Goethes Farbenlehre. – In: H. *Dreßler*: »Nach Analogien zu denken ist nicht zu schelten« : Studien zu Farbe u. Ton in Goethes naturwissenschaftl. Denken – nebst einigen Paralipomena. – Jena, 2005. – S. 19-32 : Ill.

394 *Dreßler*, Hilmar: »Wir stammen unser sechs Geschwister / Von einem wundersamen Paar« : ein Gedicht Schillers [»Parabeln und Rätsel«, Nr. 9] als Zeugnis für dessen Teilnahme am Entstehen von Goethes Farbenlehre. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums. H. 8. Weimar 2006. S. 199-215.

395 *Hansen*, Volkmar: Die Chromatik Goethes [2001]. – In: V. *Hansen*: Haupt- und Nebenwege zu Goethe. – Frankfurt a. M. [u. a.], 2005. – S. 250-256. – (Maß und Wert : Düsseldorfer Schriften zur deutschen Literatur ; 2)

5. Wirkungs- und Forschungsgeschichte

Allgemeines

396 *Amos Oz* : Goethepreis 2005 der Stadt Frankfurt am Main / hrsg. vom Dezernat Kultur und Freizeit der Stadt Frankfurt a. M. … Red.: Käthe *Wesseling*. – Frankfurt a. M. : Dezernat Kultur und Freizeit der Stadt Frankfurt a. M., 2005. – 40 S. : zahlr. Fotos. – (Goethepreis … der Stadt Frankfurt am Main ; 2005)
Darin: *Roth*, Petra: Überreichung des Goethepreises 2005, S. 3-5. – *Lovenberg*, Felicitas von: Laudatio, S. 7-25. – *Oz*, Amos: Dankesrede, S. 27-33. – Biografie, Ehrungen und Preise, Bibliografie (Ausw.) zu A. Oz, S. 34-37. – Der Goethepreis der Stadt Frankfurt a. M. (Satzung, Preisträger seit 1927), S. 39-40.

397 *Asai*, Hideki: Arkadien und Archivierung : Goethe und [Rolf-Dieter] Brinkmann. – In: POP – Praktiken kultureller Grenzverwischungen … / hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik – München, 2006. – S. 40-52. – (Neue Beiträge zur Germanistik = Doitsu Bungaku : Internat. Ausg. ; 5/1)

398 *Ba*, Amadou Oury: Interkulturalität und Perspektive : zur Präsenz Goethes u. Brechts in Themen der krit. Intelligenz Afrikas ; am Beispiel Senghors u. Soyinkas. – Hamburg : Kovac, 2006. – XIII, 210 S. – (Poetica ; 88)
Zugl.: Mannheim, Univ., Diss., 2005.

399 *Ballstaedt*, Andreas: »… ein neues Poem, welches den Dichter selbst überraschen muß« : zum Verhältnis von Lyrik u. Musik in rezeptionsgeschichtl. Sicht. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* [u. a.] – 2. Aufl. – Schliengen, 2005. – S. 207-225 : Noten.

400 *Berg*, Nicolas: Goethe und Friederike in Sesenheim : zur histor. Wirkungsgeschichte e. dt. Erinnerungsorts im Elsaß. – In: Der Zweite Weltkrieg in Europa und Asien : Grenzen, Grenzräume, Grenzüberschreitungen ; Professor Dr. Bernd Martin zum 65. Geburtstag / hrsg. von Susanne *Kuß* [u. a.] – Freiburg i. Br., 2006. – S. 289-313.

401 *Bishop*, Paul ; *Stephenson*, R[oger] H.: Friedrich Nietzsche and Weimar classicism. – Rochester, NY [u. a.] : Camden House, 2005. – XI, 281 S. – (Studies in German literature, linguistics, and culture)
Zu Nietzsches Goethebild passim, s. Index.

402 *Boatin*, Janet: Die Gemeinde des Olympiers : Goethekult u. Goethe-Gesellschaft im Wilhelminischen Kaiserreich. – In: Die Gegenwart Gottes in der modernen Gesellschaft :

Transzendenz u. religiöse Vergemeinschaftung in Deutschland / hrsg. von Michael *Geyer* [u. a.] – Göttingen, 2006. – S. 229-252. – (Bausteine zu einer europäischen Religionsgeschichte im Zeitalter der Säkularisierung ; 8)

403 *Böschenstein*, Bernhard: Goethes Stimme im deutsch-französischen Konzert von Hofmannsthals »Buch der Freunde« [2000]. – In: B. *Böschenstein*: Von Morgen nach Abend : Filiationen der Dichtung von Hölderlin zu Celan. – Paderborn, 2006. – S. 176-185.

404 *Busch*, Regina: Weberns Goethe-Vertonungen. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* [u. a.] – 2. Aufl. – Schliengen, 2005. – S. 295-321 : Noten.

405 *Dreßler*, Hilmar: Versuch über [Wilhelm] Ostwalds Gedanken zum Verhältnis »Kunst und Wissenschaft« im allgemeinen und »Über Tonkunst« im besonderen – mit häufigem Seitenblick auf Goethe. – In: H. *Dreßler*: »Nach Analogien zu denken ist nicht zu schelten« : Studien zu Farbe u. Ton in Goethes naturwissenschaftl. Denken – nebst einigen Paralipomena. – Jena, 2005. – S. 81-97.

406 *Ernst*, Petra: Goethe und Schiller im Schtetl : literar. Transferprozesse u. Leseszenen in deutschsprachig-jüd. Erzählliteratur des 19. u. frühen 20. Jh. – In: Kulturtransfer in der jüdischen Geschichte / hrsg. von Wolfgang *Schmale* u. Martina *Steer*. – Frankfurt/M. [u. a.], 2006. – S. 123-152

407 *Fertig*, Ludwig: Sieben Tage mit Goethe oder wie begegnet man einem Genie / mit Ill. von Christian *Felder*. – Frankfurt a. M. : Ed. Büchergilde, 2006. – 133 S. : Ill.
Lizenz der Büchergilde Gutenberg, Frankfurt a. M.

408 *Fricke*, Harald: Von der Speziellen zur Allgemeinen Relativitätstheorie der Kunst : wie Goethe u. Popper, Philosophie u. Philologie zusammenhängen. – In: Heuristiken der Literaturwissenschaft : disziplinexterne Perspektiven auf Literatur / hrsg. von Uta *Klein* [u. a.] – Paderborn, 2006. – S. 375-391. – (Poetogenesis ; 3)

409 *Fukumoto*, Keita: Goethe und Haeckel : zur Philosophie Ernst Haeckels. – In: Nishi-Nihon-Doitsu-bungaku. [H.] 18. Fukuoka 2006. S. 1-16 [In japan. Sprache mit dt. Zsfassg.]

410 *Fukumoto*, Keita: Thomas Mann in Weimar. – In: Neue Beiträge zur Germanistik = Japanische Ausg. von »Doitsu Bungaku«, Zeitschrift der Japan. Gesellschaft für Germanistik. [H.] 132 = [N. F.] Bd. 5. Tôkyô 2006. [H.] 4, S. 140-158. [In japan. Sprache mit dt. Zsfassg.]
Forschungsbericht zu neueren Veröffentlichungen über Thomas Manns Goethe-Bild.

411 *Gille*, Klaus F.: »Ein grauer Star im deutschen Auge« : Ludwig Börne u. Goethe. – In: Weimarer Beiträge. Jg. 52. Wien 2006. H. 2, S. 245-257.

412 *Giorgetti*, Pier Fernando: Tra Goethe e Nietzsche : la frontiera fra l'uomo e dio. – Pisa : ETS, 2006. – 318 S. – (Filosofia ; N. S., 93)
Darin u. a. über Nietzsches Goetherezeption, s. besonders S. 27-125.

413 *Gockel*, Heinz: »den er mit einer sehnsüchtigen Feindschaft liebte« : Thomas Manns Goethe [2001]. – Faust im »Faustus« [von Thomas Mann.1988]. – In: H. *Gockel*: Literaturgeschichte als Geistesgeschichte : Vorträge u. Aufsätze. – Würzburg, 2005. – S. 191-200 u. 210-213.

414 *Hansen*, Volkmar: Haupt- und Nebenwege zu Goethe. – Frankfurt a. M. [u. a.] : Lang, 2005. – 373 S. : Ill. – (Maß und Wert : Düsseldorfer Schriften zur deutschen Literatur ; 2)
Darin u. a.: Goethe und Heine als Paradigmen des Klassischen und Modernen im Denken Thomas Manns [1975], S. 11-21. – »Lebensglanz« und »Altersgröße« Goethes in »Lotte in Weimar« [1993], S. 22-51. – Heilungskraft Goethe : Thomas Manns Goethe-Nachfolge [1996], S. 97-110. – Heinrich Heines Goethe-Bild [1996], S. 111-130. – »Gewerkschaftsgoethe« : Orientierungen [Gerhart] Hauptmanns an Goethe [1997], S. 131-143. – Goethe in der Biographik [1997], S. 144-155. – »Während ganz Europa uns um sein Leben beneidet, um seinen Tod beklagt« : Goethes europ. Ruhm nach 1832

[2000], S. 227-238. – Das Goethe-Bild von Kurt Martens und Thomas Mann [2003], S. 301-314.

415 *Hentschel*, Uwe: Moderne Klassik – Klassik der Moderne? : e. wissenschaftl. Essay über die Aktualität von Goethes u. Schillers Werken. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2006. – 174 S.
Darin: »Zur Wahrnehmung moderner Lebensverhältnisse in der Zeit des 18. Jahrhunderts und bei Goethe und Schiller«, S. 19-90. – »Die Literatur der Weimarer Klassik – eine Antwort auf moderne bürgerliche Verhältnisse«, S. 91-172.

416 *Hiebler*, Heinz: Goethe und wir : zur Goethe-Rezeption Hugo von Hofmannsthals. – In: Germanistische Mitteilungen : Zeitschrift für deutsche Sprache, Literatur und Kultur. [H.] 64. Brüssel ; Bonn 2006. S. 29-50 : Ill.

417 *Hillebrand*, Bruno: Ernst Bloch : Das Prinzip Hoffnung ; mit Blick auf Goethe u. den epiphan. Augenblick. – In: Vernunft der Aufklärung – Aufklärung der Vernunft : Hans-Martin Gerlach zum 65. Geburtstag gewidmet / hrsg. von Konstantin *Broese* [u. a.] – Berlin, 2006. – S. 335-348.

418 *Hirn*, Jan Alexander: Goethe-Rezeption im Frühwerk Thomas Manns. – Trier : Wissenschaftl. Verl., 2006. – 115 S. – (Kleine Reihe : Literatur – Kultur – Sprache ; 2)

419 *Hofmann*, Peter: Balthasar liest Goethe : Die »Apokalypse der deutschen Seele« als theologische »divina comedia«. – In: Letzte Haltungen : Hans Urs von Balthasars »Apokalypse der deutschen Seele« – neu gelesen / hrsg. von Barbara *Hallensleben* u. Guido *Vergauen*. – Fribourg/Schweiz, 2006. – S. 83-100 – (Studia oecumenica Friburgensia ; 48)

420 *Janensch*, Uwe: Goethe und Nietzsche bei Spengler : e. Untersuchung der strukturellen u. konzeptionellen Grundlagen des Spenglerschen Systems. – Berlin : wvb, Wiss. Verl. Berlin, 2006. – 342 S.
Zugl.: Berlin, Freie Univ., Diss., 2006.

421 *Jeßing*, Benedikt: Goethes Gelegenheitsdichtungen und Libretti – zwei gewichtige Studien zum Randkanon der Goetheforschung. – In: Das achtzehnte Jahrhundert : Zeitschrift der Dt. Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jh. Jg. 30. Göttingen 2006. H. 1, S. 102-106.
Über: S. Stockhorst: Fürstenpreis und Kunstprogramm : sozial- u. gattungsgeschichtl. Studien zu Goethes Gelegenheitsdichtungen für den Weimarer Hof. Tübingen 2002. – T. Hartmann: Goethes Musiktheater : Singspiele, Opern, Festspiele, Faust. Tübingen 2004.

422 *Kimura*, Naoji: Der ost-westliche Goethe : deutsche Sprachkultur in Japan. – Bern [u. a.] : Lang, 2006. – 662 S. – (Deutsch-ostasiatische Studien zur interkulturellen Literaturwissenschaft ; 2)
Darin umfangreiche Erörterungen zur japan. Goethe-Rezeption seit dem 19. Jh., s. S. 65-276 u. 425-640.

423 *Lepenies*, Wolf: Kultur und Politik : dt. Geschichten. – München [u. a.] : Hanser, 2006. – 446 S.
Darin u. a. zur Wirkungsgeschichte Goethes in Frankreich, s. S. 203-211.

424 *Martin*, Ariane: Auf der Spur eines Verbrechens : das Genre Lenz-Krimi in den Romanen »Goethes Mord« (1999) von Hugo Schultz u. »Der rote Domino« (2002) von Marc Buhl. – In: Zwischen Kunst und Wissenschaft : Jakob Michael Reinhold Lenz / hrsg. von Inge *Stephan* u. Hans-Gerd *Winter*. – Bern [u. a.], 2006. – S. 259-272. – (Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik ; N. F., 14)

425 *Marx*, Werner: Anton Kippenberg – Verleger und Goethe-Sammler : vor hundert Jahren übernahm Anton Kippenberg die Leitung des Insel-Verlags. – In: Sächsische Heimatblätter. Jg. 52. Chemnitz 2006. H. 4, S. 306-311 : Ill.

426 *Neumann*, Gerhard: Kafka und Goethe. – In: Franz Kafka und die Weltliteratur / hrsg. von Manfred *Engel* u. Dieter *Lamping*. – Göttingen, 2006. – S. 48-65.

427 *Nilges*, Yvonne: Goethe in Ägypten : der redliche Mann am Hofe ; Weimar in Thomas Manns Josephsromanen. – In: Getauft auf Musik : Festschrift für Dieter Borchmeyer / hrsg. von Udo *Bermbach* u. Hans Rudolf *Vaget*. – Würzburg, 2006. – S. 93-114.

428 *Pott*, Sandra: Parodistische Praktiken und anti-parodistische Poetik : Friedrich Gundolf über Goethe, Hölderlin, Platen, [José Maria de] Heredia u. Hofmannsthal (mit einem Abdruck unveröffentlichter Texte). – In: Euphorion. Jg. 100. Heidelberg 2006. H. 1, S. 29-77.

429 *Prange*, Martine: The symbolization of culture : Nietzsche in the footsteps of Goethe, Schopenhauer, and Wagner. – In: The paths of symbolic knowledge : occasional papers in Cassirer and cultural-theory studies, pres. at the Univ. of Glasgow's Centre for International Studies /ed. by Paul *Bishop* and R[oger] H. *Stephenson*. – Leeds, 2006. – S. 70-91. – (Cultural studies and the symbolic ; 2)

430 *Preußer*, Heinz-Peter: Pathiker und Täter : Ludwig Klages liest Stefan George u. Johann Wolfgang von Goethe. – In: Kulturphilosophen als Leser : Porträts literarischer Lektüren ; Festschrift für Wolfgang Emmerich zum 65. Geburtstag / hrsg. von Heinz-Peter *Preußer* u. Matthias *Wilde*. – Göttingen, 2006. – S. 63-91.

431 *Pruys*, Karl Hugo: Unhistorische Dokumentation : Nachw. zu e. Heine-Themenabend auf ARTE, der sich mit e. grotesken Goethe-Bild hervortat. – In: AugenBlick : Mitteilungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e.V. [Jg. 6.] Weimar 2006. Nr. 2, S. 3 : 1 Ill.
Kritik an e. ARTE-Sendung vom 17. 2. 2006.

432 *Rinkenberger*, Norman: Musik und »Gebärdensprachen« als alternative Ausdrucksmöglichkeiten bei Hugo von Hofmannsthal und Johann Wolfgang von Goethe. – In: *Scheffer*, Katrin ; N. *Rinkenberger*: Goethe und Hofmannsthal : Facetten analog. Dichtkunst oder wo versteckt man die Tiefe? – Marburg, 2005. – S. 111-195.

433 *Ritte*, Jürgen: »Nicht zum tragischen Dichter geboren« : e. Doppelporträt mit Goethe ; Ernst Cassirer liest Thomas Mann. – In: Aufklärung und Modernität : e. Freundesgabe für Peter-Eckhard Knabe / hrsg. von Jürgen *Klein* [u.a.] – Tübingen, 2006. – S. 219-229. – (Schnittpunkte ; 8)

434 *Sebastian*, Birte Carolin: Von Weimar nach Paris : die Goethe-Rezeption in der Zeitschrift »Le Globe«. – Köln [u.a.] : Böhlau, 2006. – 337 S.
Zugl.: München, Univ., Diss., 2005 u.d.T. »Die Rezeption Goethes in ›Le Globe‹«.

435 *Stegbauer*, Hanna: Die Reise nach Thule : Felix Mendelssohns Goethebild als Schlüssel zum Verständnis der »Italienischen Symphonie«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 54-66.

436 *Takahashi*, Yoshito: Ein kursorischer Rückblick auf die Geschichte der Goethe-Forschung in Japan. – In: Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan : internat. Ausg. / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 48. Tôkyô 2006. S. 7-16.

437 *Thurnher*, Eugen: Goethe und wir – Wir und Goethe : unmaßgebl. Bemerkungen u. unverbindl. Anregungen zum 250. Geburtstag des Dichters am 28. August 1999. – In: E. *Thurnher*: Zwischen Siebzig und Achtzig : Studien zur dt. Geistesgeschichte. – Innsbruck, 2005. – S. 146-151. – (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft : Germanistische Reihe ; 68)

438 *Trapp*, Gerhard: Johannes Urzidil : ein Prager auf den Spuren Goethes. – In: Brücken : germanist. Jahrbuch Tschechien – Slowakei. N.F. Bd. 13 (2005). Prag 2006. S. 253-267.
Darin vor allem über: J. Urzidil: Goethe in Böhmen. Zürich 1962.

439 *Vaget*, Hans Rudolf: Who's afraid of Daniel Wilson? : zum Stand der Diskussion über den polit. Goethe. – In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur. Vol. 98. Madison, WI 2006. Nr. 3, S. 333-348.

440 *Wahl*, Volker: »und verharrten dann in einigen Minuten vollkommenen Schweigens« : die Legende lebt u. stirbt zuletzt – Salut an Goethes Grab. – In: Die Pforte : Veröffent-

lichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums. H. 8. Weimar 2006. S. 265-282.
Zur Goethe-Ehrung durch die Sowjetische Militäradministration am 5. 8. 1945 vor der Weimarer Fürstengruft.

441 *Wiegelmann*, Franz Josef: Johann Wolfgang von Goethe : Leben, Werk u. Wirkungsgeschichte im Spiegelbild der Presse seit 1832 ; »an den Nachruhm pfleg‹ ich nicht zu denken, der ist für andere, nicht für mich …« / Vorw. Katharina *Mommsen*. – 2., verb. und erg. Aufl. – Bonn : Bernstein-Verl., 2006. – 380 S. : Ill., Notenbeisp.

442 *Williamson*, John: Musical abstraction and orchestral iconography in Hugo Wolf's settings of Goethe. – In: Musik in Goethes Werk – Goethes Werk in der Musik / hrsg. von Andreas *Ballstaedt* [u. a.] – 2. Aufl. – Schliengen, 2005. – S. 276-294 : Noten.

443 *Wittek*, Bernhard: Und das in Goethes Namen : das Goethe-Institut von 1951 bis 1976. – Berlin : Vistas-Verl., 2006. – 310 S. : Ill.
Mit flüchtigem Bezug auf Goethe als Namensgeber.

444 *Wolf*, Norbert Christian: Der »Meister des sachlichen Sagens« und sein Schüler : zu Handkes Auseinandersetzung mit Goethe in der Filmerzählung »Falsche Bewegung«. – In: Peter Handke : Poesie der Ränder / hrsg. von Klaus *Amann* [u. a.] – Wien [u. a.], 2005. – S. 181-199. – (Literaturgeschichte in Studien und Quellen ; 11)

445 *Yom*, Syng Sup: Eine Lektüre von Rimbauds Prosadichtung »Une Saison en enfer« im Hinblick auf Goethe und Brecht [1992]. – In: S. S. *Yom*: Beiträge zur deutschen Literatur 1780 – 1980 : e. ost-westl. Brückenschlag. – Bern [u. a.], 2006. – S. 227-240. – (Deutsch-ostasiatische Studien zur interkulturellen Literaturwissenschaft ; 4)

Text- und Buchgeschichte

446 *Golz*, Jochen: Die historisch-kritische Edition von Goethes Tagebüchern am Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar : ein Erfahrungsbericht. – In: Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft. Jg. 41. Tübingen 2006. S. 153-178.
Die Edition erscheint seit 1998 im Metzler-Verlag, Stuttgart u. Weimar. Bisher Bd. 1-3 (1775-1808) u. 5 (1813-1816).

447 *Henke*, Silke: Zur Überlieferung und Druckgeschichte von Goethes Gedichten aus seinen letzten Lebensjahren : Goethes Arbeit als Redaktor u. Editor seiner späten Gedichte. – In: Editio : internat. Jahrbuch für Editionswissenschaft. Bd. 20. Tübingen 2006. S. 67-83 : Ill.

Gesellschaften und Jahrbücher

448 *AugenBlick* : Mitteilungen des Freundeskreises Goethe-Nationalmuseum e. V. / Red.: Dieter *Höhnl*; Jochen *Klauß*. – Weimar 2005.
[Jg. 6.] – 2006. – Nr. 1-4. – [Je 4 S. : Ill.] – Darin Mitteilungen zur Tätigkeit des Freundeskreises u. über seine Leistungen zur Unterstützung des Goethe-Nationalmuseums.

449 *Goethe-Gesellschaft Schweiz* : *Mitteilungsblatt* / hrsg. von Margrit *Wyder*. [Nr.] 8. 9. – Zürich : Goethe-Gesellschaft Schweiz.
[Nr.] 8. – 2005. – 18 S. – [Nr.] 9. – 2006. – 14 S.
Darin Berichte u. Informationen zur Tätigkeit der Gesellschaft.

450 *Goethe News and Notes* / Goethe Society of North America. Burkhard *Henke*, ed. Vol. 26. – Irvine, CA 2006. – 12 S.
Darin Adressen, Berichte u. Informationen zur Tätigkeit der Gesellschaft.

451 *Jahrbuch der Österreichischen Goethe-Gesellschaft*. – Münster [u. a.] : LIT-Verl.
Bd. 108/109/110 (2004/2005/2006) / unter Mitw. von Christoph *Fackelmann* hrsg. von Herbert *Zeman*. – 2006. – III, 454 S. : Ill.
Darin u. a.: Rezensionen, S. 395-427. – Mitteilungen, S. 429-439. – Jahresbericht 2004/2005/2006, S. 441-443.
Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

452 *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* / hrsg. von Anne *Bohnenkamp*. – Tübingen : Niemeyer.
[Jg.] 2006. – 505 S. : Ill.
Darin: Jahresbericht 2005, S. 437-505. – Darin u. a. über die Ausstellung »Goethes Faust – Verwandlungen eines ›Hexenmeisters‹«, S. 457-459. – Zur Neuerwerbung der Hs. eines Briefes Goethes an C. F. von Schuckmann vom 3./4. 10. 1795 [Mit Wiederabdr. des Textes u. fotograf. Wiedergabe der Hs.], S. 459-461 u. Abb. 4. – Zur Schenkung eines Briefes Goethes an C. C. G. Sturm vom 27. 9. 1809 [Mit Wiederabdr. des Textes], S. 461-464.
Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

453 *Die Pforte* : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e. V. / Hrsg.: Dieter *Höhnl* u. Jochen *Klauß*. – Weimar : Freundeskreis des Goethe-Nationalmuseums e. V.
H. 8. – 2006. – 307 S. : Ill.
Darin u. a.: *Höhnl*, Dieter: In eigener Sache [Darin über die Tätigkeit des Freundeskreises 2004 und 2005; mit Übersicht über die Veranstaltungen], S. 283-292. – Satzung des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e. V., S. 293-298. – Mitgliederliste, S. 299-307.
Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

454 *Publications of the English Goethe Society* / ed. by Matthew *Bell*, Martin W. *Swales* and Ann C. *Weaver*. – Leeds : Maney.
N. S. Vol. 75. – 2006. – Pt. 1. – 64 S. – Pt. 2. – S. 66-144.
Darin u. a.: Chronicle; English Goethe Society, Rules; Regulations for the Goethe Prize and the Thomas Mann Prize of the English Goethe Society, S. [65-68] u. 143-[148].
Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar und ihre Ortsvereinigungen

455 *Detering*, Heinrich: H. C. Andersens Gedichte und Prosagedichte. – Kiel : Goethe-Gesellschaft Kiel e. V., 2005. – 33 S. – (Goethe-Gesellschaft Kiel e. V. : Jahresgabe 2005)

456 *Dreßler*, Hilmar: Mit Vergangenem im Blick versuchte ich vorwärts zu leben (frei nach Sören Kierkegaard) : Lebensstationen auf dem Weg zu Goethe. – Berlin : Pro Business, 2006. – 59 S.
Darin u. a. über H. Dreßlers Verhältnis zum Werk Goethes u. seine Tätigkeit in der Leipziger Goethe-Gesellschaft.

457 *Dreßler*, Hilmar: »Wer beschützet und erhält« : zum 100. Geburtstag von Martin Loesche [1995]. – In: H. *Dreßler*: »Nach Analogien zu denken ist nicht zu schelten« : Studien zu Farbe u. Ton in Goethes naturwissenschaftl. Denken – nebst einigen Paralipomena. – Jena, 2005. – S. 159-162.
M. Loesche (1895-1980) war 1942-1945 Vorsitzender der Leipziger Goethe-Gesellschaft.

458 *Freiburger Goethe-Blätter* : Rundbrief der Goethe-Gesellschaft Freiburg i. Br. e. V., Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft in Weimar. Nr. 13-15. – Freiburg i. Br., 2006. Nr. 13. – 4 S. nebst Beilage. (4 S.) – Nr. 14. – 2 S. – Nr. 15. – 4 S. nebst drei Beilagen (1, 4, 4 S.)
Darin Informationen zur Tätigkeit der Gesellschaft; in Nr. 14: *Aurnhammer*, Achim: In memoriam Dr. Konrad Huber [1934-2006; Ehrenvorsitzender der Goethe-Gesellschaft]. – Beilage zu Nr. 15: Jahresbericht 2005.

459 *Goethe-Gesellschaft in Rosenheim e. V.* : Jahresgabe / hrsg. von der Goethe-Gesellschaft in Rosenheim e. V., Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. – Rosenheim. Jahresgabe 2006. – 43 S.

Darin u. a.: Programm 2005 u. 2006, S. 40-43. – Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

460 *Goethe-Jahrbuch* / im Auftr. der Goethe-Gesellschaft hrsg. von Werner *Frick*, Jochen *Golz* u. Edith *Zehm*. – Göttingen : Wallstein.
Bd. 123. – 2006. – 440 S. : Ill.
Darin u. a.: Rezensionen, S. 247-321. – Aus dem Leben der Goethe-Gesellschaft: In memoriam, S. 322-325 : 2 Ill. [*Golz*, Jochen: Dr. René Jacques Baerlocher. 3. 3. 1931 – 10. 2. 2006. – Ders.: Prof. Dr. Helmut Brandt. 23. 2. 1928-12. 8. 2006]. – Stipendiatenprogramm im Jahr 2006, S. 326. – Dank für Zuwendungen im Jahr 2006, S. 327-330. – Dank für langjährige Mitgliedschaften in der Goethe-Gesellschaft, S. 331. – Tätigkeitsberichte der Ortsvereinigungen für das Jahr 2005, S. 332-355. – *Golz*, Jochen: Rede des Präsidenten am 26. Mai 2006 zur Jahrestagung der deutschen Goethe-Gesellschaften, S. 356-358. – *Althaus*, Dieter: Grußwort des Thüringer Ministerpräsidenten am 26. Mai 2006 zur Jahrestagung der deutschen Goethe-Gesellschaften, S. 359-360. – *Keller*, Werner: Grußwort des Ehrenpräsidenten am 26. Mai 2006 zur Jahrestagung der deutschen Goethe-Gesellschaften, S. 361-363. – *Sittig*, Claudius: Bericht über den internationalen Sommerkurs der Goethe-Gesellschaft vom 12. bis 26. August 2006 in Weimar, S. 364-366. – Aus dem Leben ausländischer Goethe-Gesellschaften, S. 367-375.
Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

461 *Hansen*, Volkmar: Laudationes [für Renate Grumach, Karl Robert Mandelkow, Nodar Kakabadse, Luciano Zagari und Naoji Kimura anläßlich der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft bzw. der Goldenen Goethe-Medaille der Goethe-Gesellschaft Weimar in den Jahren 1997 bis 2003]. – In: V. *Hansen*: Haupt- und Nebenwege zu Goethe. – Frankfurt a. M. [u. a.], 2005. – S. 362-369. – (Maß und Wert : Düsseldorfer Schriften zur deutschen Literatur ; 2)

462 *Ludwigsburger Brief* / [hrsg. von der] Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg. – Ludwigsburg.
Nr. 7. – 2006. – 12 S. : Ill.
Informationen zur Tätigkeit der Gesellschaft.

463 *Post*, Bernhard ; *Werner*, Dietrich: Herrscher in der Zeitenwende : Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach 1876-1923. – Jena : Glaux, 2006. – 583 S. : 420 schw.-w. Fotos.
Darin zahlreiche Bemerkungen über Wilhelm Ernsts Verhältnis zur Weimarer Klassik, vgl. dazu das Register sowie das Kap. »Das kulturelle Erbe und die Erbeverwalter : Wilhelm Ernst und die Goethe-Gesellschaft«, S. 358-369.

464 *Stade*, Heinz: Hauptstadt der Hoffnung : internationaler Atem ; Jahrestagung der deutschen Goethe-Gesellschaften in Weimar. – In: Kultur-Journal Mittelthüringen, Jg. 3. Weimar 2006. Nr. 3, S. 33 : Ill.

Gedenkstätten, Museen, Sammlungen und Ausstellungen

465 *Hansen*, Volkmar: Goethe im Schloß Jägerhof [1993]. – In: V. *Hansen*: Haupt- und Nebenwege zu Goethe. – Frankfurt a. M. [u. a.], 2005. – S. 52-54. – (Maß und Wert : Düsseldorfer Schriften zur deutschen Literatur ; 2)
Zum Düsseldorfer Goethe-Museum, Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung.

466 *Hellwig*, Frank H.: Goethes wissenschaftlicher Garten : Versuch der Rekonstruktion e. histor. Anlage. – In: Heimat Thüringen : Kulturlandschaft, Lebensraum, Umwelt. Jg. 13. Elgersburg 2006. H. 2/3, S. 42-44 : Ill.
Zum Garten an Goethes Wohnhaus am Frauenplan.

467 *Die Idee Goethe* : 50 Jahre Goethe-Museum Düsseldorf ; Katalog der Jubiläumsausstellung / hrsg. von Volkmar *Hansen*, Heike *Spies*, Regine *Zeller*. – Düsseldorf : Goe-

the-Museum Düsseldorf, Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung, 2006. – 188 S. : zahlr. Ill. (z. T. farb.)
Darin: *Hansen*, Volkmar: Vorwort : Deutsche Zukunft mit Goethe, S. 7-12. – Objekte der Ausstellung, S. 13-115. – Zur Geschichte der Sammlung : Würdigungen für Anton Kippenberg von Stefan *Zweig*, Reinhold *Schneider* u. Richard *Friedenthal*, S. 118-125. – *Kippenberg*, Anton: Beiträge zum Katalog der Sammlung Kippenberg bzw. Reden, S. 126-138. – Die deutsche Katastrophe [Dokumente zur Zerstörung des Insel-Verlags 1943 durch Bombenangriff sowie Beiträge zur weiteren Geschichte der Sammlung Kippenberg nach 1945] von Paul *Mikat*, Ingeborg *Schnack* u. Renate *Scharffenberg*, S. 140-159. – Düsseldorf [Zur Geschichte des Düsseldorfer Goethe-Museums, Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung] von Andreas B. *Wachsmuth*, Richard *Oppel*, Peter *Boerner*, Ernst *Bertram*, Hellmuth von *Maltzahn*, Jörn *Göres* u. Volkmar *Hansen*, S. 160-188.
Vgl. hierzu auch: *Hansen*, Volkmar: Die Idee Goethe : 50 Jahre Goethe-Museum Düsseldorf. – In: Kultur lebendig : AsKi-Newsletter. [Jg.] 2006. Bonn 2006. Nr. 2, S. 1 : Ill.

468 *Jäger*, Jürgen: Die Gärten im Park am Schloß Kochberg – bekannt durch Johann Wolfgang von Goethe. – In: Museum für Naturkunde <Gera> : Veröffentlichungen / Naturwissenschaftliche Reihe. Bd. 33/34 (2006/2007). Gera 2006. S. 79-85 : Ill.

469 *Katzung*, Katrin: Enthüllung der Goethe-Gedenktafel in Vaduz. – In: AugenBlick : Mitteilungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e. V. [Jg. 6.] Weimar 2006. Nr. 3, S. 1 : 1 Ill.
Die am 14. 5. 2006 enthüllte Tafel erinnert an Goethes Aufenthalt in Liechtenstein am 1./2. 6. 1788.

470 *Knopf*, Sabine: Leipziger Goethe-Sammler. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 123. Göttingen 2006. S. 188-205.
Darin über Salomon Hirzel (1804-1877), Woldemar Frhr. von Biedermann (1817-1903), Friedrich Zarncke (1825-1891), Albert Köster (1862-1924), Friedrich Meyer (1868-1942), Anton Kippenberg (1874-1950), Gerhard Stumme (1871-1955) u. a.

471 *Krause*, Tilman: Eine Woche Berlin reicht : Goethes Beziehungen zu Preußen beleuchtet e. Ausstellung in Potsdam. – In: Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten : ALG-Umschau. H. 36. Berlin 2006. S. 18-19 : Ill.
Vgl. a. Nr. 91.

472 *Maul*, Gisela: »Das Innere und Äußere des Kastens ist ganz russisch« : e. Koffer mit sibir. Mineralien. – In: AugenBlick : Mitteilungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e. V. [Jg. 6.] Weimar 2006. Nr. 1, S. 3 : 1 Ill.
Der Koffer wurde Goethe 1828 von J. C. Loder aus Moskau geschickt.

473 *Müller-Wolff*, Susanne: »Zarte schattende Gebilde / Fliegt zu eurer Künstlerin« : die Silhouetten der Adele Schopenhauer im Bestand des Goethe-Nationalmuseums. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums. H. 8. Weimar 2006. S. 217-229 : Ill.

474 *Rokokoschloß Dornburg* / Hrsg.: Ernst-Gerhard *Güse* u. Bettina *Werche*; Klassik Stiftung Weimar. – Weimar : Klassik Stiftung Weimar, 2006. – 123 S. : Ill.
Darin u. a. über Goethes Beziehungen zu Dornburg.

475 *Seifert*, Siegfried: Die »Casa di Goethe« in Rom im Jahr 2005. – In: Nuova gazzetta di Weimar : Mitteilungen der DIGIT, Deutsch-Italienische Gesellschaft in Thüringen e. V. Nr. 22. Weimar 2006. S. 19.

476 *Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen* : Jahresbericht / Red.: Gert *Theile*; Thomas *Föhl*. – Weimar : Stiftung Weimarer Klassik u. Kunstsammlungen.
Jahresbericht 2004. – 2005. – 142 S. : Ill. (z. T. farb.) – Jahresbericht 2005. – 2006. – 159 S. : Ill. (z. T. farb.)
Darin ausführliche Tätigkeitsberichte zur Klassik-Stiftung insgesamt sowie zu den Mu-

seen der Klassik-Stiftung und den Direktionen Herzogin Anna Amalia Bibliothek und Goethe- und Schiller-Archiv.

477 *Weimar* : Welterbe / Konzeption, Red. u. Gestaltung: Angela *Pfotenhauer* u. Elmar *Lixenfeld*. Text: Angela *Pfotenhauer.* Fotografie: Elmar *Lixenfeld*. – Bonn : Deutsche Stiftung Denkmalschutz, 2006. – 155 S. : zahlr. Ill. (farb.) – (Monumente Edition)
Darin Texte zu den Weimarer Goethestätten.

478 *Welzbacher*, Christian: Der Wiederaufbau des Frankfurter Goethehauses : Altstadtsanierung, schöpferische Rekonstruktion, Kulturpessimismus, Symbolpolitik. – In: Die Alte Stadt. Jg. 33. Stuttgart [u. a.] 2006. H. 4, S. 317-330 : Ill.

Namenregister

Alt, Peter-André 239
Althaus, Dieter 460
Altmann, Olaf 296
Ammerlahn, Hellmut 378
Andree, Martin 323
Anton, Herbert 154
Arfaoui, Amina 126
Asai, Hideki 397
Atherton, Geoffrey 127
Aurnhammer, Achim 458
Aznar, Eduardo 11

Ba, Amadou Oury 398
Backes, Hermann 251
Bähr, Andreas 324
Baerlocher, René Jacques 460
Ballstaedt, Andreas 182
Balser, Ewald 48
Barbey d'Aurevilly, Jules Amédée 59
Barsch, Wolfgang 74
Bartel, Heike 325
Baseggio, Cristina 51
Bauer, Johannes 182
Becker, Hans J. 1
Becker, Kristin 230
Beckmann, Max 23
Beetz, Manfred 1
Behrmann, Alfred 305
Beil, Hermann 251
Bell, Matthew 454
Beller, Manfred 128, 314
Benkő, Krisztián 326
Berg, Nicolas 400
Bergmann, Christian 75
Bernhardt, Rüdiger 240, 327
Bernhart, Toni 129
Bertram, Ernst 467
Beyer, Andreas 1
Biedermann, Woldemar v. 470
Bierwisch, Manfred 60
Biesterfeld, Wolfgang 392
Billen, Josef 164, 241
Birger-Güntert, Edda 144
Birus, Hendrik 130
Bishop, Paul 401
Blech, Hans-Christian 120
Bloch, Ernst 141, 417
Bloch, Richard 315
Blondeau, Denise 250
Boatin, Janet 402
Boerner, Peter 467
Böschenstein, Bernhard 403
Bohm, Arnd 242
Bohnenkamp, Anne 296, 452
Bonacchi, Silvia 379
Borchmeyer, Dieter 53, 182, 243
Borsò, Vittoria 154
Bosse, Jan
Boyle, Nicholas 296
Brandt, Helmut 560
Brandt, Reinhard 131
Braungart, Wolfgang 132
Brecht, Christoph 5
Breidbach, Olaf 133, 134
Brockmeier, Peter 135
Broszeit-Rieger, Ingrid 380
Brown, Jane K. 306
Brückner, Christian 13
Bruncken, Thirza 265, 342
Bruyn, Günter de 91
Bunzel, Wolfgang 251, 365
Busch, Werner 76
Busch, Regina 182
Buschmeier, Matthias 77, 136
Busch-Salmen, Gabriele 182
Butzlaff, Wolfgang 78

Cahn, Peter 182
Canisius, Claus 182
Carusi, Simonetta 347, 354
Catani, Antonello 366
Cech, Franz R. 49
Čerepennikova, Margarita S. 137
Chiarini, Paolo 79
Cholodkovskij, Nikolaj A. 24
Citati, Pietro 51
Claussen, Horst 80
Cometa, Michele 154
Conrady, Karl Otto 61
Corkhill, Alan 245, 246
Cortés, Helena 11
Crefeld, Sven 367

Crimp, Martin 356
Critzmann, Thorsten 368
Cseresznyák, Mónika 138, 139
Cysarz, Herbert 140
Czajka, Anna 141

Damm, Sigrid 81
Davies, Stefan 231, 232
Debon, Günther 142
Decker, Willy 334
Delacroix, Eugène 23
Demandt, Alexander 143
Denton, Eric Hadley 144
Detering, Heinrich 455
Deuling, Christian 82
Devrient, Otto 272
Dieckmann, Friedrich 296
Döhring, Sieghart 182
Dönike, Martin 83
Doering, Sabine 248
Doppel-U 28
Dorn, Dieter 274
Dreßler, Hilmar 145, 249, 346, 393, 394, 405, 456, 457
Dürr, Walther 182
Dumiche, Béatrice 250

Ebert, Gerhard 146
Eckermann, Johann Peter 62
Eckle, Jutta 147
Egger, Irmgard 148
Ehrhardt, Gundula 296
Ehrhardt, Walter E. 85
Einem, Herbert v. 35
Elie, Maurice 58
Eppers, Arne 86
Erath, Johannes 334
Erdmann, Robert 59
Ernst, Petra 406
Esteban Guijarro, José Manuel 369
Esterhazy, Fanny 123
Eysteinsson, Astradur 10

Fackelmann, Christoph 451
Fertig, Ludwig 407
Feuerstein, Torsten 26
Fichtl, Gisela 1
Fick, Monika 253
Fieseler, Christian 77
Fink, Gonthier-Louis 1
Fischer, Urs 87
Fischer-Dieskau, Dietrich 88
Fleck, Christiana Juliane 149
Flemming, Barbara 150
Föhl, Thomas 476
Forget, Philippe 254
Fraiman-Morris, Sarah 255
Franco, Bernard 151, 363
Frederking, Volker 21
Fresco, Marcel F. 94
Freund, Winfried 152
Freytag, Holk 292
Frick, Werner 460
Fricke, Harald 408
Friedenthal, Richard 467
Friedrichsmeyer, Sara 370
Fuhrmann, Manfred 376
Fukumoto, Keita 409, 410
Fussenegger, Gertrud 64

Gabor, Karlheinz 41, 46, 55
Gadeanu, Sorin 256
Gailus, Andreas 144, 360
Gauland, Alexander 91
Gerlach, Harald 65
Gille, Klaus F. 411
Giordano, Stefano 328
Giorgetti, Pier Fernando 412
Glaser, Hubert 89
Gockel, Heinz 153, 257, 307, 413
Göpfert, Herbert G. 1
Göres, Jörn 467
Gold, Käthe 2
Golz, Jochen 91, 145, 446, 460
Goslar, Jürgen 29
Grave, Johannes 155-157
Große, Wilhelm 39
Grünbein, Durs 158
Gründgens, Gustaf 2, 251, 274
Grumach, Renate 461
Gülke, Peter 182
Güse, Ernst-Gerhard 90, 474
Guthke, Karl S. 92, 159

Haas, Agnieszka K. 258
Haas, Stefanie 226
Hacks, Peter 93
Händl, Klaus 312
Hänsel-Hohenhausen, Markus v. 94
Hamacher, Bernd 160, 251
Hansen, Volkmar 91, 95, 161, 259, 304, 316, 329, 350, 355, 381, 395, 414, 461, 465, 467
Harmat, Márta 330

Hartmann, Tina 421
Hartung, Günter 162, 163
Hassel, Friedhelm 164
Head, Matthew 233
Heimerl, Joachim 224
Heinz, Jutta 165, 382
Heinze, Hartmut 96
Hellwig, Frank H. 466
Henckmann, Gisela 1
Henke, Burkhard 450
Henke, Silke 447
Hentschel, Uwe 415
Hermand, Jost 97
Hermann, Christine 308
Herwig, Henriette 383
Herz, Georg 98
Herzig, Horst 9
Herzig, Tina 9
Heske, Henning 260
Hesse, Bettina 40, 54
Hiebler, Heinz 416
Hillebrand, Bruno 417
Hirn, Jan Alexander 418
Hirzel, Salomon 470
Höhnl, Dieter 448, 453
Hölscher-Lohmeyer, Dorothea 1
Hösle, Vittorio 227
Hofmann, Peter 419
Hohoff, Curt 67
Holland, Jocelyn 166
Horn, Alste 35
Horn, Wolfgang 25
Hoshino, Hiromi 273
Huber, Konrad 458
Hübner, Antje 28
Hülsmann, Ingo 296
Hundt, Dietmar 167

Jacobs, Angelika 391
Jacobs, Silke 132
Jäger, Jürgen 468
Jaeger, Michael 296
Janensch, Uwe 420
Jeßing, Benedikt 421
John, Johannes 1

Kabisius, Nicole 100
Kade-Luthra, Veena 6
Kahl, Paul 234
Kakabadse, Nodar 461
Katzung, Katrin 469
Kauffmann, Kai 262
Kayser, Karl Georg 367
Keller, Werner 460
Keppler, Stefan 168, 169
Kiefer, Klaus H. 1
Kienzle, Ulrike 182
Kiermeier-Debre, Joseph 16, 31, 33, 34, 52
Kimura, Naoji 170, 422, 461
Kinski, Klaus 2
Kippenberg, Anton 425, 467, 470
Kirsch, Winfried 182
Kittstein, Ulrich 263
Klauß, Jochen 3, 90, 101, 171, 221, 448, 453
Klotz, Volker 331
Knopf, Sabine 470
Knopp, Ulrich 70
Knorr, Max 264
Koberg, Roland 296
Köhler, Kai 93
Köster, Albert 470
Kolago, Lech 102
Korff, Hans-Peter 120
Koš, Erih 15
Kovalevski, Bärbel 103
Krämer, Gernot 59
Kralicek, Wolfgang 356
Krause, Tilman 471
Kreher-Hartmann, Birgit 90
Krippendorff, Ekkehart 172
Krowas, Sigi Viktor 50
Krug, Hartmut 265
Kühlmann, Wilhelm 238
Kunz, Edith Anna 266
Kuschel, Karl-Josef 179

Laan, James M. v. d. 173
Lach, Roman 267
Lang, Karen Ann 174
Lange, Victor 1
Langer, Helmut 46, 55
Lassen, Eduard 272
Lee, Inn-Ung 23, 268
Lehmann, Sven 296
Leistner, Bernd 104
Lementowicz, Urszula 42
Lepenies, Wolf 423
Levik, Vil'gel'm V. 32
Lieb, Holger 26
Lietzau, Hans 120
Lin, Jean-Claude 45
Lindner, Burkhardt 371
Lindtberg, Leopold 48

Lippert-Adelberger, Eberhard 353
Lixenfeld, Elmar 477
Lörke, Tim 251
Loidl, Julian 49
Looschen, Hans 22
Lossau, Manfred 332
Lovenberg, Felicitas v. 396
Lucchesi, Joachim 251
Ludwig, Peter 63
Lütteken, Anett 87
Luserke-Jacqui, Matthias 71

Maaz, Bernhard 105
McCarthy, John A. 269
Mahal, Günther 270
Mahl, Bernd 251
Mahlmann-Bauer, Barbara 175
Maier, Ursula 106
Maisak, Petra 296
Maltzahn, Hellmuth v. 467
Mandelartz, Michael 303
Mandelkow, Karl Robert 461
Manger, Klaus 123
Marsh, James 176
Marti Marco, María Rosario 225
Martin, Ariane 424
Marx, Werner 425
Matt, Peter v. 177
Mattenklott, Gert 271
Maul, Gisela 90, 472
May, Anja 384
Mayeda, Akio 182
Meccoci, Micaela 154, 285
Mecklenburg, Norbert 222
Mede, Richard 107
Meier, Hedwig 182
Mellmann, Katja 333
Mendelssohn Bartholdy, Felix 273
Meyer, Friedrich 470
Michel, Christoph 1, 182
Mikat, Paul 467
Mildenberger, Hermann 99
Miller, Norbert 1, 182
Milz, Christian 220
Minuth, Johannes 251
Möller, Stefan 41
Moes, Jean 235
Molnár, Klára 274
Mommsen, Katharina 63, 91, 178, 179, 441
Mommsen, Momme 63
Mosès, Stéphane 180
Müller, Gerhard 108, 181
Müller, Joachim 275
Müller, Martin 72
Müller, Udo 309
Müller-Schöll, Nikolaus 302
Müller-Seidel, Walter 364
Müller-Wolff, Susanne 473

Nebrig, Alexander 229
Nemoianu, Virgil 183
Neubauer, John 1
Neuhauser, Werner 109
Neumann, Gerhard 184, 426
Neymeyr, Barbara 354
Nicholls, Angus 185
Niefanger, Dirk 236
Nienhaus, Birgit 317
Nilges, Yvonne 53, 427
Noth, Isabelle 186
Nowak, Adolf 182
Noyes, John K. 187

Oberlin, Gerhard 358
Oechslin, Werner 1
Oergel, Maike 276
Ohsugi, Hiroshi 188
Oppel, Margarete 99
Oppel, Richard 467
Orvieto, Paolo 277
Osten, Manfred 296
Osterkamp, Ernst 296
Ottenberg, Hans-Günter 1
Oz, Amos 396

Pape, Walter 189, 190
Paulin, Roger 191
Paumgardhen, Paola 318
Perels, Christoph 192
Peter, Wolf-Dieter 334
Petersdorff, Dirk v. 335
Petras, Armin 230
Pfotenhauer, Angela 477
Phelan, Anthony 386
Pille, René-Marc 278
Pilz, Dirk 279
Pohl, Ilse 94
Polaschegg, Andrea 193
Ponzi, Mauro 154
Post, Bernhard 463
Pott, Sandra 428
Prange, Martine 429
Preußer, Heinz-Peter 430
Prieler, Michael 280

Prossliner, Johann 7
Pruys, Karl Hugo 431
Puhle, Annekatrin 194

Quadflieg, Will 48
Quang Chiến 43

Raabe, Paul 195
Ramge, Hans 110
Reemtsma, Jan Philipp 123
Reese, Oliver 296
Reinhardt, Hartmut 1
Renger, Almut-Barbara 372
Reschke, Nils 373
Ricca, Cristina 182
Richards, Robert J. 196
Richter, Karl 1
Rinkenberger, Norman 359, 432
Ritte, Jürgen 433
Roeck, Bernd 228
Rölleke, Heinz 281
Rösler, Winfried 197
Rohde, Carsten 198
Ronell, Avital 111
Roselt, Jens 296
Roth, Petra 396

Sala Rose, Rosa 62
Saletta, Ester 282
Salmen, Walter 182, 199
Salmerón, Miguel 11
Sander, Otto 13
Sauder, Gerhard 1, 390
Sbarra, Stefania 200
Schäfer, Sabine 1
Scharffenberg, Renate 467
Scheffer, Katrin 336, 361
Schillemeit, Jost 201, 237, 283, 343, 387
Schillemeit, Rosemarie 201
Schings, Hans-Jürgen 1, 296
Schlaffer, Hannelore 1
Schlaffer, Heinz 1
Schlotter, Eberhard 17
Schmid, Aglaja 48
Schmid, Gerhard 112
Schmidinger, Walter 26
Schmidt, Beate Agnes 284
Schmidt, Jochen 285, 362
Schmidt, Peter 1
Schnack, Ingeborg 467
Schneider, Angela 49
Schneider, Bernd 49
Schneider, Helmut J. 319
Schneider, Irmela 1
Schneider, Marcus 202
Schneider, Reinhold 467
Schneider, Sabine 203
Schönborn, Sibylle 310
Schöne, Albrecht 19, 204, 286
Schonlau, Anja 251
Schrader, Hans-Jürgen 154
Schröter, Axel 113
Schütz, Helga 91
Schultz, Hartwig 91
Schwarzer, Yvonne 57
Schweizer, Claudia 205
Schwiedrzik, Wolfgang 48
Scialdone, Maria Paola 154
Sebastian, Birte Carolin 434
Seifert, Siegfried 73, 475
Seyerle, Guido 320, 321
Siegrist, Christoph 1
Siguan, Marisa 11, 287
Simm, Hans-Joachim 4
Simon, Ralf 288
Sittig, Claudia 460
Sitzmann, Gerhard H. 114
Slevogt, Max 24
Spies, Heike 467
Sprengel, Peter 1
Stade, Heinz 464
Stadler, Christian Maria 289
Stahl, Friedrich 22
Stammen, Silvia 290
Stegbauer, Hanna 435
Stegemann, Bernd 296
Stein, Monika-Yvonne Elvira 291
Stein, Peter 274
Steiner, Rudolf 45
Steinmayr, Markus 388
Stephan, Erika 292, 342
Stephenson, Roger H. 206, 401
Stockhorst, Stefanie 421
Strebe, Horst 344
Strobel, Jochen 115
Stumme, Gerhard 470
Stumpp, Gabriele 207
Swales, Martin W. 454

Takahashi, Yoshito 436
Tausch, Harald 322
Thalheimer, Michael 296
Theile, Gert 476
Thoenes, Christof 1

Thomé, Horst 349
Thurnher, Eugen 437
Tibaldi, Marta 374
Tillmann, Thomas 208
Tischbein, Johann Heinrich Wilhelm 99
Trapp, Gerhard 438
Trübenbach, Holger-Falk 251
Trunz, Erich 20, 30
Tsur, Reuven 293

Uerlings, Herbert 311
Uhrbach, Peter 116
Ullrich, Herbert 117
Urban, Cerstin 294
Uther, Nicola 18

Vaget, Hans Rudolf 439
Vahl, Heidemarie 295
Vogel, Juliane 389
Voßkamp, Wilhelm 154

Wachsmuth, Andreas B. 467
Wachtveitl, Udo 50
Wagenbreth, Otfried 118
Wagenknecht, Christian 209, 337
Wagner-Egelhaaf, Martina 210
Wahl, Volker 440
Wallenborn, Markus 119
Walser, Martin 120
Walther, Peter 13, 91
Wapnewski, Peter 345
Weaver, Ann C. 454
Weber, Florian 211
Weichelt, Matthias 212
Weinrich, Harald 213
Weissbort, Daniel 10
Weiss-Schletter, Daniela 214
Welzbacher, Christian 478
Werche, Bettina 474
Werner, Dietrich 463
Werner, Katja 312
Wesseling, Käthe 396
Wichelhaus, Manfred 121
Wiegel, Hildegard 122
Wiegelmann, Franz Josef 441
Wiethölter, Waltraud 5
Wild, Inge 215
Wild, Reiner 1, 216
Wilharn, Sabine 56
Wilhelm, Frank 124
Will, Susanne 297
Williamson, John, 182
Wilm, Marie-Christin 217
Wimmer, Gerold 125
Wimmer, Martin 218
Winkler, Markus 313
Wirsich-Irwin, Gabriele 8
Witte, Bernd 154
Wittek, Bernhard 443
Wojtecki, Wolfram 68
Wolf, Norbert Christian 444
Wünsch, Marianne 298
Würmser, Rudolf 348
Wyder, Margrit 449

Yom, Syng Sup 219, 299, 338, 445

Zagari, Luciano 461
Zarncke, Friedrich 470
Zehm, Edith 1, 460
Zeller, Regine 467
Zeman, Herbert 451
Ziesmer, Marion 339
Zimmermann, Bernhard 347
Zimmermann, Regine 296
Zweig, Stefan 467

Liste der im Jahr 2007 eingegangenen Bücher

Acta Neophilologica. 39. Jahr. Heft 1-2 (2006). Editor: Mirko Jurak. Ljubljana o. J.

Andree, Martin: Wenn Texte töten. Über Werther, Medienwirkung und Mediengewalt. München 2006

Arfaoui, Amina: Féminité et inconscient dans l'œuvre théâtrale du jeune Goethe. Une approche jungienne des pièces mineures. o. O. 2006

Aurora. Jb. der Eichendorff-Gesellschaft. Bd. 66/67: Eichendorff wieder finden. Joseph von Eichendorff. 1788-1857. Hrsg. von Anne Bohnenkamp u. Ursula Regener. Frankfurt a. M. 2007

Bahr, Ehrhard: Weimar on the Pacific. German exile culture in Los Angeles and the crisis of modernism. Berkeley, Los Angeles, London 2007

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Jb. 2006. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 2007

Berliner Beiträge zum Genossenschaftswesen, Nr. 67. Hrsg. vom Vorstand des Instituts für Genossenschaftswesen an der Humboldt-Universität zu Berlin: »Wenn alle in die gleiche Richtung laufen, kippt die Welt um« – Prof. Dr. Rolf Steding zum 70. Geburtstag. Berlin 2007

Blätter des Deutschen Theaters 3 (2006): »Verweile doch« – Goethes »Faust« heute. Die Faust-Konferenz am Deutschen Theater und Michael Thalheimers Inszenierungen. Hrsg. von Michael Jaeger, Roland Koberg, Bernd Stegemann, Henrike Thomsen. Berlin 2006

Busch-Salmen, Gabriele (Hrsg.): Philipp Christoph Kayser (1755-1823). Komponist, Schriftsteller, Pädagoge, Jugendfreund Goethes. Hildesheim, Zürich, New York 2007

Chon, Young-Ae: Goethe and the Ballad [in koreanischer Sprache]. Seoul [2007]

Chon, Young-Ae: Kafka, mein Kafka. Berlin 2007

Deutsche Presse aus Ungarn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literatur, Theater, Sprache und Aspekte der Identität. Hrsg. von András F. Balogh u. László Tarnói. Budapest 2006

Die Ros' ist ohn Warum. Deutsche Lyrik aus zwölf Jahrhunderten. Auswahl und Übertragung aus dem Deutschen [ins Bulgarische] Nadežda Andreeva. Veliko Tarnovo 2007

Doitsubungaku-Ronko. Forschungsberichte zur Germanistik. Heft 48 (2006). Hrsg. vom Japanischen Verein für Germanistik. Osaka o. J.

Droste-Jb. 6 (2005/2006). Im Auftrag der Annette von Droste-Gesellschaft hrsg. von Jochen Grywatsch u. Winfried Woesler. Münster 2007

Egger, Irmgard: Italienische Reisen. Wahrnehmung und Literarisierung von Goethe bis Brinkmann. München 2006

Estetica 2 (2006): Schiller e la tragedia a cura di Peter-André Alt, Maria Carolina Foi, Gerhard Lauer e Aldo Venturelli. Genova 2006

E. T. A. Hoffmann-Jb. Bd. 15 (2007). Hrsg. von Hartmut Steinecke u. Detlef Kremer. Berlin 2007

Friedrich Schiller – den kommenden Jahrhunderten. Deutsch/Bulgarisch. Hrsg. von Nikolina Burneva. (Germanistische Studien der Literaturgesellschaft »Goethe in Bulgarien«.) Veliko Tarnovo 2007.

Goethe: »Faust«. Première partie de la tragédie. Traduction de Gérard de Nerval. Édition de Jean Lacoste. Paris 2007

Goethe lebt in Österreich. Eine Sammlung von Studien zur Rezeptions- und Wirkungsgeschichte anläßlich der Errichtung des Goethe-Zentrums im Stift Kremsmünster. Hrsg. von Herbert Zeman. Wien 2007

Goethe-Studien 2004-2006 [in russischer Sprache]. Hrsg. von G. V. Jakuschewa. Moskau 2007

Goethe Yearbook. Publications of the Goethe Society of North America. Vol. XIV. Ed. by Simon Richter with Martha B. Helfer. Rochester 2007

Gotthold Ephraim Lessing. Dichter zwischen Aufklärung und Klassik. Hrsg. von der Ortsvereinigung Hamburg der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. Dößel 2007

Grabbe-Jb. 2006. 25. Jg. Im Auftrag der Grabbe-Gesellschaft hrsg. von Kurt Roessler u. Peter Schütze. Bielefeld 2007

Hebbel-Jb. Bd. 62 (2007). Hrsg. im Auftrag der Hebbel-Gesellschaft e. V. von Monika Ritzer u. Hargen Thomsen. Heide 2007

Hornung, Erik / Schweizer, Andreas (Hrsg.): Der Mensch und sein Widersacher. Eranos 2001-2002. o. O. o. J.

Husar, Irene: »Dauer im Wechsel«. Lebenslinien. Eine Autobiographie im wissenschaftlichen, philosophischen und poetisch-künstlerischen Kontext. Toronto, Lviv 2007

Ich selbst und Schiller. Hrsg. von Jutta Berndt, Ulrich von Bülow u. Ulrich Raulff. Marbach am Neckar 2007

Im Spiegel des anderen / Teise peeglis [in deutscher und estnischer Sprache]. Hrsg. von Janika Kronberg, Liina Lukas, Odila Triebel. Tartu 2006

Iranistik. Deutschsprachige Zeitschrift für iranische Studien. Heft 2 (2005/2006). Hrsg. von Omid Tabibzadeh. Teheran o. J.

Italienische Landschaften der Goethezeit. Bestandsverzeichnis der Zeichnungen und Radierungszyklen aus der Sammlung der Casa di Goethe. Hrsg. von Ursula Bongaerts. Rom 2007

Jb. der Deutschen Schillergesellschaft. 50. Jg. Im Auftrag des Vorstands hrsg. von Wilfried Barner, Christine Lubkoll, Ernst Osterkamp u. Ulrich Raulff. Göttingen 2006

Jb. der Deutschen Schillergesellschaft. 51. Jg. Im Auftrag des Vorstands hrsg. von Wilfried Barner, Christine Lubkoll, Ernst Osterkamp u. Ulrich Raulff. Göttingen 2007

Jb. der Österreichischen Goethe-Gesellschaft. Bd. 108/109/110 (2004/2005/2006). Unter Mitwirkung von Christoph Fackelmann hrsg. von Herbert Zeman. Wien 2006

Jb. des Adalbert-Stifter-Institutes des Landes Oberösterreich. Bd. 13 (2006). Auswahl der Beiträge: Johann Lachinger, Julius Stieber u. Martin Sturm. Linz 2007

Jb. des Adalbert-Stifter-Institutes des Landes Oberösterreich. Bd. 14 (2007). Hrsg. von Milan Tvrdík u. Wolfgang Wiesmüller. Linz 2007

Jb. für finnisch-deutsche Literaturbeziehungen. Nr. 39 (2007). Hrsg. von Hans Fromm, Maria-Liisa Nevala u. Ingrid Schellbach-Kopra. Helsinki 2007

Johann Wolfgang von Goethe: Narrativa. Versiones de Marisa Siguan y Eduardo Aznar, Miguel Salmerón y Helena Cortés. Madrid, Córdoba 2006

Koch, Karl: Ach Weimar, geliebtes Weimar. Literarische, musikalische und theologische Spaziergänge durch die Klassikerstadt. Nordhorn 2006

Mahl, Bernd: Goethe in Stuttgart. Eine Dokumentation mit zeitgenössischen Abbildungen. Tübingen 2007

Max Beckmann: Zeichnungen zu Goethes »Faust«. Publikation anläßlich der Ausstellung Max Beckmann. Zeichnungen zu Goethes »Faust«. Eine Ausstellung des Freien Deutschen Hochstifts / Frankfurter Goethe-Museum zum zehnjährigen Bestehen der Casa di Goethe in Rom. Hrsg. von Ursula Bongaerts. Rom 2007

Neue Beiträge zur Germanistik. Internationale Ausgabe von »Doitsu Bungaku«. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Bd. 5, Heft 3 (2006): Germanistische Linguistik heute – anhand von Beispielen aus der Arbeit des IDS. München 2006

Neue Beiträge zur Germanistik. Internationale Ausgabe von »Doitsu Bungaku«. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Bd. 6, Heft 2 (2007): Sprachprüfungen und Sprachpolitik. München 2007

Neue Beiträge zur Germanistik. Internationale Ausgabe von »Doitsu Bungaku«. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Bd. 6, Heft 3 (2007): Linguisten-Seminar: Nomen und Verben in der deutschen Grammatik. München 2007

Neue Beiträge zur Germanistik. Japanische Ausgabe der »Doitsu Bungaku«. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Bd. 5, Heft 2 (2006). Tokyo 2006

Neue Beiträge zur Germanistik. Japanische Ausgabe der »Doitsu Bungaku«. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Bd. 5, Heft 4 (2006). Tokyo 2006

»Perlenfischerey«. Italienische Zeichnungen aus Goethes Sammlung. Hrsg. von Dieter Höhnl u. Jochen Klauß im Auftrag des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e. V. in Zusammenarbeit mit der Klassik Stiftung Weimar. Weimar 2007

Publications of the English Goethe Society. Vol LXXVI, Part I (2007): Papers read before the Society 2006. Ed. by Matthew Bell, Martin W. Swales and Ann C. Weaver. Leeds 2007

Schiller und Frankreich. Beiträge von Michael Hofmann und René-Marc Pille. Hrsg. vom Weimarer Schillerverein und der Deutschen Schillergesellschaft. Tübingen 2007

Schopenhauer-Jb. Bd. 88 (2007). Im Auftrag des Vorstandes der Schopenhauer-Gesellschaft hrsg. von Matthias Koßler u. Dieter Birnbacher. Würzburg 2007

Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft. Bd. 56 (2007). Im Auftrag der Theodor-Storm-Gesellschaft hrsg. von Gerd Eversberg, Regina Fasold u. Gabriele Radecke. Heide in Holstein 2007

Schwarz, Sandra: »Kunstheimat«. Zur Begründung einer neuen Mythologie in der klassisch-romantischen Zeit. Paderborn 2007

Sebastian, Birte Carolin: Von Weimar nach Paris. Die Goethe-Rezeption in der Zeitschrift »Le Globe«: Köln, Weimar, Wien 2006

Shakespeare-Jb. Bd. 143 (2007). Hrsg. von Ina Schabert u. Sabine Schülting in Verbindung mit Tobias Döring u. Norbert Greiner. Bochum 2007

Weder, Christine: Erschriebene Dinge. Fetisch, Amulett, Talisman um 1800. Freiburg i. Br., Berlin, Wien 2007

Abbildungsnachweis

Abb. 1	Foto: Klassik Stiftung Weimar
Abb. 2	® The Nobel Foundation, Stockholm
Abb. 3	® The Nobel Foundation, Stockholm
Abb. 4	Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N.
Porträt Nodar Kakabadse	Foto: privat
Porträt Hans-Peter Linss	Foto: privat
Vorstand Goethe-Gesellschaft	Foto: Raimond Munschke, City-Color Weimar

Siglen-Verzeichnis

AS	Goethes Amtliche Schriften. Veröffentlichung des Staatsarchivs Weimar. Bd. I: 1776-1786. Hrsg. von Willy Flach. Weimar 1950. Bd. II. Bearbeitet von Helma Dahl. 1. Halbbd.: 1788-1797. Weimar 1968. 2. Halbbd.: 1798-1819. Weimar 1970. Bd. III: Erläuterungen zu den Schriften 1788-1819. Bearbeitet von Helma Dahl. Weimar 1972. Bd. IV: Register. Bearbeitet von Helma Dahl. Weimar 1987.
BA	Goethe: Poetische Werke. Kunsttheoretische Schriften und Übersetzungen. 22 Bde. Berlin, Weimar 1960-1978 [Berliner Ausgabe].
DWb	Deutsches Wörterbuch. Begr. von Jacob und Wilhelm Grimm. 33 Bde. Leipzig 1854-1962. Nachdruck München 1984.
FA	Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. 40 Bde. Hrsg. von Hendrik Birus u. a. Frankfurt a. M. 1987 ff. [Frankfurter Ausgabe].
Goethe-Handbuch	Goethe-Handbuch. 5 Bde. Hrsg. von Bernd Witte, Theo Buck, Hans-Dietrich Dahnke, Regine Otto und Peter Schmidt. Stuttgart, Weimar 1996-1999.
GJb	Goethe-Jahrbuch (auch für alle anders lautenden Titel des Jahrbuchs). Weimar 1880 ff.
Gespräche	Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard Freiherrn von Biedermann ergänzt und hrsg. von Wolfgang Herwig. 5 Bde. Zürich, Stuttgart, Bd. 4-5: Zürich, München 1965-1987.
GT	Johann Wolfgang Goethe: Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe. Im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar hrsg. von Jochen Golz unter Mitarbeit von Wolfgang Albrecht, Andreas Döhler und Edith Zehm. Stuttgart, Weimar 1998 ff.
GWb	Goethe-Wörterbuch. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Wissenschaften in Göttingen und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Bd. 1 ff. Berlin, Stuttgart 1978 ff.
HA	Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hrsg. von Erich Trunz. Hamburg 1948-1964 [Hamburger Ausgabe].
HA Briefe	Goethes Briefe. 4 Bde. Hrsg. von Karl Robert Mandelkow und Bodo Morawe. Hamburg 1962-1965.
HA Briefe an Goethe	Briefe an Goethe. 2 Bde. Hrsg. von Karl Robert Mandelkow. Hamburg 1965-1969.
LA	Goethe. Die Schriften zur Naturwissenschaft. Vollständige mit Erläuterungen versehene Ausgabe im Auftrage der Deutschen Akademie der Naturforscher. Leopoldina. Begr. von Lothar Wolf und Wilhelm Troll. Hrsg. von Dorothea Kuhn, Wolf von Engelhardt und Irmgard Müller. Abt. I: Texte. 11 Bde. Weimar 1947-1970. Abt. II: Ergänzungen und Erläuterungen. Weimar 1959 ff. [Leopoldina-Ausgabe].
MA	Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. 21 Bde. (in 33). Hrsg. von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller, Gerhard Sauder und Edith Zehm. München 1985 ff. [Münchner Ausgabe].

SchrGG	Schriften der Goethe-Gesellschaft. Weimar 1885 ff.
SNA	Schillers Werke. Nationalausgabe. 1940 begründet von Julius Petersen. Fortgeführt von Lieselotte Blumenthal, Benno von Wiese, Siegfried Seidel. Hrsg. im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach von Norbert Oellers. 40 Bde. Weimar 1943 ff.
WA	Goethes Werke. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. 143 Bde. Weimar 1887-1919. Nachdruck München 1987. [nebst] Bd. 144-146: Nachträge und Register zur IV. Abt.: Briefe. Hrsg. von Paul Raabe. Bde. 1-3. München 1990 [Weimarer Ausgabe].

Manuskripthinweise

1 Manuskripte bitte in neuer Orthographie (Zeilenabstand 1½, Schrifttyp Arial, Schriftgröße 12 Punkt, einseitig beschrieben) in einem Umfang von max. 20 Seiten (= max. 30.000 Zeichen) und zusätzlich als DOC- oder RTF-Datei über e-mail einsenden an:

Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V.
Dr. Petra Oberhauser
Burgplatz 4
99423 Weimar.

Bitte beachten Sie, daß Teile aus Dissertationen im Jahrbuch nicht veröffentlicht werden.

2 Der Name des Verfassers steht in Versalien über der Hauptüberschrift. Überschriften enden ohne Punkt.

3 a Absätze werden durch Einzug gekennzeichnet, größere Sinnabschnitte durch eine Leerzeile.

3 b Vers- und Prosazitate (Primär- und Sekundärliteratur) von vier und mehr Zeilen werden in der Regel durch Einrückung hervorgehoben. Anführungszeichen entfallen dann.

4 Titel von Büchern, Aufsätzen, Zeitschriften, Zeitungen etc. werden im Text und in den Anmerkungen kursiv und ohne Anführungszeichen wiedergegeben. Ausnahme: Anführungszeichen werden benötigt bei Zitaten oder Titeln im Titel – Beispiel: Herman Meyer: »*Zarte Empirie*«. *Studien zur Literaturgeschichte*. Stuttgart 1963. Vgl. auch die Beispiele unter Punkt 12.

5 a Kürzere Zitate werden im Text und in den Anmerkungen durch »Anführungszeichen« kenntlich gemacht. Längere Zitate (ab vier Zeilen Länge) werden eingerückt.

5 b Zitate in Zitaten werden durch ›einfache Anführungszeichen‹ wiedergegeben.

5 c Goethe-Zitate, die mit im Siglenverzeichnis des Goethe-Jahrbuchs genannten Werkausgaben belegt werden können, werden im Anschluß an das Zitat im Haupttext nachgewiesen; alle anderen Zitate werden in den Anmerkungen nachgewiesen.

6 a Stellen, die der Autor eines Beitrags hervorheben möchte, sind zu kursivieren. Sie erscheinen dann auch in der Druckfassung kursiv.

6 b Sind Hervorhebungen in einem Zitat im Original durch Sperrung gekennzeichnet, bleibt die Sperrung auch in der Druckfassung erhalten. Bitte kennzeichnen Sie diese Stellen im Manuskript durch eine unterbrochene Linie.

7 Einklammerungen innerhalb von runden Klammern und Auslassungen in Zitaten werden durch eckige Klammern […] gekennzeichnet.

8 a Die Anmerkungen erscheinen im Jahrbuch als Fußnoten, im Manuskript als Endnoten. Die Anmerkungszahlen sind automatisiert einzufügen. Sie werden hochgestellt, nicht mit Klammern versehen und innerhalb eines Beitrags stets durchgezählt.

8 b Eine Anmerkungszahl, die sich auf einen Satz oder Teilsatz bezieht, steht nach dem jeweiligen Satzzeichen (Punkt, Komma etc.). Eine Anmerkungszahl, die sich auf ein Wort oder eine Wortgruppe innerhalb eines Satzes bezieht, steht unmittelbar hinter dem Wort oder der Wortgruppe.

8 c Auch bei langen Anmerkungen sollten Absätze möglichst vermieden werden; statt dessen kann ein neuer Abschnitt durch einen Gedankenstrich vom vorherigen abgesetzt werden.

8 d Die Anmerkungen beginnen mit einem Großbuchstaben und enden mit einem Punkt. Namen von Autoren, Herausgebern oder Bearbeitern werden nicht hervorgehoben.

9 Allgemeine bibliographische Begriffe werden abgekürzt (z. B.: Bd., Diss., Hrsg., hrsg. von, Jb., Jg., Nr., S., V., Zs. usw.).

10 Die verwendete Goethe-Ausgabe wird mit der entsprechenden Sigle im direkten Zitatanschluß nachgewiesen (z. B.: WA I, 5.1, S. 100; vergleichbar wird verfahren bei AA, FA, HA, LA, MA). Die Auflösung der Siglen erfolgt über ein Siglen-Verzeichnis am Ende des Jahrbuchs.

11 Wird ein Titel wiederholt zitiert, erscheint lediglich der Nachname des Autors mit Verweis auf diejenige Stelle, an der er vollständig genannt ist:
Vulpius (Anm. 10), S. 132 f.

12 Für die Zitierweise in den Anmerkungen gelten folgende Beispiele:
Italienische Reise (HA 11, S. 9-349).

René Jacques Baerlocher: *Nachwort*. In: *»Das Kind in meinem Leib«. Sittlichkeitsdelikte und Kindsmord in Sachsen-Weimar-Eisenach unter Carl August. Eine Quellenedition 1777-1786*. Hrsg. von Volker Wahl. Mit einem Nachwort von René Jacques Baerlocher. Weimar 2004, S. 331-504.

Katharina Mommsen: *Goethe und die arabische Welt*. Frankfurt a. M. 1988, S. 86 f.

Vgl. Reinhart Koselleck: *Goethes unzeitgemäße Geschichte*. In: GJb 1993, S. 27-39; hier S. 28.

Margarethe Beckurts: *Zur Bedeutung der Novelle in Goethes »Wahlverwandtschaften«*. In: *Zs. für deutsche Philologie* 103 (1984), Sonderheft, S. 75 f.

Peter Michelsen: *Fausts Erblindung*. In: *Aufsätze zu Goethes »Faust II«*. Hrsg. von Werner Keller. Darmstadt 1992, S. 345-356.

Heinrich Voß an Charlotte von Schiller, 12.11.1809; zit. nach: Härtl (Anm. 4), S. 73.

Bitte zitieren Sie stets einheitlich und folgerichtig.

13 Autoren von Abhandlungen, Dokumentationen und Miszellen erhalten 30 Sonderdrucke, Autoren von Rezensionen erhalten 8 Sonderdrucke.

Wir bitten zu beachten:

Voraussetzung für die Lieferung des Goethe-Jahrbuchs ist die Entrichtung des Mitgliedsbeitrags von 60 € (Schüler, Studenten, Arbeitslose und Ehepartner eines Mitglieds 20 €).

Der Mitgliedsbeitrag ist bis zum 31. März des jeweiligen Kalenderjahres fällig. Es wird gebeten, ihn auf eines der folgenden Konten zu überweisen:

0 301 004 048 / BLZ 820 510 00 bei der Sparkasse Mittelthüringen

oder 118 819-601 / BLZ 500 100 60 bei der Postbank Frankfurt a. M.

oder 282 711 100 / BLZ 820 700 24 bei der Deutschen Bank – Filiale Weimar

oder per Bankscheck an die Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft in Weimar.

Spenden für die Tätigkeit der Goethe-Gesellschaft erbitten wir auf eines der obengenannten Konten.
Spenden für Stipendiaten erbitten wir auf folgendes Sonderkonto:

310 001 579 / BLZ 820 510 00 bei der Sparkasse Mittelthüringen.

Anschriftenänderungen: Wir bitten Sie, jede Anschriftenänderung der Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft, Postfach 2251, 99403 Weimar,
Telefon: 0 36 43 – 20 20 50, Fax: 0 36 43 – 20 20 61, e-mail: goetheges@aol.com mitzuteilen.

Anträge auf Mitgliedschaft können formlos an die Geschäftsstelle gerichtet werden. Jeder Goethefreund ist herzlich willkommen!

Bitte informieren Sie sich auch über unsere Gesellschaft unter
www.goethe-gesellschaft.de.

Warum Goethe heute? Dieser Frage stellten sich Friedrich Dieckmann, Benedikt Jeßing, Klaus Manger, Oskar Negt, Manfred Osten und Dirk von Petersdorff in einem Kolloquium, das am 17. und 18. März 2007 gemeinsam von der Goethe-Gesellschaft und dem Freundeskreis des Goethe-Nationalmuseums veranstaltet wurde. Die Antworten, essayistisch in der Anlage, strikt textbezogen in Gehalt und Aussage, werden hier vorgelegt. In der Vielfalt ihrer Perspektiven sollen sie Denkanstöße vermitteln und zu neuen Auseinandersetzungen mit Goethes Leben und Werk einladen.

Jochen Golz, Dieter Höhnl (Hrsg.)

Warum Goethe heute? – Weimar 2008,

128 Seiten, broschiert

ISBN 978-3-00-023799-7

Zu beziehen über: Freundeskreis des Goethe-Nationalmuseums e.V., Dieter Höhnl, Friedensstraße 10, 99423 Weimar

e-mail: haus--hoehnl@t-online.de

DE GRUYTER

■ Die Entstehung von Goethes Werken in Dokumenten

Begründet v. Momme Mommsen
Fortgeführt und herausgegeben v. Katharina Mommsen
Redaktion: Peter Ludwig

Ca. 18 Bände

Band 1: Abaldemus – Byron
2006. ISBN 978-3-11-018987-2

Band 2: Cäcilia – Dichtung und Wahrheit
2006. ISBN 978-3-11-018988-9

Band 3: Diderot – Entoptische Farben
2006. ISBN 978-3-11-018989-6

Band 4: Entstehen – Farbenlehre
2008. ISBN 978-3-11-020307-3

„Wer nur Goethes Äußerungen zu *Egmont* zwischen 1773 und 1829 nachliest, hat die Chance, ein ganzes Dichterleben im Spiegel eines einzigen Dramas zu rekapitulieren. Man darf gespannt sein auf die Überraschungen, die uns die EGW auf dem weiten Weg bis zum Z noch bereiten wird. Und vor allem auch auf den geplanten Ergänzungsband mit den Dokumenten zu Goethes Gedichten." *Manfred Koch in: Neue Zürcher Zeitung 09/2007*

W DE G de Gruyter
Berlin · New York

www.degruyter.de

„Ein Großunternehmen der Goethe-Forschung hat wieder Fahrt aufgenommen."
Hans-Jürgen Schings in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 06/2007

Goethezeit im Wallstein Verlag

Aus dem Nachlass der weimarischen Hofdame Louise von Göchhausen ist ein Reisetagebuch überliefert, das diese als Begleiterin der Herzogin Anna Amalia während eines zweijährigen Aufenthaltes in Italien schrieb. Es handelt sich um eine bislang unveröffentlichte Quelle aus dem unmittelbaren Umfeld Goethes und des klassischen Weimar.

Die Edition des Tagebuchs wird ergänzt durch einen umfangreichen Kommentar und ein mit biographischen Informationen versehenes Personenregister.

»Es sind vortreffliche Italienische Sachen daselbst«

Louise von Göchhausens Tagebuch ihrer Reise mit Herzogin Anna Amalia nach Italien vom 15. August 1788 bis 18. Juni 1790

Herausgegeben und kommentiert von Juliane Brandsch

ca. 512 S., ca. 10 Abb., Festeinband

ISBN 978-3-8353-0282-2

Das Stammbuch Friedrich von Matthissons

Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Erich Wege, Doris und Peter Walser-Wilhelm sowie Christine Holliger

2 Bände im Schuber, zus. 870 S., 364 farbige Abb., Festeinband

ISBN 978-3-8353-0002-6

Das Stammbuch Friedrich von Matthissons – Freundschaftsbeweis und ausdrucksstarkes Zeitzeugnis zugleich – entwirft ein Panorama der deutschen und schweizerischen Geistesgeschichte zwischen 1782 und 1830.

Das Stammbuch des weitgereisten Matthisson zählt mit 336 handschriftlichen und bildnerischen Einträgen zu den prächtigsten Stammbüchern der Epoche. Unter den 281 Inskribenten – ein Viertel davon sind Frauen – befinden sich Goethe, Schiller, Bonstetten, Johannes von Müller, Pestalozzi, Lavater, Bürger, Lichtenberg, Gleim, Klopstock, Matthias Claudius, Johanna Schopenhauer, Henriette Sonntag und viele weitere Persönlichkeiten aus Wissenschaften, Künsten und Politik.

Das Stammbuch ist vollständig vierfarbig faksimiliert. Der Kommentarband bietet eine buchstabengetreue Transkription, Zitatnachweise und weitere Informationen zu den Einträgern bzw. den Eintragungen.